2. Band] Erscheint vollständig in 4 Bänden zu 8 M. brosch., 10 M. eleg. gebunden. [8 Mark.

Weltgeschichte

in vier Bänden.

Von

Oskar Jäger,

Direktor des Kgl. Friedrich-Wilhelmsgymnasium zu Köln.

Zweiter Band.

Geschichte des Mittelalters.

Mit 226 authentischen Abbildungen im Text und 21 Beilagen in Schwarz- und Farbendruck.

Zweite Auflage.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1894.

Weltgeschichte

in vier Bänden.

Von

Oskar Jäger,
Direktor des Kgl. Friedrich-Wilhelmsgymnasiums zu Köln.

II. Band.

Geschichte des Mittelalters.

Zweite Auflage.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1894.

Geschichte des Mittelalters

von

Oskar Jäger,
Direktor des Kgl. Friedrich-Wilhelmsgymnasiums zu Köln.

Mit 226 authentischen Abbildungen im Text und 21 Beilagen in Schwarz- und Farbendruck.

Zweite Auflage.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1894.

Inhaltsübersicht.

Geschichte des Mittelalters.

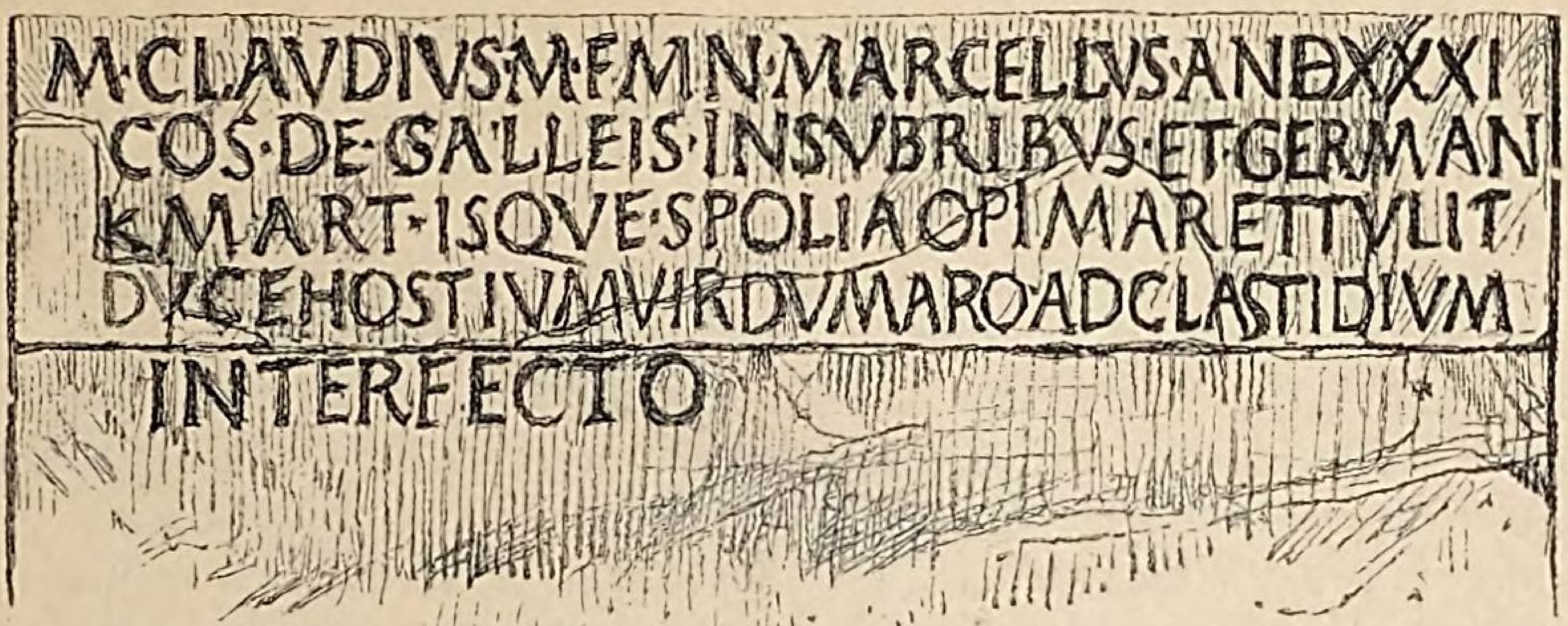
Viertes Buch.

Von Rudolf von Habsburg bis auf die Anfänge der Reformation.

Geschichte des Mittelalters.

Erstes Buch.

Von Odoaker bis auf Karl den Großen.



Erstes Vorkommen des Namens Germanen in der Geschichte.
Abbildung des Bruchstücks der kapitolinischen Triumphalfasten zu Rom, auf dem der Name geschrieben steht.*)

Erstes Kapitel.

Odoaker in Italien. — Rückblick auf die Entwickelung der germanischen Völker. — Die Germanen und das Christentum.

Germanenherrschaften auf römischem Boden.

Wir haben die Menschengeschichte unter dem herkömmlichen Namen der Geschichte des Altertums bis zum Jahre 476 der christlichen Ära herabgeführt, in welchem ein an sich wenig bedeutender Vorgang einen großen Wandel in der Gestaltung der geschichtlichen Welt nicht sowohl herbeiführte, als kund gab und deutlich machte. Odoaker hatte, indem er die Ansprüche seiner Kriegsgefährten in die Hand nahm und befriedigte und ihnen Grundbesitz in Italien verschaffte, nur einen Vorgang wiederholt, der seit den Tagen des Marius und Sulla häufig genug geschehen war. Er hatte ferner, indem er sich König der deutschen Völker in Italien nannte und von dem Kaiser Zeno den Titel eines Patricius annahm, in dessen Kraft er die Provinz Italien regierte, sogar dem Dualismus von Osten und Westen gewissermaßen ein Ende gemacht und die Einheit des Reiches wiederhergestellt: vom Purpur und den andern Abzeichen der höchsten Gewalt machte er keinen Gebrauch. Gleichwohl beginnt man mit diesem Ereignis, das für die Nächstbeteiligten, die romanische Bevölkerung Italiens, schwerlich eine große Veränderung bedeutete und das sich unter wenig auffälligen Formen vollzog, einen der drei großen Zeitabschnitte, in welche man nach altem Herkommen die Darstellungen der Weltgeschichte zu zerlegen pflegt,

---

*) Die Marmorplatte schneidet unter der vierten Zeile ab, die daranstoßende Platte ist nicht mehr vorhanden. „Interfecto" ist moderne, allerdings sehr naheliegende Ergänzung. Der Deutlichkeit halber ist auch der Anfang des ersten Wortes der vierten Zeile vom Zeichner ergänzt. Die Inschrift lautet:

M. Claudius M(arci) F(ilius) M(arci) N(epos) Marcellus An(no) DXXXI
Co(n)s(ul) De Galleis Insubribus Et German
K(alendas) Mart(ii). Isque Spolia Opima Rettulit
(Du)ce Hostium Virdumaro Ad Clastidium
(Interfecto)

M. Claudius, Sohn des Marcus, Enkel des Marcus, Marcellus, hat im Jahre 531 als Konsul am 1. März triumphiert über die insubrischen Gallier und die Germanen. Er hat dabei eine Hauptbeute heimgebracht, da er den Anführer der Feinde Virdumar bei Clastidium getötet.

— die Geschichte des Mittelalters. Das Epochemachende lag darin, daß eine Entwickelung, die schon mit Ariovist, ja schon mit dem Zug der Cimbern und Teutonen begonnen hatte, jetzt zu einer Art Abschluß gekommen war. Auch in dem Lande der Mitte, den ältesten Stätten der Macht des Imperium Romanum war jetzt eine Herrschaft germanischen Kriegsvolks aufgerichtet, wie längst in den Außenländern des römischen Reichs. In Afrika herrschten die Vandalen, seit 429; in Spanien und in Gallien bis an die Loire seit 419 die Westgoten, welche den Sueven nur noch einen schmalen Strich der pyrenäischen Halbinsel am atlantischen Ozean übrig ließen; im Rhonethal und bis zum Bodensee hin die Burgunden; des nördlichen Galliens hatten sich langsam vordringend die Franken bemächtigt und nur ein mäßiger Rest von der Loire bis zur Somme, rings von germanischen Völkerschaften, Westgoten, Burgunden, Alemannen, Franken umgeben, war im gallischen Lande noch römisches Provinzialgebiet; Britannien endlich, längst aufgegeben, war seit 449 etwa den Angelsachsen botmäßig, welche, wie einst die Sueven Ariovists als Hilfsvölker oder Soldtruppen ins Land gerufen, wie diese sich zu Herren des Landes gemacht und, glücklicher als sie, sich als solche behauptet hatten. Diese germanischen Völker waren, wie man sich ausdrückt, fortan die Träger der Weltgeschichte; — in dem Maße und in der Art, wie sie die vorhandenen Kulturerrungenschaften annahmen, umbildeten, weiterbildeten, schritt die Menschheit fort. Es wird deshalb unerläßlich sein, einen Blick auf ihre bisherige Geschichte zu werfen.



Germanenfamilie.
Darstellung an der Colonna Antonina zu Rom.

Älteste Geschichte der Germanen.

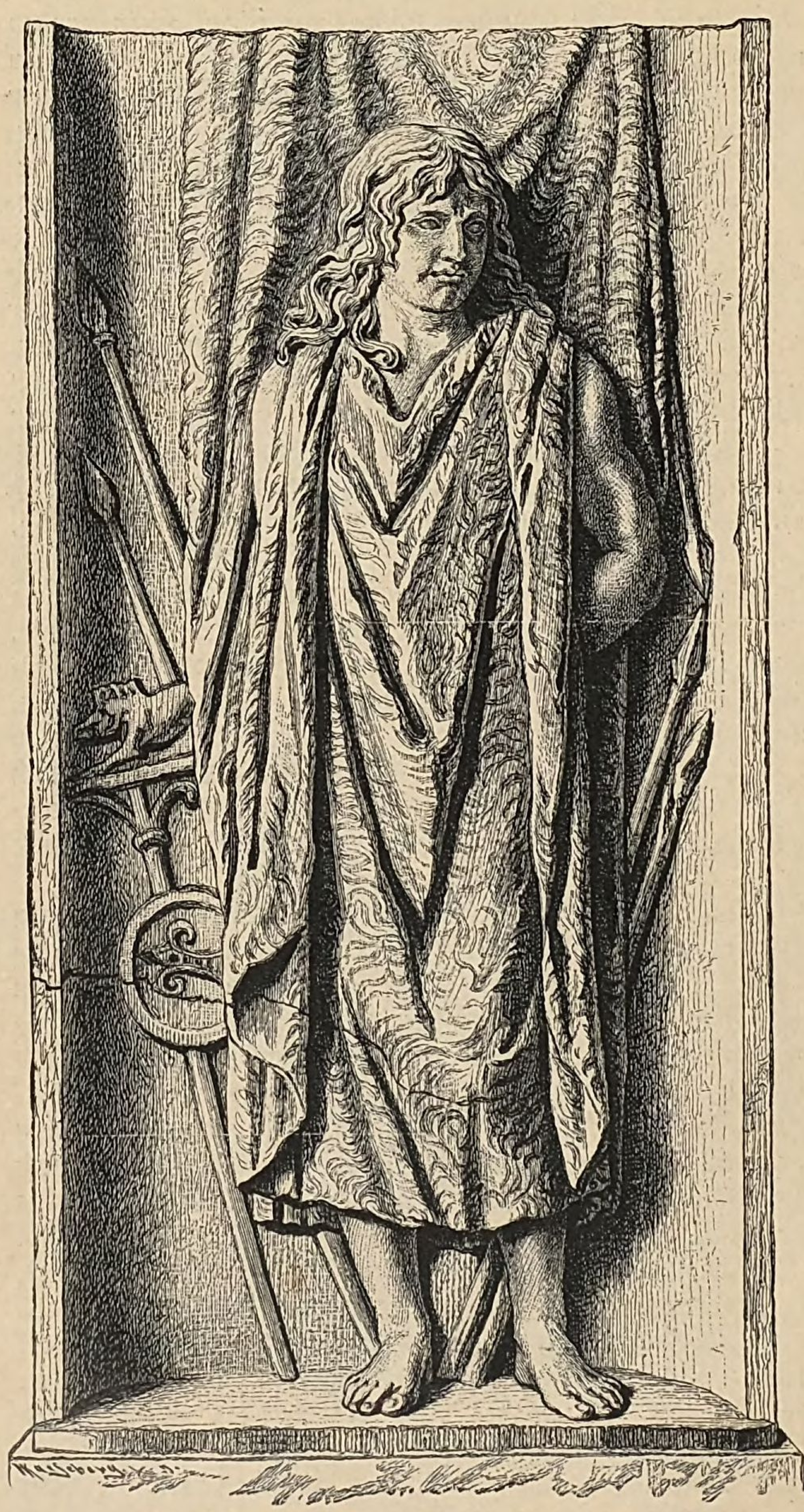
Die Römer nannten die Völker, welche östlich vom Rhein zwischen den Alpen und den nördlichen Meeren wohnten, mit einem Gesamtnamen Germanen; wie es scheint haben die Gallier ihren Feinden vom andern Ufer des Rheins diesen Namen geschaffen, der sie, ihres schrecklichen Schlachtgeschreis wegen, von

dem auch die Römer bei ihrem ersten Zusammenstoße mit ihnen einen großen Eindruck empfingen, als Schreier oder Brüller bezeichnete. Sie selbst hatten lange keinen gemeinsamen Namen. Das Land, welches man jetzt mit einem nicht vor dem 9. Jahrhundert aufgekommenen Worte Deutschland nennt, wurde, wie die Vergleichung der hierher gehörenden Sprachen darthut, durch Einwanderungen von Asien bevölkert, welche aber schwerlich in sehr dichten Scharen, geschweige in schon in sich geschlossenen Stämmen erfolgten. Diese Einwanderer gehörten demselben Volke an, welchem auch die Stammväter der Griechen und der Italiker der alten Zeiten angehörten, dem arischen — wie man früher sagte indogermanischen, und aus den Bezeichnungen, welche der griechischen, italischen, altpersischen, altindischen Sprache gemeinschaftlich sind, erkennt man ungefähr die Kulturausstattung, welche die Auswanderer aus ihrer asiatischen Urheimat mitbrachten — ihre Haustiere und Hausgeräte, ihre Art zu zählen und zu denken, ihre Religionsanschauungen. Dabei darf man aber nicht vergessen, daß der Regel nach nicht die Hochgebildeten und Reichen, sondern die Armen es sind, welche auswandern, und daß der harte Kampf mit der Wildnis — denn die milderen Striche des im allgemeinen rauhen und unfreundlichen Landes fanden jene Einwanderer schon von Kelten besetzt — zunächst eher dazu diente, ihre Sitten roher zu machen als zu verfeinern. In der That beweist dasjenige, was uns römische Quellen von den Cimbern und Teutonen erzählen, z. B. von der Zerstörungswut, welcher die ersteren nach ihrem Siege bei Arausio gefrönt haben, daß sie von der verhältnismäßigen Höhe der Bildung, welche nach dem Zeugnis der gemeinsamen Sprachbezeichnungen die ersten Einwanderer mitgebracht hatten, eine ziemliche Strecke weit herabgestiegen oder herabgesunken waren.

Jener furchtbare Zusammenstoß nun, der mit den vernichtenden Niederlagen bei Aquä Sextiä (102 v. Chr.) und Vercellä (101) endigte, bildete ihre erste Berührung mit dem römischen Volke; zahlreiche Sklaven germanischen Stammes lieferten diese Niederlagen in römische Hände. Ein halbes Jahrhundert später sahen wir den größten der römischen Staatsmänner, C. Julius Cäsar, damit beschäftigt, die Länder westlich vom Rhein gegen Masseneinwanderungen germanischer Völker zu schützen, und der Bericht, welchen er von seiner Unterredung mit dem Fürsten suevischen Stammes Ariovist, dem Kriegsherrn germanischer Völker im Dienst der Sequaner, gibt, bringt uns die erste längere Rede aus dem Munde eines germanischen Mannes von Bedeutung. Sie beweist, wie wir wahrnahmen, Selbstgefühl und Klarheit des Wollens, Einsicht in die Mittel, mit denen er eine große Stellung festzuhalten gedenkt, Kenntnis der allgemeinen politischen Lage: wir sehen schon ein andres Volk vor uns, als die cimbrischen und teutonischen Wanderscharen. Bei Vesontio, sahen wir, erfolgte die Schlacht, in welcher dem gutgeleiteten germanischen Heere, das schon im Begriff gewesen, die Kelten in deren eignem Lande niederzuwerfen, der entscheidende Sieg abgewonnen wird, der die Germanen an dieser Stelle über den Strom zurückwirft; von Ariovist hört man nichts mehr; auch am Niederrhein wurde der Versuch der germanischen Usipeter und Tenktrer, im diesseitigen Lande festen Fuß zu fassen, auf blutige und verräterische Weise vereitelt und es gelang dem römischen Prokonsul, den Rhein als Grenze zwischen der römischen und germanischen Welt festzuhalten.

Römischer Einfluß. Cäsar.

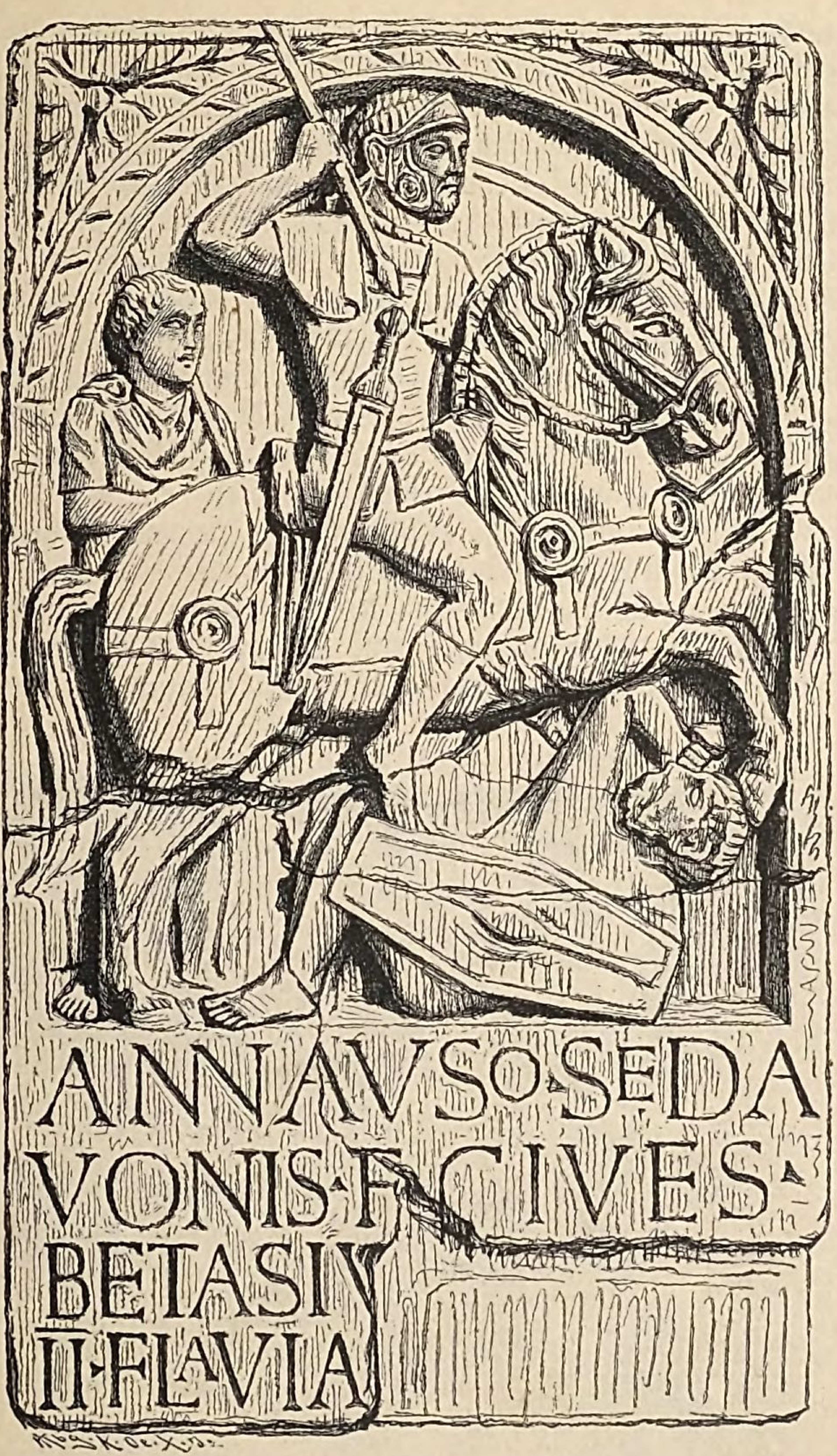
Unter Augustus.



Gefangener Germane. Römisches Triumphalrelief. Vatikanisches Museum.

In furchtbaren Schlägen hatte sich die römische Macht den Barbaren des großen Landes östlich vom Rhein geoffenbart und dieser Eindruck, der Eindruck der eignen Niederlagen wie der denselben folgenden völligen Überwindung des gallischen Landes, war tief und nachhaltig, obgleich wir seine Folgen im einzelnen nicht erfahren. Eine doppelte Einwirkung der Römer auf die Germanen begann. Die eine war friedlicher Art und sprach sich nicht in besonderen weithinwirkenden oder weithin sichtbaren Ereignissen aus, sondern gehörte sozusagen dem Gebiete des privaten Lebens an. Schon Cäsar hatte ein germanisches Reiterkorps in seine Dienste genommen, das ihm bei Alesia und bei Pharsalus von größtem Nutzen war; Augustus und Tiberius vertrauten den Schutz ihrer Person einer aus germanischen Kriegern gebildeten Leibwache an und auf diesem Wege lernte nach und nach unter den Auxilia des römischen Heeres eine große Anzahl Germanen römische Sprache, römisches Leben, römische Bedürfnisse

und bis auf einen gewissen Grad auch die Künste, mit denen man diese Bedürfnisse befriedigen kann. Sobald dies in einigem Umfang der Fall war, entwickelte sich auch an den Grenzen und allmählich tief ins Innere hinein ein Handelsverkehr, der wie jeder Verkehr eines hochzivilisierten mit einem noch halbwilden Volke für die Vertreter des ersteren ebenso gefährlich wie gewinnbringend war. Stützpunkte dieses friedlichen Verkehrs wurden vor allem die Städte, welche sich in den Generationen, die auf Cäsar folgten, der Donau und dem Rhein entlang erhoben — Vindobona, Augusta Rauracorum, Moguntiacum, Bona, Colonia Agrippinensis, Wien, Basel, Mainz, Bonn, Köln und so manche andre — und die ihrerseits sich auf die rasch fortschreitende Romanisierung der westlich vom Rhein und südlich von der Donau liegenden Gebiete stützten. Es waren strategische Punkte, welche zugleich Handelsemporien wurden. Am engsten verschmolz sich das germanische und das römische Element in der Kolonie, Co-



Römische Darstellung eines germanischen Auxiliarreiters in römischen Diensten.

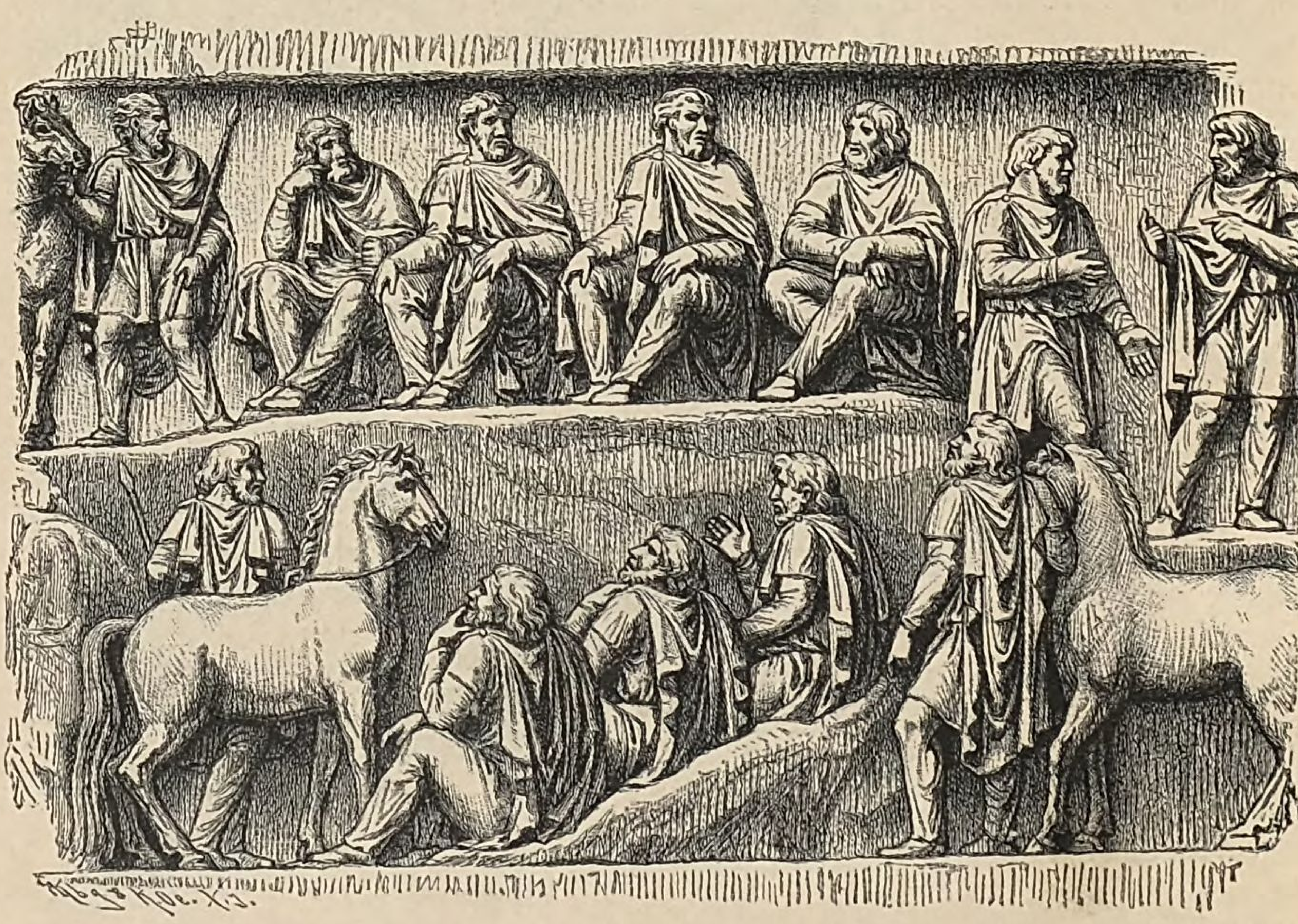
Grabstein, gefunden zu Mainz, jetzt im dortigen Museum.

Der bärtige Reiter, an der Rechten das Schwert, in der Hand die geschwungene Lanze, sucht einen unter dem Pferde liegenden feindlichen Germanen zu durchbohren. Im Hintergrunde der waffentragende Sklave des Reiters. Die Inschrift:

Annauso Sedavonis F(ilius) Cives
Annauso des Sedavo Sohn, Bürger
Betasiu(s) (eques alae) II Flaviae
von Betäse (Beetz) Reiter des II flavischen Geschwaders.

lonia, Köln, auf dem Boden, wo schon eine germanische Stadtgemeinde, die Ubierstadt — die ersten Germanen, so viel wir sehen, die wirklich zur Ruhe gekommen — gestanden hatte, wie auch am Oberrhein schon einzelne aus vorcäsarischen Zeiten stammende germanische Gemeinwesen bestanden; übrigens durften jetzt, wo die Stadt auf dem linken Ufer sich ausdehnte, Germanen vom rechten Ufer nur einzeln und waffenlos dieselbe betreten und sahen sich, so lange sie in derselben weilten, aufs sorgfältigste bewacht. Diese Art der Einwirkung durch heimkehrende freigewordene Sklaven, durch abgelohnte Krieger und durch reisende Kaufleute ward wohl da und dort durch Gewaltthaten oder Kriege unterbrochen, konnte aber ihrer Natur nach niemals mehr völlig aufhören, und ihre Folgen traten denn auch immer sichtbarer zu Tage. „Schon haben wir sie auch Geld nehmen gelehrt," sagt mit knappem Wort der Geschichtschreiber, der anderthalb Jahrhunderte nach Cäsar dem „freien Germanien" ein tiefgehendes Interesse widmete, Cornelius Tacitus; noch leichter hatten sie das Weintrinken gelernt, während noch zu Cäsars Zeiten die Einfuhr von Wein verpönt gewesen war.

Volkszustände. Die Berührung mit den Römern hatte aber noch eine andre Reihe von Wirkungen — Wirkungen, welche sich auf das Gesamtleben dieser Stämme bezogen und die überwiegend kriegerischer Natur waren.



Germanische Ratsversammlung.
Von der Colonna Antonina zu Rom.

Zunächst lernten sich diese eben durch den Gegensatz gegen das römische Wesen in ihrer gemeinsamen nationalen Eigenart kennen. Zu Cäsars Zeiten lebten die einzelnen Stämme unabhängig dahin und innerhalb der Stämme oder Stammeskonglomerationen, selbst bei den Sueven z. B., gibt es in Friedens-

zeiten überhaupt keine gemeinsame Obrigkeit, die Gemeinden sind selbständig: zu festen Wohnsitzen aber sind sie fast überall gelangt, oder im Begriff zu gelangen; auch ist man da und dort vom gemeinsamen Besitz des Stammes oder der Gemeinde zum vollen Eigentum der einzelnen fortgeschritten. Aber die Viehzucht und die Jagd, nicht der Ackerbau, der allein wahres Eigentum schafft, spielte die Hauptrolle; obsttragende Bäume fehlten dem Lande, das noch so gut wie ausschließlich Wald und Weideland und durch Sumpfstrecken oder da und dort durch Wildnisse, welche ausdrücklich bestimmt waren die Gebiete einzelner Stämme von einander zu trennen, entstellt war. Fast unaufhörlich wogte Krieg und Fehde auf und ab; die Sitten sind ganz die eines kriegerischen Volks, die Kleidung Tierfelle, die Waffen noch sehr ursprünglich; bewaffnet gehen sie zur Versammlung und zum Gelage; die schwere Haus- und Feldarbeit besorgen die Frauen und die Sklaven. Es ist ein feierlicher Tag im Leben des Jünglings, wo ihm vor versammelter Gemeinde die Waffe des Stammes — denn die verschiedenen Stämme hatten jeder seine Lieblingswaffe, an der man den suevischen oder friesischen, den langobardischen oder vindelicischen Krieger erkannte — in die Hand gegeben und er so unter die Krieger desselben eingereiht wurde: und mit diesem kriegerischen Charakter des altgermanischen Lebens hing auch der demokratische Zug in ihrem politischen Leben und der nur mäßige Einfluß der Priester, welche keinen geschlossenen Stand bildeten wie die gallischen Druiden,



zusammen. Die Ansiedlungen waren vereinzelt, wo ein Waldstück, ein Feld, eine Quelle gefiel; geschlossene Dörfer fanden sich, aber keine städtischen Mittelpunkte noch was an solche erinnerte, und auch wirkliche Staatswesen gab es zu Cäsars Zeiten nicht. Die Sitte der Gefolgschaften, welche man häufig in einem zu idealen Lichte sieht, hinderte die Bildung wirklicher Staaten lange Zeit; einzelne Edle und namhafte Männer, wie jener Ariovist, unternahmen auf eigne Hand ein Kriegsgeschäft und suchten sich dazu die Lusttragenden unter den Männern ihres Volks aus, ohne daß der Stamm es hindern konnte oder wollte. Diesem Führer folgten sie, seine Ehre war die ihre, die ihre die seinige; ihren Sold bildete die gemeinsame Beute oder, wie dort bei den Sequanern, das Land,

welches ihr Gefolgsherr seinen Dienstherrn abtrotzte. Nach und nach entwickelte sich aber eben aus diesem Gefolgschaftswesen ein aristokratisches Element, das unter den Kämpfen der folgenden Generationen erstarkte.

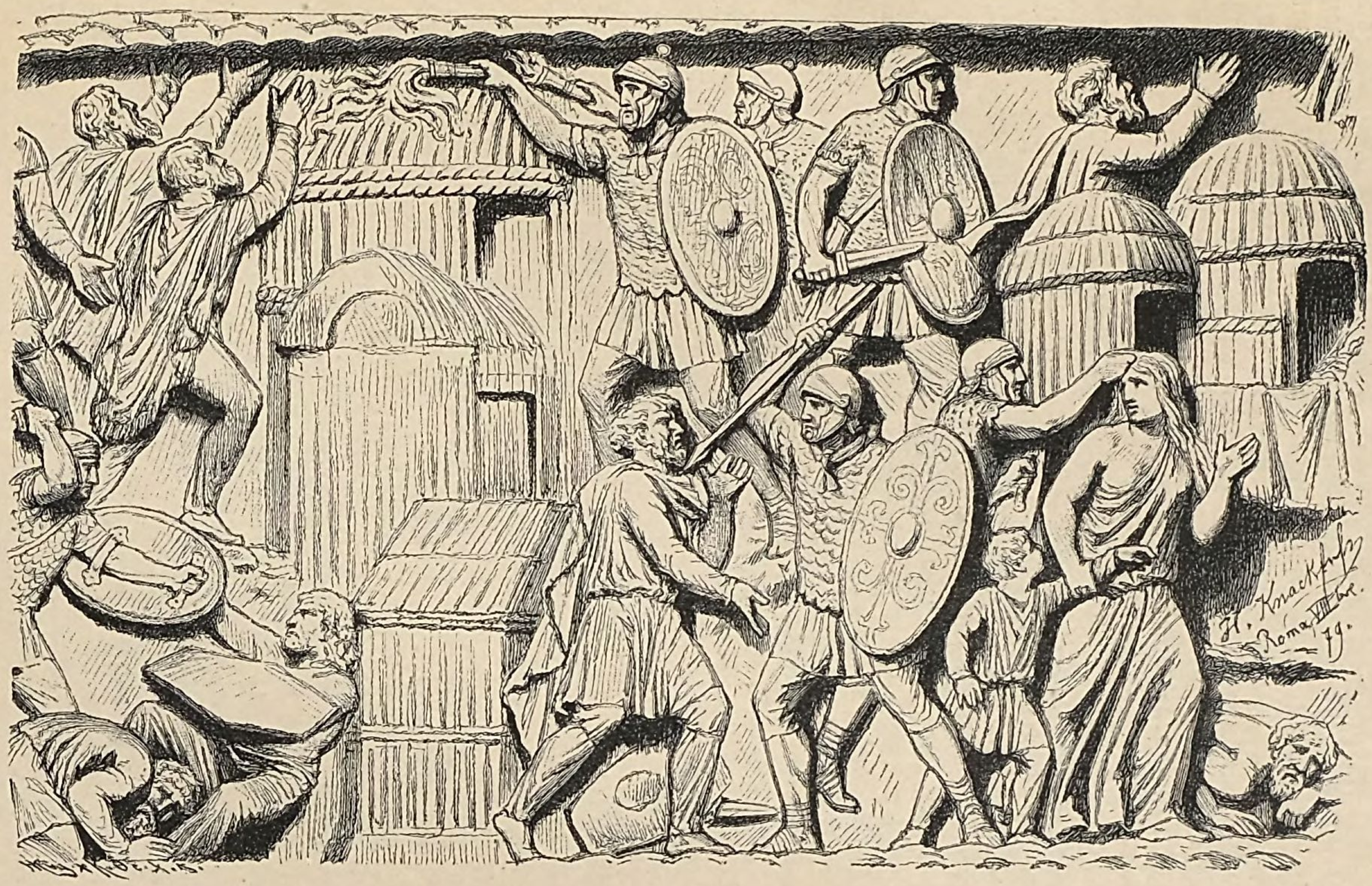
Krieg wieder aufgenommen.

Jetzt nämlich, wo sie das mächtige und einheitliche Römerreich kennen gelernt hatten, änderte sich dieser Zustand wie ihn Cäsar vorgefunden einigermaßen, und wie der Ehrgeiz einzelner geweckt wurde, so empfanden die Völker selbst die Notwendigkeit, aus ihrer Vereinzelung herauszutreten. Gewaltthaten gegen römische Kaufleute entfachten den Krieg aufs neue, den Augustus, der eine Erweiterung des römischen Machtgebiets gern vermieden hätte, ums Jahr 27 v. Chr. wieder aufnahm. Der Stiefsohn des Kaisers, Claudius Drusus Nero, der im Jahre 13 den Befehl über die in den „beiden Germanien", der oberrheinischen und der niederrheinischen Provinz, stehenden Truppen übernahm, führte diesen Krieg in der altrömischen Art in wiederholten Angriffsstößen, die ihn im Jahre 9 v. Chr. bis zur Elbe führten. Er starb, wie früher erwähnt, auf diesem Zuge; sein Bruder Tiberius, der ihm folgte, der spätere Imperator, war gegen jede Eroberung auf der rechten Rheinseite und gab den Rat, der von politischem Scharfsinn zeugte, die Germanen ihrer eignen Zwietracht zu überlassen, indem er der römischen Politik vorbehielt, dieser Zwietracht gelegentlich nachzuhelfen. Im freien Germanien hatte nun die Wiederaufnahme des Krieges von römischer Seite bereits eine wichtige Folge gehabt: den ersten Versuch einer kräftigeren Staatsbildung. Ein Mann aus dem Stamm der Markomannen, eines Zweiges der Sueven, Marbuod, führte mit seinem Stamm oder seiner Gefolgschaft einen Schlag wider den keltischen Stamm der Boier, von welchem das Land den Namen Boihämum, Böhmen, empfangen hat, und dehnte von da, indem er sich ein tüchtiges Heer bildete, sein Reich weit aus; mit den Römern wußte er sich auf einem guten Fuße zu halten und als diese daran gingen seine Macht einzuschränken, wurden ihre Intriguen durch einen gewaltigen Aufstand von Pannonien und Dalmatien gekreuzt, so daß Tiberius froh war mit dem Markomannenkönig einen Frieden als mit einem Gleichen aufrichten zu können. Auch im nördlichen Deutschland trieb das Bedürfnis der Abwehr zu dem Versuch einer Zusammenfassung der dortigen Stämme. Der mächtigste derselben waren die Cherusker, der aber in sich gespalten war. Es gab dort eine römische Partei, an deren Spitze wir einen Häuptling Segestes fanden; das Haupt einer andern großen Familie war Segimer, der aber doch seine beiden Söhne Armin und Flavus — Blondel mag der deutsche Name gewesen sein — gleichfalls in römische Dienste hatte treten lassen. Der erstere kehrte zurück und trat bald an die Spitze einer Partei, welche die Unabhängigkeit des germanischen Landes gegen die römische Übermacht zu behaupten und wiederzugewinnen suchte und er wußte mit der tiefen Verschlagenheit, welche die Hauptwaffe des Barbarentums gegen die übergewaltigen Kriegsmittel der Kultur bildet, den römischen Statthalter Quintilius Varus zu täuschen, welcher im Jahre 7 nach Germanien geschickt ward und mit großer Selbstgefälligkeit das Land zu romanisieren begann. Die germanischen Häuptlinge bestärkten ihn durch ein verstelltes Entgegenkommen in dieser kurzsichtigen Politik; kein Mensch könne glauben, sagt ein römischer Geschichtschreiber, der selbst diesen Boden besucht hat, wie verschlagen bei aller Wildheit dieses Volk sei; es gelang dem Armin, den Römer völlig zu täuschen und ihn zu einem

Zuge ins Innere zu verlocken, bei welchem dann die Verschwörung zum Ausbruch kam. Wir haben schon im Zusammenhange der römischen Geschichte erzählt, wie die römischen Legionen in dem dichten Waldrevier des Teutoburger Waldes dahinmarschierten; wie sich — es war im September des Jahres 9 n. Chr. — ihre germanischen Hilfskontingente plötzlich in Feinde verwandelten und mit den Aufgeboten der feindlichen Stämme sich vereinigten, die jetzt mit einem Male von allen Seiten das römische Heer umdrängten; — wie dann, als man etwa noch einen halben Tagemarsch von dem befestigten Aliso entfernt war, das Unglück sich vollendete, — von drei Legionen, etwa 27000 Mann im ganzen, nur ein Teil der Reiterei und manche einzelne, die sich durchschlugen oder durchschlichen, entkamen, während die übrigen teils in einem hoffnungslosen Kampfe erlagen, teils lebend in die Hände ihrer von Kampf und Sieg berauschten Feinde fielen, die sich nun in allen Greueln einer wilden Rache sättigten. In den Lichtungen der nahen Gehölze opferten sie die Gefangenen ihren Göttern, nagelten die abgeschnittenen Köpfe der Gefallenen an die Bäume, peinigten die Überlebenden: den Sieg weiter zu verfolgen, das rechtsrheinische Land ganz zu befreien verstanden sie nicht.

Varusschlacht. Armin und Marbuod.

Armin allein, der diesen ungeheuren Erfolg errungen, scheint ein großes Ziel mit Klarheit verfolgt zu haben. Er sandte, wie erwähnt, den Kopf des unglücklichen Legaten, der sich selbst das Schwert in die Brust gebohrt hatte, als keine Aussicht mehr war das Geschick zu wenden, an Marbuod und ließ ihn damit zum gemeinsamen Kampfe gegen Rom auffordern. Aber der König der Südgermanen zeigte für eine solche Politik keinen Sinn. Er lieferte jenes barbarische Siegeszeichen vielmehr den Römern aus, und Armin blieb allein in dem Kriege, der jetzt unversöhnlich wurde. Die Römer behaupteten ihre Stellungen, die sich auf das kunstreiche System von Befestigungen am Rhein stützten, und als Tiberius im Jahre 14 als Princeps die Zügel der Regierung ergriff, nahm Germanicus, der Sohn des Drusus, den Krieg gegen die Germanen mit Nachdruck wieder auf. Einzelne romantische Züge offenbaren uns den Kampf der Geister in dem durch den großen Sieg befreiten Lande: die Tochter Segests, Thusnelda, ließ sich von Armin entführen und wurde dessen Gattin; eine Fehde entbrannte im cheruskischen Lande zwischen Segest und seinem Gefolge und Armin und den Seinen, und Thusnelda fiel in römische Hände. Der Geschichtschreiber der Feinde selbst, Tacitus, zeichnet uns das Heldenbild des Armin, den er den unzweifelhaften Befreier Germaniens nennt, — wie er von Stamm zu Stamm eilend die Volksgenossen auffordert, zwischen dem freien Germanien und dem besiegten Ufer, zwischen dem heimischen Brauch und den Tributen und neuen Zwingburgen der Römer zu wählen; er blieb, von patriotischen und persönlichen Gefühlen getrieben, der Führer der verbündeten nordwestlichen Stämme, die sich um diesen Führer, dessen Wert sie erkannt hatten, scharten. Mehrmals noch kam es zu größeren Schlachten: die Römer unter Germanicus' Führung rächten die Niederlage des Varus durch jenen großen Sieg bei Idisiaviso oder Idistaviso und im Jahre 17 feierte Germanicus einen Triumph, bei welchem Thusnelda und ihr in der Gefangenschaft geborener Knabe Thumelicus vor dem Wagen des Siegers herschritten; der Angriffskrieg aber wurde nach dem Grundsatze, den Tiberius sich für seine germanische Politik vorgezeichnet hatte, nicht weiter fortgesetzt.



Zerstörung eines germanischen Dorfes durch die Römer.
Römisches Relief von der Colonna Antonina zu Rom.

Im gleichen Jahre, so sahen wir, nahm Armin an der Spitze der nördlichen Stämme den Kampf gegen Marbuod, also den Kampf zur Beseitigung des Dualismus in Deutschland, wenn wir uns moderner Schlagworte bedienen dürfen, auf und im Verfolg dieser Kämpfe brach in der That die glänzende Stellung des letzteren zusammen. Er flüchtete über die Grenze und starb viele Jahre später zu Ravenna. Armin seinerseits suchte seine eigne Führerstellung dauernd zu machen, er strebte nach dem Königtum — aber er fand dabei durch die Eifersucht und den Streit der ihm Nächststehenden in der Blüte seiner Kraft, erst siebenunddreißig Jahre alt, ein gewaltsames Ende (21 n. Chr.). Der Versuch, die Kraft der kriegerischen Stämme dauernd zu einem Staate zu einigen, war im Norden wie im Süden gescheitert.

Aufstand des Civilis.

Eines aber hatte der Cheruskerfürst, dessen hervorragende Persönlichkeit uns auch in der dürftigen Überlieferung dieser Zeiten eindrucksvoll entgegentritt, dennoch erreicht: das römische Reich nahm die Politik des Tiberius endgültig an, verzichtete auf eine angriffsweise Kriegführung im großen Stil, und schirmte seine eignen Grenzen auf dieser Seite durch den **Limes**, die große Militärstraße oder den großen Grenzwall, der unter Augustus begonnen, unter Hadrian vollendet wurde, und der, mehr und mehr vervollkommnet etwa siebzig deutsche Meilen lang erst der Donau vom Einfluß der Altmühl an aufwärts in ostwestlicher, dann in scharfer Biegung in nordwestlicher Richtung dem Rheine parallel geführt war. Wir sehen vielmehr bald nach dieser Zeit bei den Germanen die Neigung zu Angriffen erwachen: so bei dem **Aufstande des Civilis** in dem für Rom so bedeutungs- und verhängnisvollen Jahre 69 n. Chr. Dieser Aufstand, der seinen Ausgang bei dem Stamme der Bataver im nordwestlichen Niederland nahm, läßt deutlich die Wirkungen erkennen, welche der Kampf mit Rom auf die Stämme des rechten Ufers ausgeübt hatte. Die ehrgeizigen Führer, welche in Rom selbst römische Künste und eine umfassendere Betrachtung der politischen Dinge gelernt hatten, fehlten nicht mehr: zwischen den Massen treten einzelne machtvolle Persönlichkeiten hervor. Der verschlagene Bataver verabredete mit einigen ehrgeizigen gallischen Großen eine weitausgreifende Kombination, und wußte sich doch ihren Träumen von einem „Imperium der gallischen Lande“, und den Sprüchen ihrer Druiden gegenüber, „daß die Weltherrschaft jetzt an die transalpinischen Völker übergehe,“ selbständig zu halten; es ist eine Art Gesamtleitung des Krieges vorhanden, bei der man sich einer Prophetin im Lande der Brukterer als Werkzeug bediente, und Gesandte der Tenktrer wünschen der Stadt Köln, in welcher für kurze Zeit die germanisch-gallische Partei über die römische oder altubische das Übergewicht gewonnen hatte, Glück, daß sie „Dank den Göttern und vor allem dem ersten derselben, dem Kriegsgott“, zu dem „großen Ganzen und Namen Germaniens“*) zurückgekehrt sei. Der Aufstand erreichte sein Ziel allerdings nicht: man verständigte sich zuletzt auf einen glimpflichen Frieden.

In dem Menschenalter nach diesen Ereignissen hat Tacitus seine kleine Schrift über Germanien veröffentlicht. Noch nie hatte bei Griechen oder Römern ein namhafter Schriftsteller einem Barbarenvolke ein so tiefgehendes Interesse

*) in corpus nomenque Germaniae Tac. Hist. IV., 64.

gewidmet, ja man wird sagen müssen, daß der Römer die germanischen Volkszustände vielfach idealisiert habe: wie etwa, wenn er ihren bildlosen Götterdienst, der denn doch weder ganz unbedingt noch auch ganz freiwillig war, mit den Worten erklärt, daß sie es der Hoheit himmlischer Wesen nicht für gemäß hielten, die Götter in Wänden einzuschließen oder ihnen menschliche Gestalt anzudichten. Er bespricht die Fehler und Laster der Nation — ihre Leidenschaft für den Krieg, ihre Streithändel beim Trunk, ihre Neigung zum Spiel beim Gelage, das die gewaltsame Anstrengung des Kampfes oder der Jagd unterbricht — mit Schonung, und ihren Tugenden läßt er die vollste Gerechtigkeit widerfahren: der strengen Ehrbarkeit und Heiligkeit des Hauses, der unverbrüchlichen Keuschheit beider Geschlechter, der Achtung, die man dort den Frauen zolle, denen sie eine gewisse Heiligkeit und Prophetengabe zuschrieben, ihrer Gastfreundschaft, der furchtbaren Strenge, mit welcher sie unnatürliche Laster oder Feigheit und Verrat strafen. Mit Absicht hebt er die Gesundheit dieser Volkszustände gegenüber der Korruption, die ihn selbst umgab, hervor: kein Geld, keine Testamente, keine lüsternen Schauspiele; Freundschaften und Feindschaften sind erblich, doch die letzteren nicht unversöhnlich. Er hat ein deutliches Gefühl davon, wie furchtbar gefährlich diese Männer, „deren Gliederbau, deren Leibesgestalt wir anstaunen", als Feinde würden sein können, und spricht es wiederholt aus.

Völkerbünde, Entwickelung bis zum 4. Jahrhundert.

Was sie vor allem furchtbar machte, das war nicht ihre riesige Gestalt und ihre wachsende Vervollkommnung im Waffenhandwerk, sondern die Fruchtbarkeit ihrer Ehen und die rasche Vermehrung der Bevölkerungen. Es ist klar, daß die Volksdichtigkeit seit den Tagen Cäsars dort ungemein zugenommen hatte und dies führte schon an und für sich mit einer gewissen inneren Notwendigkeit zur Ausbildung staatlicher Formen und Ordnungen, zu einer bestimmten Gliederung und Organisation des Volks, ohne daß wir im stande sind dieser Bewegung im einzelnen zu folgen. Die Änderung tritt uns ganz plötzlich in dem Markomannenkriege des Kaisers Marc Aurel im letzten Viertel des 2. Jahrhunderts entgegen, wo an der Stelle der einzelnen Stämme oder zufälliger Vereinigungen einiger Stämme zu kriegerischem Zweck eigentliche Föderationen, Völkerbündnisse, erscheinen. Mit diesem Markomannenkriege seit 162 n. Chr. beginnt der Angriff in dem langen Kriege an die Germanen überzugehen, und wir haben diese Völkerbünde, bei denen viele ganz neue Namen auftreten, die Alemannen, Franken, Goten, Sachsen in der römischen Geschichte kennen gelernt: der erneuerte Kampf mit Rom führte zu einem kräftigen Zusammenfassen der Völker unter einem mehr oder weniger starken Königtum. Der Entwickelung im einzelnen durch die nächsten Jahrhunderte zu folgen, gestatten unsre Nachrichten kaum, und so weit sie es gestatten, ist das Einerlei der Raubzüge und Einfälle auf der einen, der Abwehr auf der andern Seite, doch nur von geringem Interesse: noch sehen wir überall nur Kriegshaufen, kein eigentliches Bauernleben, keine stetige Kulturarbeit. Das entscheidende Ereignis war jener Massenübertritt der Goten auf römischen Reichsboden im Jahre 375: zu einem gewissen Abschluß war diese sogenannte Völkerwanderung genau ein Jahrhundert später, eben in dem Ereignis von 476, mit welchem man die alte Geschichte zu schließen pflegt, gekommen.

Christentum.

Aber in dem halben Jahrtausend, das seit den Tagen Cäsars verflossen, hatte die Welt eine völlig andre Gestalt gewonnen: das Christentum be-

Erklärungstafel.

veihnai namo thein. quimai thiudi-
geheiligt werde Name dein. es komme König-

nassus theins. vairthai vilja
reich dein. es werde Wille

theins. sve in himina jah ana
dein wie im Himmel auch auf

airthai. Hlaif unsarana thana sin-
Erden. Brot unser dieses täg-

teinan gif uns himma daga. Jah
liches gib uns diesen Tag. Und

aflet uns, thatei skulans sijai-
erlaß uns daß Schuldige wir sei-

ma. svasve jah veis afletam thaim
en. sowie auch wir erlassen diesen

skulam unsaraim. Jah ni brig-
Schuldigen unseren. Auch nicht brin-

gais uns in fraistubnjai. ak lau-
ge uns in Versuchung. sondern lö-

sei uns af thamma ubilin. unte
se uns von diesem Übel. denn

theina ist thiudangardi jah mahts
dein ist Herrschaft und Macht

jah vulthus in aivins. amen.
und Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

md Unte jabai afletith mannam
Denn wenn ihr erlaßt Menschen

missadedins ize. afletith jah
Missethaten ihre erläßt auch

izvis atta izvar sa ufar himinam.
euch Vater euer eben der himmlische.

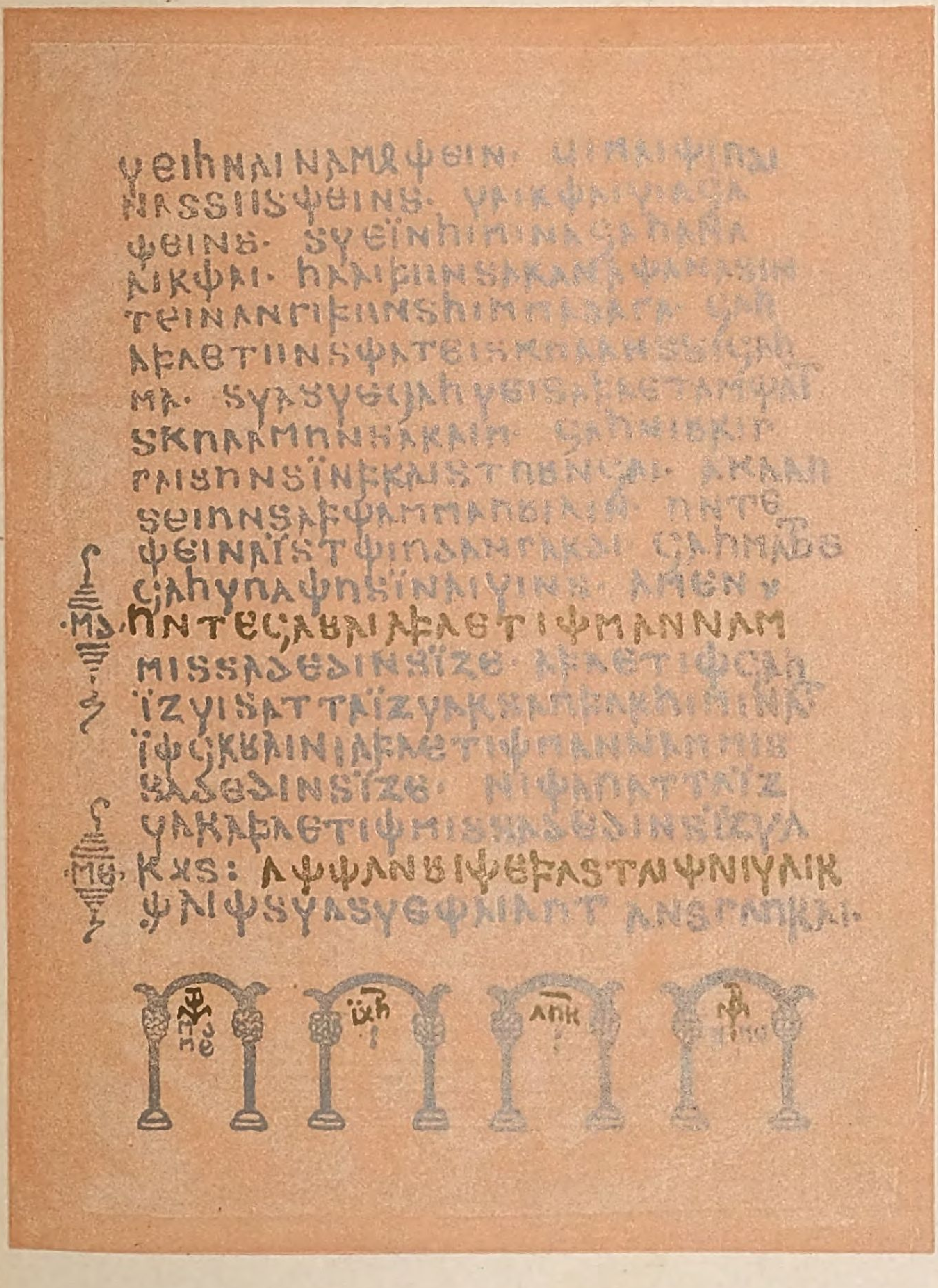
v. 15. Ith jabai ni afletith mannam mis-
Aber wenn nicht ihr erlaßt Menschen Mis-

sadedins ize ni thau atta iz-
sethaten ihre, auch nicht etwa Vater eu-

var afletith missadedins izva-
er erläßt Missethaten eu-

m. e. ros: Aththan bithe fastaith ni vair-
er: Aber wenn ihr fastet auch nicht wer-

thaith svasve thai liutans gaurai
det wie die Heuchler betrübte

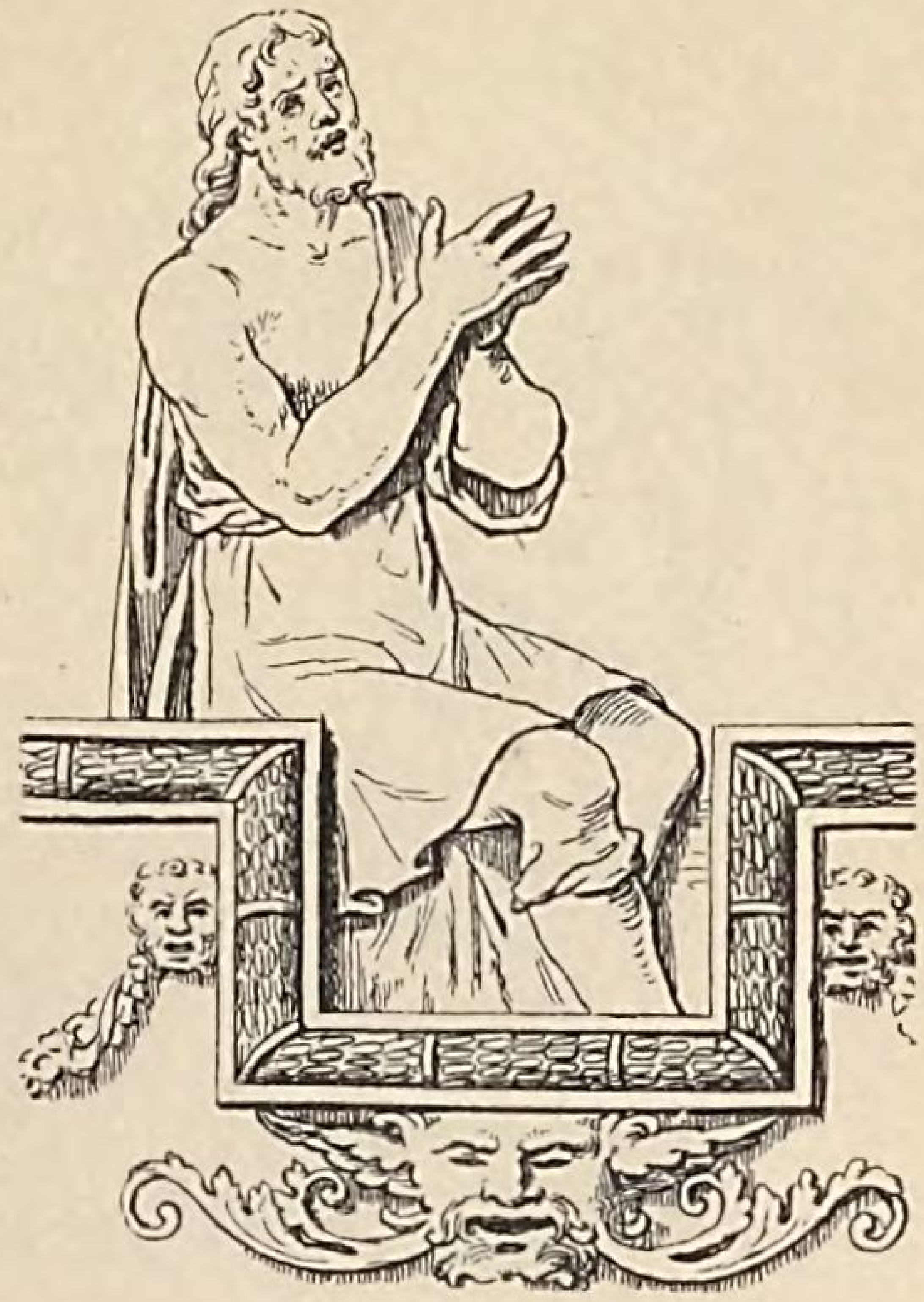


Verkleinerte Nachbildung einer Seite des Codex Argenteus zu Upsala.

Bruchstück von Bischof Ulfilas gotischer Bibelübersetzung (aus der Bergpredigt mit dem grössten Teil des Vaterunsers) geschrieben im vierten Jahrhundert nach Christus.

Velhagen & Klasing Bielefeld und Leipzig.

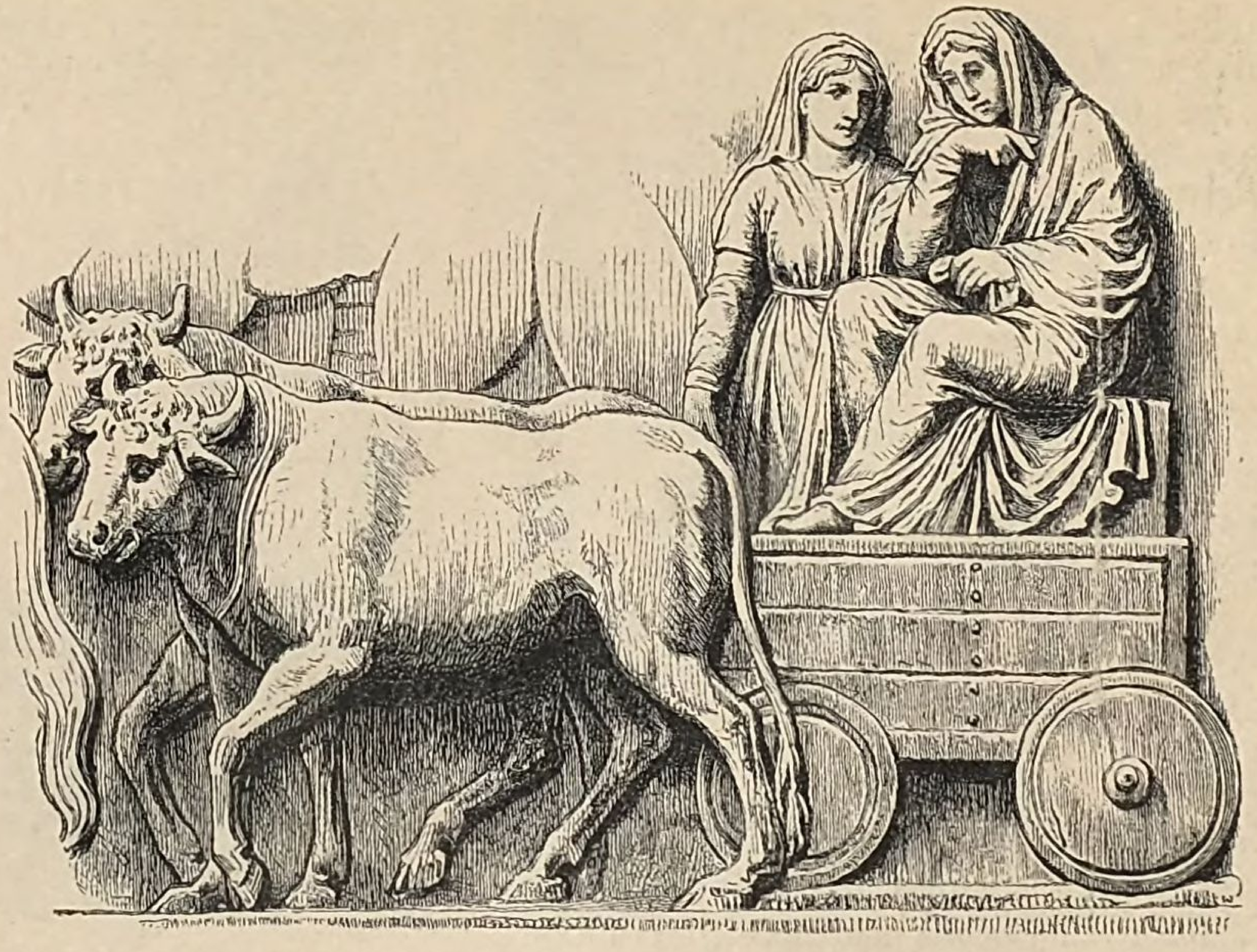
herrschte — und zwar seit mehr denn einem Menschenalter in der eigentlich römischen Welt unbestritten — die Gemüter. Es hatte nach und nach auch bei den Germanen Eingang gefunden, anfangs durch die zufällige Missionsarbeit von Sklaven oder Kaufleuten, seit 347 durch einen noch jungen Geistlichen Ulfilas, der bis zu seinem Tode 388 mit unermüdetem Eifer das Evangelium unter dem Volke der Goten verbreitete. Man hat noch kostbare Bruchstücke einer Übersetzung der Evangelien und andrer Teile des neuen Testaments, welche von ihm herrührt, und sein ehrwürdiger Name steht über der Schwelle der beginnenden Entwickelung germanischen Geisteslebens, das von da an unauflöslich an die heilige Schrift geknüpft war. Von den Goten verbreitete sich das Christentum zu andern deutschen Stämmen und 100 Jahre nach Ulfilas Tode war es wenigstens bei denjenigen Germanen, welche auf römischem Reichsboden angesiedelt waren, die herrschende Religion.



Gefangener Gote.
Auf der Siegessäule Theodosius des Großen. (391 n. Chr.)

Man hat finden wollen, daß vieles in dem Götterglauben der alten Germanen durch eine gewisse innere Verwandtschaft den christlichen Lehren den Eingang in die Gemüter erleichtert habe: das wenigstens ist sicher, daß das germanische Heidentum dem Christentum einen weit weniger hartnäckigen Widerstand entgegensetzte, daß es weit leichter und rascher von ihm überwältigt wurde, als das griechisch-römische. Man findet bei ihnen einen ziemlich stark ausgeprägten Unsterblichkeitsglauben und Tacitus erwähnt in diesem Zusammenhang, daß sie auf Leichenehren bei weitem nicht so viel Gewicht gelegt hätten, als Griechen oder Römer; man findet die seltsamschauerliche Vorstellung von einem endlichen Sterben und Vergehen der Götter selbst, von einem Untergang dieser ganzen Welt in einem ungeheuren Brande, welchem dann wieder eine freundlichere Gedankenreihe von einer neuen verjüngten unzerstörbaren Welt folgt; und eine schon sehr nahe Verwandtschaft ihrer Religiosität mit der christlichen scheint der römische Geschichtschreiber mit den Worten auszusprechen: „sie nennen mit Götternamen jenes Geheimnisvolle, daß sie nur mit dem Auge der Andacht sehen." Man wird es auch anders und etwas weniger idealistisch ausdrücken können: ihre Religionsvorstellungen, so weit wir über dieselben unterrichtet sind, entbehrten des Halts und der Festigkeit, welche der griechisch-römischen Götterwelt die phantasie- und poesiereiche Mythologie, die gestaltenschaffende Kunst, und, in späterer Zeit, die symbolisierende Philosophie, nicht zu reden von einer einflußreichen Priesterschaft, gaben. Den Glauben an den Himmelsgott, Zio, Tio, hatten die ersten Einwanderer schon mitgebracht: ein nicht allzuumfangreicher Kreis von Gottheiten entwickelte sich aus diesem einen oder trat ihm zur Seite. Derselbe Gott mit anderm Namen und in andrer Auffassung ist

Germanische Religionsvorstellungen.



Dem Heereszug folgende germanische Frauen (wahrscheinlich Priesterinnen).
Schlußgruppe eines Zuges von Markomannen, die sich dem Marcus Aurelius unterwerfen.
Relief von der Colonna Antonina zu Rom.

Wuotan, der Gott des Wolkenhimmels und der Sonne, welche nicht allzuhäufig in diesem Lande das Gewölk durchbricht; kriegerische Beziehungen knüpften sich bei dem kriegerischen Volke leicht an diese, wie an andere Göttergestalten und sie traten in den Kämpfen mit der Römerwelt in den Vordergrund; Wolf, Rabe, Habicht, die Tiere des Schlachtfeldes sind ihm heilig, er führt den ferntreffenden Speer; die Seelen gefallener Helden begleiten ihn, man hört ihren Zug, Wuotans Heer, bei Nacht in den Lüften vorüberbrausen: wo Kriegsgefangene geopfert wurden, werden sie ihm oder einem besondern Kriegsgott, der bei einigen Stämmen angebetet wurde, zu Ehren geblutet haben. Ein andrer war Donar, der Gewittergott: der jäh einschlagende Blitz ist der Hammer, den er schleudert: ihn scheint Cäsar zu meinen, wenn er von einem Feuergott Vulkan spricht, den die Germanen verehrten. Und nicht bloß als furchtbare und schreckliche Mächte erschienen dem Volk seine Götter: es wußte auch weibliche Gottheiten, segenspendende, unter verschiedenen Namen Frigga, Nerthus, zu nennen. Neben den Göttern, vielleicht mehr als sie, spielten in der Phantasie des Volks mittlere Wesen, Riesen und Zwerge, eine Rolle. Die Waldeinöden, die Felsenschluchten, die einsamen Berghäupter belebt ihre Einbildungskraft mit übergewaltigen Riesengestalten; das Innere der Erde, die Felsklüfte waren ihnen von Zwergen bewohnt, die in unzählbaren Scharen verbreitet ihre geheimnisvolle Macht, schadenfroh oder wohlthätig nach Laune, auch in Haus und Hof, an Tieren und Menschen zeigten. Der Dienst der Götter war einfach und er war kein Geheimnis der Priester. Das Hauptbestreben ist, den Willen der Götter zu erkennen: man achtete auf das Wiehern der Rosse, auf Flug und



Altnordischer Runenstab aus Lindenholz.
Original im germanischen Museum zu Nürnberg.
Natürl. Größe 1 m 22,6 cm lang, 4,9 cm breit.
Die beiden Stücke sind aneinandergesetzt zu denken.

Geschrei der Vögel, oder man schnitt von einem fruchttragenden Baum einen Zweig, machte Stäbchen daraus, in die man Zeichen ritzte und warf sie über ein reines Tuch: dann hob man — der Priester, die wissende Frau oder auch der Hausvater — sie einzeln auf und deutete sie mit der Logik eines naiven Aberglaubens, der seine Kraft aus den wenigen Fällen zog, in denen das Orakel eintraf, und nicht erschüttert wurde durch die vielen, in denen das nicht der Fall war.

Rasche Annahme des Christentums. Arianismus.

Daß diese schlichte, schwankende, unsicher tastende, durch keinen mächtigen Priesterstand getragene oder geformte Religiosität in verhältnismäßig kurzer Zeit dem Christentum sich besiegt geben mußte, ist leicht erklärlich. Denn hier war alles bestimmt, klar, thatsächlich; es war der Glaube derer, deren Überlegenheit in allem Wissen man anerkennen mußte; schon der eine Umstand, daß dieser Glaube in geschriebenen Büchern niedergelegt war, gab ihm in den Augen dieser Naturmenschen eine Autorität, deren Gewicht sie sich nicht entziehen konnten. Man hat nun mit Recht hervorgehoben, daß die Annahme der christlichen Lehre den Germanen dadurch erleichtert worden sei, daß dieselbe ihnen zuerst in der arianischen Form nahegebracht wurde: denn seit 337 waren die Arianer wieder oben auf, und das Bekenntnis von 360, die Wesensähnlichkeit des Sohnes, welches Constantius der Welt auferlegte, hatte auch Ulfilas, ihr Apostel, unterschrieben. Die später orthodoxe athanasianische Lehre hätte ihrer Denkkraft zu viel zugemutet: Christus aber als der Sohn Gottes, geschaffen, ähnlichen Wesens, göttlich wie der Vater, aber nicht Gott in demselben absoluten Sinn wie der Vater — dies war eine Vorstellung, für welche es in ihrem seitherigen Vorstellungskreise Analogien gab. Freilich aber wurde die athanasianische Auffassung in den nächsten hundert Jahren die in der römischen Welt vorherrschende, die orthodoxe: Ulfilas selbst erlebte es noch, daß Theodosius im Jahre 380 in einem Gesetze allen Völkern seiner Herrschaft als Norm die Lehre auferlegte, welcher der Bischof Damasus zu Rom und der Bischof Petrus, des Athanasius' Nachfolger in Alexandrien folgten, und daß die im folgenden Jahre 381 zu Konstantinopel versammelte zweite allgemeine oder ökumenische Synode, die freilich nur aus 150 Bischöfen bestand, das zu Nicäa im Jahre 325 festgestellte Symbol bestätigte und alle entgegenstehenden Sekten dem Fluch übergab.

Dogmatische Entwickelungen.

Mit diesem Streite eröffnete sich eine Reihe theologischer Kontroversen, welche sich um die Person Christi, um das Verhältnis des Göttlichen und des Menschlichen

in ihm drehten. Der Patriarch von Konstantinopel, Nestorius, bestritt der Jungfrau Maria das Beiwort der Gottesgebärerin, welches der von Alexandrien, Cyrillus, verteidigte. Des letzteren zwölf Anathematismen setzte der erstere ebensoviele Gegenanathematismen entgegen: auch dieser Streit, ob eine oder zwei Naturen in Christus? führte zu Synoden, von welchen die im Jahre 449 zu Ephesus gehaltene die theologische Leidenschaft in einer Weise entfesselt sah, daß ihr der Name der Räubersynode geblieben ist. Zu Chalcedon 451 wurde dann eine Formel gefunden, welche den Monophysitismus, die Lehre, daß in Christus nur eine Natur anzunehmen sei, ausschloß und zur Ketzerei machte. Nebenher gingen die Streitigkeiten über die Lehre von der Sünde und der Gnade, — über die Freiheit des menschlichen Willens in ihrer Beziehung zu der göttlichen Gnade, welche sich an den Namen des Pelagius und des Augustinus knüpften. Der erstere, ein britannischer Mönch, der im J. 411 nach Afrika kam, behauptete mit Nachdruck die Freiheit des Willens als das höchste unveräußerliche Gut der menschlichen Natur: Gutes oder Böses ist des Menschen eigne freie That, nur das Können, ohne welches es kein Sollen gibt, kommt von Gott, dessen Gnade das Gute nicht schafft, sondern nur erleichtert. Augustinus, zu Tagaste in Numidien geboren, 383 als Redelehrer in Rom, dann in Mailand tief in sinnliche Vergnügungen verstrickt, kam nach einem schweren inneren Kampfe zum Christentum und ward 387 zu Mailand von dem dortigen Bischof Ambrosius getauft: er glaubte seine Bekehrung den Gebeten seiner Mutter Monica zu verdanken. Den Gegensatz von Sünde und Gnade, den er in seinem eignen Leben auf so überwältigende Weise erfahren, bildete er aufs schärfste aus: durch die erste Sünde ist die Freiheit verloren, der Mensch in die Knechtschaft der Sünde geraten, und aus dieser Menschheit bestimmt Gottes Barmherzigkeit eine Anzahl zur Seligkeit, in denen er was zu ihr führt auf unwiderstehliche Weise wirkt. Augustinus, seit 395 Bischof zu Hippo Regius in Afrika, starb während der Belagerung dieser Stadt durch die Vandalen. Die Streitigkeiten selbst setzten sich noch längere Zeit fort und wurden zuletzt durch den Einfluß Roms auf den Synoden von Arausio und Valentia 529 in seinem Sinn wenigstens mit Worten entschieden: in Wahrheit herrschte eine die Extreme beider Ansichten vermeidende Anschauung — der Semipelagianismus — vor. In diesen Streitigkeiten entwickelte sich die christliche Anschauung allmählich zu einem System von Dogmen, von denen eines nach dem andern, je wie es einer Mehrheit gelang, ihrer Ansicht die Sanktion durch eine Synode zu verschaffen, zum Abschluß kam: und zugleich mit diesen Entscheidungen erhob sich das Dogma aller Dogmen, die Lehre von der katholischen Kirche als der Trägerin der unbedingten Autorität in Sachen des Glaubens, in allem dem was zur Seligkeit notwendig ist. Die Träger dieser Autorität der Kirche aber waren die Bischöfe. Sie waren die allein stimmberechtigten Mitglieder der Synoden, in denen die gesetzgebende Gewalt der Kirche ruhte, sie standen an der Spitze des Klerus ihrer Diözesen und ernannten die Kleriker der verschiedenen Stufen; an der Spitze der Bischöfe jeder Provinz stand der Metropolitan, der Bischof der Landeshauptstadt, welcher die Synode berief; und über dem Metropolitan hinwiederum standen die Patriarchen, — die Bischöfe der hervorragendsten Mittelpunkte des Reichs, Rom, Alexandria und Antiochia, denen die Synode von Konstantinopel 381 noch den von

Konstantinopel, Neu-Rom, hinzugesellte, indem sie ihm den Ehrenrang nach dem von Rom gab: als fünfter erstieg auch der Bischof von Jerusalem diese Stufe, aber ohne zu großer Bedeutung zu gelangen. Und schon fingen die römischen Bischöfe an, als Nachfolger des Apostels Petrus den Primat, die allgemeine Aufsicht über die ganze christliche Kirche in Anspruch zu nehmen. Mit voller Klarheit stand diese Idee schon vor der Seele Leos I. oder des Großen (440—461): er stehe der Kirche vor im Namen des Apostels Petrus und entscheide nach Gottes und des Apostels Petrus Eingebungen. Die Entwickelung der Kirche, welche auf einer ursprünglich ganz demokratischen Grundlage eine kunstreich gegliederte Aristokratie hervorgetrieben hatte, strebte sichtbar in einer monarchischen Spitze sich zu vollenden.

Hierarchie, Mönchtum.

Durch diese hierarchische Organisation war dafür gesorgt, daß der Gottesdienst allenthalben in seinen regelmäßigen Formen sich vollzog und das ganze Leben der Menschen, wenn auch nicht durchaus nach den Forderungen oder Geboten des Herrn, so doch nach den Geboten oder Gewohnheiten der Kirche sich bestimmte. Die heidnischen Symbole, Bilder und Feste waren überall von der Oberfläche verschwunden. Statt der Jupiter- und Bacchusfeste wurden die Erinnerungstage der Märtyrer, der großen Heiligen begangen, deren Dienst jetzt dem polytheistischen Bedürfnis der Menschen entgegenkam und ihnen ihre Götter und Heroen in einer Weise ersetzte, der man eine wohlthätige Wirkung auf Leben und Wandel nicht absprechen kann. Die gewöhnliche Menge wurde aber noch mehr erbaut und an das Christentum gefesselt durch gewisse lebende Heilige, welche nach und nach häufiger auch im Abendlande auftauchten. Die eigentümliche Erscheinung des Mönchtums bildete eine notwendige Ergänzung zu den sonstigen Formen und Mitteln der katholischen Kirche. In Ägypten war es zuerst aufgekommen: den Lockungen der Welt entfloh der Glaubenseifrige in die nahe Wüste und lebte das Leben eines Einsiedlers, so Antonius, so Paulus von Theben, kasteite sich und widerstand den Anfechtungen der Dämonen und des Teufels, der sie auch in die Einsamkeit der Wüste und der Berge verfolgte. Diese Eremiten oder Anachoreten aber wurden bald so zahlreich, daß aus dem Einsiedlerleben vielmehr ein Zusammenleben nach gemeinsamer Regel wurde. Dieser Schritt geschah schon ums Jahr 340 durch Pachomius, der auf einer Nilinsel ein solches „Gemeinleben“, Koinobion, Cönobium, errichtete. Die ersten solcher Mönche, welche man im Abendlande sah, waren die, welche im Laufe des großen arianisch-athanasianischen Streites im Gefolge des verbannten Athanasius erschienen, und um die Zeit von Attilas Tod (454) erschien in Noricum aus dem Morgenlande ein solcher Diener Gottes, Severinus, der bald im ganzen Lande als untrüglicher Ratgeber oder Orakelspender verehrt ward. Auch die „ketzerischen Feinde der Kirche“, die Arianer, beugten sich in Ehrfurcht vor dem Manne, der, selbst bedürfnislos, barfuß selbst in strenger Kälte, unter Beten und Fasten Gefangene löste, Kranke heilte, ja nach dem frommen Glauben Tote erweckte, und andre Wunder aller Art verrichtete.

Dies war die Gedankenwelt, in welcher die besiegten Romanen lebten, und welche, in sich geschlossen und folgerichtig, mit imponierender Gewalt ihren germanischen Besiegern entgegentrat. Der heilige Severinus soll auch dem Odoaker, als dieser nach Italien unterwegs war, um dort wie so viele sein Glück zu

machen, und den heiligen Mann aufsuchte — der hochgewachsene germanische Kriegsmann mußte sich bücken, als er in dessen Zelle trat — seine große Zukunft und später, als er König in Italien geworden war, das baldige Ende dieser Herrschaft verkündigt haben.

Zweites Kapitel.

Die Ostgoten und Theodorich. — Die Franken und Chlodwig. — Kaiser Justinian und die Rückeroberung des Westens. — Langobarden in Italien. Das Frankenreich im 6. u. 7. Jahrhundert.

Herrschaft Odoakers.

In der That war seine Herrschaft von kurzer Dauer. Sie kann nicht tief eingreifend gewesen sein und war sicherlich nicht drückend. Die Soldansprüche seiner Krieger wurden am leichtesten befriedigt, indem man ihnen Ländereien anwies: indem man sie zu Besitzern machte, beugte man Schlimmerem vor. Ein Drittel des Landes wurde zu diesem Zwecke in Anspruch genommen. In die Verwaltung der Städte, der Municipien, welche ihre Verfassung aus gutaltrömischer Zeit im wesentlichen behauptet hatte, mischte er sich nicht ein und ebensowenig in die kirchlichen Dinge: es war zwischen ihm und der alten Bevölkerung eine breite Kluft befestigt, denn er war Arianer und die Römer in Italien waren katholisch. Sein Patriciustitel machte ihn diesen gegenüber einigermaßen legitim; im übrigen empfand man seine Herrschaft wie ein notwendiges Übel, das auch noch viel schlimmer hätte sein können. Er sicherte wenigstens ein Jahrzehnt lang die Alpengrenze gegen neue Einfälle andrer Germanen und führte zu diesem Zweck einige Kriege, wie gegen den König der Rugen, Feva, welche in Noricum ripense östlich vom Inn und an beiden Ufern der Donau sich festgesetzt hatten: einen Aufstand der italischen Bevölkerung hätte er schwerlich zu fürchten gehabt, da diese längst die Waffen nicht mehr führte. Der Streich, der ihn fällte, kam von einem Fürsten germanischen Geblüts, der nicht bloß, wie Odoaker, Führer eines aus allerlei Stämmen gemischten Heerhaufens, sondern König eines Volkes war: Theodorich dem Ostgoten.

Theodorich der Ostgote.

Die Ostgoten bewohnten damals das Land im Süden und im Westen der mittleren Donau, die alte Provinz Pannonien. Sie waren den Hunnen unterworfen gewesen, und durch den Tod Attilas, mit welchem sein Reich sich auflöste, wieder frei geworden: in der großen Schlacht am Nedad in Pannonien (454), in welcher eine Anzahl der germanischen Stämme in einem rühmlichen Kampfe gegen die Asiaten die Unabhängigkeit zurückgewann, waren sie mit dabei gewesen. Sie wurden von drei Teilfürsten, Brüdern aus dem Hause der Amaler, beherrscht, von denen der eine Überlebende, Theodemir, das Volk wieder vereinigte. Sein Sohn war Theodorich, der einen Teil seiner Jugend, zehn Jahre, zu Konstantinopel verlebte, wohin er als Geisel bei einem Vertrage,

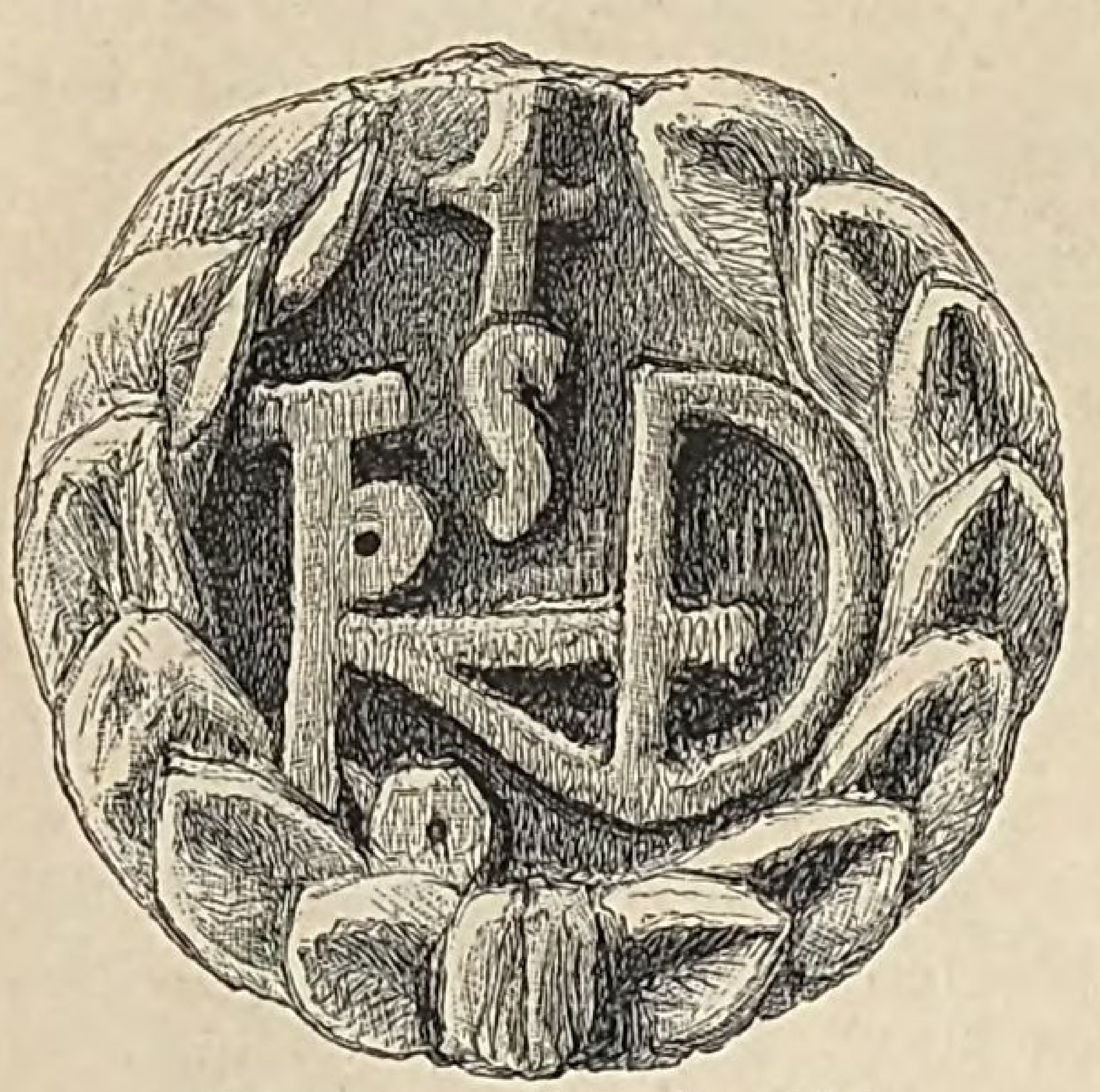
den Theodemir mit dem weströmischen Kaiser abgeschlossen hatte, geschickt worden war. Nach dem Tode seines Vaters ward er von seinem Volke als König anerkannt; das unerfreuliche Verhältnis zum oströmischen Hofe, trügerischer Friede mit Kämpfen ohne Entscheidung wechselnd, dauerte fort, bis Kaiser Zeno (474—491), getreu der hinterlistigen Politik des Schwachen, Barbaren durch Barbaren zu bekämpfen, ihn als Werkzeug gewann, um sich seines Feindes in Italien, der vergebens seine Usurpation mit dem Patriciustitel deckte, zu entledigen — Italien also von der Unterdrückung durch die Söldner Odoakers zu befreien. Die Menge des Volkes, das sich zu der kriegerischen Wanderung sammelte, wird zu 2—300000 Menschen angegeben. Am Isonzo trafen die Ostgoten, denen sich allerlei Trümmer andrer Stämme angeschlossen hatten, mit der Streitmacht Odoakers zusammen. Theodorich siegte und brachte bald darauf dem schon erschütterten Gegner eine zweite Niederlage in der Nähe von Verona bei (489); eine kurze Zeit kam dann sein Siegeslauf ins Stocken, da eben sein Glück und die Furcht vor seiner raschwachsenden Macht bei den Nachbarstämmen der Sache Odoakers Verbündete zuführte. Die Burgundionen unterstützten diesen, während die Westgoten ihren Stammesgenossen eine Hilfsmacht sandten. Eine dritte Schlacht, in der eine ganze Anzahl germanischer Stämme, Heruler, Rugier, Ost- und Westgoten, Burgunder und Vandalen ihre Waffen kreuzten, an der Adda im August 490 entschied gegen Odoaker, der sich nach dem festen Ravenna warf, dort eine lange Belagerung aushielt, zuletzt, vom Mangel gedrängt, mit Theodorich ein Abkommen traf (493 Februar) und dann von diesem verräterischerweise getötet ward.

Was Odoaker mit einer nicht allzugroßen und bunt gemischten Söldnermacht versucht hatte, führte Theodorich mit der zuverlässigeren Macht eines ansehnlichen Volks und mit mehr Geist und Glück als jener durch. Die dreiunddreißig Jahre seiner Herrschaft (493—526) bildeten vornehmlich für Italien selbst eine Zeit des Aufatmens, der Erholung. Vor allem vereinigte Theodorich die ganze Halbinsel wieder unter seiner Herrschaft, auch die Nebeninseln, welche von den Vandalen an ihn abgetreten wurden, und er kehrte zu der guten altrömischen auswärtigen Politik zurück, welche wesentlich darin bestand, den Zugang zu dem schwer zu hütenden italischen Lande mit seinen weitgedehnten Küsten durch Besetzung der Vorlande und militärische Beherrschung der jenseitigen Küsten wieder zu erschweren. Dies gelang: seine Herrschaft umfaßte Istrien auf der östlichen, seit 510 die altrömische Provincia, das südöstliche Gallien, auf der westlichen Seite, und sie reichte im Nordosten bis zur Donau: dem Seeraub der Vandalen wehrte eine Seemacht von tausend leichten Fahrzeugen, die er errichtete. Mit dem oströmischen Hofe wußte er ein günstiges Verhältnis zu unterhalten. Er ließ den Münzen das Bild des Kaisers aufprägen, stellte in öffentlichen Inschriften des Kaisers Namen dem seinigen voran und bediente sich in seiner Korrespondenz mit Ostrom der unterwürfigen Formen, auf welche man dort Wert legte. In Konstantinopel, wo 491 auf Zeno Anastasius gefolgt war, trug man, was sich nicht ändern ließ, und erst seit 518, wo Justinus den Thron bestieg, trübte sich dieses Verhältnis zu dem König von Italien, der zugleich ein Barbar und ein Arianer war. Groß aber war sein Ansehen in der Germanenwelt, und das Gedächtnis der Nation hat die mächtige Gestalt des Siegers von Verona, Dietrichs von Berne, im Liede festgehalten.

Er suchte ein friedliches Nebeneinanderleben der germanischen Völker und Reiche auf der Grundlage des bestehenden Zustandes, bei welchem ihm und seinem Volke allerdings das königliche Los, das Land der Mitte, zugefallen war, herbeizuführen und durch politische Ehebündnisse zu sichern. Seine Töchter vermählte er an burgundische und westgotische Fürsten, er selbst heiratete eine Schwester des gefährlichsten unter den germanischen Heerkönigen, des Frankenkönigs Chlodowech oder Chlodwig, dessen unruhiger Ehrgeiz nach dem Besitze von ganz Gallien strebte, und welchen Theodorich an der allzurücksichtslosen Ausbeutung seines Sieges über die Westgoten (507) hinderte.

Italien unter Theodorich.

Italien genoß während dieser ganzen Zeit die Wohlthaten eines gesicherten Friedenszustandes und einer kraftvollen, nach den Gesetzen und mit schonender Weisheit geführten Regierung. Es war eine Wohlthat, daß dem Lande eine große Zahl kräftiger Ansiedler zugeführt wurde, unter deren Schutz — denn sie führten allein die Waffen und behielten ihre militärische Organisation, die sie noch vervollkommneten — die romanische Bevölkerung allenthalben die Arbeiten und Gewerbe des Friedens wieder aufnahm. Handel und Industrie nahmen einen Aufschwung; man hatte die Sicherheit des Landes zu rühmen, das jeder von einem Ende zum andern mit seinen Gütern ohne Gefährdung durchzog und in dem die Thore der Städte bei Tag und bei Nacht offen standen. Die Goten, deren Stellung in gewissem Sinn, wie einst die der Spartiaten im alten Lakonien, die einer Aristokratie, eines kriegerischen Grundadels war, lebten nach ihrem Volksrecht, die alte Bevölkerung nach römischen Gesetzen, die Theodorich ausdrücklich anerkannte: Streitigkeiten zwischen Goten und Römern schlichtete der gotische Graf unter Zuziehung eines römischen Rechtskundigen, und das gesellschaftliche Verhältnis zeichnet treffend ein Wort, das dem König selbst zugeschrieben wird, daß der vornehme Gote gern den Römer, der arme Römer gern den Goten spiele.*) Eine wirkliche Verschmelzung oder auch nur Annäherung der beiden Elemente fand jedoch nicht statt. Die Italiker, im Besitze einer Jahrtausende alten hochentwickelten Kultur, haßten und verachteten ihre Besieger, vor denen sie sich doch beugen mußten; das größte Hindernis der Verständigung aber bildete die Religion. Das Christentum der Goten war die arianische Ketzerei, der Glaube eines nüchternen, unverbildeten, der Kultus eines armen und einfachen Volkes, eine Form des Christentums überdies, welche dem priesterlichen Einfluß geringen Spielraum ließ — das Christentum der Römer ein dogmatisch entwickeltes, mit Elementen eines tieferen und feineren Denkens



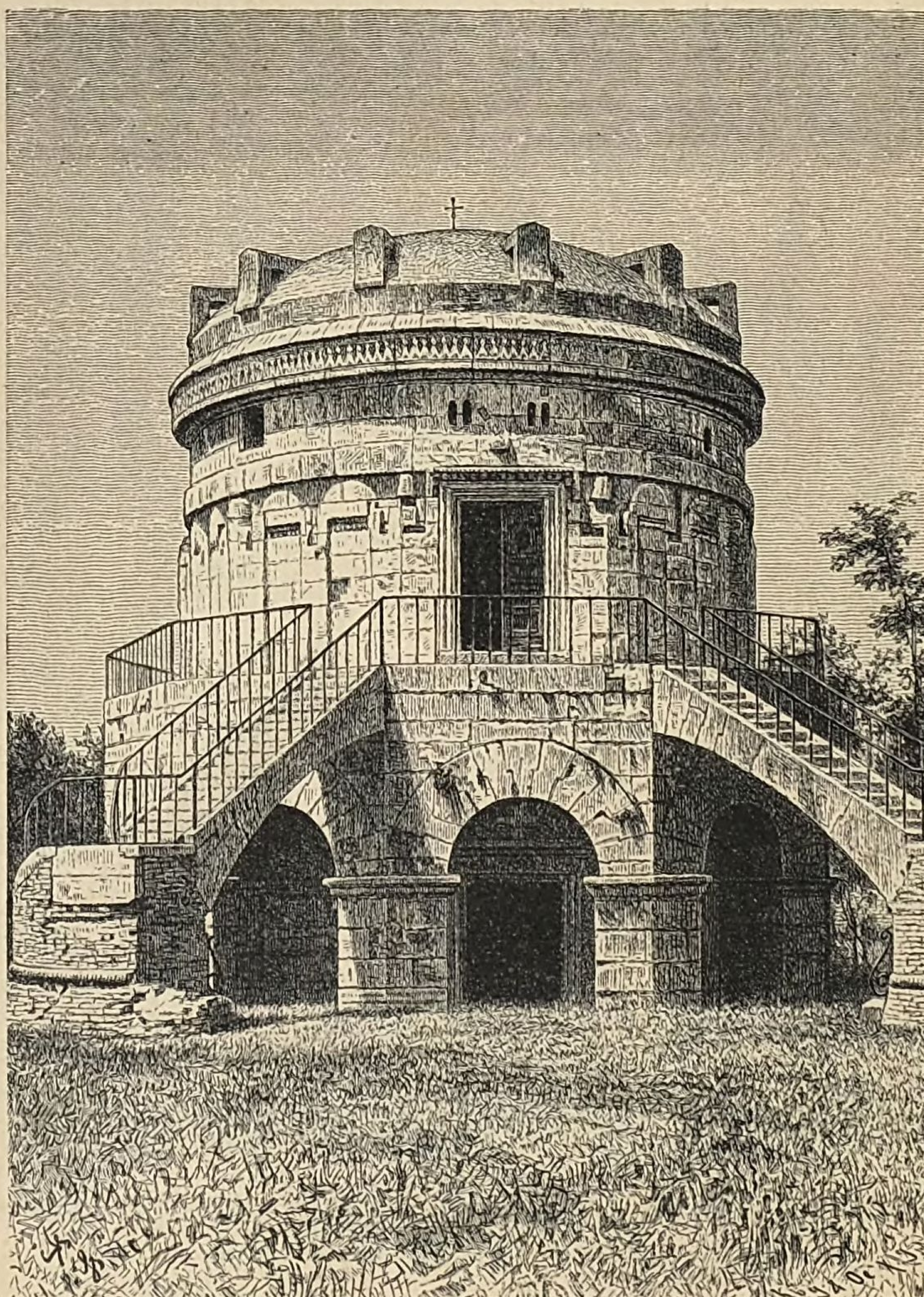
Namenszug Theodorichs an einem Säulenkapitäl der sog. Herkulesbasilika zu Ravenna.

*) Excerpta Valesiana 61. in der Ausgabe des Ammianus Marcellinus von Gardhausen vol. II., welcher jedoch die Lesart vilis statt utilis vorzieht.



Inneres der von Theodorich um 500 erbauten arianischen Kathedrale zu Ravenna.
Dem römischen Kultus übergeben um 560, jetzt S. Apollinare nuovo.
Die modernisierten Teile hier im ursprünglichen Charakter wiederhergestellt.

durchzogenes kirchliches System und ein feierlich-prächtiger Kultus, welcher auch keineswegs ohne Eindruck auf die germanischen Eroberer blieb. Theodorich übte eine vollkommene Toleranz und schonte die Empfindungen der Unterworfenen. Er besuchte nur einmal Rom und lebte für gewöhnlich in Ravenna; er hielt sich mit der Priesterschaft und ihrem mächtigen Haupte, dem Bischof von Rom, auf gutem Fuße: den religiösen Haß und Hochmut, der nicht einmal über Verfolgung klagen konnte, entwaffnete er dadurch gleichwohl nicht. Die Schwierigkeiten seiner Stellung traten gegen Ende seiner Regierung hervor, wo die ver-



Theodorichs Grabmal zu Ravenna in einer heutigen Gestalt.

änderte Haltung des Hofs zu Konstantinopel Verschwörungen oder die Furcht vor solchen hervorrief, und einige namhafte römische Männer, unter ihnen ein Mann vom höchsten Verdienste und Ansehen, der als Staatsmann, Philosoph und Schriftsteller hervorragende und von Theodorich selbst gewürdigte Boethius, wurden das Opfer seines Mißtrauens. Dies war im Jahre 524; zwei Jahre später, 526, starb Theodorich in seinem Palaste zu Ravenna, im siebenunddreißigsten Jahre seines Königtums, im dreiunddreißigsten seines Eintritts in Italien.

Diese gotische Herrschaft ging schweren Gefahren entgegen, und Theodorich hinterließ keinen Sohn. Die Herrschaft fiel an einen zehnjährigen Knaben, seinen Enkel Athalarich, für den seine Mutter Amalasuntha die Regentschaft übernahm.

Um die gleiche Zeit, als die Ostgoten sich in Italien festsetzten, erhob sich im nördlichen Gallien eine Germanenherrschaft, über welcher günstigere Sterne walteten, als über der der Goten. Das gallische Land war um die Zeit, als der letzte der westgotischen Imperatoren im Dunkel des Privatlebens verschwand, in vier oder fünf selbständige Stücke zerrissen. Der südöstliche Teil, von den Pyrenäen bis zur Loire hin, bildete einen Bestandteil des Westgotenreichs, und zwar den wichtigeren, in welchem dessen Mittelpunkt, ihre Hauptstadt Tolosa lag; ihre Nachbarn im Osten, im Thal der Rhone und der Saone, zwischen den Sevennen, dem Forezgebirge und der Cote d'Or im Westen, dem Jura und den Alpen im Osten waren die Burgunden; im Westen, auf der Halbinsel, der dieser ihr Name geblieben ist, hatten Briten, die der angelsächsischen Herrschaft über das Meer entronnen waren, sich festgesetzt. Das nördliche Land von der Loire bis zur Somme bildete noch zusammenhängendes römisches Provinzialgebiet, dessen Verwaltung ein gewisser Syagrius als Comes oder Patricius, also unter den Auspicien des Reichs führte. Gegen diesen Rest römischen Gebiets drängten vom Südosten her, vom Ober- und Mittelrhein, den sie aber längst überschritten hatten, die Alemannen; vom Norden, vom Niederrhein her die Franken, welche die Gebiete von der Nordsee bis zur Somme und Maas, die heutige Rheinprovinz, Holland und Belgien innehatten. *Gallien vor Chlodwig.*

Die Franken, kein einzelner Stamm, sondern ein Bund von Stämmen, teilten sich in zwei große Gruppen, die ripuarischen Franken, deren Mittelpunkt die alte germanisch-römische Ubierstadt Colonia war, und die salischen: und unter diesen letzteren besaß die vorwaltende Macht ein sigambrisches Geschlecht, das sich die Merowinger nannte. Die Franken und die Alemannen waren noch Heiden. Die Burgunden und die Westgoten waren Christen, aber Arianer, während die altansässige Bevölkerung, deren Bekehrung im 4. Jahrhundert sich vollendete, der orthodoxen und katholischen Kirche angehörte. Langsamer als die andern Germanenvölker, welche römische Länder okkupiert hatten, drangen die Franken vor, aber sie wurzelten sich fester in dem Lande ein; sie waren Ackerbauer geworden und bildeten zahlreiche kleinere Gemeinwesen unter Königen.

Im Jahre 481 nun starb der Merowinger Childerich und dessen fünfzehnjähriger Sohn Chlodwig, Chlodowech, trat das Königtum bei den salischen Franken an. Man gewahrt bei ihm keine der edleren und ritterlichen Eigenschaften germanischer Heerkönige: er erscheint ganz als Barbar, gierig nach Macht und Besitz, gänzlich unberührt von der höheren Bildung der römischen Welt, die selbst in ihrem Verfall und ihrer Entartung Männern wie Theodo- *Chlodwig. 481.*

rich einen höheren Schwung der Seele und ihrer Politik einen gewissen Adel gab; als Heide wie später als Christ ohne irgend welche Regung des Gewissens, wo es sich um Erweiterung seiner Macht und seines Besitzes handelte.

Besiegt den Syagrius. 486.

Er zögerte nicht lange: im Jahre 486 griff der neunzehnjährige Fürst an der Spitze seines Kriegergefolges den Syagrius an, überwand denselben in einem Zusammenstoße bei Soissons und ließ ihn, als er ihm durch den eingeschüchterten Westgotenkönig Alarich II. ausgeliefert worden war, hinrichten. Die Eroberung des Landes war leicht, da die römische Verwaltung keineswegs beliebt war. Die einzelnen Städte gingen nach und nach unter Kapitulationen zum Sieger über, welcher reiche Mittel gewann, sein Gefolge mit Land auszustatten, ohne daß die höheren Klassen der romanischen Bevölkerung besonders gedrückt worden wären. Das Krongut und die mit der Eroberung von selbst gegebenen Konfiskationen reichten aus, den König und seine Antrustionen mit Allodien auszustatten.

Besiegt die Alemannen und wird Christ. 496.

Im Jahre 493, demselben, in welchem Odoaker vollends überwältigt wurde, schloß der junge König eine folgenreiche Verbindung. Er vermählte sich mit Chrotegilde, der Tochter eines burgundischen Königs Chilperich, welchen sein Bruder Gundobald ermordet hatte. Sie brachte ihm eine wertvolle Mitgift, die Pflicht der Blutrache, zu, die ihn ermächtigte, seine Waffen auch gegen die Burgunden zu kehren. Chrotegilde gewann Einfluß auf ihren Gemahl und, eifrige katholische Christin, suchte sie ihn zu ihrem Glauben zu bekehren. Die theologischen Gespräche der Gatten, welche der Geschichtschreiber der Franken, der Bischof Gregor von Tours, uns überliefert, gestatten einen gewissen Einblick in die Gedankenwelt dieser Frankenhäuptlinge. Chrotegilde bestürmt ihn, daß er den wahren Gott anbete, der Himmel und Erde geschaffen. Chlodwig erwidert, Himmel und Erde seien vielmehr das Werk seiner Götter. „Euer Gott," gibt er ihr zu hören, „ist augenscheinlich ein ohnmächtiges Wesen, — ja noch schlimmer, er ist auch nicht einmal vom Stamme der Götter." Gleichwohl willigt er ein, daß ihr erster Sohn getauft wird, aber dieser stirbt. „Wäre der Knabe geweiht im Namen meiner Götter, gewiß er lebte noch," äußert der bekümmerte König, während die fromme Königin sich des Glaubens getröstet, daß die im weißen Gewande von dieser Welt gerufen werden, vor Gottes Angesicht leben. Sie bringt ihm einen zweiten Knaben: auch dieser erkrankte, genas aber auf Chrotegildes Gebet. Man sieht, daß die Frage der Annahme des Christentums den König beschäftigte und er wird sich die Vorteile eines solchen Schrittes nicht verhehlt haben: aber bis dahin hatten die heidnischen Götter ihm und seinen Kriegern den Sieg verliehen und der Christengott, der Gott der Besiegten, hatte sich in ihren Augen nicht besonders mächtig erwiesen. Ein kriegerisches Ereignis gab den Ausschlag oder auch vielleicht nur den Anlaß zu dem Schritte, dessen Notwendigkeit einleuchtete. Die Alemannen, denen durch das Gotenreich gewehrt war, sich nach Süden auszubreiten, bedrängten schon längst die ripuarischen Franken und deren König Sigebert, der nun den stammverwandten Herrscher der salischen Franken zu Hilfe rief, als (496) ein neuer Angriff ihn heimsuchte. Es kam zur Schlacht, zwischen Rhein und Maas bei Tolbiacum, in welchem man den Namen Zülpich zu finden glaubt. Kein sicheres Zeugnis spricht für den Ort, nur das Jahr scheint sicher: in dieser Schlacht betete zum erstenmal Chlodwig zum Gott der Christen ein heidnisches Gebet.

„Jesus Christus" — so läßt Gregor ihn sprechen — „Chrotegilde sagt, du seiest der Sohn des lebendigen Gottes, gebest Sieg denen, die auf dich hoffen: gewährst du mir jetzt den Sieg, so will ich an dich glauben und mich taufen lassen auf deinen Namen: denn ich habe meine Götter angerufen, aber sie haben mich verlassen mit ihrer Hilfe." Der Sieg, der geschwankt hatte, ward jetzt entschieden. Die Alemannen wendeten sich zur Flucht. Ihre Niederlage war vollständig: sie verloren einen ansehnlichen Teil ihres Gebiets, das dann Chlodwig entweder als Krongut an sich nahm oder unter die Edlen und Krieger seines Heeres verteilte; damals wurden die Gegenden von Württemberg und von Bayern, die wir mit dem Namen des siegreichen Stammes Franken nennen, aus alemannischem zu fränkischem Land. Ihre Sitten und Gewohnheiten behielten die Alemannen, und der gewichtige Einspruch Theodorichs hinderte den Frankenkönig, seinen Sieg allzu rücksichtslos auszubeuten; aus der Reihe der herrschenden Germanenstämme aber waren die Alemannen mit jener Niederlage ausgeschieden.

Chlodwig zögerte nach dem Siege nicht lange, sein Gelöbnis zu erfüllen, was nach Erweiterung seiner Herrschaft über neue große Gebiete doppelt notwendig und auch leichter ausführbar war. Das Christentum war die geistige Macht, welche die Welt beherrschte, und daß eine dauernde Herrschaft auf romanischem Boden nur möglich war, wenn die siegreiche Minderheit den Glauben der besiegten Mehrheit teilte, war einleuchtend. Ein besonders glücklicher Umstand aber war hier, daß Chlodwig in der Lage war, zwischen den beiden Formen oder Konfessionen damaliger Zeit, der katholischen und der arianischen, frei zu wählen. Er zögerte nicht, sich für die erstere zu entscheiden. Sie war bereits die stärkere: auch die Germanen selbst konnten sich ihrer Überlegenheit schon nicht mehr ganz entziehen, die Übertritte vom arianischen Christentum zur orthodoxen Kirche waren häufig, z. B. bei den Burgunden; und ein eifriger Bekämpfer der arianischen Ketzerei, der Bischof Remigius von Rheims, war es, welcher die Taufe an Chlodwig und seinem Gefolge vollzog. Es geschah eben zu Rheims am Weihnachtsfeste 496, und auch hier zeigte sich die Geschicklichkeit, mit welcher die katholische Geistlichkeit diese soldatischen Gemüter zu gewinnen wußte. Es scheint unter den Franken keine große Lust vorhanden gewesen zu sein, die alten Götter zu verlassen, die sich seit lange und auch in den Erfolgen des letzten Jahrzehnts doch in der That nicht so schlecht bewährt hatten. Aber der König war entschlossen und man bereitete ein großes Fest: die Straßen der Stadt wurden nach Kräften aufgeputzt, die Kirche, in welcher das Taufbad bereitet wurde, war mit weißen Vorhängen geschmückt, mit Kerzen erleuchtet: „der ganze Tempel," so schildert Gregor mit Begeisterung den weltgeschichtlichen Akt, der hier geschah, „wurde von einem himmlischen Wohlgeruche erfüllt und solche Gnade ließ Gott denen zu teil werden, die damals gegenwärtig waren, daß sie meinten, sie seien in die Wohlgerüche des Paradieses versetzt." Es war in der That ein großer Entschluß und ein schwerer Schritt. „Beuge dein Haupt, Sigamber," redete der Bischof den König an, „verehre, was du verfolgt, verfolge, was du verehrt hast." Die Nachricht von diesem Übertritt erregte in der ganzen romanischen Welt große Freude und die athanasianischen Bischöfe des von Chlodwig beherrschten Teils von Gallien schlossen sich mit Eifer ihren neuen Glaubensgenossen an. Das Werk des Gregorius ist voll von Beispielen des tödlichen Hasses, mit welchem die Rechtgläubigen alle, welche die arianische

Chlodwigs Taufe.

Ketzerei angenommen hatten, betrachteten. Dieser Haß und Zwiespalt war der Todeskeim, den die übrigen germanischen Herrschaften in sich trugen: von dieser Krankheit war die Herrschaft Chlodwigs frei. Bei seinen Bestrebungen, ganz Gallien seinem Zepter zu unterwerfen, hatte er die Wünsche der romanischen Bevölkerung und die Unterstützung der Bischöfe für sich.

Burgunden und Westgoten.

Die Unterwerfung der Burgunden gelang nicht; Gundobald, der Mörder von Chrotegildes Eltern, behauptete sich. Den Kampf gegen die Westgoten, den Chlodwig im Jahre 507 aufnahm, bezeichnete er selbst als einen Religionskrieg: „es verdrießt mich sehr," läßt Gregor ihn sagen, „daß diese Arianer einen Teil von Gallien besitzen; auf, mit Gottes Hilfe, wir wollen sie überwältigen und ihr Land an uns bringen." Die Schlacht, welche über den Besitz von Gallien entschied, geschah bei Vouglé, einige Meilen von Poitiers. Die Goten und ihr König Alarich II. fochten tapfer, aber es scheint, daß Chlodwigs Truppen einiges von den Vorzügen längeren Dienstes besaßen, die Überlegenheit eines stehenden Heeres entfalteten: die gotische Streitmacht erlag, Alarich selbst fiel im Kampfe oder auf der Flucht, und Chlodwig eroberte das Land bis zur Garonne. Den Rest der gotischen Besitzungen in Gallien und ihre Herrschaft in Spanien rettete die Einmischung Theodorichs, der sich vergeblich bemüht hatte, den Krieg zwischen den Königen, die beide seine Verwandte waren, zu hindern, für den unmündigen Sohn des gefallenen Königs Amalarich.

Um diese Zeit erhielt Chlodwig auch, erbeten oder nicht erbeten, von Konstantinopel den Titel eines Patricius und eines Prokonsuls. Der Titel erleichterte in jedem Falle die Verschmelzung der Bevölkerungen und machte es dem König leicht, in seiner nächsten Umgebung unter seinen Großen das eine Element durch das andere in Schach zu halten. An seinem Hoflager, das er jetzt zu Lutetia, Paris, aufschlug, welches seine Lage selbst zum Mittelpunkt und Herrschersitz von Gallien bestimmt zu haben scheint, befanden sich, auch abgesehen von den Bischöfen, vornehme Romanen neben den fränkischen Antrustionen.

Vereinigung der Franken.

Das letzte, was ihm gelang, war die Vereinigung der ripuarischen Franken mit den salischen. Die kleineren fränkischen Herrschaften im salischen Gebiet hatte er unterdrückt und List und Grausamkeit dabei nicht gespart. Den ripuarischen König Sigebert beseitigte er, indem er dessen eignen Sohn zu seinem Mörder machte, und dann ließ er diesen selbst durch ausgesandte Meuchelmörder wegräumen. Es beweist wenig für die Tugend der Treue, die man so freigebig an unseren Altvorderen rühmt, daß die Ripuaren den Mörder ihrer Könige alsbald auf den Schild hoben und als ihren König anerkannten. Das sittliche Gefühl der christlichen Orthodoxie aber war nicht feiner. „Gott aber warf Tag für Tag seine Feinde vor ihm zu Boden und vermehrte sein Reich," sagt Gregor, indem er diese Gräuel erzählt; er fährt ruhig fort, da es ein rechtgläubiger König ist, von dem er spricht: „Darum, daß er rechten Herzens vor ihm wandelte und that, was seinen Augen wohlgefällig war." 511 zu Paris starb Chlodwig im kraftvollsten Mannesalter.

Seine Nachfolger. 511.

Er hinterließ vier Söhne und es beweist, wie wenig unter dem siegreichen Volke und in dem herrschenden Hause noch der Staatsbegriff ausgebildet war, daß diese vier Söhne, Theodorich, Chlodomar, Childebert, Chlotar das Reich teilten: es gab vier Stücke mit vier Residenzen, Rheims, Orleans, Paris, Soissons. Der älteste, Theodorich, nicht aus der Ehe mit Chrotegilde hervorgegangen, war

der eigentliche Nachfolger. Trotz dieses geteilten Regiments und der schweren Übel im Innern, die es im Gefolge hatte, erwies sich die fränkische Macht doch auch in den nächsten Jahrzehnten überlegen: die römische Landesverwaltung dauerte fort und die Franken hatten die Hände zu kriegerischen Unternehmungen frei, und im Jahre 551 treffen wir ein fränkisches Heer an der Unstrut in siegreichem Vordringen gegen das Königreich der Thüringer. Im Jahre 534 ward nach längeren Kämpfen dem burgundischen Reich ein Ende gemacht.

Der oströmische Hof.

Während dieser Erfolge war schon eine Unternehmung im Gange, deren Ausgang auch die fränkische Herrschaft und ihre Zukunft sehr nahe berührte. Der oströmische Hof hatte den Entschluß gefaßt, die Einheit des römischen Imperiums wieder herzustellen und den Usurpationen im Westen mit gewaffneter Hand ein Ziel zu setzen.

Kaiser Justinianus.

Als endgültig hatte man diese Usurpationen zu Konstantinopel niemals angesehen. Das Gefühl der Reichseinheit, der große Name des Imperium Romanum war dort noch lebendig. Man pflegt für die Volkszustände in den Ländern des oströmischen Reiches meist zwei Punkte als besonders charakteristisch hervorzuheben: die dogmatischen Streitigkeiten und die Partei- oder Koteriekämpfe, welche sich an die Spiele im Zirkus anschlossen. Aber daß die Menschen sich bis zum Wahnsinn erhitzen über Dinge, welche schlechthin jenseits des menschlichen Erkennens liegen, ist ein Zug, der nicht diesem Ort und nicht dieser Zeit allein eignet, und es ist keineswegs der schlechteste Zug der Menschennatur, daß sie, einmal diesen Regionen zugewendet, mit einer Art Leidenschaft den religiösen Geheimnissen nachspürt. Zuweilen freilich begegnet dabei, — und dies war in hohem Grade hier der Fall — daß sich über bloßen Worten Parteiungen bilden, die also nicht mehr Recht haben, als die für die blaue oder grüne Farbe der Abzeichen und Tracht der Wagenlenker bei den Wettrennen im Zirkus, welche damals in Konstantinopel die Volksleidenschaften in demselben Maße erweckten. Auch diese Erscheinung war alt: schon in den letzten Zeiten der Republik tritt das Vergnügen an diesen Spielen als eine fast krankhafte Erscheinung auf. Fremde, welche Rom besuchten, wunderten sich, wie sehr diese Dinge den alleinigen Gesprächsgegenstand bildeten: je mehr der Despotismus und sein Beamtenstaat das lebendige Interesse der Bevölkerungen an ernsteren Gegenständen erstickte, um so mehr erhitzte man sich an diesen Frivolitäten. Mit den übrigen Lastern und Thorheiten von Altrom ward auch diese nach Neurom verpflanzt und sie war, wie es zu geschehen pflegt, dort noch gesteigert und ins Fratzenhafte verzerrt worden. Anfangs waren es vier Farben gewesen, durch welche man die Gespanne und ihre Lenker und Eigentümer unterschieden hatte, später nur noch zwei, grün und blau: jedermann nahm Partei für und gegen; gelegentlich mögen sich wohl kirchliche oder politische Partei- oder Koteriebestrebungen dahinter versteckt haben. Indes war dieses Zerrbild politischen Parteilebens, wie charakteristisch immer für gewisse Seiten des Gemeinwesens und der Gesellschaft, so doch keineswegs die Hauptsache, und die Kaiser dieser Zeit, Zeno (seit 474), Anastasius (seit 491), Justinus (seit 518) bemühten sich mit Ernst, das Reich, nachdem die Stürme der letzten Menschenalter sich ausgetobt hatten, wieder zu kräftigen: es herrschte Ordnung in der Verwaltung, Überfluß im Staatsschatz, und das Heer war wieder auf einen achtunggebietenden Stand gebracht. Im Jahre 527 bestieg der Neffe

Justins, Justinianus, im reifen Alter von fünfundvierzig Jahren den Thron. An seinen Namen knüpft sich ein unsterbliches Werk, das einst den Geist des großen Cäsar beschäftigt hatte und das jetzt erst, ein halbes Jahrtausend später, seinen Abschluß finden sollte: die Sammlung des römischen Rechts in einem großen Gesetzbuche, das Corpus juris Romani, dessen Fertigstellung seit dem Anfang seiner Regierung Kommissionen bedeutender Rechtsgelehrten beschäftigte und das im Jahre 534 im wesentlichen beendigt war. Indem es die Erträge einer tausendjährigen Rechtsentwickelung in gesichteter Gestalt aufspeicherte, stellte es ein großes Besitztum der Menschheit fest, machte der Sklaverei im Prinzip ein Ende und ist ein dauernderes Monument der Regierung dieses Kaisers, als selbst der große Tempel, den er der siegreichen orthodoxen Kirche, der Hagia Sophia, der heiligen Weisheit errichtete. Einen Augenblick wurde auch Justinians Herrschaft erschüttert durch jenes Phantom der Zirkusparteien. Der Kaiser begünstigte die Blauen und im Jahre 532 brachte ein Aufstand der Grünen — sie hatten das Losungswort Nika, Siege, ausgegeben, welches man wohl den Wagenlenkern



Justinian mit Gefolge.
Nach dem gleichzeitigen Mosaikbilde von Ravenna.

zuzurufen pflegte, und der Aufruhr führt davon den Namen — seinen Thron und sein Leben in Gefahr. Der energischere Geist der Theodora, die aus mehr als zweideutigen Verhältnissen zum Range seiner Gemahlin, zur Höhe einer Augusta, emporgestiegen war, bestimmte ihn zum Ausharren, und ein hervorragender Kriegsmann, Belisarius, der sich schon im Kriege gegen den alten Feind, die Perser, bewährt hatte, stellte an der Spitze einer zuverlässigen Truppenmacht die Ordnung wieder her und erstickte den Aufruhr im Blute der Grünen.

Expedition gegen die Vandalen. 533.

Eben diesem Manne wurde die Ausführung des großen Restaurationsplanes anvertraut, dem die Kirche, da es die Vertilgung arianischer Ketzer galt, ihre volle Unterstützung gab. Man machte Frieden mit den Persern, und im Juni 533 lief eine Flotte von 600 Schiffen mit einer Streitmacht von 16000 Mann Fußvolk und 5000 Reitern an Bord aus dem Hafen von Konstantinopel aus, um zunächst die Provinz Afrika den Vandalen zu entreißen.

Die Vandalen galten als die rohesten unter den barbarischen Eroberern, die sich auf römischem Reichsboden eine Herrschaft erkämpft hatten, und sie waren in diejenige Provinz gekommen, welche mehr als irgend eine von den Lastern einer überfeinerten Zivilisation getränkt war: einen Pfuhl der Sünde, eine sentina vitiorum nennt sie ein christlicher Schriftsteller. Die reineren Sitten, welche dieser, Salvianus, den Vandalen nachrühmte, hielten nicht lange vor: sie waren ein Raubvolk und gereizt durch den verhältnismäßig langen Widerstand, den sie fanden, mißhandelten sie die Eingeborenen, deren Laster sie binnen kurzem annahmen. Der Geist des religiösen Fanatismus, welcher im Kampfe mit den Donatisten auf diesem Boden seine Orgien gefeiert hatte, bemächtigte sich auch der Eroberer, welche ihr arianisches Christentum der eifrig katholisch gesinnten Bevölkerung aufzwingen wollten. Der erste Bezwinger des Landes, Geiserich, war im Jahre 477 gestorben: die Wut der Verfolgung hielt an und als im Jahre 523 ein milderer Herrscher, Hilderich, den Weg der Duldung einschlug, war es schon zu spät; ein grimmiger Haß erfüllte die unterworfene rechtgläubige Bevölkerung, welche jetzt Befreiung und Rache an ihren Peinigern hoffen durfte. Hilderich war im Jahre 530 durch Gelimer gestürzt oder ersetzt worden, dem nun die schwere Aufgabe zufiel, die verhaßte Herrschaft einer kleinen Minderzahl — denn man schätzt die Macht der Vandalen auf höchstens 80000 Waffenfähige — gegen einen Feldherrn, welcher alle Vorteile der allgemeinen Lage sich zu nutze zu machen verstand, zu verteidigen. Im September 533 landete Belisar; die früher so gefürchtete Seemacht der Vandalen war nicht mehr die alte. Eine Anzahl Städte öffnete ihm alsbald die Thore und schon die erste Schlacht — am zehnten Meilensteine von Karthago — hatte für die Vandalen den Verlust der Hauptstadt zur Folge und Belisar seinerseits zögerte keinen Augenblick, die Befestigungen der unvergleichlich gelegenen Stadt, welche die Vandalen vernachlässigt hatten, wieder in guten Stand zu setzen. Noch einmal wagte Gelimer, der sich geschickt und entschlossen zeigte, aber doch nicht den kraftvollen Geist Geiserichs besaß, eine Schlacht. Er hatte seine Streitkräfte gesammelt und war Belisars Heer an Zahl überlegen; auch wußten seine Krieger wohl, was die Niederlage für sie bedeutete. Die Schlacht ging gleichwohl verloren und die Eroberung ward im Frühling des folgenden Jahres 534 vollendet, indem Gelimer selbst den weiteren Kampf, den die Natur des Landes vielleicht zu verlängern gestattet haben würde, aufgab und die kaiserliche Gnade annahm, welche ihm sein Besieger anbieten ließ. Es wird erzählt, daß er ein Gelächter aufgeschlagen habe, als er Belisars ansichtig geworden sei: in drei Monaten war die ganze Herrlichkeit der Vandalen in den Staub gesunken. Er selbst erfuhr übrigens eine glimpfliche Behandlung. Nachdem er in Konstantinopel bei dem Triumph, welcher dem Belisar bewilligt worden, sich dem Kaiser zu Füßen geworfen hatte, wurde ihm ein Landgut in Galatien als Wohnsitz angewiesen, wo er nach einigen Jahren starb. Die Mauren, zu denen die wenigen Vandalen, die noch übrig geblieben und welche die Unterwerfung unter die siegreichen Römer verschmäht hatten, geflüchtet waren, setzten eine Zeitlang den Kampf noch fort: im übrigen war Afrika jetzt wieder römische Provinz, die Reste der Vandalen verloren sich unter der Masse der Provinzialen, und auch Sardinien unterwarf sich dem wiederhergestellten rechtmäßigen Herrscher.

Ostgoten nach Theodorichs Tod.

Der erste Teil der großen Unternehmung war so gelungen; der schwierigere, die Rückeroberung Italiens und Spaniens, stand noch aus. Die beiden gotischen Königreiche hatten nichts gethan, um das Verderben von den Vandalen abzuwenden, die freilich in den Zeiten ihres Glückes sich keine Freunde erworben hatten. Die Tochter Theodorichs, Amalasuntha, welche für den königlichen Knaben die Regierung führte, war eine kluge und gebildete Frau, aber wenig geeignet für den ostgotischen Kriegerstaat, der eines Mannes bedurfte: sie warfen ihr vor, daß sie auch den künftigen König des Volks in jenen römischen Künsten erziehe, welche diese gotischen Krieger mit dem brutalen Stolze des Siegers und der Unwissenheit verachteten. Dieser königliche Knabe selbst geriet in die Hände der ihr feindseligen Partei, starb aber nach wenigen Jahren; von Rachgier und Ehrgeiz erfüllt glaubte Amalasuntha sich halten zu können, indem sie einen Verwandten aus dem Geschlechte der Amaler, Theodahat, zum Mitregenten annahm. Die erste Stelle behielt sie sich selbst vor, und in der That war der neue König ein unbedeutender Mann, der sich mit den theologischen Subtilitäten im Geschmacke der Zeit zu schaffen machte und durchaus kein König im Sinne des gotischen Kriegeradels; aber je weniger er bedeutete, um so weniger ertrug er es, sich mißachtet zu sehen. Er entledigte sich der Königin, indem er sie gefangen setzte und dann, dem Verlangen ihrer Feinde gemäß, denen sie Grund genug zu Haß und Rache gegeben hatte, töten ließ (535). Dieses Ereignis gab dem Kaiser Justinian, mit welchem die ermordete Königin Beziehungen unterhalten hatte, wie denn diese germanisch-romanische Welt voll von Trug und Ränken war, den bequemen Vorwand zum Einschreiten.

Belisar in Italien. Krieg. 534 bis 540.

Belisar erhielt wiederum den Oberbefehl. Die Expedition hielt in Afrika an, an welchem Lande man eine gute Operationsbasis besaß. Als Belisar sich der Provinz aufs neue versichert hatte, ging er nach Sizilien hinüber und eroberte, nachdem ihm eine gotische Besatzung in Palermo einen kurzen Widerstand entgegengesetzt hatte, die Insel ohne Mühe. Theodahat, zugleich durch Angriffsbewegungen von Norden, von Dalmatien her, erschreckt, hatte sich bereits zu Unterhandlungen erniedrigt und so ward die Zeit versäumt, in welcher die Ostgoten mit raschgesammelter Kraft den Angriff hätten zurückweisen können. So setzte Belisar im folgenden Jahre 536 von Syrakus nach Unteritalien über, der alten Griechenheimat, und eroberte das Land von Rhegium bis nach Neapel, auch diese letztere Stadt selbst nach kurzer Belagerung. Erst jetzt ermannte sich die schon halb besiegte Nation zu kraftvoller Verteidigung. In der Nähe von Rom, in einer tumultuarischen Versammlung erhoben die Goten einen Krieger von erprobter Tapferkeit, der aber keinen Anspruch vornehmer Geburt machen konnte, Witiges, den einstigen Waffenträger Theodahats, zum König. Der unglückselige Theodahat selbst wurde auf der Flucht nach Ravenna getötet. Die Stadt Rom ließ sich nicht halten: laut machte sich dort der Haß gegen die arianischen Barbaren geltend, als auf der latinischen Straße das Heer Belisars heranzog; die gotische Besatzung marschierte nach Ravenna ab, wo Witiges die Streitmacht seines Volkes zusammenzog, und Belisar brachte das Weihnachtsfest in der alten Reichshauptstadt zu, deren Schlüssel er seinem Kaiser nach Konstantinopel sandte (536). Hier aber stockte der Erfolg: im Frühjahr 537 führte Witiges das gotische Heer, welches weit zahlreicher war als die kleine Armee Belisars, gegen Rom. Mit überlegener Kunst leitete dieser letztere die Ver-

teidigung, auch als der Hunger ihn bedrängte und verräterische Regungen in der Stadt hervorrief. Die Mauer Aurelians bewährte sich: als endlich die sehnlich erwarteten Verstärkungen anlangten, hatten die Goten ihre Kraft in der langen Belagerung erschöpft, sie mußten dieselbe aufheben (März 538) und der Angriff ging wieder an Belisar über. Der Fall der gotischen Herrschaft schien nahe bevorzustehen. Die Stadt Mailand erhob sich gegen sie und bereits schickten sich die beiden römischen Feldherren, Belisar und der Eunuch Narses, der die jüngsten Verstärkungen herübergebracht hatte, an, gegen Ravenna die letzte Stellung der Ostgoten zu operieren, als diesen der Zwiespalt der beiden kaiserlichen Feldherren und eine Intervention von Norden her Luft machte. Die fränkischen Könige hatten sich seither zurückgehalten: es machte wenig Eindruck, wenn man von Konstantinopel her sie erinnerte, daß es einen Krieg der orthodoxen Kirche, der auch sie angehörten, gegen arianische Ketzer gelte. Denn am Ende war die Herrschaft der Franken in Gallien nicht rechtmäßiger, als die der Goten in Italien oder Spanien es war: ihr Interesse gebot vielmehr, Goten und Römer sich durch langen Krieg gegenseitig schwächen zu lassen. So gab jetzt, wo jene im Begriffe waren zu unterliegen, der König des austrasischen Teils des Frankenreichs, Theodebert, ein Mann von großen Entwürfen, den Anerbietungen des schwerbedrängten Witiges Gehör: er gestattete burgundisch-fränkischen Scharen nach Italien zu ziehen und den Goten bei der Bezwingung des aufständischen Mailands zu helfen. Diese gelang und die burgundischen Hilfstruppen nahmen ihren Teil an den Greueln der Rache und der Plünderung. Im folgenden Jahre erschien König Theodebert selbst mit einem großen Heere, ohne sich zu erklären, gegen welche der beiden kämpfenden Parteien er seine Waffen kehre. Nachdem er zur Verheerung Oberitaliens sein Teil beigetragen, ging er wieder in sein Land zurück (539). Im Jahre 540 war Belisar am Ziele. Er rückte vor Ravenna, das er einschloß, während Justinian, dem die Verdienste seines Feldherrn zu groß wurden, geneigt war, die Friedensanerbietungen der bedrängten Goten anzunehmen. Als diese in der ausgehungerten Stadt sich nicht länger halten konnten, kamen sie auf einen seltsamen, eines ritterlichen Volkes nicht unwürdigen Ausweg: sie boten ihrem Besieger selbst das Königtum über Italien und über ihr Volk an: es wäre nichts Neues auf dem Boden des römischen Reichs gewesen, wenn Belisar das Anerbieten annahm. Dieser aber lebte in anderen Anschauungen: er gehörte einer ganz monarchischen Ordnung der Dinge an, und sein höchster Ehrgeiz war der, seinem Kaiser an hervorragender Stelle loyal zu dienen und den Glanz des römischen Reiches zu erneuern. Er benutzte also die gute Stimmung der Eingeschlossenen, nahm ihre Anerbietungen, soweit sie seine Person betrafen, nicht an und wies sie auch nicht zurück: im Namen Justinians ergriff er Besitz von der Stadt. Bald folgte dieser Unterwerfung auch die der noch übrigen Plätze: die Häuptlinge aber, welche jetzt nach Ravenna eilten, waren der Meinung, daß sie dort einem neuen Könige huldigten.

Allein Belisars Beamtentreue war dieser Versuchung mehr als gewachsen. Eben auf dem Gipfel seiner Erfolge erhielt er den kaiserlichen Befehl, der ihn abberief und ihm in Ausdrücken hoher Anerkennung das Kommando in dem so eben neu entbrennenden Kriege gegen einen andern gefährlichen Feind, die Perser, übertrug. Er gehorchte ohne Zögern, nahm den wertvollsten Teil der Belisar abberufen.

Beute, den Schatz des Theodorich, und den größten seiner Gefangenen, den gestürzten König Witiges, mit sich nach Konstantinopel und übergab diese Zeichen eines vollständigen Sieges seinem kaiserlichen Herrn. Der gestürzte Witiges ward anständig behandelt und da er das athanasianische Bekenntnis annahm, erhielt er sogar den hohen Titel eines Patricius, welchen man dem weniger fügsamen Vandalenkönige, der in seiner arianischen Ketzerei verstockt geblieben war, versagt hatte.

König Totilas. Diese Maßregel der Abberufung, sei sie nun ein Werk der Übereilung oder des Mißtrauens und höfischer Kabale gewesen, änderte die Gestalt der Dinge in Italien wieder. Die Goten hatten einen großen Eindruck von ihrem Besieger bekommen, und es scheint in der That, daß sie sich in dem Unterwerfungsvertrage nur ihm persönlich verpflichtet hatten. Als er Italien verlassen hatte, lebte allenthalben der Widerstand wieder auf. Nach mehreren unglücklichen Versuchen fand sich der richtige Führer in Totilas, einem Neffen des Witiges, welcher durch eine Anzahl glücklicher Erfolge die Wahl seines Volkes rechtfertigte. Verhältnismäßig rasch gewannen die Goten die Herrschaft zurück: auch die romanische Bevölkerung hatte die Erfahrung gemacht, daß im Grunde ihr Regiment, wenn auch im einzelnen vielleicht gewaltthätiger, doch im ganzen weit weniger drückend war, als die kaiserliche Verwaltung mit ihrem unerträglichen Steuersystem, bei welchem namentlich die ländliche Bevölkerung aufs schwerste litt. Die kaiserlichen Truppen fühlten sich unsicher und ihre geringe Zahl ward nicht mehr durch das Genie des Führers ergänzt; der Stern der Goten stieg wieder auf und in den Jahren 541—544 gewannen sie auch die Herrschaft über die südlichen Landschaften Lucanien, Apulien, Calabrien zurück. Der kaiserliche Hof mußte sich entschließen, den Belisar wieder an die Spitze zu stellen. Aber wie häufig geschieht bei einer Verfassung, welche alles auf den Willen eines einzigen stellt, ohne diesen doch gegen widerstrebende Einflüsse fest und unzugänglich machen zu können — man wollte den Zweck und versagte die Mittel. Mit den wenigen Truppen, die in Italien standen und sich mühsam in ihren Garnisonen hielten, konnte Belisar nichts ausrichten. So gelang im Dezember 546 dem Totilas ein großer Wurf — die Wiedereinnahme von Rom. Schon nach kurzer Zeit (Februar 547) freilich glückte Belisar die Rückeroberung: aber auch diesmal gewährte man ihm von Konstantinopel aus die Mittel zum vollständigen Siege nicht und da er den Krieg gegen die erschöpften Gegner gleichwohl nicht beendigen konnte, wurde er 549 zum zweiten Male abgerufen.

Krieg 540 bis 553. Ende des Gotenreichs. Das ganze Land fiel nun wieder den Goten zu und Totilas machte Rom zum Sitze des, so schien es, wiederhergestellten Königreichs. Auch die Inseln Sizilien, Sardinien, Korsika wurden den Goten zurückgewonnen. Es macht dem Totilas vielleicht Ehre, daß er sich nicht überhob und mit dem Kaiser ein friedliches Abkommen zu schließen suchte: dieser aber, obwohl selbst kein Kriegsmann und vielleicht auch kein weitblickender Herrscher, besaß doch die Zähigkeit, das angefangene Werk durchzuführen. Er erkannte die Schwäche der Goten wohl, welche der Masse der Bevölkerung durchaus als Fremde, als Eindringlinge erschienen: bei der bloßen Nachricht von den neuen Rüstungen in Konstantinopel belebte sich der Widerstand in Italien. Justinian hatte den Blick oder das Glück, für diesen zweiten ernstlichen Versuch den Führer zu finden in dem Eunuchen Narses, der schon früher auf diesem Boden befehligt hatte

und der besser als der soldatische Belisarius die Künste kannte, mit denen man an einem solchen Hofe das Notwendige durchsetzte. Er erhielt eine ausreichende Macht und es gelang ihm, auf dem nördlichen Wege Ravenna zu erreichen, in welcher Stadt eine griechische Besatzung sich gehalten hatte. Nachdem er hier seine Streitmittel gesammelt hatte, sucht er den Totilas im Felde auf, und dieser stellte sich ihm bei Taginä, einem Dorfe in der Nähe von Rom. Hier erlitten die Goten eine schwere Niederlage, welche durch den Tod ihres Königs noch verhängnisvoller wurde. Narses zog in Rom ein, das so zum fünften Male während Justinians Regierung den Herrn wechselte (552). Währenddessen hatten sich die Goten, die nach Norditalien zurückgegangen waren, zu Pavia einen neuen König gegeben, den Tejas, der noch einmal, um seinen Bruder Aligern, der bei Cumä auf einem verlornen Posten stand, zu retten, einen Vorstoß nach Süden wagte. In Campanien, am Flusse Sarnus oder am laktarischen Berge, fand die letzte Schlacht in diesem Todeskampfe eines tapferen Volkes statt. Diese Schlacht endigte mit einer ungeheuren Niederlage der Germanen. Ihr König Tejas zeigte sich in dieser letzten Stunde der kurzen aber großen Geschichte seines Volkes wert: alle römischen Wurfgeschosse suchten ihn, weil durch seinen Fall der Kampf sofort entschieden wurde und andererseits der Krieg ohne seinen Fall noch lange sich fortspinnen konnte: wie er — so erzählt uns der römische Darsteller — den Schild wechseln wollte, welcher von der Menge der in ihm haftenden Geschosse beschwert war, traf ihn der tödliche Wurf. Sein Gefolge aber setzte, der germanischen Sitte treu, welche den Gefolgsherrn zu überleben verbot, das Fechten fort, bis die Nacht dem Kampfe ein Ende machte, der dann wiederaufgenommen noch einen zweiten Tag fortdauerte: erst am Morgen des dritten kapitulierten die wenigen, welche noch übrig waren (553). Im folgenden Jahr wurde der verlöschende Kriegsbrand noch einmal angefacht durch große Scharen fränkischer und alemannischer Krieger, welche auf eigne Hand unter Herzögen auf den letzten Schauplatz dieses Krieges, die Poebene, hinabstiegen.

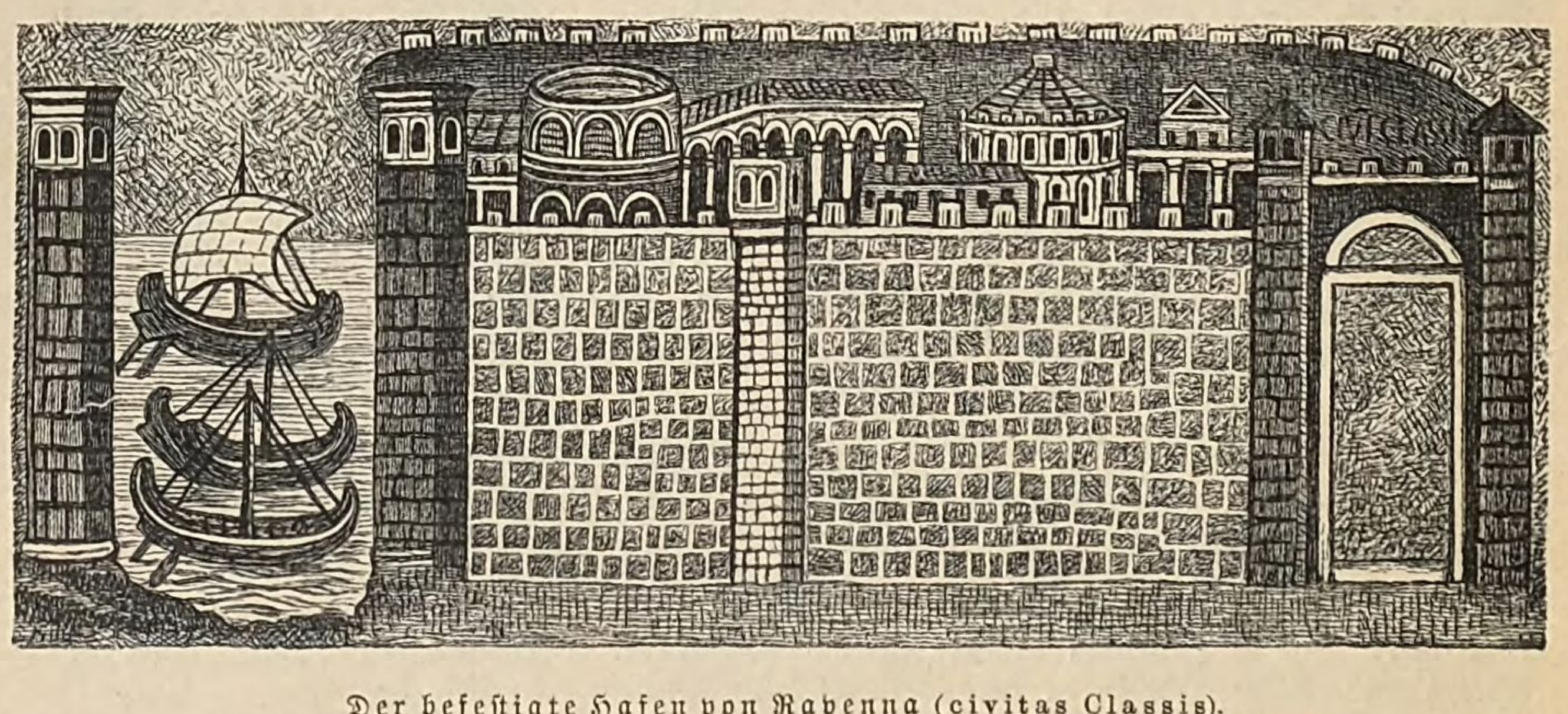


Gotischer Krieger.
Ravennatisches Marmorfigürchen aus der Zeit Theodorichs oder seiner Nachfolger. Aufbewahrt in der Grabkapelle des Exarchen Isaak zu Ravenna.

Unwiderstehlich wälzte sich ihr Zug daher: die noch heidnischen Alemannen verschonten auch die christlichen Kirchen nicht. Der eine ihrer Herzöge trug sich mit der Hoffnung, die Rolle Theodorichs wieder aufnehmen zu können, da sie in der That einen Augenblick die ganze Halbinsel scheinbar ohne Widerstand beherrschten. Allein Narses wußte wohl, daß ihre Kriegstüchtigkeit

in demselben Maße abnahm, als ihre Beute anschwoll. Er griff sie in Campanien am Volturnus an und es wurde hier noch einmal einer jener Kämpfe wie bei Telamon oder Vercellä in alten Tagen ausgefochten, — der Kampf eines wohlgeführten Soldatenheers gegen barbarische Tapferkeit und Überzahl: ein Kampf, aus dem von den germanischen Raubscharen nur fünf Männer überhaupt lebend entkommen sein sollen (554). Nach diesem Siege feierte Narses zu Rom einen Triumphzug, den letzten, den die Stadt zu sehen bekam. Die letzten Haufen der Goten oder ihrer wilden Verbündeten, die da und dort noch im Felde erschienen, wurden leicht überwältigt; eine Anzahl hatte rechtzeitig sich unterworfen und verlor sich unter der übrigen Bevölkerung Italiens; ein andrer Teil war ausgewandert; den letzten Widerstand hatte eine gotische Besatzung von 7000 Mann in der Festung Compsa geleistet. Im Jahre 555 konnte der Krieg als beendigt gelten.

Das Exarchat. Narses, welcher es verstand, dem Hofe zu Konstantinopel Achtung oder Furcht einzuflößen, richtete das Land neu ein, das nun wieder ein Bestandteil des römischen Reichs, eine Provinz wurde. Noch zehn Jahre regierte sie Narses als Exarch und man bezeichnet diese Periode der italischen Geschichte, wo das Land von Konstantinopel aus in griechischen Formen regiert wurde, deshalb wohl mit dem Namen der Zeit des Exarchats. Eine germanische Quelle rühmt dem Narses große Frömmigkeit und Freigebigkeit gegen die Armen nach: seiner gutkatholischen Gesinnung, seinen frommen Nachtwachen und andern Andachtsübungen mehr als seinen Waffen seien seine Siege zuzuschreiben: gewiß kam jetzt der katholische Geist und die katholische Geistlichkeit, die sich ungern in die germanische Herrschaft gefügt hatte, wieder oben auf, und Narses wird sich ihrem Sinn bequemt haben. Rom in seiner alten Bedeutung wieder herzustellen lag aber nicht im Sinne der kaiserlichen Politik. Der Exarch nahm



Der befestigte Hafen von Ravenna (civitas Classis).
Mosaikbild in S. Apollinare nuovo (Theodorichs arianische Kathedrale) zu Ravenna.

seinen Sitz in dem gutbefestigten Ravenna, das, am östlichen Meere gelegen, einen leichten Verkehr mit der östlichen Reichshälfte und der Reichshauptstadt gestattete. Narses überlebte seinen Vorgänger im Kommando, Belisar, der im Jahre 565 in Ungnade starb, sowie auch den Kaiser, an dessen Namen sich diese

große Restauration der Reichshoheit in Afrika, Italien und einem kleinen Teil von Spanien knüpft: denn im gleichen Jahr wie sein großer Feldherr starb auch Justinian nach siebenunddreißigjähriger Regierung, im dreiundachtzigsten Jahr seines Lebens. Die Wandelbarkeit der Hofgunst erfuhr indes auch Narses noch. Der neue Kaiser Justinus II. (565—578) rief ihn ab, indem er gern den Klagen der Provinzialen über seine Bedrückungen Gehör gab: er starb (567) während bereits eine neue, die letzte Welle der großen „Völkerwanderung" in Bewegung war, um noch einmal Italien mit germanischem Kriegervolke zu überfluten.

Invasion der Langobarden. 568.

Dieses Volk waren die Langobarden, welche schon früh, zuerst als ein Bestandteil von Marbuods Reich, unter den germanischen Stämmen genannt werden. In späteren Tagen waren sie ohne Zweifel den Hunnen unterthan und wurden nach Attilas Tode wieder frei. In den Zeiten der ostgotischen Herrschaft wohnten sie in Pannonien südlich von der mittleren Donau, das ihnen Justinian eingeräumt hatte, nachdem sie zuvor nördlich von diesem Strome gesessen hatten. Ihre Nachbarn im Osten waren die Gepiden, welche den verwundbaren Punkten des oströmischen Reichs näher saßen, als die Langobarden. So bildete sich zwischen diesen und dem oströmischen Hof ein günstiges Verhältnis, das sich auf eine gewisse Gemeinsamkeit der Interessen gründete. Bei der Bezwingung der Goten hatten sie wenigstens mittelbar mitgewirkt: viele einzelne des Volks hatten im Heere des Narses gedient: eine auserlesene Schar hatte ihr König Alboin diesem Feldherrn zugesandt. Die Goten waren ohne Zweifel schon insofern der Gegenstand des Neides für die übrigen Germanenstämme gewesen, als sie das Land Italien besaßen, das doch allen diesen Völkern als der höchste Kampfpreis erschien; es konnte sich fragen, welches der germanischen Völker ihr Erbe sein werde. Die Tapferkeit der Langobarden war längst berühmt und auch ihr damaliger König Alboin hatte einen weithin gefeierten Namen. Sein Ruhm stieg, als er im J. 566 die lange Fehde mit den Gepiden durch einen großen Sieg endigte, der von diesem Volke selbst kaum mehr den Namen übrig ließ: ihr König Kunimund war gefallen, mit seiner Tochter Rosamunde vermählte sich der Sieger, der zugleich den Schädel des erschlagenen Gepidenkönigs als Trinkschale fassen ließ. Die unmittelbare Aufforderung zu einem Zuge über die Alpen soll dem Alboin durch Narses selbst zugekommen sein, welcher, ergrimmt über die Ernennung eines neuen Exarchen, Longinus, das tapfere und wilde Volk zum Werkzeug seiner Rache zu machen beschlossen habe. Wie dem sei, im Jahre 568 vollführten sie den Zug: lange linnene Röcke, offene Schuhe mit ledernen Nesteln zusammengehalten, die Haare nach Weiberart in der Mitte gescheitelt, so wird uns ihr Äußeres geschildert. Ihnen schlossen sich, denn am Erfolge zweifelte man unter Alboins Führung nicht, viele Abenteurer aus andern Stämmen an; Gepiden, Bulgaren, Sarmaten, Pannonier, Sueven, Noriker werden genannt; auch ein größerer Haufe, 20000 Sachsen, auch sie mit Weibern und Kindern, „alte Freunde Alboins" wie der Geschichtschreiber sie nennt, verstärkten den Schwarm, den man sich indes doch nicht allzugroß wird denken dürfen. Als sie die julischen Alpen überschritten hatten und in Oberitalien erschienen, fanden sie kein Heer im offenen Feld. Nur Pavia, das noch von den Goten stark befestigt worden war, widerstand ihnen drei Jahre lang: hier schlug, als es endlich gefallen, Alboin seinen Herrschersitz auf. Sie herrschten im allgemeinen mit größerer Härte als die Goten; Krieg und Jagd

waren ihre Beschäftigungen und sie suchten gelegentlich auch die angrenzenden Teile Galliens mit ihren Raubzügen heim; für ihren Unterhalt ließen sie die römischen Unterthanen sorgen, welche ihnen den dritten Teil der geernteten Bodenfrüchte als Tribut liefern mußten.

Herrschaft der Langobarden in Italien.

Eine Kette tragischer Frevel, deren Erzählung sich wie das Bruchstück eines epischen Gedichtes liest, entwurzelte das Königtum, das die Langobarden zusammenhielt. Im trunkenen Übermut eines Gelages zwang Alboin seine Gemahlin, ihm aus der Trinkschale Bescheid zu thun, die er aus dem Schädel ihres Vaters hatte machen lassen: er habe diesen Becher selbst gesehen, „ich spreche die Wahrheit in Christo", versichert Paulus Diakonus, ihr Geschichtschreiber. Den ungeheuren Frevel rächte Rosamunde, indem sie mit des Königs Waffenträger, Helmichis, und einem seiner Krieger, Peredeus, sich verschwor und sie hereinrief, als Alboin in trunkenem Schlafe lag. Sein Schwert war — so fahren die Erzählungen fort — in der Scheide festgemacht worden: ohne Widerstand leisten zu können wurde der König der Langobarden getötet. Aber Rosamunde genoß die Frucht der gewaltigen That nicht, die langobardischen Häuptlinge erhoben sich wider sie; mit ihren Schätzen entfloh sie nach Ravenna und verstrickte dort den Exarchen Longinus in ihre Netze; ihrem Buhlen, Alboins Waffenträger, der ihr unbequem wurde, reichte sie Gift: dieser aber merkte, was ihm angethan war und zwang sie, den Rest des Bechers zu leeren (573).

Langobarden und Römer.

Auch König Kleph, der nach Alboin erhoben wurde, ward nach kurzem ermordet. Zunächst wurde nun kein König gewählt, jeder der Duces oder Herzöge, deren jetzt bis zu fünfunddreißig gezählt wurden, behauptete seine „civitas" — den Bezirk, den er mit seiner und seines Gefolges Kraft im Zaume hielt. Es war kein geordnetes Regiment, wie das der Goten und keine durchgreifende Herrschaft. Das Küstenland, die Romagna, Unteritalien, Ligurien, Sizilien, Sardinien, Korsika standen unter dem Exarchen als Bestandteile des oströmischen Reichs, und die religiöse Spaltung — der Arianismus der Langobarden und die Rechtgläubigkeit der unterworfenen Bevölkerung — machte sich noch schroffer geltend als früher, da die neuen Herrscher auf einer niederern Stufe der Bildung standen als die Ostgoten. Sie fühlten einigermaßen ihre Schwäche, welche jeden Augenblick die orthodoxen Mächte, Ostrom und Frankenland, wider sie vereinigen konnte und so kam es im Jahre 584 doch wieder zur Wahl eines Königs. Es war Klephs Sohn Autaris (584—590), der dann Italien bis zur Meerenge durchzog und, eine am Strande stehende Säule mit seinem Speere berührend, mit den Worten „bis hierher ist Langobardenland" seinem Ehrgeiz im Vergleich zu den bisherigen Eroberern ein bescheidenes Ziel steckte. Autaris war mit einer fränkischen Prinzessin Theudelinde vermählt, welche am Hofe Garibalds, des Herzogs der Boioarier, erzogen worden war. Nach Autaris Tod reichte sie dem Herzog Agilulf von Turin die Hand, welcher dann zum Könige gewählt ward. Sie war eine katholische Christin und wird als eine durch Bildung und Schönheit hervorragende Frau geschildert: Gründe des Glaubens zugleich und der Politik trieben sie an, für das katholische Bekenntnis „Vater und Sohn und heiliger Geist in drei Personen, einer und wahrer Gott in gleicher Macht und gleicher Glorie" unter den Langobarden Propaganda zu machen. Sie stand mit dem Bischof Gregor I. von Rom (590—604) in enger Verbindung, der für die Romanen den natürlichen Mittelpunkt ihres unterdrückten Glaubens

Erklärungstafel.

Edikt König Rotharis.

(Regierte von 636—663, der siebzehnte der von ihm selbst aufgezählten Reihe langobardischer Könige.)

LXX Si quis alii policem pedes
Wenn jemand einem andern die große Zehe vom Fuße
excusserit comp(onat) sol(i)d(os) sedice(m)
abhaut zahlt er sechzehn Solidi

LXXI Si secundum digito pe-
Wenn er die zweite Zehe vom Fu-
dem excusserit comp(onat) sol(idos) sex
ße abhaut zahlt er sechs Solidi

LXXII Si tertium digitum ex-
Wenn er die dritte Zehe ab-
cusserit comp(onat) sol(i)dos tres . . .
haut zahlt er drei Solidi . . .

LXXIII Si quartum digitum excus-
Wenn er die vierte Zehe ab-
serit comp(onat) sol(i)d(os) tres . . .
haut zahlt er drei Solidi . . .

LXXIIII Si quintum digitum excus-
Wenn er die fünfte Zehe ab-
serit comp(onat) sol(i)d(os) duo . . .
haut zahlt er zwei Solidi . . .

LXXV IN omnis istas pla-
Auf alle diese Schädi-
cas a(ut) feritas su-
gungen oder Verletzungen, o-
perius scriptas quae
ben beschriebene, welche
inter hominis liberos e-
unter freien Leuten vor-
venerint, ideo majure(m) con-
gekommen sind, haben wir deshalb eine größere
positione(m) posuemus qua(m)
Buße gesetzt, als
antiquae nostri ut faida quae
unsere Vorfahren, damit man von der Faida (Fehde), das
est inimicitia post accepta ssta (suprascripta)
heißt Feindschaft, nach Empfang obenbezeichneter
compositione pos(t)ponatur et
Buße absehe und
amplius non requiratur nec dolus . . . . . .
ferner nicht zu ihr greife, noch Arglist . . . . . .



LXX Siquisalii policempedes
excusseritconp sol. sedice
LXXI Sisecundumdigitope
demexcusseritconpsol. sex
LXXII Sitertiumdigitumex
cusseritconp solo. tres...
LXXIII Siquartumdigitumexcus
seritconp solo. tres...
LXXIIII Siquintumdigitumexcus
seritconp solo. duo...
LXXV Hominisistaspla
cas feritassu
periusscriptasquae
interhominisliberose
uenerintideomaiurecon
positioneposuemusquam
antiquaenostriutfaidaquae
estinimicitiapostacceptassta
conpositioneposponaturet
ampliusnonrequiraturnecdolus

Zur Kultur der Völkerwanderung: Longobardisches Recht.

Edikt des Longobardenkönigs Rothari vom Jahre 643.

Älteste aller Handschriften der Longobardischen Gesetze, geschrieben zwischen 671 und 736, erhalten in der Stiftsbibliothek zu St. Gallen. Genaue Nachbildung.

Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.



Agilulf, Theudelindens zweiter Gemahl. — Adaluald, Theudelindens Sohn. — Gundebergs Tochter. — Theudelinde.

Die Langobardenkönigin Theudelinde dem h. Johannes Weihgeschenke darbringend.
Relief von dem 595 von ihr gestifteten Dome zu Monza, jetzt über der Hauptthür des im XIV. Jahrh. erneuerten Domes befindlich. Die Mehrzahl der abgebildeten Weihegeschenke befindet sich noch im Domschatz zu Monza.

und ihrer Nationalität bildete Aber ihre Bemühungen hatten noch keinen raschen Erfolg, und in der Schilderung, welche Paulus Diakonus von dem König Rothari gibt, der 636 zur Herrschaft kam, zeigt sich die ganze Unversöhnlichkeit des Gegensatzes. Er rühmt ihn als einen tapferen und gerechten Mann, aber auch er „hielt nicht die rechte Linie des christlichen Glaubens ein:“ „auch er,“ klagt der rechtgläubige Diakon, „war befleckt von der Perfidie der arianischen Ketzerei, kraft deren sie zu ihrem Verderben den Sohn geringer als den Vater, den heiligen Geist geringer als den Vater und den Sohn nennen.“ In allen Städten des Reichs standen ein katholischer und ein arianischer Bischof sich gegenüber und so konnte das Land zu keiner gedeihlichen Entwickelung gelangen.

Das Frankenreich im 6. u. 7. Jahrhundert.

Von diesem Element der Schwäche, dem religiösen Zwiespalt, war nur das **Frankenreich** frei und dieses oder vielmehr die von den Franken beherrschten Länder behielten denn auch in der Zeit nach Chlodwig eine Art von Führerstellung in der Germanenwelt des Westens. Zweimal, nur zweimal in den beiden Jahrhunderten, in welchen Fürsten vom merowingischen Stamme die Nation beherrschten, war alles Frankenland unter **einem** Könige vereinigt, 558—561 unter **Chlotar** I., dem jüngsten Sohne Chlodwigs, und 613—628 unter **Chlotar** II. Diesen kurzen Perioden folgten immer wieder neue Teilungen unter die Söhne und die damit von selbst gegebenen Kriege und Meuchelmorde zwischen den Brüdern und Verwandten, in welche notwendig zunächst ihre Gefolgschaft, ihre Trust, dann aber weiter eine größere Anzahl von Freien, als ihre „Leudes“, wenn dieser Ausdruck so aufgefaßt werden darf, hineingezogen wurden. Es gibt kein scheußlicheres Einerlei von Greueln, als diese Zeit und das Haus Chlodwigs sie bietet: dann und wann zwingt das ungewöhnlich Grauenhafte ihrer Frevel dem Betrachter ein widerwilliges Interesse für einzelne Gestalten aus diesem Kreise ab: man kennt den Wetteifer der Blutthaten zwischen den schrecklichen Frauen, welche diese Epoche charakterisieren — Brunhilde, der Tochter des Westgotenkönigs Athanagild, der Gattin des Königs Siegebert I. von Austrasien, und Fredegunde, der plebejischen Geliebten Chilperichs I. von Neustrien,

welche dessen Gemahlin, Brunhildens Schwester Galeswinthe im Schlafe erdrosseln ließ und so die Kette von Scheußlichkeiten begann, welche vierzig Jahre später damit endigten, daß Fredegundes Sohn Chlotar II. die Brunhild, welche in seine Hände gefallen war, von einem wilden Pferde zu Tode schleifen ließ. Die Vereinigung grober Ausschweifungen und raffinierter Grausamkeit, bei deren Befriedigung nicht göttliche noch menschliche Gesetze geachtet wurden, kennzeichnet aber nicht bloß die regierende Familie, sondern das ganze Volk, soweit man auf dieses von seinen oberen Schichten, was in der Regel berechtigt sein wird, schließen darf. Die Verschmelzung der Sieger und der Besiegten vollzog sich hier rasch und auch der Verschmelzung der Laster römischer Korruption und fränkischer Roheit stand nichts im Wege. Die Kirche sah dabei durch die Finger, weil diese Laster wenigstens nicht mit dem, was dem orthodoxen Bischof das Laster aller Laster schien, der arianischen Ketzerei, gepaart waren, — sehr treffend hat ein Darsteller sie einer Mutter verglichen, welche einem einzigen Sohne gegenüber der natürlichen Schwäche erliegt, — alles glaubt, alles hofft, alles duldet. Auch wurden die Romanen hier nicht ihres Privateigentums beraubt, wie im Burgunden-, Goten- und Vandalenlande oder wie jetzt in Italien durch die Langobarden vielfach geschah. Für die unter Chlodwig südwärts vordringenden fränkischen Truppen reichte das Domaniallland aus, um sie begütert, ja reich zu machen und in den Stand zu setzen, mit der Leidenschaft der schnell zu Reichtum gelangten Barbarei sich die Genüsse zu erkaufen, welche dieses seit sechs Jahrhunderten zivilisierte Land darbot. So schwand namentlich die Tugend, um welche Tacitus die germanischen Frauen rühmt und die schon Cäsar bei den germanischen Völkern auffiel. Die Verderbnis teilte sich dem Klerus mit, der hier nicht, wie in Italien, Spanien, Afrika durch die wachsame Konkurrenz einer andern Konfession beaufsichtigt wurde. Die Freundschaft der Bischöfe mit dem Königtum hatte die verderbliche Folge, daß Unwürdige durch königliche Gunst zu Bischöfen gemacht wurden, die dann hinwiederum den Königen sich dienstfertig und nachsichtig erwiesen. Das Rechtglauben war überall die Hauptsache, während man es mit dem Rechtthun weniger genau nahm. Ganz verleugnete sich aber die erziehende Macht kirchlicher Lehre und kirchlicher Ordnung auch in diesen üblen Zeiten keineswegs und es fehlte nicht an Geistlichen, welche den Kern der christlichen Wahrheit, durch den rechten Glauben die rechten Werke zu schaffen, festhielten und dieser Lehre Nachdruck gaben durch Hinweisung auf die Strafen im jenseitigen Leben: eine Mahnung, welche auch bei den noch halb im Heidentum steckenden Franken ihre Wirkung nicht verfehlte, da ein entschiedener Unsterblichkeitsglaube schon dem germanischen Heidentum eigen gewesen war.

In politischer Richtung war die Einheit des Glaubens und die Macht der Kirche, welche von den Königen überall begünstigt und bereichert wurde, nützlich. Diese einheitliche Kirche hinderte oder milderte die verderblichen Wirkungen, welche die Reichsteilungen sonst gehabt haben würden, einigermaßen: sie brachte einen großen Reichtum zusammen, verfügte über einen außerordentlich umfangreichen Grundbesitz und erhielt dadurch auch einen höchst bedeutenden Einfluß auf das wirtschaftliche Leben des Volks: den sittlichen Verfall aber würde sie nicht aufgehalten haben, der im fränkischen Volke in diesem von der Natur so reich gesegneten Lande, welches das Leben nicht allzuschwer machte, immer weiter griff. Ihm wären ohne

Zweifel auch die übrigen Germanen auf römischem Reichsboden verfallen, deren Widerstandskraft nicht größer war, als die der Franken: da fügte es sich, daß ihnen in weiter Ferne ein Feind erwuchs, der bald ihre physischen wie ihre moralischen Kräfte zu einem Kampf um Glauben und Herrschaft, einem Kampf auf Leben und Tod herausfordern sollte. Dieser Feind waren die Araber.

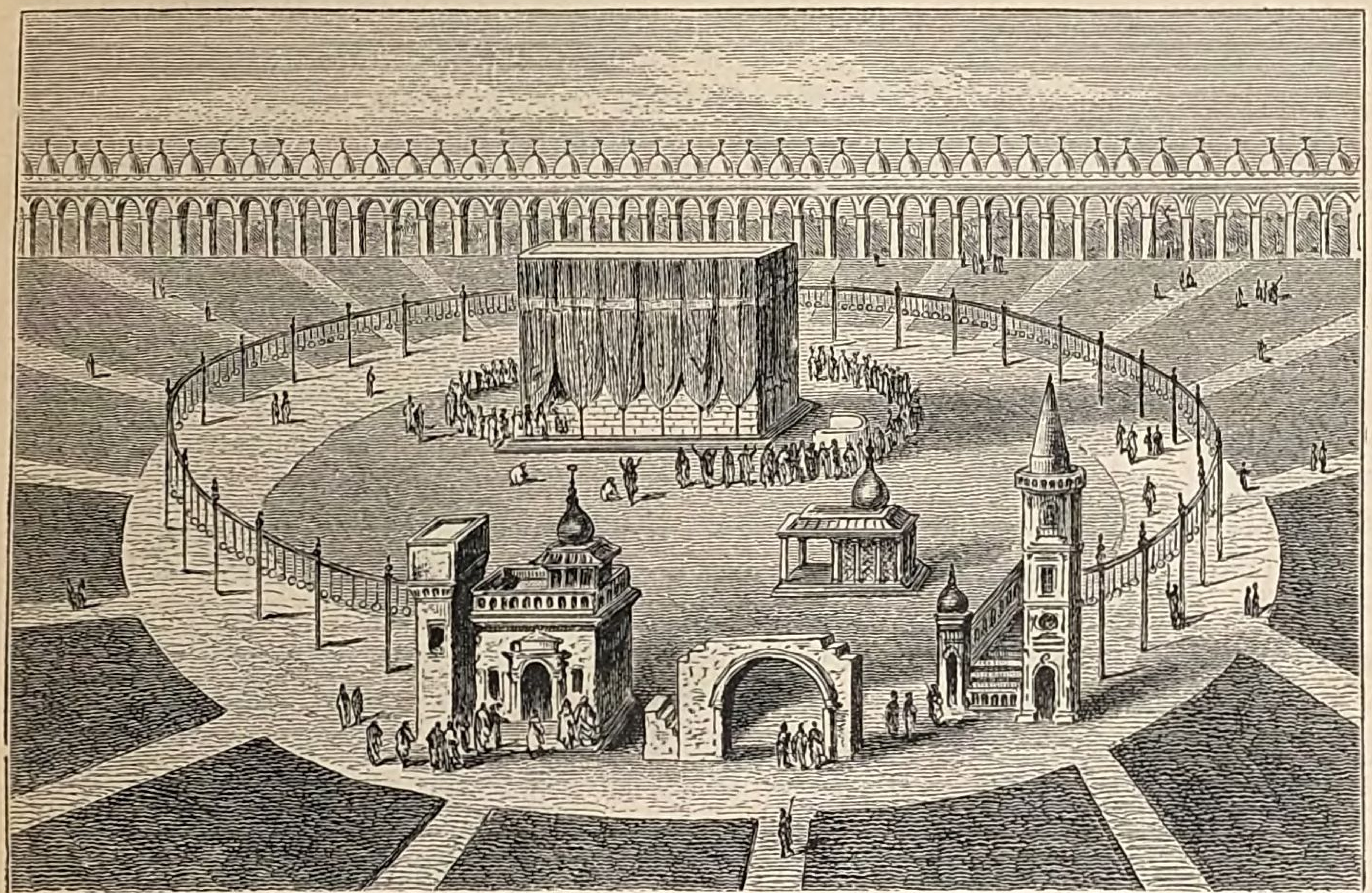
Drittes Kapitel.

Der Islam und das Khalifat. — Dessen erste Eroberungen. — Das oströmische Reich. — Zustände im Westen. Westgotenreich; Fränkische Reiche. — Karl Martell und die Araber. — Bonifatius und Pipin I.

Arabien ist die westlichste der drei großen Halbinseln, welche vom Rumpfe des Weltteils Asien in ähnlicher Gestaltung nach Süden auslaufen, wie die Balkan-, die Apenninische und die Pyrenäische Halbinsel vom Rumpfe Europas: ein mit den großen vorderasiatischen Wüsten im Nordosten verwachsenes, im Süden und Nordwesten großenteils mit Wüsten angefülltes Plateau, dessen Flächeninhalt etwa fünfmal so groß ist als der Deutschlands. Die Alten unterschieden das glückliche Arabien, das Land Jemen an der Westküste nach dem roten Meere hin, das steinige oder Peträa mit der Sinaihalbinsel, und das sandige Innere. Beredte Darsteller haben dieses Innere, welches den größten Teil des Landes ausmacht, geschildert. „In der traurigen Einöde von Arabien“, sagt Gibbon, „wird eine grenzenlose Sandebene nur durch scharfe und nackte Berge unterbrochen und das Antlitz der Wüste, ohne Schatten oder Obdach von den senkrechten und drückenden Strahlen einer tropischen Sonne verbrannt. Statt erfrischender Luft verbreiten die Winde einen schädlichen, sogar tödlichen Dunst: die Sandberge, welche sie wechselnd heben und vernichten, werden den Wogen des Ozeans verglichen. Die Gießbäche, die von den Bergen stürzen, werden von der durstigen Erde getrunken, die seltenen und abgehärteten Pflanzen, die Tamarinde und Akazie, die ihre Wurzeln in die Felsenspalten schlagen, vom Tau der Nacht genährt, ein kärglicher Vorrat von Wasser in den Cisternen und Wasserleitungen gesammelt, und den Pilger widert nach manchem durstigen und schwülen Marschtage der Geschmack des Wassers an, das über ein Lager von Schwefel oder Salz geflossen ist.“ Man unterscheidet seit alter Zeit die Haddesi oder seßhaften Araber und die Bedavi, die Nomadenstämme der Wüste. Jene trieben einen schwungvollen Handel, dessen Hauptgegenstände die Erzeugnisse des schönen Küstenlandes sind, der Weihrauch z. B., jetzt der Kaffee; die Hauptkraft der Nation aber liegt in den Beduinen, der Bevölkerung der Wüste: sie hat dem kraftvollen Volke seine Genügsamkeit und mit ihr seine Freiheit bewahrt. Das Einerlei der endlos sich dehnenden Räume unterbrechen Arabien.

spärliche Dattelpalmen und Akazien; das Roß, dessen reinste Rasse sie aus den Ställen Salomos herleiten, und das geduldige, unermüdliche, bedürfnislose Kamel sind diesem Volk die Schiffe im Sandmeer der Wüste, welche die mageren, sonnverbrannten, muskelstarken Männer von Oase zu Oase tragen. Diese Beduinen leben seit den ältesten Zeiten davon, daß sie die Handelskarawanen, welche auf den alten, die Kulturländer verbindenden Straßen daherziehen, geleiten oder plündern. In eine Menge kleiner Stämme unter Scheiks oder Emiren geteilt, führen sie häufige Kriege untereinander. Eine Kleinigkeit — die Verwundung eines Kamels, die Benutzung eines Brunnens in der Wüste etwa — weckt den Haß, den Todschlag, die Blutrache, die dann von Geschlecht zu Geschlecht erbend die alte Fehde durch Generationen, Jahrzehnte und Jahrhunderte fortpflanzt. Diese, und andre wilden Sitten sind aber gemildert durch eine wohlthuende Gastfreundschaft, deren Preiswürdigkeit dadurch nicht verliert, daß sie ein gleichsam natürliches Produkt dieser Zustände und dieses Landes ist, das auch heute nur etwa 4—5 Millionen Menschen auf seinem ungeheuren Flächenraum zählt. Die Araber sind unter allen orientalischen Völkern das einzige, das einen dem europäischen Geist verwandten Sinn für Freiheit zeigt; betriebsam, beweglich, verschmitzt; mit entschiedenem Sinn für die Poesie, die Kunst zierlicher Worte ausgestattet und mit einer natürlichen Beredsamkeit begabt, die sich bei einzelnen höchst schwungvoll und wirksam zeigt, wogegen der Sinn für die bildenden Künste, die Plastik, die Malerei, ihnen wie dem ganzen semitischen Stamme, dem sie angehören, versagt ist. Ihre Religion war immer Sterndienst gewesen: zu den glänzenden Lichtern, nach denen sie sich orientierten beim nächtlichen Ritt durch die unermeßliche Wüste, schauten sie mit gläubiger Verehrung auf. So regsam ihre Phantasie war, so willig sie dem Erzähler ihr Ohr liehen, so erzeugte ihre Religiosität doch keine Mythen; sie schuf nur Götternamen und lieh zufälligen Gegenständen aus der Natur geheime Zauberkräfte; und ein solches Zufallsobjekt, — ein schwarzer vom Himmel herabgefallener Stein, ein Meteorstein also, zu **Mekka** von einem heiligen Zelt oder Haus umschlossen, oder wie jetzt in eine seiner vier Mauern eingelassen, bildete als **Kiabe** oder **Kaaba**, als „das Haus“ ein hohes Heiligtum der gesamten Nation, zu welchem seit uralten Tagen gewallfahrtet ward, und dessen Mauern eben um jene Zeit wieder aufgebaut wurden.

Muhamed. Eben dort zu Mekka, einer Stadt im mindestbegünstigten Teil des glücklichen Arabiens, einige Tagereisen vom arabischen Meerbusen entfernt, die nur äußerst selten eines christlichen Europäers Fuß betreten hat, und unter dem Stamme, welchem die Hut dieses Heiligtums vertraut war, den **Koraischiten**, wurde der Mann geboren, der dies Volk, das seither fast geschichtslos dahingelebt hatte, in die Reihe der weltgeschichtlichen Nationen einführen sollte, — **Muhamed**, Abdallahs Sohn (um 569 n. Chr.). Die spätere Legende hat auch seine Jugend mit allerlei Wundern ausgeschmückt: doch ist seine Geschichte zunächst die eines gewöhnlichen Arabers. Früh verwaist, in dürftigen Verhältnissen, wuchs er bei seinem Oheim Abu Taleb auf: daß aber schon seine Jugend nicht ohne mächtige religiöse Eindrücke oder Anregungen blieb, dafür war schon durch seine Umgebung gesorgt. An dem heiligen Orte selbst, und unter dem mächtigen Stamme der Koraischiten war Zwiespalt zwischen einer reichen aristokratischen Zunft und einem ärmeren oder einfacheren Geschlecht,



Kaaba in Mekka in ihrem heutigen Zustande. Nach Buckley.

den Haschemiten. Muhamed war Haschemit; er trat, als er zu Jahren kam, in den Dienst einer reichen Witwe aus ansehnlicher Familie, Kadidscha, deren Handelsgeschäfte er besorgte und die er später heiratete. Seine Reisen führten ihn mit Juden, die, wie überall, so auch in jenen Gegenden und zwar zahlreich zu finden waren, und mit Christen, welche der dogmatische Streit oder die theologische Verfolgung aus den griechischen Ländern nach Arabien vertrieben hatte, zusammen. So lernte er ihren Glauben oder Aberglauben kennen, und schon vor ihm war mancher arabische Mann an der Macht der Götzen oder der Idole des Volksglaubens irre geworden und in den Geruch eines Hanif oder Freigeistes gekommen: der Geist des Zweifels den Götzen gegenüber war erwacht. Seinen zugleich poetisch-schwungvollen und grüblerisch-ernsten Geist regte dies mächtig auf: er suchte die Einsamkeit, wo er die empfangenen Eindrücke verarbeitete und immer tiefer sich in das Nachdenken über die Rätselfragen, welche sie ihm stellten, versenkte. Hier war sein Geist, träumerisch und reizbar, unter dem Einfluß einer körperlichen Schwäche, die in jenen Landstrichen nicht selten ist, Visionen hingegeben: der Engel Gabriel ließ ihn auf silbernem Tuche geschriebene Charaktere, die Beschlüsse Gottes lesen. Vor allem der alte Gottesbegriff dieser Stämme, — des Starken, Mächtigen, Höchsten — ward in ihm lebendig, und vor diesem einen Höchsten verschwanden die Nebengötter und die Idole: das Wunder vollzog sich in seiner erregten Seele, das ihn zum Verkünder der Wahrheit, die ihn überwältigte, zum Propheten berief. Die erste, die an ihn glaubte, war seine Gattin Kadidscha. Ihr folgte ihr Vetter Waraka, und wie in unwillkürlichem Ausruf soll dieser den obersten Glaubenssatz des Islam aus-

gesprochen haben — „bei dem in dessen Hand Warakas Seele ist, — es ist nur ein Gott, und Muhamed ist sein Prophet“: sein Sklave Zeid, sein Vetter Ali, sein Schwiegervater Abubekr erkannten seine göttliche Sendung an. Nicht denselben Glauben fand er bei seinem Stamme, dem er die Offenbarung nicht vorenthielt, die ihm geworden. Sie stieß hart zusammen mit ihrem Eigennutz und ihren Vorurteilen, obwohl sie die Kaaba selbst nicht antastete. Den Nachstellungen der Stammesgenossen entzog sich Muhamed im Jahre 622 durch die Flucht nach Jastreb, wo er schon zuvor Glauben gefunden hatte und nun Aufnahme fand: diese Stadt, etwa sechzig Meilen nördlich von Mekka an der großen Karawanenstraße nach Syrien gelegen, wurde dadurch zur Stadt des Propheten, Medinat al Nabhi, — der Stadt, Medina, im bevorzugten Sinn.

Die Hedschra. 622.

Diese Flucht, mit welcher Muhamed sich, nur von wenigen Getreuen begleitet, auf einen neuen Boden begab, ist das epochemachende Ereignis: nach Jahren seit der Hedschra, der „Entweichung“ aus Mekka (20. September 622) rechnet die muhamedanische Welt. Die Religionsgesellschaft wurde zum umherziehenden Kriegerhaufen. Die Feindseligkeiten der Koraischiten nötigten auch den Propheten zur Gewalt und er zauderte nicht mit der Offenbarung, daß das Schwert das Mittel zur Ausbreitung des Glaubens, der Schlüssel zu Himmel und Hölle sei. Im Jahre 624, bei den Brunnen von Bedr, überwand er die Koraischiten: als die Sache mißlich stand, warf der Prophet eine Hand voll Staub in die Luft „Verwirrung decke ihr Antlitz“. Andre Kämpfe, die Schlacht beim Berge Ohud, die „Schlacht des Grabens“ folgten; ein Stamm nach dem andern schloß sich dem glücklichen Krieger, der zugleich der beredte und begeisterte Verkünder eines neuen Glaubens war, an; sein Reich begann sichtbar zugleich ein Reich dieser Welt zu werden. Im siebenten Jahre der Flucht (630) zog er siegreich in Mekka ein, wo er nun in der Kaaba die Götzenbilder umstürzen ließ. Der Schwung, den er seinem Volke mitgeteilt, riß ihn nun selbst mit fort. Der Widerstand, den er gefunden und glücklich besiegt hatte, steigerte sein Selbstgefühl, das mit seiner religiösen Empfindung, seinem Gottesbewußtsein in eins zusammenfloß, und er selbst noch begann den heiligen Krieg, welcher den neuen Glauben in die außerarabische Welt tragen und ihn den besiegten Nachbarn auferlegen sollte. „Denn nicht im Scherze hat Allah die Erde geschaffen,“ lautete sein Wort, „und den Himmel nicht zum Spiel“: er glaubte mit ganzem Ernste an die Lehre, mit welcher er sein Volk erweckt hatte.

Der Islam.

Auf der Höhe seiner Prophetenlaufbahn, als das anerkannte Haupt des Volks, dessen zahllose Stämme sich in einem großen Gedanken geeinigt hatten, starb Muhamed (632). Der fromme Wahn wollte nicht glauben, daß er tot sei; wie Mirjams Sohn Isa (Jesus) und andre Propheten, sei er in Verzückung zum Himmel aufgehoben, oder wie Mose auf vierzig Tage zum Berge Sinai gegangen: in Wahrheit machte eben dies seine Kraft und die Wirksamkeit seiner Lehre aus, daß er sich nicht überhob, nicht den Wunderthäter spielte, sondern als Diener des Höchsten und als ein Sterblicher wie andre nach der Weise seines Volkes lebte, mäßig im Essen, bescheidenen Gewandes. Die tiefen, aus der Fülle eines ergriffenen Gemütes stammenden, mit dem Feuer und zuweilen mit der Kunst des Dichters vorgetragenen Worte zündeten, und der Glaube wie die Phantasie der nachfolgenden Geschlechter entwickelte diese Keime weiter, so daß, wie überall in ähnlichen Lagen geschieht, die ursprüngliche Gestalt seiner

Lehre überwuchert wurde von phantastischem Beiwerk: doch kann man nicht sagen, daß sie bis zum Unkenntlichen entstellt worden sei und ihre ursprüngliche Kraft versagte sich selbst in den spätesten Formen nicht ganz. Er bezeichnete seine Lehre als Islam, d. i. Unterwerfung, Ergebung: sie ist nur die letzte und höchste Offenbarung Gottes, und auch ihre Bekenner, die Moslemin oder Gläubigen erkennen in ihr die Fortsetzung der Gesetzgebung Moses und des Evangeliums Jesu. Duldsam und unduldsam zugleich fassen sie den Begriff des Gläubigen: schon Abraham ist ihnen ein Moslem, ein Gottergebener, ein Bekämpfer der Götzendiener, und eben seine, die Religion Abrahams ist es, die Muhamed herstellte. Den Juden und den Christen gegenüber, die neben und unter ihnen wohnten, führten sie deren eigne heilige Schriften als Zeugnisse an: der Paraklet, der Tröster, den Jesus verheißen, ist in Muhamed erschienen, dem letzten oder größten der Propheten, nach dem kein andrer zu erwarten ist. Die Quelle dieser Lehre ist der Koran, — Aufzeichnungen der Worte Muhameds durch seine Vertrauten. Das Buch spricht im Namen Gottes und ist dem Propheten von dem Engel Gabriel mitgeteilt worden: seine Sprechweise ist ungemein wirksam, weil der Prophet in ihm zu den Gläubigen im Tone vollkommener Sicherheit und gottgewirkter Unfehlbarkeit und dabei doch menschlicher Demut und Bescheidenheit redet. Der Islam zerfällt in Glaube und Moral. Er ist Glaube an Gott und seinen Propheten, und dieser Gottesglaube ist ein strenger Monotheismus, der sich mit besonderem Abscheu gegen die christliche Trinitätslehre wendet, wie sie in der herrschenden christlichen Kirche in den Formen des athanasianischen Bekenntnisses ausgesprochen war. Die Götzenbilder waren zerstört, andre Vorurteile aber wurden geschont und in breiter Flut drang das polytheistische Bedürfnis eines sinnlichen und dichterisch angelegten Volkes in dessen Vorstellungswelt von neuem ein in der Lehre von den Engeln, welche geschlechtslos, aus dem reinen Element des Feuers geschaffen, den Willen Gottes ausführen und seinen Namen preisen: die vier Erzengel, Gabriel, der Geist der Offenbarung, Michael, der die Schlachten des Glaubens schlägt, Azrail, der Engel des Todes, und Isrâhil, der die Posaune blasen wird am Tage der Auferstehung: andere, die Moakhibats, begleiten die Sterblichen, zwei einen jeden, der eine zur Rechten, der andre zur Linken, und jeden Abend fliegen sie zum Throne Gottes auf und berichten über seine Handlungen. Auch einen Engel des Bösen, — Asasil, den Satan, entnimmt der Islam der späteren alttestamentlichen Anschauung: er nennt ihn Eblis, Verzweiflung,*) und er ist es geworden, weil er sich einst mit der sträflichen Überhebung des Unglaubens geweigert hat, Adam nach seiner Erschaffung Verehrung zu bezeigen, wie doch die übrigen Engel nach Gottes Geheiße thaten. Der Islam ist weiter Glaube an die Propheten, deren es 200000 gibt; sechs aber ragen über die andern alle hinweg, Adam, Noah, Abraham, Musa, Isa, Muhamed. Die Lehre von einer Auferstehung und einem letzten, jüngsten Gericht ist der christlichen Anschauung entlehnt, aber in phantastischer Weise ausgeschmückt. Allerlei Zeichen werden vorausgehen, bis endlich Isrâhil in die Posaune stößt: wenn der Schall zum dritten Mal ertönt, beginnt das Gericht. Nun ist die

*) Andre (Ullmann, Geiger, Sprenger) leiten Eblis von dem griechischen Wort Diabolos, Teufel, her.

Luft erfüllt von den Seelen, die ihre Körper suchen, die Erde öffnet sich, die Gebeine rauschen, Glied findet sich zu Glied: aufrecht wandeln die Gläubigen einher, während die Ungläubigen am Boden liegen. Eine große Wage wird dann in der Hand Gabriels sein: in die Schale Licht werden die guten, in die Schale Finsternis die schlechten Handlungen gelegt: alsdann geht die Menge der Seelen über die Brücke al Serat, zu weiterer Prüfung — sie ist scharf wie die Schneide eines Säbels und über den Abgrund der Hölle gespannt —, Sünder und Ungläubige stürzen hinab, während die Frommen wie mit Schwingen des Vogels hinübereilen. Ihre brennendsten Farben hat diese Poesie, im Koran zerstreut und in seinen Spuren weiterwuchernd, für die Schilderung des Paradieses aufgespart. Hat der Gläubige seine Sünden gesühnt und ist er des Paradieses wert befunden, so erfrischt er sich zuerst an dem „Teich des Propheten", dessen Wasser süß ist wie Honig, kalt wie Schnee, klar wie Kristall; wer davon trinkt, dem wird nicht wieder dürsten wie im heißen Wüstensand. Alsdann öffnet ihm der Engel Ruschwan die Thore des Paradieses: der Boden ist feinstes Weizenmehl, Perlen und Hyazinthen statt der Kieseln, es ist von Flüssen klaren Wassers, von Bächen von Milch, Honig, selbst von Wein, der hier auf Erden dem Gläubigen versagt ist, durchflossen; da ist Taba, der Baum des Lebens, mit köstlichen Früchten behangen, und so groß, daß ein Renner 100 Jahre brauchen würde, um seinen Schatten zu durchfliegen: die Luft ist mit Wohlgerüchen erfüllt, sie ertönt vom melodischen Rauschen der Zweige, von den Melodien der Töchter des Paradieses: sie, die schwarzäugigen Huris, sind den Gläubigen zugesellt, neben den Frauen, die er auf Erden hatte und deren Reize wiederhergestellt werden. So wohnen sie dort in Gezelten mit Kronen von Gold und Diamanten auf dem Haupte, von Hunderten von Dienern besorgt, essen aus goldener Schüssel, trinken aus goldenen Bechern, ohne Überladung, ohne Trunkenheit, mit unaufhörlichem Genuß. Weitere Freuden als diese, auf welche jeder Gläubige Anspruch hat, sind dem Verdienstvollen aufgespart: sie zu schildern, fühlt sich selbst diese Sprache zu arm: übrigens ist ein Streit unter den Auslegern, ob diese Schilderungen wörtlich zu nehmen, oder ob sie allegorisch zu deuten seien.

Ein letzter Artikel handelt von der ewigen Vorherbestimmung — er ward dem Propheten geoffenbart nach der unglücklichen Schlacht beim Berge Ohud — ist aber doch im Koran selbst noch nicht mit strenger Folgerichtigkeit durchgeführt. Allein er liegt in der strengen Fassung des Gottesbegriffs und in der Grundstimmung des semitischen Geistes, so daß er sich bald mit überwältigender Macht geltend machte. Auch andre Religionen kennen eine Prädestination — wir sahen diesen Begriff bei dem einflußreichsten aller Kirchenlehrer, Augustinus, in aller Strenge gefaßt und vorgetragen — aber er blieb mehr oder weniger doch ein Dogma, ein Lehrsatz, ein Philosophem, während er bei diesem Volke, dem semitischen Geiste ganz gemäß, sich tief dem allgemeinen Bewußtsein einprägte. Ohne Zagen, ohne hinter sich zu schauen, stürzt sich der Moslem in den Kampf: der Tag seines Todes ist eingetragen in die ewigen Tafeln: Sieg oder Tod, beides sichert ihm die Freuden des Paradieses.

Moral des Islam.

Diesem Glauben, sieht man wohl, fehlen alle tieferen Begriffe: auch was er dem Christentum entlehnt, bildet er nach der Seite des Äußerlichen um. Noch mehr tritt dies in der muhamedanischen Ethik zu Tage, welche in der

Einschärfung und Einübung ziemlich äußerlicher Gebote besteht. Häufige Waschungen mit umständlichem Zeremoniell sind vorgeschrieben und fünf tägliche Gebete, bei denen der Gläubige den Blick nach der Richtung von Mekka wendet, die ihm durch die Minarets oder Gebetstürme angedeutet wird, von denen herab die bestimmten Zeiten, an denen das Gebet zu verrichten ist, verkündet werden; der gewaltige Eindruck dieses allenthalben wiederhallenden Gebetes war es, vor dem auch Abu Sufjan, der letzte Führer der Koraischiten, sich besiegt gab und seinen Unglauben ablegte. Der heilige Tag ist dem Moslem der Freitag, an dem in den Moscheen gebetet und gepredigt wird. Neben dem Gebet ist eine Hauptpflicht das Almosengeben und das Fasten, welchem ein ganzer Monat, der Ramadan, gewidmet ist: „Gebet leitet auf halbem Wege zu Gott, Fasten führt an seine Schwelle, Almosen in seine Gegenwart", und die letztere Pflicht, den Armen, den Waisen und dem „Sohne des Wegs" — dem Pilger oder Bettler — gegenüber wird nachdrücklich betont. Außerdem aber hat diese Religion noch eine Vorschrift, die nicht wenig dazu beigetragen hat, die Bekenner dieses Glaubens mit einem starken Gemeinschaftsgefühl zu erfüllen: jedem Moslem, der erwachsen, geistig zurechnungsfähig und vermögend genug ist, ist zur Pflicht gemacht, wenigstens einmal in seinem Leben eine Pilgerfahrt nach Mekka zu machen. Er bestellt sein Haus und macht im Pilgergewand den weiten Weg, um dort in der Kaaba den schwarzen Stein zu küssen oder mindestens zu berühren, die mannigfachen Gebete zu verrichten und die vorgeschriebenen Zeremonien zu vollziehen, die verschiedenen heiligen Stätten zu besuchen, den Brunnen Zemzem, den Berg Arafat, wo sie gegen drei Pfeiler sieben Steine werfen, wie einst Abraham gethan, der auf diese Weise den Teufel vertrieb, wie dieser ihn in seiner Andacht störte. Die erste Kenntnis dieses Pilgerdienstes verdankt man einem deutschen Reisenden, Johann Ludwig Burckhardt, welcher unter großen Mühsalen und unter Lebensgefahr als moslemischer Hadschi verkleidet im Jahre 1814 diese Stätten besucht hat.

Diese Religion nun trat mit dem Anspruche auf, die allgemeine zu sein: schon ihr erster Stifter hatte diesen Universalismus, der eigentlich mit der streng monotheistischen Fassung des Gottesbegriffes von selbst gegeben ist, dem Christentum abgesehen. Nirgends aber zeigt sich die unendliche Erhabenheit dieser wahren Weltreligion, der Religion des Geistes, überwältigender als hier, im Vergleich mit dem Islam. Das Reich Gottes, das Jesus Christus predigt, ist kein Reich dieser Welt: es ist ein Samenkorn in die Erde gelegt und geht auf in der Stille, und dieser tiefe Gedanke tritt immer wieder sieghaft hervor, wie oft er auch verdunkelt ward, ja unter Blut und Trümmern erstickt zu sein schien. Die frohe Botschaft vom Reiche Gottes aller Kreatur zu verkündigen gebietet sein Stifter: auch dem Moslem ist höchste Pflicht, den Islam zu verbreiten. Das Mittel aber ist das Schwert, der Eroberungskrieg „wessen Füße bestaubt werden in den Schlachten des Herrn, der wird am Tage des großen Gerichts weiter sein von dem Orte der Qual, als die Entfernung, die der schnellste Renner in tausend Jahren zurücklegt," „tötet für den Weg Gottes die, so euch töten wollen — bekämpfet sie, bis die Versuchung aufgehört und die Gottesreligion gesiegt hat." So trat dieses Volk in die Weltgeschichte ein. Fast spurlos waren die Weltgeschicke seither an ihm vorübergegangen; keines der großen Weltreiche, nicht die Assyrer, noch die Perser,

weder Alexander der Große noch die Römer hatten dieses Land besessen. Die noch unverbrauchte Kraft der Nation ward jetzt auf einmal auf wunderbare Weise in Schwung gesetzt durch einen Glauben, der durch einige einfache große Ideen, einen streng monotheistischen Gottesbegriff, eine unbedingt deterministische Auffassung des Lebens, und die nachdrücklich festgehaltene Vorstellung eines Jenseits und eines nach dem Tode zu erwartenden Gerichts das religiöse Bedürfnis befriedigte und der zugleich der Phantasie Bilder gab, mit denen sie spielen konnte. Dem Thatendrange aber dieses Volks, welches einen ausgesprochenen Erwerbssinn mit allen Semiten gemein hatte, war plötzlich ein ungeheurer Tummelplatz aufgethan. Nicht um die dürftige Beute, die man einer überfallenen Karawane abnehmen oder im Hader eines Stammes mit einem anderen gewinnen mochte, handelte es sich jetzt: die Stammfehden hatten aufgehört, jeder Bekenner der Lehre, auch der niedrig Geborene hatte einen höheren Rang gewonnen und machte dessen Ansprüche geltend, und vor den Blicken der geeinigten Nation lagen die Hauptstädte der alten Welt mit ihren seit Jahrhunderten aufgehäuften Schätzen, deren Besitz von Rechts wegen den Kriegern, welche Allahs Schlachten schlugen, gebührte.

Die ersten Khalifen.

Das Jahrhundert, in welchem Muhamed seine kurze und in ihren Folgen doch ungeheure Wirksamkeit geübt hatte, war noch nicht zu Ende, als schon das Reich der Khalifen, der Nachfolger des Propheten, vom Indus bis zu den Säulen des Herkules reichte. Unter Abubekr (622—634) und Omar (634—644), nahmen sie Damaskus (635), Jerusalem (637), Antiochia nach der einen Seite, auf der andern warfen sie die Macht der Perser nieder, und eroberten diese Länder für den Islam. Die beiden großen Reiche, das oströmische und das persische, standen sich im Krieg und Frieden gegenüber wie seit manchem Jahrhunderte: an eine Verbindung gegen den neuen Feind war nicht zu denken. Der Zwanzigste der neuen Königsreihe, der Schach-in-Scha Chosru Nuschirwan, der Zeitgenosse und Gegner Justinians, ein großer Regent, den man mit Recht Darius I. an die Seite gestellt hat, starb im Jahre 579; wie einst im alten Perserreich, war der Thronwechsel stets von einer gefährlichen Krisis begleitet: sein zweiter Nachfolger, Chosru, bestieg den angefochtenen Thron mit Hilfe des oströmischen Kaisers Mauritius, der ihn als Flüchtling aufgenommen. Nach Mauritius' Ende (602) folgte dessen Mörder Phokas, diesem Heraklius (610): Chosru, der diesen nicht anerkannte, zog gegen ihn und brachte, mit den Avaren und andern Feinden des Reichs verbündet, Konstantinopel selbst in Gefahr. Der tapfere Heraklius aber ward dieser Gefahren nicht allein Herr, sondern machte nun einen Vergeltungszug ins persische Gebiet, der zugleich einen Aufstand feindlicher Großer hervorrief und Chosru zu Falle brachte (628). So war dies Reich geschwächt und zerrüttet, als der neue Sturm heraufzog. Der letzte der Dynastie, welche einst im Jahre 226 n. Chr. das persische Reich verjüngt hatte, Yesdegerd III., mußte, nachdem sein Heer erst bei Kadesia westlich vom Euphrat, dann bei Nehawend in Medien die Schlacht verloren, flüchtig werden. Gleichzeitig eroberte im Dienste Omars, dessen geistige Überlegenheit sich auch in der Wahl seiner Werkzeuge zeigte, Amru — neben Khalid, dem Eroberer von Syrien, der gefeiertste Held dieser Tage — Alexandria (641). Unter dem folgenden Khalifen Othman (644—656) wurde Cypern und Rhodus genommen, denn auch das Meer war

diesem Volke bereits vertraut geworden: als nun aber im Jahre 656 Ali, der Eidam des Propheten durch dessen und Fatimes Tochter, zum Khalifat erhoben ward, da brach schon das Unheil orientalischen Herrschertums mit ganzer Macht hervor. Ayescha, die einstige Favoritin unter den Frauen des Propheten, haßte den neuen Herrscher, den die Ehe mit der Tochter einer Nebenbuhlerin so hoch erhoben hatte: man beschuldigte Ali der Teilnahme an der Ermordung Othmans, seines Vorgängers, deren Urheber zu strafen er unterlassen habe, und der Omajade Moawia, der Statthalter von Syrien, ein Koraischit, machte die Pflicht der Blutrache für seinen Stammverwandten, den ermordeten Khalifen, zum Deckmantel seines Ehrgeizes. Im Jahre 661 wurde Ali von einigen Anhängern einer schwärmerischen Sekte ermordet. Der Kampf der beiden Häuser dauerte noch geraume Zeit und verband sich mit einer dogmatischen Streitigkeit, welche die Bekenner des Islam bis auf den heutigen Tag trennt. Die Anhänger Alis erkennen nur den Verwandten des Propheten das Recht der Nachfolge in der Führung des Volks zu: sie verfluchen die drei ersten Khalifen und die Usurpatoren des omajadischen Hauses. Diesen Schiiten ist der Koran die einzige Quelle religiöser Erkenntnis, während der siegreichen Partei noch eine weitere Quelle floß, die Sunna oder Überlieferung — mündliche Aussprüche des Propheten, welche nach dessen Tod gesammelt worden waren: sie, die Sunniten, sind, da sie Sieger geblieben sind, und nicht wie die Schiiten oder Schismatiker allerlei fremden Religionsanschauungen fern von den Stammsitzen des Islam Eingang gestattet haben, die wahren Gläubigen, die Rechtgläubigen: ihre Auffassung ist wenigstens die strengere, welche dem eignen Denken dem heiligen Buche gegenüber, dessen himmlischen Ursprung sie voraussetzen, nur einen ganz geringen Spielraum läßt.

Unter Moawia I. (661—679), der mit Alis Tod einziger Khalif war, wurden die Eroberungen wieder aufgenommen: von 668—675 belagerte oder bekämpfte sein Heer Konstantinopel. Es war damals (673), daß das „griechische Feuer", die Erfindung eines syrischen Griechen Kallinikos, ihrer Flotte sich furchtbar machte: so günstig ließen sich die Zeiten an, daß Moawia den Frieden mit Ostrom durch einen Jahrestribut erkaufte, oder wenn man will, die Anerkennung der alten Stellung des römischen Imperiums durch eine Geldzahlung aussprach. Der Kaiser Konstantinos IV. fand Zeit durch eine neue Einteilung des Reichs in Militärbezirke oder Themata dessen Verteidigung zu erleichtern. Mittlerweile war die Eroberung des Nordrandes von Afrika fortgeschritten: im Jahre 697, als zu Damaskus, wohin die Omajaden ihren Herrschersitz verlegt hatten, der vierte des Hauses, Abdalmalik (seit 685) herrschte, fiel Karthago, und blieb, nach einem kurzen Sonnenblick des Glückes, während dessen ein byzantinischer Feldherr die Stadt zurückgewann, im Jahre 699 diesem wieder entrissen von da an in den Händen der Moslemen. Das Licht christlicher Bildung erlosch im ganzen Küstenlande. Der Südrand des Mittelmeeres, die mühsame Erwerbung zweier Jahrtausende, blieb dem Christentum und der abendländischen Bildung auf lange Zeit verloren, und er ist ihm bis auf den heutigen Tag nicht zurückgewonnen.

Eroberungen. Haus der Omajaden. 661.

Nunmehr war die Gefahr den westlichen Ländern des einstigen römischen Reichs selbst nahe gerückt. Unter dem fünften der Nachfolger Moawias, Welid I. (705—715), einem thatkräftigen Herrscher von weitgreifendem Ehrgeiz, fanden

Welid I. 705.

die Araber den Weg über die Meerenge, der ihnen durch die unglücklichen Zustände im Westgotenreiche gewiesen und geebnet wurde.

Westgotenherrschaft in Spanien.

Das Reich der Westgoten war seit dem Siege Chlodwigs fast ganz auf die pyrenäische Halbinsel beschränkt und bald wurde der Sitz der Regierung nach Spanien, nach Toledo verlegt. Mit Amalarich, der im Jahre 531 im Kampf gegen die Franken fiel, war das alte Königshaus ausgestorben und das Reich wurde ein Wahlreich. Damit war seiner Befestigung und gedeihlichen Entwickelung die Grundlage entzogen, und es gelang den Oströmern, während des großen Restaurationsversuchs unter Justinians Regierung sich der Südostküste des Landes wieder zu bemächtigen. Der Gegensatz zwischen Arianismus und Katholizismus war hier schroffer als irgendwo: die Katholiken konspirierten zum mindesten in ihren Gedanken mit dem Feinde jenseits der Pyrenäen. Es gelang einigermaßen diese Quelle des Unheils zu verstopfen, indem gegen Ende des sechsten Jahrhunderts König Reccared (586—601) und mit ihm die meisten der arianischen Bischöfe sowie ein großer Teil des Volks zum Katholizismus übertraten. Allein dies hatte nur eine Steigerung der Macht der Großen zur Folge; die Bischöfe, deren Macht stieg, verbanden sich mit den weltlichen Magnaten; doch setzten die Nachfolger Reccareds die Politik der Verschmelzung des germanischen und des romanischen Bevölkerungselements fort: im siebenten Jahrhundert kam ein auf das römische Recht gegründetes Gesetzbuch, das forum judicum, zu stande und wenigstens die byzantinisch gewordenen Teile der Halbinsel wurden zurückgewonnen. Aber auch in diesem Gesetzbuch war die Wählbarkeit der Könige als Bestandteil der Verfassung des Reichs anerkannt oder vorausgesetzt, und wo eine solche Wahl stattgefunden hatte, besannen sich die großen „Palatine" erst, deren mancher vielleicht einen solchen Wahlkönig unter seinen Ahnen zählte, ob sie diese Wahl sich gefallen lassen sollten, oder ob der Versuch sich verlohne, sie umzustoßen. Dadurch bildeten sich Parteien oder vielmehr Koterien; eine feste Autorität kam nicht mehr auf. Die westgotischen Großgrundbesitzer, welche über zahlreiche Tributarii geboten, die herrschende Kriegerkaste mit andern Worten, verfielen den Lastern, welche eine solche Stellung fast notwendig erzeugt; den Bischöfen war in dem fanatischen Hader der beiden Glaubensbekenntnisse der christliche Geist abhanden gekommen und nur die Unduldsamkeit geblieben, welche sie nun, da die Ketzer allmählich seltener wurden, gegen die Juden richteten, die in ungewöhnlich großer Zahl im Lande angesiedelt waren. Die Gefahr, welche von jenseits der Meerenge drohte, drängte sich jedem Verständigen auf. Auf König Egiza folgte ohne Schwierigkeit dessen Sohn Witiza, der mit Nachdruck die königliche Gewalt wieder geltend machte oder zu heben suchte (701): insbesondere war er bestrebt, die hohe Geistlichkeit wieder den Gehorsam gegen den König zu lehren. Dies führte zu neuer Parteiung, zu einer Verschwörung, zum Sturze Witizas und zur Erwählung oder Erhebung eines neuen Königs, Roderich. Witiza aber hatte Söhne hinterlassen und sein Bruder Oppas war Erzbischof von Sevilla: ihrer Partei gesellte sich ein weltlicher Magnat, der Graf Julian, welcher den wichtigen Posten eines Statthalters von Ceuta bekleidete und diesen Platz schon gegen die Araber zu verteidigen gehabt hatte. Jetzt aber trugen diese Männer kein Bedenken, selbst vielmehr die Araber gegen den Usurpator zu Hilfe zu rufen. Diese Hilfe wurde geleistet: der Unterfeldherr des arabischen Statthalters Musa,

ein erprobter Kriegsmann, Tarik — der Fels Gibraltar, „Berg des Tarik" bewahrt seinen Namen — landete mit einem mäßigen Heere, das sich aber alsbald durch christliche und namentlich jüdische Unzufriedene verstärkte. Der erste Zusammenstoß zwischen Orient und Occident, Islam und Christentum auf westeuropäischem Boden erfolgte bei Xeres de la Frontera am rechten Ufer des Quadalquivir (711): der erste einer durch viele Jahrhunderte sich hinziehenden Reihe. Die Schlacht ging den Westgoten, in deren Reihen der Verrat thätig war, verloren. In dreitägigen Kämpfen brach der westgotische Kriegerstaat zusammen. Der letzte ihrer Könige, Roderich, verschwand — ertrank im Quadalquivir, wenn man den Romanzen glauben darf, welche der verhängnisvolle Kampf hervorrief, — und diesem ersten Sieg, den die Vorhut der muhamedanischen Streitkräfte erfochten hatte, folgte dann die rasche und vollständige Niederwerfung der westgotischen Macht durch Musa selbst, der mit einem großen Heere herüberkam.

Schlacht bei Xeres. 711. Sturz des Westgotenreichs.

So schlecht gewurzelt war diese Germanenherrschaft, welcher doch fast drei Jahrhunderte zu ihrer Befestigung gegönnt gewesen waren, daß die festen Plätze des Landes binnen kurzer Zeit alle den Siegern zufielen, und diese mit Hilfe ihrer besten Verbündeten, der zahlreichen Juden, sich sicher genug fühlten, um noch ehe ein Jahrzehnt verflossen war, die Eroberung des Nachbarlandes Gallien zu versuchen, dessen Zustände, nicht minder verworren und zerrüttet, wie es den Anschein hatte, als die westgotischen, zu einem Angriffe gleichfalls einzuladen schienen.

Das Frankenreich im 7. Jahrhundert.

Chlotar II., der das ganze Frankenreich wieder vereinigt hatte, war im Jahre 628 gestorben. Nur unvollständig ward die Reichseinheit unter seinem Sohne Dagobert I. (—638) und Chlodwig II. (—657) aufrecht erhalten; nach dessen Tode begannen die Teilungen von neuem, und eine natürliche Scheidung, deren Spuren in gewissem Sinn noch heute erkennbar sind, hatte sich mehr und mehr bemerkbar gemacht zwischen den nördlichen Teilen des Reichs, wo das germanische, und den südlichen, wo das romanische Volkstum überwog. Diesen beiden Teilen, Austrasien und Neustrien, war als dritter Bestandteil Burgund angegliedert, das gleichfalls auf eine gewisse Selbständigkeit Anspruch machte und dieselbe auch wie die beiden andern Hälften eben durch die verkehrte Successionsordnung im Königshause gefunden hatte. Indes waren doch im Frankenreiche die Grundlagen des staatlichen Lebens fester und gesunder als im Westgotenreiche. Bei der Eroberung des Landes war, wie erwähnt, so viel Land verfügbar, daß man die romanischen Landeigentümer in ihrem Besitze lassen konnte und daß nur ein verhältnismäßig geringer Teil derselben zu zinspflichtigen Tributariern herabsank: die reicheren Grundbesitzer sowie die Bischöfe — auch sie meist Romanen aber gleichen Bekenntnisses wie die Eroberer — schlossen sich leicht an den neuen Grundadel an, welchen die Eroberer oder vielmehr die Antrustionen, das Rittergefolge des Königs, bildeten. Jeder von diesen erhielt seinen Teil an dem verfügbaren Lande als sein Allodium oder Los zu vollem Eigentum, erblich, nur so scheint es mit der Einschränkung, daß ein Teil desselben, sogenanntes salisches Land, nicht an Frauen übergehen konnte, weil Verpflichtung zum Waffendienst, zur Landesverteidigung daran haftete. Da aber der König — und wir sahen, daß diese Könige noch lange nicht am Ziel ihrer Eroberungen angelangt waren — eine stehende Streitmacht bedurfte, so schuf er sich eine solche, indem er von

seinem, dem königlichen Landesanteil Grundstücke unter den Namen von Benefizien an solche anwies, welche sich ihm dafür als seine Leudes zu fortwährendem Hof- und Heerdienst verpflichteten. Diese Benefizien bildeten somit eine Art von Besoldung, die der König nur zurückziehen konnte, wenn der Belehnte sie durch Untreue oder sonstige Verfehlung verwirkte. Nicht wenige der reicheren Freien traten so, indem sie neben ihrem Allodium ein königliches Benefizium und mit demselben eine bestimmte Verpflichtung übernahmen, in eine unmittelbare fortwährende dienstliche Beziehung zum König. Auch die großen Grundbesitzer aber und die Bischöfe, deren Kirchen gleichfalls mit Landbesitz ausgestattet waren, bedurften gewisser regelmäßiger Dienste und bedurften Beamte für solche Dienste, die sie dann auf dieselbe Weise, indem sie von ihrem Allod Benefizien ausschieden, besoldeten: so bildete sich ein neues politisches oder gesellschaftliches System aus, das eine große Zukunft hatte und unter der Bezeichnung Lehenssystem die nächstfolgenden Jahrhunderte zu charakterisieren dient. An der Spitze steht der König, der bei den beständigen Kriegszügen, den schwankenden, einer höchsten Entscheidung stets bedürftigen Verhältnissen, welche diese Kriegszüge hervorriefen, bei der ganzen Lage und Stellung seines Volks gegenüber der alteingesessenen Bevölkerung Gelegenheit genug hatte, eine Autorität auszuüben, deren alle bedurften und die unaufhörlich in Anspruch genommen wurde. Er übte sie in ziemlich bescheidenen Formen: auf einem von Ochsen gezogenen Wagen zieht er, langsam und allen zugänglich, von Gerichtsstelle zu Gerichtsstelle: auch die Hofämter erinnern durch ihre Bezeichnungen an die Verteilung der Dienste in einer großen Gutswirtschaft — der Senescalcus oder Oberknecht, der Marschalk, Pferdeknecht, comes stabuli, der Kämmerer camerarius, wenngleich diese Titel zugleich den Einfluß des Romanismus oder Byzantinismus, wie er in der späteren Kaiserzeit sich ausgebildet hatte, voraussetzen. Unmittelbar nach dem König kommen die Großen — die Primaten, Fürsten, Optimaten, wie immer die Schriftsteller sie mit altlateinischen Bezeichnungen charakterisieren, — ein weltlicher Hochadel, soweit er sich bis jetzt gebildet hatte, dessen Stellung wohl zum Teil noch auf frühere Stadien der Entwickelung des Frankenvolkes zurückging, und denen sich nun die Inhaber der großen Kirchenämter, die Bischöfe und Erzbischöfe als ein geistlicher Adel zur Seite schoben; dann die reicheren Freien, Franken meist, doch auch Romanen, aus denen bald, wenn sie ein Amt, ein Ministerium und das mit ihm verliehene Benefizium annahmen, ein Beamten- und ein Geburtsadel wurde: aus den Freien, welche in ein ähnliches Verhältnis der Dienstbarkeit zu einem vom geistlichen oder weltlichen Hochadel eintraten, den Ministerialen der weltlichen Magnaten und der Bischöfe, entwickelte sich später der niedere Adel. Indes waren diese Verhältnisse noch nicht fest und starr geworden und die Masse der Freien fühlte sich in dieser Zeit wohl mehr in ihrer Überordnung und Überlegenheit den tributären Romanen oder den Unfreien nach älterem Recht, den Liten oder Lassen und Leibeigenen gegenüber, als daß sie sich ihrer Unterordnung gegenüber einem erst in der Bildung begriffenen Adel besonders bewußt gewesen wäre. Mit einer gewissen Naivetät spricht diese Gesellschaftsordnung sich in den verschiedenen Ansätzen aus, welche das salische Gesetz, das unter König Dagobert I. im siebenten Jahrhundert seinen Abschluß erhielt, bei der Sühne für geschehenen Totschlag angibt. Ist der Erschlagene einer von den Antrustionen des Königs, so beträgt das Wehrgeld oder Sühngeld, das der Totschläger dem Fiskus

oder den Verwandten des Getöteten zu zahlen hat, 600 Solidi; war der Erschlagene Romane vom Rang eines Tischgenossen des Königs gewesen, 300; für einen gewöhnlichen Franken betrug es 200; 100 für einen romanischen Landbesitzer; 45 für den Zinspflichtigen. Mit der Verwaltung und der Leitung der Rechtspflege waren Grafen, comites, betraut, welche der König ernannte: übrigens war in den nicht ganz wenigen Städten, welche zum Teil durch Kapitulation unter fränkische Herrschaft gekommen waren, das altrömische Recht und die römische Ordnung der Dinge geblieben.

Verfassungsverhältnisse. Der Major domus.

Diese Verhältnisse setzten eines voraus, wenn die Angehörigen dieses neuen Staatswesens sich dieser ihrer Zugehörigkeit einigermaßen sollten erfreuen können — der König mußte ein Mann von Kraft, er durfte grausam, hart, willkürlich, aber er durfte kein Schwächling sein. Diese Kraft scheint längere Zeit im Hause der Merowinger vorgehalten zu haben, wenn gleich sonst ihr Palast durch alle Greuel der Barbarei und alle Greuel einer korrupten Zivilisation geschändet war und das Königtum der Franken nach Chlodwig I. recht eigentlich durch diese groteske Mischung des Barbarentums und der Korruption charakterisiert wird. Allein die Folgen machten sich geltend, das Geschlecht trieb nach Dagobert I., der in die schamlosesten Lüste versank, keine kräftigen Sprossen mehr, und eine neue Gewalt war mittlerweile aufgekommen.

An der Spitze des königlichen Rittergefolges nämlich stand der Major domus — der Chef des königlichen Hauses — dessen Macht in demselben Maße wuchs, in welchem des Königs Haus und Gefolge größer wurde, je mehr des Königs Haus zugleich die Regierung eines Staats bedeutete. Es war ein Vertrauensposten und der Hausmeier wurde von den angesehensten Grundbesitzern und Adeligen des Landes gewählt oder dem Könige präsentiert. Nun war unter dem austrasischen Adel eine dem Königshause verwandte Familie, mit bedeutenden Gütern zwischen Maas, Mosel und Rhein angesessen, als deren frühester uns bekannter Sprosse ein Karloman erscheint, der um 600 gelebt hat, und dessen Sohn Pipin von Landen — der Ort gehört jetzt zur belgischen Provinz Lüttich — Major domus von Austrasien unter Dagobert I. (622—638) war. Ihm folgte ein anderer kraftvoller Mann dieses Hauses, Grimoald, der aber schon den Neid der übrigen Großen erregte und demselben erlag. Erst Pipin von Heristal, Pipin der mittlere, errang der Familie neuen Glanz: in einem Bürger- oder vielmehr Adelskriege, der zwischen den Großen von Neustrien und Austrasien um die Herrschaft im Frankenlande tobte, siegte er an der Spitze der letzteren über den Major domus von Neustrien Barthar bei Testri im heutigen Departement der Aisne (687) und zwang den Schattenkönig des letzteren Landes, Theodorich III., ihn zum Major domus von Austrasien, Neustrien und Burgund, also des ganzen Frankenreiches zu machen, dessen Einheit er mit jenem Siege gerettet hatte. Er führte bereits einen Titel, der über die Stellung eines Unterthanen hinaus wies: er nannte sich Fürst und Herzog, dux et princeps der Franken. Sein Sohn war Karl, später Karl Martel oder der Streithammer genannt, der nach vielen Kämpfen im Jahre 719 die Stellung seines Vaters als Majordomus der drei Länder wiedergewann, das Reich zusammenhielt oder wieder zusammenbrachte, und dem es nun beschieden war durch eine außergewöhnliche Großthat die Vollendung der Geschicke seines

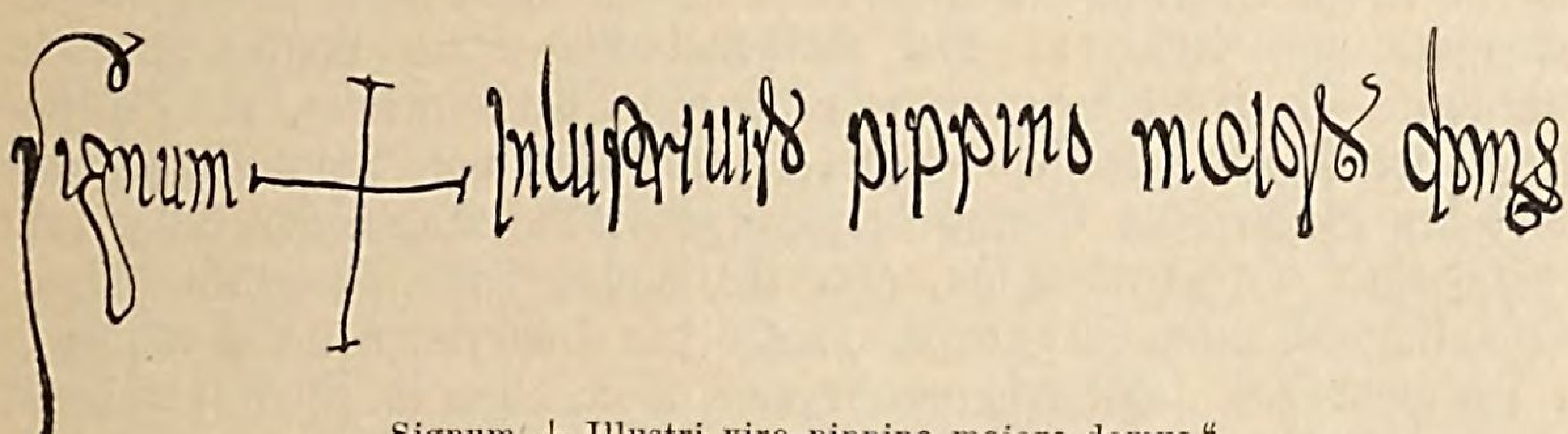
Hauses vorzubereiten, neben welchem das alte Königsgeschlecht schon nichts mehr bedeutete.

Karl Martel. Schlacht bei Tours. 732.

Die Macht des Khalifats war unter Welid I. und seinem Nachfolger Suleiman furchtbarer als je. Am Indus wie am atlantischen Ozean waren seine Waffen siegreich. Im Jahre 717 ward ein neuer Angriff auf Konstantinopel mit Mühe abgeschlagen und seit 720 hatten die spanischen Araber ihre Züge über die Pyrenäen ausgedehnt. Der Herzog von Aquitanien — des südwestlichen Teiles von Gallien, der unter einheimischen Fürsten der fränkischen Botmäßigkeit sich entzogen hatte — konnte sich ihrer nur mit Mühe erwehren. Im Jahre 732 zog ein gewaltiges Heer der Araber wiederum über die Pyrenäen, vor welchem Herzog Eudo nach schwerer Niederlage flüchtete. Er wandte sich an den mächtigen und gefürchteten Majordomus des Frankenlandes um Beistand. Es scheint, daß die ungeheure Gefahr den vielfachen Hader und Streit unter den Franken selbst und mit den germanischen Stämmen, welche sich gegen deren Führerrolle sträubten, auf einen Augenblick verstummen gemacht habe: es gelang Karl ein großes Heer zusammen zu bringen, in welchem die germanischen Krieger der verschiedenen Stämme — neben den Franken die Alemannen, Bayern, Sachsen, Friesen — sich zur Abwehr eines unermeßlichen Unheils vereinigten. Der entscheidende Kampf fällt in den Oktober des Jahres 732 und sein Schauplatz war die Ebene zwischen Tours und Poitiers. Der Tag ist einer von den großen Wendepunkten der Menschengeschichte, wo wie bei Salamis, bei Sena, auf den catalaunischen Feldern das Schicksal vieler Völker auf der zweifelhaften Wage des Zweikampfes zweier Heere gewogen wird. Seinen Verlauf im einzelnen kennen wir nicht, so deutlich wir uns auch vorstellen können, von welchen Impulsen und Leidenschaften die Menschen bewegt waren, welche diese Heere bildeten. Im Heere Abderrhamans glühte noch das volle Angriffsfeuer, welches ein Jahrhundert früher dieses Volk aus seinem gewohnten Leben herausgeführt hatte — der Glaube an den einen Gott und seinen Propheten, dessen Nachfolger jetzt über ein Reich gebot, das vom Indus bis zum atlantischen Ozean reichte — der Stolz des Rechtgläubigen und des Eroberers und zugleich die Habgier, der die seitherigen Eroberungen und Plünderungen nur als Staffel zu weiteren dienten. Der religiöse Enthusiasmus war wohl im christlichen Heere kaum geringer, wenngleich wir nichts von besonderem Eifer der Geistlichkeit hören, und obgleich auch das heidnische Element noch stark in demselben vertreten war. Das feindliche Heer galt ihnen wohl ohne weiteres als das des Satans — sie selbst als die Streiter Christi, welcher die Franken liebte: außerdem aber hatten diese germanischen Scharen einen sehr wertvollen irdischen Besitz und eine stolze Stellung, welche sie der Tapferkeit ihrer Väter oder ihrer eignen verdankten, zu verteidigen. Die Tapferkeit und Furchtbarkeit der Araber bestand im stürmischen Angriffe, die Stärke des nordländischen Heeres in der Verteidigung: „sie standen wie eine unbewegliche Wand", „wie ein Eisgürtel" sagt eine Quelle: Karl hatte dafür gesorgt, sie mit der Kampfweise der Araber vorher etwas vertraut zu machen und eine gewisse Überlegenheit gab ihnen ohne Zweifel das Gefühl der größeren Körperkraft, die sie besaßen. Ein geschicktes Manöver des Herzogs von Aquitanien soll zum Siege beigetragen haben, der ein sehr vollständiger war: am Tage nach der Schlacht waren die Zelte leer und man konnte ruhig die Beute, welche sehr beträchtlich war, aufsammeln.

Fernere Regierung Karls.

Die Eintracht, welcher dieser Sieg zu danken war, hielt allerdings nicht vor und Karl hatte auch fernerhin die Friesen und die Sachsen, den aquitanischen Herzog und die neustrischen Magnaten zu bekämpfen, welche letzteren auch die verräterische Verbindung mit den Moslemin nicht scheuten, so daß diese noch mehrere Male ins Frankenreich einbrachen, den ganzen Südosten bis Lyon überschwemmten, und Karl erst im Jahre 739 in Verbindung mit dem Lombardenkönig Luitprand ihrer und der Rebellen unter seinem eignen Volke Herr wurde. In diesem Zusammenhange verdarb es der große Kriegsmann auch mit der Kirche, d. h. mit der in Sittenlosigkeit und grobe Schwelgerei versunkenen hohen Geistlichkeit des damaligen Frankenreichs. Er trug kein Bedenken vom Kirchenbesitz zu nehmen, wo es sich um den Kampf gegen den Islam und besonders um Belohnung derer, welche bei diesem Kampfe Dienste geleistet hatten, handelte: man begreift, daß man sich in den Kreisen der durch den seitherigen Gang der Dinge verwöhnten und anspruchsvoll gewordenen Geistlichkeit trefflich an der Vision behagte, welche einem von ihnen den Bezwinger der Sarazenen gezeigt hatte, wie er am Orte der Qual von den Flammen gepeinigt wurde. Sein Ansehen war indes so groß, daß er nach dem Tode des Königs Theodorich IV. den Thron geraume Zeit unbesetzt lassen konnte.



„Signum + Illustri viro pippino majore domus."

Unterschrift Pipins als Majordomus.
Von einem Diplom ums Jahr 651 im Nationalarchiv zu Paris. Eigenhändig ist nur das Kreuz, das übrige von der Hand des Schreibers.

Der Majordomus Karl starb im Jahre 741. Von seinen beiden Söhnen Pipin und Karlman, die ihm folgten, zog sich Karlman 747 in das berühmte Kloster zurück, welches im Jahre 529 in Campanien auf dem Mons Casinus an der Stelle eines alten Apollotempels gegründet worden war und dessen Mönchen sein Gründer Benedictus von Nursia die Regel ihres gemeinsamen Lebens gegeben hatte. Pipin regierte seitdem allein, aber wie zuvor im Namen eines merowingischen Schattenkönigs Childerich III., bis er im Jahre 751 die Zeit gekommen glauben durfte, einen längst beschlossenen folgenschweren Schritt zu thun. Er schickte zwei Geistliche nach Rom an den Papst Zacharias (741—762) und legte diesem die Gewissensfrage zur Entscheidung vor, ob es bei dem Zustand der fränkischen Kirche nicht besser sei, daß derjenige, der die Gewalt habe, auch den Namen eines Königs führe.

Lage der Kirche. Papsttum.

Es war diese Sendung ein epochemachendes Ereignis in der Geschichte des fränkischen Reichs wie in der Geschichte des Papsttums. Wir kennen die großen Ansprüche, welche die Bischöfe von Rom als Nachfolger auf dem Bischofstuhle des heiligen Petrus machten: auf eine fast wunderbare Weise waren

ihnen die Ereignisse bei deren Geltendmachung zu Hilfe gekommen. Während die griechische Kirche des Ostens durch die fortwährenden theologischen Streitigkeiten zerrüttet wurde und der Patriarch von Konstantinopel bei der unmittelbaren Nähe des Kaisers von diesem und seinem Hofe sowie von den Schwankungen und Parteiungen der Thronwechsel abhängig blieb, hielten die occidentalischen Bischöfe gegenüber dem einen großen Feinde, der ihnen entgegenstand, der arianischen Ketzerei, fest an dem seither aufgestellten dogmatischen System und der Bischof von Rom übte frei die schiedsrichterliche Macht in Glaubenssachen, die ihm das alte Vorurteil, das an Rom und den heiligen Petrus als dessen ersten Bischof sich heftete, entgegentrug. Der Kaiser war fern und lange Zeit den westlichen Ländern gegenüber machtlos. Die Kluft zwischen Orient und Occident vertiefte sich; den arianischen Eroberern, den Ost- und Westgoten, den Vandalen gegenüber schloß sich die rechtgläubige romanische Bevölkerung um so enger zusammen und erkannte in dem Stuhl des heiligen Petrus den natürlichen Mittelpunkt ihrer Kirche, in der sie für die verschwundene Reichseinheit einen gewissen Ersatz fanden und die ihren Angehörigen eine Art geistlichen Nationalgefühls, wenn der Ausdruck gestattet ist, einflößte. Über die germanischen Arianer selbst kam angesichts einer so zuversichtlichen Überzeugung, welche sogar diesen geknechteten Bevölkerungen einen gewissen Stolz gab, ein Gefühl der Unsicherheit, das sich in vielen einzelnen Übertritten kund gab und das stärker wurde seit dem Ereignis von 496, das dem Katholizismus einen breiten Weg in die Germanenwelt öffnete. Eine Gefahr drohte dieser Entwickelung, als Belisar und Narses Italien für den Kaiser zurückeroberten: aber von dieser Gefahr befreite den römischen Bischof der Einfall der Langobarden. Die Stadt Rom erkannte zwar die Hoheit des Exarchen an, aber thatsächlich hatte sie keinen Herrn, und so unbehaglich sich auch Gregor I. „unter den Schwertern der Langobarden“, wie er sich ausdrückt, fühlte, so wurde doch Rom eben in jener Zeit der Mittelpunkt der Mission unter den Germanen. Eben unter diesem großen Papste gelang seinen Sendboten die Bekehrung der Angelsachsen im fernen Britannien, und unter den Langobarden selbst verbreitete sich, wie erwähnt, der Katholizismus, der mit König Grimoald (663—671) siegte.

Noch einmal erneuerte sich bedrohlicher die Gefahr, welche der Selbständigkeit der päpstlichen Macht durch die Langobarden drohte. Der bedeutendste ihrer Könige, Liutprand (714—743) verfolgte das Ziel, die ganze Halbinsel unter seinem Zepter zu vereinigen, wie sie es zu Theodorichs Zeiten gewesen war. Um dieselbe Zeit aber gelang dem römischen Bischof die völlige Losreißung von Konstantinopel infolge des Bilderstreits. Die Ausartungen, welcher die bildliche Darstellung heiliger Personen und Begebenheiten verfallen war, gab den Bekennern Muhameds den Anlaß zu heftigen Anklagen gegen einen Kultus, der ihnen als Götzendienst erschien, und der oströmische Kaiser Leo III., der Isaurier, erließ im Jahre 726 ein Verbot gegen die Verehrung der Bilder. Der Streit wurde sehr lebhaft und er wurde mit allen Waffen theologischer Argumentation geführt: die bilderbrechenden oder bilderstürmenden Kaiser hatten, wie sich bald zeigte, ein Werk unternommen, das sie nicht hinausführen konnten, da längst neben dem Interesse der Andacht eine ausgedehnte geistliche Industrie, also ein erhebliches materielles Interesse, sich an die Herstellung solcher Bilder knüpfte. Der Papst Gregor II. hatte mehr Scharfblick für das was zeitgemäß war: er

nahm sich der Bilder an und machte so eine Liebhaberei des Volks, ohne sich den möglichen oder vielmehr schon sehr wirklichen Mißbrauch der Sache viel anfechten zu lassen, für die Kirche nutzbar. Zwischen die morgenländische und die abendländische Kirche aber schob sich diese Meinungsverschiedenheit, — denn auch die bilderfeindlichen Kaiser fanden Synoden, welche ihr Vorgehen sanktionierten — als ein neues Moment der Trennung ein.

Missionsthätigkeit der Mönche.

Und während der Osten seit der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts weite Länderstrecken an den Islam verlor und an Missionen nicht denken konnte, hatte diese Bekehrungsthätigkeit im Westen noch ein unendliches Feld vor sich und man muß sich fast wundern, daß die Ausbreitung des Christentums unter den Germanen seit dem Übertritt der Franken nicht raschere Fortschritte machte. Indes, wenn auch langsam, sie erfolgten doch und auch in dieser Hinsicht erwies es sich fruchtbar, daß das Mönchtum, das sich im Orient ins Fratzenhafte verlor, bei seiner Verpflanzung auf westeuropäischen Boden einen so viel maßvolleren, werkthätigeren, praktischeren Charakter annahm. Das eigentliche Musterkloster wurde das oben erwähnte Benediktinerkloster auf Monte Cassino, gemäß der Regel seines Stifters: indem es allenthalben ähnliche Stiftungen hervorrief, bildete sich in dem weit sich ausbreitenden Mönchsleben eine Kirche innerhalb der Kirche, eine stets bereite, thätige, populäre Kernschar von Vorfechtern der Ideen, auf denen sie beruhte. Eine Probezeit, einen Novitiatus, mußte der Eintretende erst durchmachen, ehe er das bindende Gelübde, das ihn zur Beständigkeit (stabilitas) — also für immer, zur Umkehr in seinem Wandel (conversio morum), und zum Gehorsam vor Gott und seinen Heiligen verpflichtete, in die Hände des Vorstehers oder Vaters, Abbas, niederlegte. Die Regel des heiligen Benedict schrieb eine verständige Abwechslung zwischen Andachtsübungen und Handarbeiten vor, zu welchen dann durch Cassiodorus, welcher 538 sich in jenes Kloster zurückzog, auch wissenschaftliche Beschäftigung hinzukam: sie hat stets eine rühmliche Eigentümlichkeit dieses Ordens gebildet. Einen besonders fruchtbaren Boden fand das neue Prinzip in einem Lande, das hier zum ersten und letzten Male für das europäische Leben eine Bedeutung erlangt hat, in Irland. Seit 430 hatte das Christentum auf dieser entlegenen Insel Fuß gefaßt und schon am Ende des sechsten Jahrhunderts gingen von dort eifrige Missionäre aus, welche das Evangelium den noch heidnischen germanischen Stämmen predigten: so Columban und Gallus den Alemannen, Emmeran den Bayern, Kilian den Thüringern. Sie alle kämpften den guten Kampf des Glaubens mit den Schrecken der Wildnis — den Berg- und Seeteufeln, wie die bewundernden Mönche späterer Zeit sich ausdrücken, die das Leben dieser Erwählten Gottes beschrieben haben — den wilden Tieren, den Bären, Wölfen, wilden Schweinen, Schlangen: vor allem mit dem Volke selbst, wo sie vielfach den härtesten Boden fanden. In der Nähe von Bregenz trifft der heilige Columban eine Anzahl alemannischer Männer um ein großes mit Bier angefülltes Faß versammelt; auf seine Frage hört er, daß sie dabei sind ihrem Gotte Wodan ein Opfer zu bringen; er ergrimmt im Geiste und bläst das Faß an, dessen Bande alsbald mit Gekrach sich lösen, so daß das Bier ausläuft. Aber selbst dieses Wunder überzeugte die verstockten Heiden nicht: sie erstaunten nur über den starken Atem des fremden Mannes, der ein so solid gebautes Gefäß habe zersprengen können.

Diese Culdeer oder Männer Gottes waren nicht in enger Verbindung mit der Kirche von Rom und sie standen der seitherigen Entwickelung dieser Kirche nach der Seite des Kultus, der Verehrung der Heiligen und ähnlichem ziemlich fremd und selbst feindlich gegenüber. Sie betonten mit Nachdruck die Autorität der heiligen Schrift, ließen die Priesterehe zu, gegen welche die römische Kirche ihren Feldzug schon längst eröffnet hatte, und hielten Gottesdienst und Predigt in den Landessprachen. Dagegen standen die Geistlichen der britischen Kirche, seitdem die Angelsachsen in diesem Lande die Oberhand gewonnen hatten, in enger Verbindung mit Rom. Missionäre von dort, Wigbert, Willibrord waren bei den Friesen thätig, aber vorerst nicht mit besonderem Erfolg. Von dem friesischen Herzog Radpot berichtet die oft erzählte Anekdote, daß er den Fuß schon im Taufbecken gehabt habe, als ihm der Skrupel kam, was denn aus seinen ungetauften Vorfahren geworden sei: als der taufende Mönch ihn bescheiden mußte, daß sie als Ungetaufte ohne Zweifel in der Hölle sich befänden, habe er rasch umgewandelt den Fuß wieder zurückgezogen mit den Worten: „wo diese tapfern Männer sind, will ich auch sein:“ in etwas andrer Gestalt wird dies häufig genug sich ereignet haben.

Zustand der fränkischen Kirche. Bonifatius.

Von seiten der fränkischen Kirche scheint für die Bekehrung der dem Reiche ganz oder halb unterworfenen Germanenstämme wenig geschehen zu sein. Diese Kirche war in der That in einer üblen Verfassung: der Kampf gegen den Arianismus nahm sie offenbar sehr viel mehr in Anspruch, als der Kampf gegen das Heidentum. Ihre Bischöfe suchten aus dem Bündnis, welches das Königtum seit Chlodwig mit ihnen einging, Vorteil zu ziehen; sie spielten eine große Rolle bei den Intriguen, zu welchen die Reichsteilungen Anlaß gaben; sie erschienen bei den Versammlungen der Großen und des Volks, welche die Könige beriefen, und nutzten diese ungewöhnliche Gunst der Verhältnisse im Frankenlande aus, um Reichtum und Macht zu gewinnen. Bei vielen scheint geradezu das Bestreben dahin gegangen zu sein, ihr Bistum zu einem weltlichen Territorium zu machen. Die Frage der Reform der fränkischen Kirche, von deren Vertretern gesagt wird, daß sie die Culdeer wegen ihres Freimuts gehaßt und gefürchtet hätten, wurde eine brennende: schon Karl Martel griff sie an und aus der Form, in welcher die Anfrage Pipins bei Papst Zacharias überliefert ist, sieht man, daß sie ein Gegenstand der Verhandlung zwischen ihm und dem römischen Bischof war. Das Organ für diese Reform fand sich in einem angelsächsischen Mönch, Winfried, der im Jahre 680 zu Kirton in Devonshire geboren, unter den Friesen eine wenig erfolgreiche Missionsthätigkeit ausübte. Im Jahre 718 begab Winfried sich nach Rom, um fortan, mit den Vollmachten und Instruktionen des Papstes ausgestattet, in Thüringen als Missionär zu wirken und um die fränkische Kirche, auf die er großen Einfluß gewann, wie diejenigen Teile von Germanien, welche er und seine Bevollmächtigten dem Christentum gewinnen würden, in enge Verbindung mit dem Papste zu Rom zu bringen. Im Jahre 723 ging er ein zweites Mal nach Rom, wurde hier zum Bischof geweiht und erhielt den Namen Bonifacius oder Bonifatius, der Mann guten Glückes, wie man seinen angelsächsischen Namen Wyn—freth übersetzte. Seiner Überzeugung, daß die germanische Kirche nur im engsten Anschlusse an Rom gedeihen könne, kam die Politik Karl Martels, welche darauf abzielte die germanischen Völker eng an das Frankenreich anzuschließen, entgegen. Im Jahre der großen Schlacht

(732) ernannte Gregor III. ihn zum Erzbischof, aber ohne bestimmten Sitz, und im nächsten Jahrzehnt wirkte er in diesem Sinne, predigte im Hessenlande und gab durch die Fällung einer dem Donar geweihten Eiche seinen Predigten Nachdruck: im übrigen zeigte auch er, und vielleicht mehr als gut war, die kluge Fähigkeit, auf sachte Weise den heiligen Stätten und Zeiten der heidnischen Andacht christliche Beziehungen unterzuschieben, die Donars- und Wodansberge in St. Petersberge zu verwandeln. Auch bekämpfte er die freiere Richtung der irischen Geistlichen, die auch bei der fränkischen Geistlichkeit Vertreter hatte. Da ihn die Staatsmacht unterstützte, drang er durch: auf einem „germanischen Konzil" — der bestimmte Ort wo es statt gefunden, ist nicht bekannt (742) — verpflichteten sich die sämtlichen Bischöfe zu unbedingter Unterwerfung unter den römischen Stuhl in seinem Sinne und die fränkische Synode übertrug ihm dann 745 den bischöflichen Stuhl von **Mainz**, das so, indem 3 Jahre später Papst Zacharias die neun Bistümer auf ostfränkisch-germanischem Boden, Salzburg, Freisingen, Regensburg, Passau, wie die älteren Speier, Worms, Köln, Utrecht, Tongern ihm, dem Erzbischof Bonifatius, unterstellte, die Metropole der germanischen Kirche wurde. Das Jahr 751 brachte auch sein Wirken zu einem Abschluß.

Die Antwort des Papstes Zacharias — das Gutachten dessen, welcher in Gewissensfragen die höchste Instanz der christlichen Welt bildete — bejahte jene Frage, welche Pipin hatte stellen lassen. Demgemäß ward der letzte der merowingischen Schattenkönige in ein Kloster geschickt, und eine Versammlung geistlicher und weltlicher Großen nach Soissons berufen. Hier vollendete sich die Aufrichtung des neuen Königtums: eine Art von Wahl, von tumultuarischer oder auch selbstverständlicher Zustimmung aller Franken, fand statt und als Legat des Papstes salbte und weihte der Erzbischof von Mainz den König Pipin — wie Samuel den König David (751). Ohne Zweifel schwebte diese Ähnlichkeit den Priestern, und, so viele von ihnen die Geschichte kannten, auch den Laien vor; ein neues Königtum unter Mitwirkung der Kirche ward hier aufgerichtet. Kurz nach dieser Zeit übergab oder überließ Bonifatius seinen erzbischöflichen Sitz seinem Schüler Lullus und nahm die Bestrebungen seiner Jugend, die Bekehrungsarbeit an dem noch immer heidnischen Volke der Friesen wieder auf. Hier, „das Wort Gottes den Heiden predigend", fand er die Märtyrerkrone und rechtfertigte so den Namen eines Apostels der Deutschen, den ihm vielleicht allzufreigebig die Nachwelt gegeben hat (755). Sein Leichnam wurde zurückgebracht und in dem von ihm gestifteten Kloster Fulda beigesetzt. *Pipin, König. 751.*

Der erste der neuen Dynastie der Karolinger, **König Pipin**, regierte noch bis 768. Den Dank für die Unterstützung, welche der Papst ihm durch seine Autorität bei der Annahme des Königstitels geleistet, war Pipin bald abzustatten in der Lage. Der Langobardenkönig **Aistulf**, welcher energisch die Pläne Liutprands wieder aufgenommen und sich des Exarchats bemächtigt hatte, war nicht unbekannt mit dem Sinn und der Richtung der eben erzählten Ereignisse: wenn er die Krone Italiens erlangen wollte, so war es hohe Zeit. Er erklärte also dem Nachfolger des Zacharias, **Stephan** II., daß es seine Absicht sei, den Ducatus von Rom zu unterwerfen. Vergebens wandte Stephan sich an den griechischen Kaiser, obgleich dieser, Konstantinos V. Kopronymos, den Bilderstreit *Pipin und die Langobarden.*

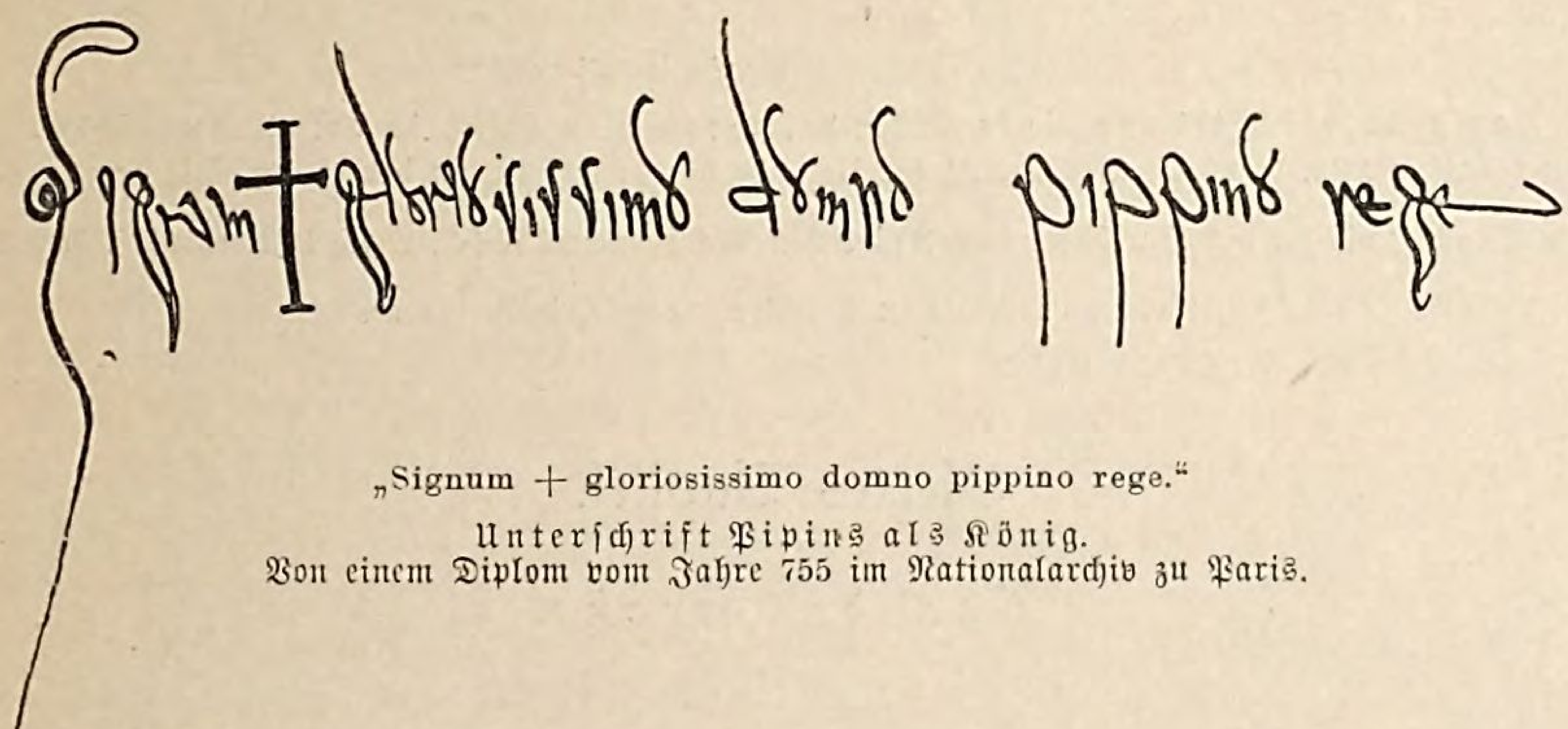
mit allem Nachdruck wieder aufgenommen hatte: es blieb ihm nichts anders übrig, als die Franken zu Hilfe zu rufen. Papst Stephan kam zu diesem Zwecke selbst über die Alpen und erbat persönlich zu St. Denys von Pipin diese Hilfe. Er vollendete und bestätigte das große Ereignis, das durch seinen Vorgänger ins Werk gesetzt worden war, indem er selbst, der Papst, den neuen Frankenkönig und dessen beide Söhne salbte und ihn aus eigner Macht zum Patricius von Rom ernannte. Es kam zu einem Vertrage zwischen den beiden, kraft dessen König Pipin zunächst die Vermittlung mit Aistulf übernahm (754). Erst als von diesem auf dem Wege der Unterhandlung nichts zu erlangen war, begann der Frankenkönig seine Heerfahrt, welche bei den fränkischen Großen wenig beliebt gewesen zu sein scheint. Der erste Feldzug (754) endigte nach einem glücklichen Kampfe mit einem Frieden, in welchem der Langobardenkönig dem Papste die entrissenen Gebietsteile zurückzugeben und den Franken ihre Kriegskosten zu erstatten versprach: aber er brach denselben sogleich nach dem Abzug des fränkischen Heeres und rückte vor Rom, das er hart bedrängte. Ein zweiter Feldzug (755), von noch glänzenderem Erfolg für die Franken als der erste, zwang Aistulf zur völligen Unterwerfung: die eroberten, von dem Langobardenkönig abgetretenen Gebiete — das Exarchat und die sogenannte Pentapolis, also den Küstenstrich von Rimini bis Ancona — schenkte Pipin, wie er mit Stephan vereinbart hatte, „dem heiligen Petrus". Die Einsprache des oströmischen Kaisers verfing nichts: die Abgeordneten desselben, welche in Pipins Lager vor Pavia erschienen, wurden mit ihrem Begehren abgewiesen und die Schlüssel von Ravenna und den andern Städten dem Papst übergeben. Die Söhne Karlmans, welche mit ihren Ansprüchen dem neuen Königtum unbequem werden konnten, wurden in Klöster geschickt: auch Karlmann selbst starb 755 in einem fränkischen Kloster.

Eine ruhige Regierung hatte Pipin nicht: Kämpfe gegen die Sachsen und gegen den Herzog Waifar von Aquitanien, sowie gegen die Sarazenen beschäftigten ihn, bei welchen letzteren gleichfalls fast zur selben Zeit, wie im Frankenreiche, eine bedeutungsvolle Änderung stattgefunden hatte.

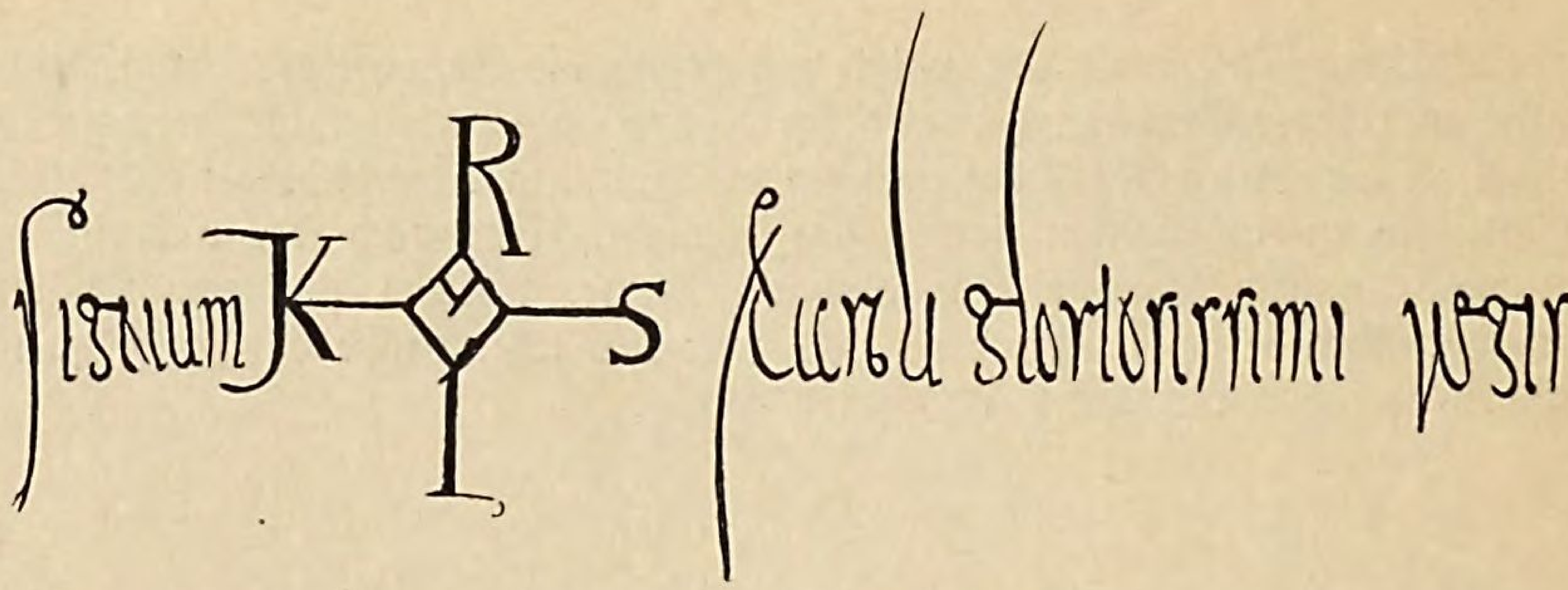
Zustände im Khalifat. Abassiden.

Eine blutige Umwälzung, wie sie auf orientalischem Boden so gewöhnlich ist, hatte der Herrschaft der Omajaden zu Damaskus ein Ende gemacht. Die Blutfehde, welche von alters her das Lebenselement dieses Volkes gewesen, gewann wieder ihr Recht und setzte sich mit größeren Mitteln, in größerem Umfang, mit höheren Kampfpreisen fort. Es war die alte Fehde der Haschemiten gegen die Koraischiten, zugleich der Kampf einer strengeren Glaubensrichtung gegen den, wie man glaubte, allzuweltlichen Charakter des omajadischen Regiments: gegen den dreizehnten in der Reihe der omajadischen Herrscher, Merwan II., der seinerseits schon ein Usurpator war, erhob sich Abdallah-Abdul-Abbas, das Haupt eines dem Propheten verwandten Hauses, und als er den Sieg gewonnen, tötete er was irgend von dem gestürzten Hause in seine Hände fiel. Diesem Blutbade aber, welches dem Haupte der neuen Dynastie der Abbassiden (750—1258) den Namen el Saffeh oder der Blutvergießer erwarb, entrann ein Sprosse des omajadischen Hauses, Abderrhaman, Moawias Sohn, der dann auf abenteuerlicher Flucht, die ihn über den Euphrat nach Ägypten, von da zu den Berbern und dann nach Spanien führte, auf europäischem Boden erschien. Hier, wo schon ein Bürgerkrieg unter dem herrschenden Volke tobte,

fand er Anklang (752). Er behauptete sich gegen die Angriffe der abbassidischen Dynastie und ihrer Parteigänger und starb (788) als anerkannter Herrscher der Halbinsel zu Cordova (Kurtuba), welches die Hauptstadt seines Khalifats bildete. Ihre Besitzungen in Gallien gingen den Arabern, eine nach der andern, verloren: nach langem Kampfe 759 auch Narbonne, welches ihr Hauptbollwerk jenseits der Pyrenäen gewesen war. Es war der letzte große Erfolg des neuen fränkischen Königs; im Jahre 768 starb Pipin.



„Signum + gloriosissimo domno pippino rege.“
Unterschrift Pipins als König.
Von einem Diplom vom Jahre 755 im Nationalarchiv zu Paris.



„Signum + Caroli gloriosissimi regis."

Karls Unterschrift von einer Urkunde, gegeben zu Kufstein am 31. August 790.

Die Unterschrift Karls, bezw. die Vollziehung der Urkunde besteht lediglich in der eigenhändig gemalten Raute mit dem Winkel zwischen den Buchstaben des königlichen Monogramms K+S (mit R darüber und L darunter), welch letzteres nebst den Worten links und rechts vom Schreiber vorgeschrieben wurde.

Viertes Kapitel.

Karl der Große.

Die Staatenwelt um 750.

In der Mitte des achten Jahrhunderts, bis zu welcher unsre Erzählung gelangt ist, — also 300 Jahre nach dem thatsächlichen Erlöschen der römischen Reichsautorität für die westlichen Länder — sehen wir auf dem Boden des ehemaligen römischen Reiches dreierlei verschiedene Völker- oder Staatensysteme. Den Namen und die Tradition des einheitlichen Reiches bewahrte der Osten, der an dem unvergleichlich günstig gelegenen und wohlbefestigten Konstantinopel einen Halt- und Mittelpunkt besaß: ohne Zweifel gewährte diese Stadt auch in jener Zeit mit ihren Gebäuden aus alter, — wenn auch verhältnismäßig immerhin noch neuer — Zeit und den neueren, welche die christliche Periode nach und nach mit den überlieferten Mitteln antiker Kunst hervorgerufen hatte, einen höchst imposanten Anblick. Die Rückeroberungen im Westen, welche unter Justinian gemacht worden waren, wurden, wie erwähnt, unter den folgenden Regierungen nach und nach wieder verloren und beschränkten sich um das Jahr 750 auf geringe Küstengebiete in Italien, — Neapolis, Gaëta, Calabrien, einen Teil von Apulien, und auf die Inseln Sizilien und Sardinien. Dagegen war es der kraftvollen Regierung des Kaisers Heraklius (610—642) gelungen, wie schon berührt, in einer Reihe glücklicher Feldzüge den alten Feind des Reichs, die Perser, zurückzuwerfen: mit dem Sohne seines Gegners Chosroes wurde im Jahre 628 ein ehrenvoller Friede geschlossen, der Syrien und Ägypten und eine Reliquie von höchstem Wert, das wahre Holz des Kreuzesstammes, dem Reiche zurückgab. Aber eben derselbe Kaiser hatte noch mit dem neuen und furchtbareren Feinde zu kämpfen, welche ihm und der ganzen christlichen Welt in den Arabern erstanden war. Syrien und Ägypten gingen aufs neue verloren; bald auch die abgeschnittene Provinz Afrika; jener ersten Be-

lagerung Konstantinopels, die im Jahre 677 mit einem Abkommen geendigt hatte, folgte im Jahre 717 eine zweite, die indes wiederum an der Festigkeit der Hauptstadt und mit schwerem Verluste für die Angreifer scheiterte. Unter dem Heere der Araber, welches vor der Stadt lag, war das Gerücht verbreitet, daß ein großes Heer abendländischer Christen den Griechen zu Hilfe ziehe: davon war die Wirklichkeit sehr weit entfernt. Immer mehr trennten sich die beiden Reichshälften, denn auch die Religion bildete nur noch ein schwaches Band, das durch den monotheletischen Streit und durch den Bilderstreit noch mehr gelockert wurde. Es kam die Zeit, wo sich dieser gefährlichste Feind durch Bürgerkrieg, Palastrevolution und Mord selbst schwächte: das Khalifat, welches so eben noch von der Tatarei und Indien zweihundert Tagereisen bis zu den Säulen des Herkules und bis zur Garonne sich erstreckt hatte, begann zu sinken und neben dem Khalifat von Bagdad, wohin die Abbassiden ihren Herrschersitz verlegten, bestand jetzt ein omajadisches Khalifat oder Emirat zu Cordova. Der Bruder des Abdul Abbas, der im Jahre 754 die Herrschaft antrat, Almansur (754—775) hatte die stolze Stellung schon nicht mehr, welche dem geistlichen und weltlichen Haupte aller Gläubigen gebührte.

Im Abendlande hatte sich der Ansturm der Araber an dem Heere Karl Martels gebrochen: ganz verschwunden war jedoch die Gefahr mit nichten, so lange die Germanenvölker, welche den Westen des Weltteils innehatten, in sich gespalten und verfeindet waren wie bisher. Ein Gegensatz, der des arianischen und des katholischen Bekenntnisses, war allerdings im Verschwinden begriffen oder so gut wie verschwunden: dagegen standen sich Langobarden und Franken, obwohl beide Christen, mit feindseligen Empfindungen gegenüber; die dem fränkischen Reiche angegliederten Stämme, die Alemannen, Thüringer, Bayern, bei denen jetzt gleichfalls das Christentum durchgedrungen war, standen doch nur in einem Verhältnis der Unterordnung, das jeden Augenblick in eine trotzige Selbständigkeit umschlagen konnte. Der junge Herzog der Bayern, Thassilo, Sohn einer Schwester Pipins, trennte sich, als er seinem Oheim Heeresfolge im Kriege gegen Aquitanien leisten mußte, böswillig vom fränkischen Heere: völlig außerhalb des fränkischen Reichs aber, mehr und mehr demselben feindlich gegenüber stand die große Nation der Sachsen, welche noch gänzlich heidnisch war, und ebenso waren die germanischen Bewohner des skandinavischen Nordens noch ganz ohne Berührung mit den christlichen Ideen. Diese heidnischen Germanen mit der angrenzenden Slavenwelt, ferner den Avaren und Bulgaren der Donaulandschaften, bildeten eine ungeheure „Masse des Verderbens“ (Massa perditionis), welcher das Wort des Kirchenlehrers Augustinus alle Ungetauften zuweist. Nur bei demjenigen Teil der Sachsen, welcher im achten Jahrhundert sich in Britannien festgesetzt hatte, war dies anders geworden. Diese, Sachsen, Friesen, Angeln, Jüten, hatten nach einem heftigen Kampfe, in welchem die römische Kultur der Insel fast ganz vernichtet worden war, die Eingeborenen auf den Westen und Norden zurückgedrängt, und eine Anzahl kleiner Stammeskönigreiche gegründet, die man der Bequemlichkeit wegen mit dem Namen der Heptarchie, der Sieben Reiche, bezeichnet. Mit der Autorität des römischen Namens, auf welche selbst Theodorich und Chlodwig einige Rücksicht nahmen, hatten diese angelsächsischen Germanenstaaten in Britannien nichts mehr zu thun. Sie waren ganz außer Verbindung mit dem alten Reiche oder seinem Schatten, und



Kleine Bronzestatuette, mit höchster Wahrscheinlichkeit Porträtstatue Karls d. Gr.
Früher im Domschatz zu Metz, später angekauft von der Stadt Paris, im Juni 1871 wiedergefunden unter den Brandtrümmern des Hotel de Ville, jetzt im Museum Carnavalet zu Paris.

zertraten auch, was von christlichen Schöpfungen in diesem Teil der Insel keimte. Nicht lange aber, gegen Ende des sechsten Jahrhunderts, so fand die christliche Mission und zwar von Rom her auch bei ihnen Eingang. Die Heirat eines Königs von Kent mit einer fränkischen Prinzessin öffnete den Benediktinermönchen Gregors des Großen den Weg, und im Gegensatz zu der altbritischen von Rom unabhängigen Kirche schlossen die Angelsachsen sich eng an die allgemeine Kirche an, welche in Rom ihren Mittelpunkt gefunden hatte. Völlig heidnisch war noch die Masse der Slavenvölker, welche den Osten des Weltteils — vom 30. Grad östlicher Länge an etwa — einnahm. So war die damalige Welt in eine christliche, muhamedanische und heidnische Gruppe geteilt, und obgleich die letztere nur eine sehr geringe Angriffskraft entfaltete, und die Ausbreitung des Islam wenigstens ins Stocken geraten war, so war doch der Sieg der ersteren und mit ihr der eigentümlichen Kultur, welche man als die abendländische bezeichnet, noch keineswegs entschieden.

Pipins Tod.

In diese Welt trat jetzt ein Mann von höchster Begabung und eigentümlicher Größe, welcher die seitherigen Errungenschaften dieser christlich-abendländischen Kultur durch Gründung einer gewaltigen Reichsorganisation sicherte und sich dadurch den Beinamen verdiente, mit dem ein altes Herkommen unter den Menschen die Männer bezeichnet, welche einer neuen weltgeschichtlichen Entwickelung die unverrückbare Grundlage schaffen: Karl der Große.

Karl und Karlman.

Er war der ältere der beiden Söhne, welchen Pipin der alten germanischen Sitte gemäß sein Reich zu annähernd gleichen Teilen hinterließ. Karl war sechsundzwanzig Jahre alt, als er die Regierung antrat: ein entschlossener, klarer, hochstrebender Geist, dem ein kraftvoller, gesunder Körper, an den in dreißig Jahren keine Krankheit sich heranwagte, zu Hilfe kam: ein wohlgebauter, stattlicher Mann, doch nicht von einer das gewöhnliche Maß überschreitenden

Größe. Die Phantasiebilder, die man sich von ihm entwirft, werden einigermaßen durch die zwei mehr oder weniger sicheren Bilder, die man von ihm besitzt — einem Mosaik im Lateran und einem kleinen Reiterstandbild aus dem Domschatze von Metz — berichtigt; er trug den Schnurrbart nach fränkischer Weise.



Kopf der vorstehenden Porträtstatue Karls in Originalgröße.

Karl und die Langobarden.

Von vornherein trat er neben seinem Bruder Karlman als der eigentliche Herrscher hervor. Sein erster Gegner war der Nachfolger Waifars, der Herzog Hunold von Aquitanien, der die günstige Gelegenheit des Thronwechsels zur Herstellung seiner Selbständigkeit zu benutzen gedachte. Karl wurde, obgleich sein Bruder ihm die Unterstützung versagte, in einem Feldzug mit Hunold fertig: die Zwietracht, welche zwischen den Brüdern glimmte und die dem Frankenreiche die Erneuerung alter Leiden drohte, wurde durch den bald darauf im Dezember 771 erfolgenden Tod Karlmans beseitigt. Dessen beide Söhne waren unmündig und die weltlichen und geistlichen Großen von Karlmans Anteil erkannten Karl ohne Schwierigkeit als ihren König an. Schon war eine ernstliche Verwickelung mit den Langobarden im Gange, deren König Aistulf im Jahre 756 gestorben war. Es folgte diesem, nach einem Streit um den Thron, der Herzog von Tuscien, Desiderius, und eine Verschwägerung des fränkischen Hauses mit dem neuen König war durch Karls Mutter Bertha zu stande gekommen. Nur vergebens hatte der damalige Papst Stephan III. von der Verbindung mit diesem Volke gewarnt — „der meineidigen und höchst stinkenden Nation der Langobarden, die unter den Nationen überhaupt nicht mitgezählt wird, und von der," so drückt sein mit Furcht gemischter Haß sich aus, „auch die Aussätzigen abstammen, wie man sicher weiß"; vergebens bei dem furchtbaren Tage des jüngsten Gerichts, bei allen göttlichen Geheimnissen und dem heiligen Leib des Apostels Petrus beschworen und selbst mit dem Bann gedroht: Karl verstieß seine Gemahlin Himiltrude und vermählte sich mit der Tochter des Desiderius. Allein, dem schlimmen und zuchtlos-leidenschaftlichen Sinne gemäß, welcher seit den Tagen der Merowinger in dieser Beziehung bei den fränkischen Königen waltete, ward er ihrer bald überdrüssig und schickte sie dem Vater zurück, der nunmehr Rache nahm, indem er Karlmans Söhne als Könige anerkannte und zugleich auch in seiner Politik gegen Rom in die Spuren seines Vorgängers trat: mit einem großen Heere schickte er sich an, die Stadt Rom zu gewinnen. Der leidenschaftliche Mann wies die Verständigung zurück, die der neue Papst Hadrian I. ihm bot, der, wie es scheint, die fränkische Intervention nur ungern sah. Diese ward nunmehr nachgesucht. Karl sammelte seine Streitmacht und ging von Gebenna aus über den Mont Cenis; einen Heeresteil führte sein Oheim Bernhard über den Mons Jovis, der seinen neuen Namen Bernhardsberg bei dieser Gelegenheit empfangen haben soll. Es zeigte sich jetzt, wie wenig innere Festigkeit der Staat der Langobarden und die Macht ihres damaligen Königs hatte. Desiderius konnte eine Schlacht in offenem Felde nicht wagen, er warf sich in das wohlbefestigte Pavia. Dort hielt er eine

lange Belagerung aus, bei der er aber keinen Entsatz hoffen konnte. Seinem Sohne Adelchis, der sich in Verona gehalten hatte, gelang es zu entkommen und am Hof zu Konstantinopel Aufnahme zu finden, wo er besserer Zeiten warten konnte. Für Desiderius selbst aber gab es, als er sich dem Frankenkönig ergeben mußte, keine weitere Hoffnung mehr: er ward zum Mönche geschoren und nach dem Kloster Corbie im heutigen Departement Somme geschickt (774). Karl nahm nach diesem Siege den Titel eines Königs der Franken und der Langobarden nebst dem Wahrzeichen des letzteren Königtums an; ob die berühmte „eiserne Krone“, welche jetzt zu Monza verwahrt wird, noch aus diesen Tagen herrührt, ist zweifelhaft; daß aber Karl dem besiegten Volke noch eine gewisse Selbständigkeit oder den Schatten einer solchen ließ und sich gleichsam selbst als ihr König an die Spitze stellte, war ein klug gewähltes Mittel gegenüber den noch unbezwungenen Elementen des Langobardenvolks, den Herzögen von Friaul, Spoleto und Benevent, von denen der letztere, des Desiderius Eidam Arichis in Verbindung mit Adelchis Karl noch lange zu schaffen machte, bis er endlich, spät im Jahre 787, überwältigt und zur Tributzahlung gezwungen wurde. Der Landbesitz der Könige, der von Rechts wegen dem Sieger anheimfiel, gab Karl Gelegenheit zur Ansiedlung zuverlässiger fränkischer und alemannischer Elemente; sobald es mit einiger Sicherheit geschehen konnte, wurde das Land nach fränkischer Weise durch Grafen — vom König ernannte Regierungspräsidenten — verwaltet.

Sachsenkriege.

Man erkannte schon bei diesem Langobardenkrieg die eine Haupttugend der Staatskunst Karls und die Grundlage aller ihrer Erfolge: den festen Willen, die einmal angefaßte Aufgabe von Grund aus zu erledigen. Er zeigte sie in noch höherem Maße bei dem weit schwieriger zu erreichendem Ziele, das er sich gleichfalls schon früh — sobald er durch Karlmans Tod über die Kräfte des gesamten Reichs verfügte — gesetzt hatte, der Bezwingung der Sachsen.

Der Sachsenkrieg, der sich im ganzen ein Menschenalter lang hinzog (772 bis 804), entsprang keineswegs einem Drang nach kriegerischen Abenteuern und Eroberungen, noch auch vorwiegend kirchlichen Impulsen, sondern er bildete eine Aufgabe, welche Karl von der Regierung seines Vaters und seines Großvaters hinterlassen war: er nimmt nach seiner inneren Notwendigkeit, seinem Verlauf und den Wirkungen seiner siegreichen Beendigung in der Geschichte der deutschen Nation und des westlichen Europas eine ähnliche Stelle ein und trägt einen ähnlichen Charakter, wie etwa die Samniterkriege in der römischen Geschichte. Das Volk der Sachsen oder die Verbindung von Stämmen, welche seit vielen Jahrhunderten im nördlichen Germanien unter diesem Namen sich gebildet hatte, bewohnte das Land zwischen Elbe und Rhein, zwischen der Stelle, wo Fulda und Werra sich vereinigen, bis zur Eider, und man unterscheidet fünf größere Abteilungen, welche aber nicht einmal in sich selbst, geschweige alle mit allen ein wirkliches politisches Ganze, etwas wie einen Staat ausmachten: die Westfalen in den Flußgebieten der Sieg, Ruhr, Lippe; die Engern bis zur Weser; die Ostfalen von da ostwärts bis zur Elbe; dazu die Friesen in ihren alten Sitzen und die Nordleute an der rechten Seite der Unterelbe bis zur Eider. Sie waren Heiden, und weder in Beziehung auf staatliche Zusammenfassung der Volkskraft noch in dem worin sich sonst das Hinstreben eines Volkes

nach höheren Zielen zeigt, hatten sie in den letzten Jahrhunderten sichtbare Fortschritte gemacht. Sie hatten kein Königtum, ja kaum die Spur einer gemeinsamen Regierung in Friedenszeit; nur zum Zwecke der Leitung eines Krieges oder Beutezugs wird ein Herzog oder werden vielmehr Herzoge der einzelnen Abteilungen der Nation, der Stammbünde gewählt. Es ist fast wie Cäsar die Weise der Sueven schildert: die einzelnen Gaugemeinden unter gewählten Vorstehern leben nach väterlicher Weise dahin, gewisse gemeinsame Angelegenheiten werden von der großen Landgemeinde entschieden, welche zu bestimmten Zeiten an bestimmten Orten, oder auch, wie sich von selbst versteht, sooft eine gemeinsame Gefahr das Land bedroht oder eine gemeinsame Unternehmung gegen die Nachbarn Erfolg und Beute verspricht, zusammentritt. Der Charakter des Gemeinwesens oder der Gemeinwesen ist nur in sehr bedingtem Sinne demokratisch; es tritt ein Herrenstand, die Freien oder Frilinge, den zahlreichen Unfreien, den irgendwann irgendwie und kraft Kriegsrechts Unterworfenen gegenüber hervor, und über die Masse der Freien selbst ragen in Kraft einer natürlichen Entwickelung, die sich bei allen ähnlichen Zuständen einstellt, Adelige, Edelinge empor: ein kraftvolles, streitbares, zahlreiches Volk, das sich, — nämlich seine Edelinge und deren Gefolgschaften — den westlichen Nachbarn schon lange lästig, zuweilen furchtbar gemacht hatte und das dem fränkischen Reiche bei irgend einer günstigen Gelegenheit sogar verhängnisvoll werden konnte. Dem hellen Geiste Karls war eines deutlich, daß — wenn man mit moderner Wendung es bezeichnen darf — daß die Ära der Völkerwanderungen, der regellosen Landokkupationen, der wilden Invasionen des mühsam der Kultur gewonnenen Bodens geschlossen sei, und im Mai 772 wurde zu Worms auf einer jener Frühlingsversammlungen, welche seit alter Zeit alljährlich geistliche und weltliche Große sowie eine ansehnliche Volksmenge um den König vereinigten, einem Maifeld, der Krieg gegen die Sachsen beschlossen.

Die Sachsenkriege.

In diesem Kampfe gingen die Interessen des fränkischen Reichs und der christlichen Kirche zusammen, wenn gleich in den ersten Jahren des Kriegs Bekehrungen nicht gemacht worden zu sein scheinen. Der Gang der Dinge war gemeinhin der, daß auf einem Maifeld, welches an einem den Kriegsschauplätzen nahe gelegenen Ort gehalten ward, die nötigen Anordnungen für den Feldzug getroffen wurden und dieser dann mit einer gewissen Feierlichkeit, welcher die Kirche ihre Formen lieh, eröffnet ward. Die Reliquien, welche man zur Hand hatte, wurden dem ausziehenden Heere vorangetragen, zahlreich war die Geistlichkeit vertreten, alles was man von „Priestern, Äbten, Presbytern, Orthodoxen und Pflegern des Glaubens zusammenbringen konnte,“ „deren Amt es mit sich brachte, das Volk, das von Anbeginn der Welt her in den Banden der Dämonen lag, durch ihre heiligen Lehren unter das sanfte Joch Christi zu bringen.“ Es wurde gekämpft, Land verwüstet, heidnische Heiligtümer zerstört — so eben im Jahre 772 das vornehmste derselben, die Irminsul im Eggegebirge, ein Heiligtum, dessen Art und Bedeutung man nicht näher kennt —: dann fügen sich die Gemeinden, man gelangt dazu einzelne Häuptlinge oder Edelinge zu taufen, man nimmt Geiseln, legt Besatzungen an wohlgelegene Punkte, wie die Eresburg bei Stadtberge, beginnt Kirchen zu bauen: aber bei erster Gelegenheit — namentlich wenn man den König der Franken ferne weiß — erhebt sich das Volk, treulos wie alle Barbaren und an Eide, die in seinem Namen abge-

legt worden sind, wenig sich bindend aufs neue, überfällt die Besatzungen und sucht die Spuren der erduldeten Knechtschaft zu vertilgen. So spinnt sich der Krieg roh und blutig fort; die Erfolge des ersten Jahres gingen wieder verloren, als Karl durch den Langobardenkrieg abgerufen war; von dort zurückgekehrt läßt er Streifscharen in das Land brechen, im Jahre 775 führt er persönlich ein großes Heer nach dem Sachsenland, das sich unterwirft, aber schon im folgenden Jahre, während der König in Italien weilt, wieder in Flammen steht. Dies wiederholte sich noch mehreremal: im Jahre 777 wird das Maifeld nach Paderborn berufen, zahlreich erschien Adel und Volk der Sachsen und es wurden die Einleitungen zu einer dauernden Organisation getroffen. Aber schon 778 kommen die Sachsen in feindlichen Scharen bis an den Rhein. Sie erscheinen bei dem Flecken Diutia, Deutz, im Angesicht der Stadt Köln und verwüsten nun alles rechtsrheinische Land, — denn den breiten Strom selbst zu überschreiten vermögen sie nicht oder wagen sie nicht — alle Dörfer und Villen bis an den Einfluß der Mosel mit Schwert und Feuer: man fürchtete selbst für den Leichnam des heiligen Bonifatius, den die Mönche von Fulda schnell in Sicherheit brachten.

Es war das Jahr, in welchem Karl ohne besonderes Glück jenseits der Pyrenäen ein wichtiges Geschäft einleitete; jener Aufstand rief ihn zurück und die Feldzüge der nächsten beiden Jahre leitete er persönlich. Er verfügte über ausreichende Streitkräfte; die Sachsen eilten ihre Unterwerfung zu erklären und nicht wenige drängten sich zur Taufe. Es konnte nicht fehlen, daß von den sächsischen Edlen nicht wenige erkannten, daß sie der fränkischen Übermacht vergebens widerstrebten und daß ihr Interesse vielmehr einen raschen Anschluß an den Frankenstaat erheische; auf einem Reichstage, den er zu Lippspringe abhielt (782), versuchte er es, seine Gauverfassung im Sachsenlande durchzuführen und ernannte sächsische Edle zu Grafen. Aber bei den Sachsen hatte sich mittlerweile ein Führer gefunden, ein Häuptling Widukind, der in dem Geist und mit den Künsten, die einst Armin gegen Varus angewendet, sein Volk leitete. Die Nachricht lief ein von einem Einfall der Sorben, eines slavischen Stammes, der zwischen Saale und Elbe wohnte. Der Heerbann der befriedeten Sachsen selbst wurde aufgeboten; aber wie die Franken auf sächsisches Gebiet kamen, vernahmen sie, daß vielmehr die Sachsen selbst sich erhoben hätten und daß Widukind sie führte. Vereint mit dem ripuarischen Aufgebot unter einem Grafen Theodorich rückten sie bis zum Süntelberge zwischen Minden und Rinteln vor; mit Ungestüm, ohne die Mitwirkung des Grafen Theodorich abzuwarten, zog der eine Heeresteil über den Berg, hinter dem sie das sächsische Lager wußten oder vermuteten. Ohne rechte Ordnung schritten sie zum Angriff. Die Sachsen aber waren auf diesen vorbereitet: geordnet, vor ihrem Lager aufgestellt nahmen sie den übereilten Angriff auf und umzingelten die Franken, welche hier eine Niederlage erlitten fast wie Varus im Teutoburger Wald. Nur Vereinzelten gelang es, das Lager des Grafen Theodorich zu erreichen und die Niederlage ward dadurch noch empfindlicher, daß eine Anzahl bedeutender Männer dabei umgekommen waren. Karl beschloß die Treulosigkeit der Sachsen nachdrücklich zu züchtigen. Mit einem schnell aufgebotenen starken Heer eilte er heran und entbot die sächsischen Großen vor sich. Der Hauptanstifter und Leiter des Aufstands, Widukind, war zu den Nordleuten entflohen und befand sich außerhalb des Bereichs der Rache; über das Land aber erging ein schweres Gericht; 4500

Männer mußten dem zornigen Sieger ausgeliefert werden und noch in demselben blutigen Jahre erfolgte das greuliche Blutgericht von Verden: hier, an der Aller, wurden jene Ausgelieferten alle enthauptet. Aber dies entflammte erst die Leidenschaft des Volkes, dem der neue Staat und der neue Glaube, der unter anderm einen Zehnten an die Priester verlangte, gleich sehr widerstrebte. Die Partei Widukinds kam wieder oben auf; der Volkskrieg ward allgemeiner als je. In zwei Schlachten, bei Detmold und an der Hase, wurde gestritten (783); eine Wendung trat erst im Jahre 785 ein. Im Winter 784/5 nahm Karl selbst längere Zeit seinen Aufenthalt im Lande, im Sommer drang er bis zur untern Elbe vor. Es scheint, daß doch immer mehrere unter dem Volke an der Kraft ihrer Götter irre wurden, und die Vergeblichkeit ferneren Widerstandes gegen den kraftvoll organisierten und von einem mächtigen König einheitlich geleiteten Frankenstaat erkannten. Unter diesen war jetzt Widukind selbst und ein andrer einflußreicher Häuptling Abbio. Beide ließen sich taufen: sie erschienen zu diesem Zwecke vor Karl zu Attigny in den Ardennen, und wurden von ihm hier vollends gewonnen.

Die Taufe wurde jetzt bei Todesstrafe geboten und ein ausführliches Statut, das **Kapitulare von Paderborn** (785) regelte die Verhältnisse des Landes, über welche es uns zugleich einige Aufklärung gibt. Des Todes sterben soll wer eine Kirche beraubt oder in Brand steckt — wer die heiligen vierzigtägigen Fasten bricht aus Mißachtung des Christentums, wer einen Bischof oder Priester oder Diakon tötet — wer vom Teufel berückt auf heidnische Weise glaubt, ein Mann sei Zauberer oder eine Frau sei eine Hexe, sie darum verbrennt, ihr Fleisch zum Essen gibt oder selbst ißt; wer Leichen verbrennt, ungetauft sich versteckt und Heide bleiben will, Menschen dem Teufel oder den bösen Geistern zum Opfer bringt, gegen die Christen oder ihren König sich verschwört, gegen den König sich erhebt, seinen Herrn oder seine Herrin tötet. Wer es unterläßt, sein Kind in den ersten Tagen nach der Geburt zur Taufe zu bringen, zahlt, der Adelige 120, der Freigeborene 60, der Lite oder Hörige 30 Schillinge; ebenso zahlt Geldbuße, wer an Quellen, vor Bäumen, in Hainen Opfer bringt. Die heidnischen Priester und Wahrsager werden fortan der Kirche ausgeliefert, die Leiber der christlichen Sachsen werden auf christlichen Friedhöfen, nicht mehr in den altheidnischen Grabhügeln beigesetzt. Den christlichen Kirchen wurde das Asylrecht eingeräumt, was sich als ein wichtiges Mittel der Ausbreitung ihres Ansehens erwies: auf je 120 Menschen sollten die Unterworfenen der Kirche einen Knecht oder eine Magd zuteilen, und nach Gottes Gebot alle, Adelige, Freie, Liten den Zehnten ihres Besitz- und Arbeitsertrags der Kirche geben. Allgemeine Volksversammlungen wurden verboten „sofern sie nicht unser Sendbote auf unsern Befehl zusammenberufen hat.“ Noch einmal hatte Karl einen Massenaufstand zu bewältigen, ehe das Volk sich fügte. Allmählich, so scheint es, gelang es, den Adel vollständig zu gewinnen, und sein Interesse von dem des Volkes zu trennen: im Jahre 797 fand sich eine große Anzahl sächsischer Edelinge bei der Reichsversammlung zu Aachen ein, wo jene Blutgesetze etwas gemildert wurden. Die kirchliche Organisation wurde jetzt vollendet, Bischofssitze zu Hildesheim, Paderborn, Bremen, Verden, Münster, Osnabrück eingerichtet, und was von kräftigen Reliquien aufzubringen oder anderswo zu entbehren war, wurde dorthin gebracht. Ein furchtbares, aber wirksames Mittel der Befriedung

Kapitular von Paderborn. 785.

des Landes waren die Massenverpflanzungen, welche Sachsen auf fränkischen und germanischen, fränkische Kolonisten auf sächsischen Boden brachten. Die Namen Frankfurt, Frankenhausen, Frankenthal in Nordwestdeutschland, Sachsenhausen, Sachsenheim und ähnliche auf süddeutschem Boden erinnern an diese Maßregel; 10000 sächsische Familien sollen auf fränkischen Boden verpflanzt worden sein. Um 804 hörte jeder Widerstand auf: mit furchtbaren Mitteln war ein ungeheures Werk vollbracht, — durch die Eingliederung des kraftvollen und großen Volkes in den fränkischen Reichsverband war die Möglichkeit eines deutschen Staates, einer deutschen Nation geschaffen.

Slaven, Dänen.

Die Grenze dieses Staates war vorderhand die Elbe, und im Zusammenhang mit diesem Ereignis standen die Kämpfe gegen die slavischen Stämme jenseits dieses Flusses, die Obotriten, Sorben, Wilzen, sowie gegen die Dänen, welche lange Zeit den Sachsen einen Rückhalt, ihren Häuptlingen eine Zuflucht geboten hatten. Jene Slavenstämme benützten den großen Kampf der beiden Germanenvölker nicht, um gegen künftige Gefahren sich zu einem widerstandsfähigen Ganzen zusammenzuschließen. Es war eine wenig organisierte Masse einzelner selbständiger zusammenhangsloser Kleinstaaten oder Stämme, die unter einander uneinig, sich keiner Lenkung bequemten, ein großes fruchtbares Volk, mehr wild als kriegerisch. Einmal, im sechsten Jahrhundert, war es einem fränkischen Kaufmann oder Abenteurer, Samo, gelungen, eine Anzahl dieser Stämme zu einem größeren Reich zu vereinigen, aber doch nur auf kurze Zeit: man sieht bei diesem kargen Dämmerlichte nur, daß fränkische Kaufleute in diese östlichen Gegenden vordrangen und daß dieser Verkehr ebenso hohe Gewinne wie schwere Gefahren mit sich brachte. Mit den Dänen kam spät, im Jahre 811, ein vertragsmäßiges Abkommen zu stande, nach welchem die Eider und das von einem Herzog Göttfried angelegte Danewirk die Grenze des fränkischen Reichs, das jetzt schon einige Jahre her den stolzen Namen des römischen trug, bilden sollte.

Sturz Thassilos.

Seine Kraft hatte dieses Reich und sein gewaltiger Lenker mittlerweile auch an jenem Herzog Thassilo erprobt, der den Gehorsam, den er einst trotzig dem König Pipin gekündigt hatte, auch dessen Nachfolger versagte. Der Herzog des Bajoarenlandes hatte eine lombardische Gemahlin, eine Tochter des Desiderius, Liutberga, aber er wußte weder während des lombardischen Kampfes noch während der kritischen Jahre des Sachsenkrieges den Schritt wirklich zu thun, den er plante — die fränkische Oberhoheit abzuschütteln. Er benahm sich zweideutig, indes ist nicht klar, bei welcher bestimmten Gelegenheit und in welcher Art er den Gehorsam verweigert hat: Karl ließ drei Heerhaufen in sein Land einrücken und zwang ihn dadurch, ohne daß Blut zu fließen brauchte, Geiseln für sein Wohlverhalten zu stellen. Dieses Abhängigkeitsverhältnis war ihm und der Liutberga unerträglich und sie ließen sich in verräterische Verbindung mit dem heidnischen Nachbarvolke der Avaren ein: dies machte ihn seinem eignen Volke verhaßt. Die Sache kam auf einem Reichstage zu Ingelheim zur Sprache und hier erinnerten sich, heißt es, die Mitglieder der Reichsversammlung seiner früheren Übelthaten — wie er sich schon unter Pipin der Harisliz, — böswilliger Verlassung seines Herrn oder des Heeres — schuldig gemacht und niemals die Treue gehalten habe, die er doch sowohl König Pipin wie dessen Söhnen Karl und Karlman be-

schworen habe, und zwar über den Gebeinen des heiligen Dionysius, des heiligen Martin und des heiligen Germanus: die Reichsversammlung — die anwesenden hohen geistlichen und weltlichen Magnaten — verurteilte ihn zum Tode. Karl selbst verlangte nicht nach seinem Blute. Er schickte ihn wie alle Glieder seiner Familie ins Kloster (788). In diesem Kloster, Lorch an der Bergstraße, starb der letzte vom Stamm der Agilolfinger. Das Herzogtum selbst wurde aufgehoben, das Land in Regierungsbezirke, in Gaue zerlegt und für jeden derselben ein Graf bestellt. Die Änderung ward ohne Schwierigkeit durchgesetzt, da das Land unter dem Banne der Furcht vor den Avaren gestanden zu haben scheint, gegen welche auf die Dauer kein Schutz zu finden war, als durch die Zugehörigkeit zu einem großen Reiche.

Überwindung der Avaren.

In der That zögerte Karl nicht, diesem Raubvolke von tatarischem Stamme, dessen Gebiet einen Teil des heutigen Österreichs und fast ganz Ungarn umfaßte, selbst den Krieg ins Land zu tragen. Drei Heere, eins von Italien her unter Karls zweitem Sohne Pipin, das Hauptheer unter seinem eignen Befehl, rückten ein, und auch hier kam ihm die Uneinigkeit unter den Barbaren selbst zu Hilfe. Den Ausschlag gab die Erstürmung der großen „Ringe“, eines weitläufigen Systems kreisfömiger, aus Baumstämmen und Mauerwerk gefügter Verschanzungen, zwischen dessen einzelnen Teilen viele Ortschaften lagen. Die Franken thaten hier einen guten Fang. Ein ungeheurer Raub aus vielen Beutezügen lag hinter diesen Ringen aufgespeichert; man glaubt die auffallende Steigerung der Preise im fränkischen Reiche, die sich während der nächsten Jahre bemerken läßt, aus der Menge edlen Metalles erklären zu können, welches damals in die Hände der Franken fiel. Das Land, oder ein Teil desselben wurde als avarische Mark, als Grenzland mit militärischer Verwaltung eingerichtet, so daß gegen die verderblichen Grenzüberschreitungen des Barbarentums der friedlichen Arbeit ein auskömmlicher Schutz gesichert war. Das Werk der Bekehrung unter dem überwundenen Volke wurde dem jetzt (798) zum Erzbistum erhobenen Stift Salzburg übertragen.

Karl und die Araber. Die spanische Mark.

So hatte Karl mit Glück und vor allem mit Folgerichtigkeit seine Macht nach Osten vorgeschoben und gesichert: soweit als sein Befehl Gehorsam fand, reichte jetzt im westlichen Lande das Gebiet, welches dem sicheren Fortschritte, der langsamen aber stetigen Kulturarbeit unter den Menschen gewonnen war. Man bezeichnet mit dem einen Worte ein ungeheures Verdienst: diese Kultur hatte aber nicht nur in dieser östlichen, sondern auch nach einer andern Richtung einen Feind, — es war die muhamedanische Welt. Nicht zwar, als ob die Araber in Spanien, wo sie zunächst die fränkische Politik beschäftigen mußten, die vorhandene Kultur ausgelöscht und sich als Barbaren gezeigt hätten: im ganzen kann man vielmehr sagen, daß das Volk der Halbinsel sich besser unter ihnen befand, als unter den Westgoten. Die Eingeborenen behielten ihren Landbesitz; der Araber bestellte den Acker nicht, sondern empfing, zum Teil in Naturalien, den Tribut der Unterworfenen. Diese bezahlten außerdem eine Kopfsteuer, wie sie schon die Juden in Afrika dem herrschenden Volke bezahlt hatten, wie sie die Christen im osmanischen Reich den Türken heute zahlen. Es war eine förmliche zwar demütigende aber nicht gerade drückende Anerkennung der Herrscherstellung der Gläubigen gegenüber den Ungläubigen; aber wenigstens als Verbrechen wurde diesen ihr Unglaube nicht angerechnet, wie auf christlichem

Boden so oft geschah, und für diejenigen, welche zum Islam übertraten, hörte jene Steuer auf. Die Prämie, welche damit auf den Glaubenswechsel gesetzt war, lockte nicht wenige zum Übertritt und auch der Leibeignene oder Sklave, welcher auf Grund und Boden eines Moslems flüchtete und hier den obersten Satz des Islam: „Es ist nur ein Gott und Muhamed ist sein Prophet" aussprach, erlangte durch dies Zauberwort die Freiheit. Die schnöde Intoleranz, welche auf diesem Boden so lange von den christlichen Bekenntnissen gegeneinander und noch bis zuletzt gegen die Juden geübt worden war, kannten die Araber nicht; es genügte ihnen, daß die Ungläubigen entwaffnet waren und den Gläubigen dienten. Bald zeigte sich dieser arabische Herrenstand auch den höheren wissenschaftlichen Bestrebungen nicht unzugänglich und das Land blühte in der That unter ihnen auf: aber die Zukunft der Menschheit war gleichwohl nicht in ihrem Lager. Tiefere Lebenskeime mangeln dem Islam, dem auch als Glaube, als Religion die Ursprünglichkeit, die göttliche Originalität des Christentums fehlte, das unerschöpft und unerschöpflich immer neue Ideen, immer neue Schätze des Geistes aus seinem Schoße erzeugt. Im Augenblick aber war die Macht der Bekenner des Christentums in diesem Lande auf ein äußerst geringes Maß beschränkt. Reste flüchtiger Westgoten hatten sich in die unzugänglichen, der Verteidigung nationaler Unabhängigkeit von je so günstigen Westpyrenäen, die asturischen und kantabrischen Berge gerettet, und hier hatte sich nach und nach ein kleines Königreich, Asturien, gebildet, das den äußersten Nordwesten der Pyrenäenhalbinsel einnahm und in welchem zu der Zeit, als Karls Aufmerksamkeit auf dieses Land gezogen wurde, Alfonsus II. das Zepter führte.

Es war keineswegs die vielberühmte Eroberungssucht, die in unseren Geschichtserzählungen eine so große Rolle spielt, welche Karl über die Pyrenäen führte. Die Nachbarschaft der Araber war seit den Tagen von 711 und 732 für das Frankenreich eine Drohung, und da dieses Volk auch das ritterliche Gewerbe der Piraterie übte, so war Karl, der eben in der Abwehr solcher Ungebühr mit Recht die Hauptaufgabe seiner Regierung sah, den gallischen wie den italischen Küsten den Schutz seiner starken Regierung schuldig: auch abgesehen davon, daß der Kampf Christi gegen Muhamed auch für ihn eine Aufgabe bildete, an die er mit ganzer Seele glaubte. Den äußeren Anlaß zu einem bewaffneten Einschreiten gaben ihm die Gegensätze, die in der arabischen Welt selbst sich bekämpften. Im Jahre 777 empfing er die Abgesandten eines abassidisch gesinnten Emirs, Ibn al Arabi, welcher von dem omajadischen Khalifen Abderrhaman aus Saragossa vertrieben worden war. Im Jahre 778 stand Karl am Ebro, Saragossa ward erstürmt, die arabischen Verbündeten wurden in Lehnspflicht genommen; aber die Nachricht von der Erhebung der Sachsen rief ihn zurück und auf dem Rückzug geriet der Nachtrab seines Heeres in dem wilden Gebirgsthale von Roncesvalles in einen Hinterhalt, den ihm, aufgestiftet von dem Aquitanierherzog Lupus, die Waskonen gelegt hatten. Unter den Opfern dieses Überfalles war das berühmteste der tapfere Markgraf der bretagnischen Küstenlandschaft, Hruotland, welchen die Poesie der romanischen und der germanischen Völker in ihren Rolandsliedern feiert. Karl nahm diesen Unfall hin, ohne eine unmögliche Rache zu suchen. Die Wasken wurden vielmehr durch die verständige Großmut gewonnen, welche er übte, indem er einen Sohn des

Lupus, Sancho, als Herzog anerkannte, dem dann doch seine gefährdete Lage den Sarazenen gegenüber die Notwendigkeit mehr als nahe legte, mit dem fränkischen Reiche gute Freundschaft zu halten. Karls jüngster Sohn Ludwig führte hier die Politik seines Vaters durch: im Jahre 801 wurde das Land bis etwa zum Llobregat als spanische Mark eingerichtet, mit der Hauptstadt Barcelona, und in zehn bis zwölf Grafschaften, sowie in kirchlicher Hinsicht in vier Bistümer geteilt. Diese Eroberung war höchst wohlthätig: nicht allein war Gallien jetzt sicher vor einer Überrennung durch die Sarazenen, sondern das christliche Element auf der pyrenäischen Halbinsel erhielt durch diese Organisation einen sicheren Halt und Stützpunkt: bald kam es in die Lage, von hier aus wieder angriffsweise gegen den Islam vorzugehen.

Dieser Kampf gegen das omajadische Khalifat konnte Karls Beziehungen zu den abbassidischen Herrschern in Bagdad nur günstig sein. Sein Interesse ging eine geraume Strecke mit dem ihrigen an dieser Stelle Hand in Hand. Und nicht bloß an dieser: dem Beherrscher der Gläubigen konnte es nur erwünscht sein, daß dem oströmischen Reiche, mit dem er rivalisierte, gegenüber ein weströmisches sich befestigte und jenem die Wage hielt. Das oströmische Reich war, den innern und äußern Ereignissen der letzten zwei Jahrhunderte zum Trotz, noch immer ein mächtiges Staatswesen. Damals herrschte, seit dem Tode Leos II. (780), dessen Witwe Irene, ein Weib, deren Geist und Frevelmut allen Möglichkeiten dieses Landes gewachsen war. Sie schlug, zunächst als Regentin für ihren unmündigen Sohn Konstantinos VI., in der kirchlichen Politik eine von der seitherigen verschiedene Richtung ein, indem sie den Kampf gegen den Bilderdienst aufgab und dadurch mit dem Abendland und dem Bischof von Rom wieder in bessere Beziehungen trat. Den Fortschritten, welche die Frankenherrschaft in Italien machte, hatte sie nichts entgegenzusetzen, als den Vorschlag einer dynastischen Heirat, ihres jungen „Porphyrogennetos", des in Purpur geborenen Prinzen Konstantinos, mit einer Tochter Karls. Dieser nahm den Vorschlag an, aber derselbe verwirklichte sich nicht, da Irene diesen Vertrag, der ihrem Sohn eine Selbständigkeit geben konnte, die sie nicht wollte, selbst wieder auflöste (788), und sich mit ihrem Sohne, als dieser in die Jahre kam wo er die Herrschaft selbst übernehmen konnte, gänzlich überwarf: ein Zerwürfnis, das auf diesem Boden, wo man gewöhnt war keinen Frevel nur halb zu thun, zu einer ungeheuren Greuelthat führte. Die unnatürliche Mutter ließ ihren eignen Sohn überfallen und blenden und führte die Regierung auf eigne Hand weiter (797). Diese Ereignisse trübten wie natürlich das Verhältnis zu dem fränkischen Herrscher: schon seit 788 war ein Kriegszustand zwischen beiden Reichen: wir sahen, daß der lombardische Prätendent Adelchis vom byzantinischen Hofe begünstigt wurde.

Beziehungen zum oströmischen Reiche.

Vielleicht trugen diese Verhältnisse mit dazu bei, den fränkischen König vollends zu dem Entschlusse zu treiben, den ihm die Ereignisse ohnehin von allen Seiten nahe legten. Die verschiedenen Länder und Völker, die er in den ersten dreißig Jahren seiner Herrschaft erobert hatte, konnte er nicht mehr als König der Franken regieren, so wenig als einst Alexander der Große sein großes asiatisches Reich als König der Macedonier hatte regieren können. Es bedurfte, um die Gegensätze in seinem Reiche — der verschiedenen germanischen Völker Franken, Sachsen, Friesen, Langobarden, Bayern, Alemannen, — den der

Karl Imperator 800.

Germanen und Romanen, dieser und der slavischen und anderen Bestandteile des Staates — zu vereinigen, gleichsam eines neutralen Titels, der zugleich eine unzweifelbare Autorität verlieh oder bezeichnete. Dieser Titel konnte kein andrer sein als der eines römischen Kaisers, eines Imperator Romanus: es handelte sich nur um die richtige Art und Weise, denselben anzunehmen. Es konnte nur zu Rom selbst geschehen, und die Gelegenheit gab sich, als Papst Leo III., welcher 796 auf Hadrian I. gefolgt war, in die Lage kam, bei dem König, welcher den Titel eines Patricius von Rom führte und unter diesem Titel die Oberhoheit über Rom und den Ducatus besaß und beanspruchte, Schutz zu suchen. Es ging in der heiligen Stadt sehr weltlich zu; eine Verschwörung bildete sich unter einigen vornehmen Verwandten des vorigen Papstes und andern Ehrgeizigen oder Habgierigen; sie überfielen und mißhandelten Leo, dem es dann gelang, zu entkommen. Er eilte über die Alpen und traf auf Sachsenboden, zu Paderborn (Padrabrun) mit dem König zusammen. Was hier in Rom geschehen machte die Notwendigkeit der Errichtung einer höchsten schiedsrichterlichen Macht jedem einleuchtend und man ahnte oder wußte, daß etwas Großes bevorstand, als Karl selbst demnächst mit einem ansehnlichen Heere nach Italien aufbrach, wohin sein Schützling Leo, dem es gelungen war, den König von seiner Unschuld zu überzeugen, ihm voraufgegangen war. Karl entschied dort zu Rom in einem förmlichen Gerichtsverfahren zwischen dem Papste und seinen Anklägern, was den Bischöfen keineswegs gefiel. Leo reinigte sich durch einen Eid, nachdem den Anklägern der Beweis mißlungen war: der bedeutungsvolle weltgeschichtliche Akt, der eine dreihundertjährige Entwickelung zum Abschluß und ihr Ergebnis zum unzweideutigen Ausdruck brachte, geschah am Weihnachtstage des Jahres 800 in der dem heiligen Petrus geweihten Basilika. Nachdem Karl dort Messe gehört und seine Andacht verrichtet hatte, setzte ihm der durch ihn wiederhergestellte Papst eine Krone auf und in dreimal wiederholtem Zuruf — „Heil und Segen dem von Gott gekrönten großen und friedfertigen Imperator der Römer Carolus Augustus“ — stimmte die in der Kirche versammelte Menge zu. Die Formel selbst wie die Lage der Dinge beweist, daß dies ein ausgeführtes Programm und nicht eine Überraschung war: es kann dort in der Peterskirche nicht eine zufällige Volksmenge sondern nur eine Versammlung Höchstgestellter zugegen gewesen sein. Die Wahl konnte man als eine durch Senat und Volk von Rom, Senatus Populusque Romanus, bewirkte ansehen oder darstellen in derselben Weise, wie sie bei einer so großen Zahl der früheren Imperatoren eine heilsame Rechtsfiktion gewesen war, welche genügte, um dem thatsächlichen Rechte auch die Form des Rechtes noch beizugeben. Die Funktion des Papstes dabei war eine rein geistliche und sein Anteil an dem neuen Kaisertum war auf keinen Fall größer, sondern wahrscheinlich kleiner, als einst der Anteil seiner Vorgänger Zacharias und Stephanus bei der Errichtung des karolingischen Königtums gewesen war. Er selbst leistete jetzt dem neuen Kaiser den Huldigungseid als erster Bischof des Reichs. Es war ein klarbewußter, wohlbedachter, wohlvorbereiteter Schritt, den Karl hier gethan, und es war der Ausdruck für ein neues Verhältnis und eine neue Ordnung der Dinge, daß dem Herrscher jetzt von allen Unterthanen, geistlichen und weltlichen, welche das zwölfte Lebensjahr überschritten hatten, ein Huldigungseid geleistet wurde, in welchen sie sich als „Leute des Cäsar“ bekannten. Auch das

Erklärungstafel.

Das Mosaikbild Leos III. und Karls des Großen.

Leo III. (795—816) erbaute zwei Triclinien (wörtlich dreifaches Lager, weiter Speisehalle, Gastraum) zur Bewirtung fürstlicher Personen, eines bei S. Peter, eines im Lateranpalast, letzteres von seltener Größe, geschmückt mit einer Musivabsis, worin das Mosaikbild mit der Darstellung, wie S. Peter dem Leo die Stola, Karl dem Großen die Fahne Roms übergibt, jene das Zeichen der geistlichen, diese das der weltlichen Macht.

In diesem Triclinium bewirtete noch Nikolaus V. den Kaiser Friedrich. Dann verfiel der Palast; Sixtus V. befahl die Wegräumung der letzten Überbleibsel, doch erhielt sich die Hauptabsis mit dem Mosaik, bis Kardinal Francesco Barberini eine neue Nische an der gegenüberliegenden Straßenseite errichten und in derselben das restaurierte Mosaikbild wieder anbringen ließ. Unter Benedikt XIV. wurde das Bild noch einmal restauriert, hierbei soll hauptsächlich nur der Kopf des Petrus Modernisierungen erlitten haben. Es existiert eine Abbildung des Bildes aus der Zeit vor der Barberinischen Restaurierung, aus der Mitte des XVI. Jahrhundert. Genaue Vergleichung mit unsrer nach dem jetzigen Zustande genommenen Abbildung ergibt als einzig wesentlichen Unterschied eine Veränderung in der Kopfbedeckung des Kaisers; auf der alten Zeichnung trägt derselbe eine enganliegende Kappe mit drei kleinen Federn.

So ist dies ehrwürdige Kunstdenkmal als die vielleicht einzige gleichzeitige Porträtdarstellung Karls anzusehen, denn auch die Pariser Bronzestatuette ist nicht über allen Zweifel erhaben.

Die Inschriften.

Oben: Sanctus Petrus.
Links: Sanctissimus Dominus Leo Papa.
Rechts: Domino Carulo regi.
Unten: Beate Petre Donas
Seliger Petrus du gibst
Vitam Leoni P. P. B(v)icto
Leben dem Papste Leo und Sieg
riam Carulo regi donas.
Karl dem Könige.



Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig.

St. Petrus überreicht Karl d. Gr. die Fahne von Rom und Leo III die Stola,
als Zeichen der weltlichen und geistlichen Herrschaft.
Mosaikbild vom Triclinium Leos III. im Lateran zu Rom. Gleichzeitiges Denkmal
Karolingischer Kunst und älteste Porträtdarstellung Karls d. Gr. IX. Jahrh.

Zeremoniell am Hofe bei festlichen Gelegenheiten wurde geändert; eben wie Alexander der Große, nachdem er „Herr von Asien" geworden war, die Kniebeugung von allen, auch von den Macedoniern und Hellenen verlangte. So war das römische Imperium, welches dadurch, daß es auch die christliche Kirche mit umfaßte, einen ganz besondern Charakter erhielt, wiederhergestellt: seine Krone aber trug ein germanischer Fürst.

Karl als Regent.

Dieses neualte römische Imperium umfaßte ein Landgebiet von vielleicht 25000 Quadratmeilen und man kann seine Grenzen im Norden und Westen durch die Eider, die Nordsee, den atlantischen Ozean, im Süden durch den Ebro, den Liris oder Garigliano, und die Drau, im Osten durch die Donau oder Theis und die Elbe bestimmen: die Bevölkerung läßt sich nicht in irgend sicheren Zahlen schätzen. Den Namen des Großen verdankt der Imperator Karl ebensosehr seiner Regententhätigkeit wie seinen Kriegsthaten: so völlig auch die kriegerischen Unternehmungen unter seiner Oberleitung standen, so hat er doch nur wenigen größeren Schlachten persönlich angewohnt. Vielmehr es bildet seine Größe, wie die aller Männer, die jenen Beinamen mit Recht führen, eben dies, daß er beides, Kriegsmann und Staatsmann, Feldherr und Regent zugleich war; ein Erobern ohne den höheren Staatszweck würde keinen Ruhm begründen, welcher dem occidentalischen Bewußtsein genügen könnte. Regieren aber heißt vereinigen und leiten, und es ist vom höchsten Interesse zu fragen, welche Kräfte der Einigung für sein bunt zusammengesetztes Reich Karl in Bewegung zu setzen und wirksam zu machen wußte.

Seine Persönlichkeit.

Das wirksamste dieser Einigungsmittel war die Persönlichkeit des Herrschers selbst. Es war einmal wieder geschehen, daß der nach Charakter und Geist bedeutendste Mann seiner Zeit an ihrer höchsten und wirksamsten Stelle stand: einer von denen, welche zu dem Rat der Klugen und Sachkundigen, die sie um sich versammeln und in ihrem Dienste festzuhalten wissen, einen raschen Blick und jenes sichere Gefühl für das Ausführbare und Mögliche hinzubringen, welches dem klugen Rat erst Wert verleiht; und welche dann das erkannte Notwendige entweder, wo es möglich ist, mit rascher Hand ausführen oder es mit geduldiger Energie bis dahin bringen, wo es sich von selbst vollends ausführt. Was Männer solcher Art, die Alexander, Cäsar, Friedrich, vor allem andern auszeichnet — rasches Handeln und unermüdliche Thätigkeit — besaß auch Karl in hohem Grade. Von dem ersten, dem raschen Handeln, gibt die Geschichte seiner Feldzüge hinlänglich Kunde, und auch im Frieden reiste er viel; dabei ist sein Thätigkeitstrieb nicht zu erschöpfen: man sieht wohl wie er, während er sich ankleidete, einen streitigen Fall sich vortragen läßt, und auf der Stelle entscheidet. Er läßt sich bei Tische vorlesen; es ist selten, daß er die Nacht durchschläft; flieht ihn der Schlaf, so erhebt er sich und übt sich in der schweren Kunst des Schreibens, welche der germanischen Volksanschauung jener Zeit als etwas mit dem Waffenwerk kaum Vereinbares vorgekommen sein muß. Er war überhaupt sehr lernbegierig, und sein Lerntrieb hatte fast etwas von naiver Neugier an sich. Wie alle thätigen Naturen aber liebte er die Regelmäßigkeit einer bestimmten Lebensordnung. Er verabscheute die Trunkenheit und lebte in Essen und Trinken mäßig, vier Gerichte, wird gemeldet, kamen auf seinen Tisch; nur ungern ertrug seine gesunde Natur die unnütze Quälerei der kirchlichen Fasten, so fromm und kirchlich regelmäßig er sich auch sonst hielt. Auch

kleidete er sich bequem nach der herkömmlichen Weise des gemeinen fränkischen Mannes, wo nicht ein kirchliches Fest oder eine große Staatszeremonie ihm eine prächtige Kleidung aufzwang. Dabei erfreute er sich an körperlichen Übungen, am Reiten, Schwimmen, Jagen und an der minder gebundenen Geselligkeit, die ihm die Jagd und verwandte Übungen gestatteten. Da er von lebhaftem Temperamente war und gern und gut sprach, so war ihm ein großer und mannigfaltiger Kreis Bedürfnis. Er wußte sich in deutscher und lateinischer Sprache gut auszudrücken; das Griechische verstand er wohl, sprach es aber nicht. Seine Stimme, sagt sein Geschichtschreiber Einhard — der einzige, dem wir die Hauptzüge seines Bildes entnehmen können, und aus dessen Worten uns der persönliche Eindruck anspricht, den ein langer Verkehr mit dem großen Manne einem vertrauten und einsichtigen Diener gab — war hell, doch nicht im Verhältnis zu seinem stattlichen Körper, dessen Höhe er auf „7 seiner Füße" angibt: man darf sich ihn als einen gutgewachsenen Mann von über mittlerer Größe, doch nicht als eine Hünengestalt denken. Eine anerkannte unzweifelhafte Hauptstadt, wie Konstantinopel für das oströmische, Bagdad für das Reich der Khalifen war, besaß das Reich nicht. Den gewöhnlichsten Aufenthalt Karls bildeten die Städte am Rhein, seine Palatien oder Pfalzen zu Aachen, Ingelheim, Nymwegen, wo er dann seine Familie um sich hatte. Hier aber, sagt Einhard, — in seinem Familienleben hatte der sonst glückliche Mann die Mißgunst des Geschicks zu erfahren: worin diese im einzelnen bestand, sagt er nicht; wir kennen aber die Quelle dieser Verdrießlichkeiten gut genug — es war die alte Zuchtlosigkeit im Verkehr der Geschlechter, welche an den Höfen der fränkischen Könige seit der Merowinger Zeit herrschte und welcher auch dieser große Herrscher zu entsagen nicht Seelenstärke genug besaß. Daß diese Dinge bei den Geistlichen seiner Umgebung besonderen Anstoß erregt hätten, findet sich nicht; auch Einhard spricht davon, als verständen sie sich von selbst. Von seinen drei Söhnen überlebte ihn nur einer, der jüngste, Ludwig.

Die Reichstage.

Der Wille eines so überlegenen Herrschers in so unfertigen Staats- und Gesellschaftszuständen war wenig beschränkt; doch war das Reich keine Despotie, obgleich das entscheidende Wort allenthalben der Imperator sprach. Ein altes und wirksames Einheitsmittel waren die Reichstage, welche, ohne noch eine sehr feste Gestalt gewonnen zu haben, doch regelmäßig, einmal als kleinere vorberatende Versammlung im Herbst, einmal als beschließende allgemeine Versammlung im Frühling als Maifeld, um die Person des Herrschers sich zusammenfanden, dem sie vor allem in seiner gesetzgeberischen Thätigkeit unentbehrlich waren. Von selbst kamen bei diesen Versammlungen die weltlichen Großen zusammen — ursprünglich war das Märzfeld oder später Maifeld eine Musterung der zu unmittelbarem Dienst des Königs Verpflichteten gewesen — dazu erschienen dann die geistlichen Großen, die Erzbischöfe und Bischöfe, welche, längst gewohnt in Synoden ihr Licht leuchten zu lassen, hier bei den Staatsgeschäften als Schriftkundige und Besitzer dessen, was man für die Verhältnisse damaliger Zeit wissenschaftliche Bildung und parlamentarische Routine nennen könnte, ein neues Feld weitgehenden Einflusses fanden. Auch viel Volk fand sich bei dieser Gelegenheit zusammen, das aber hier wie sonst nicht viel andres zu thun hatte, als in der naturwüchsigsten Weise seiner Stimmung Ausdruck zu geben, wo ein Entschluß des Königs und des Reichstags in einfacher und verständlicher

Form vor sie kam. Eine Dichtung aus späterer Zeit preist den Kaiser, daß er dem Volk die phahte, pacta, sichere geschriebene Gesetze gegeben habe: und an gesetzgeberischer Thätigkeit ließ Karl es in der That nicht fehlen. Aber wenn ihm vorgeworfen wird, daß seine Gesetzgebung autokratisch gewesen, daß er keine allgemeinen Gesetzbücher gegeben habe, so war eine einheitliche organische Gesetzgebung für ein so unfertiges Reich mit so verschiedenartigen Bevölkerungen eine Unmöglichkeit: seine Kabinettsbefehle, Kapitularien, wie sie aus der kaiserlichen Kanzlei hervorgingen, richteten sich auf Einzelnes, das allgemeiner Regelung zugänglich war, wie etwa Gebiete der Volkswirtschaft, des religiösen Lebens, der Rechtspflege: es charakterisiert sie unter andern die humane Bestimmung, daß Zauberer, Hexen und Wettermacher, tempestuarii, zunächst den Geistlichen zur Belehrung übergeben werden sollten anstatt der barbarischen Strafen alter Zeit, oder die bedeutungsvolle Verordnung vom Jahre 805, daß niemand in Friedenszeiten Waffen tragen sollte. Jene alte Sitte, bewaffnet in die Versammlungen zu kommen, von welcher Tacitus spricht, fing an, einem dauernden Friedenszustande zu weichen.

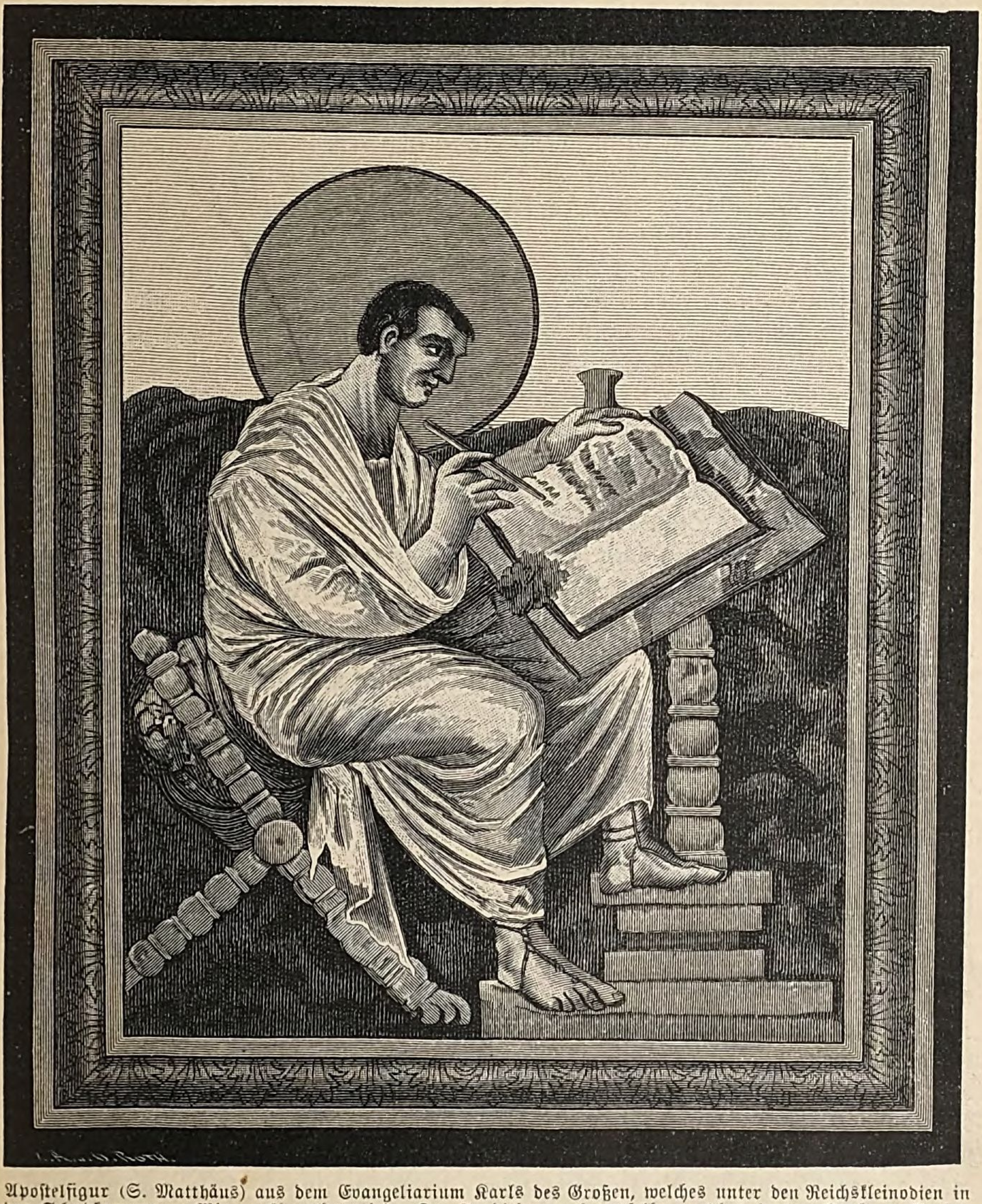
Verwaltung des Reichs. Grafen.

Wie unvollkommen dies durchgeführt werden konnte — denn wie hätte man einer Gesellschaft das Waffentragen durch Verordnung nehmen können, bei der die Entscheidung von Prozessen durch das Gottesgericht eines Zweikampfes zwischen Kläger und Verklagten eine selbstverständliche Rechtsgewohnheit bildete —: die Voraussetzung für einen solchen waffenlosen Verkehr, einen gesetzlich gewährleisteten allgemeinen Friedenszustand auf dem weiten Raum das heißt einen Staat zu schaffen, war Karl redlich bemüht und hier, in der Anordnung und Durchführung einer regelmäßigen Verwaltung, liegt sein unermeßliches Verdienst. Ein drittes wirksames Mittel der Einheit des Staatswillens waren so die Beamten. Die alten Volksherzoge wurden wo immer es möglich war, in Bayern, Aquitanien, im Langobardengebiet, beseitigt. Das ganze Reich ward in Gaue geteilt und königliche Beamte, Grafen, für die Leitung des Heerbannwesens, der Verwaltung, der Rechtspflege bestellt. Ihr Amt ist ein Benefizium, es war ein vom Kaiser übertragenes Amt mit den Pflichten, die aus dem Begriff des Benefiziums oder Lehens fließen. Die Rechtspflege selbst war im einzelnen verschieden bei der großen Verschiedenheit der Völker und ihrer Rechtsgewohnheiten und Anschauungen auf dem großen Raume. Erwähnung verdient hier, daß die beschwerliche Pflicht, welche alle Freien zu häufigen Gerichtstagen zusammenzutreten nötigte, erleichtert ward durch die Ernennung von Schöffen, freier Männer, welche der Graf anstatt der Gesamtheit der Freien als Kommission für die Rechtsentscheidungen bestellte. Die Grafschaften an der Grenze, die Marken — so die spanische, britannische, dänische, sorbische, avarische, friaulische — sind militärisch eingerichtet unter Markgrafen, mit Burgen und Besatzungen. Mit gewohnter Umsicht trug Karl auch für Einrichtung einer achtunggebietenden Seemacht Sorge, deren vor allem die stets gefährdeten Küsten Italiens und seiner Nebeninseln bedurften. Eine schwierige Sache bei den großen Erstreckungen und mangelhaften Verkehrswegen war die Beaufsichtigung dieser Beamtenschaft: sie wurde für das Gerichts- und Heerbannwesen durch Missi dominici, Sendboten, — für die Verwaltung durch Missi fiscalini, Kammerboten, geübt, welche dem Willen des Herrschers, dem Gedanken der Reichseinheit Nachdruck gaben, so lange ein solcher Wille vorhanden war.

Ein weiteres und wesentliches Einheitsmittel bildete die privilegierte Stellung, welche thatsächlich der fränkischen Nationalität zukam: aus ihr wurden der Natur der Dinge nach die hohen Beamten, die Grafen und die Sendboten vorzugsweise, wenn auch keineswegs ausschließlich entnommen. Karls eigenes Bestreben mußte vielmehr darauf gerichtet sein, wo irgend möglich auch Männer nichtfränkischer Nationalität für die hohen Beamtenstellen zu verwenden. Und in dieser Beziehung war es vom entschiedensten Werte, daß ein nicht geringer Teil der Geschäfte von der Geistlichkeit besorgt wurde, und daß bei Besetzung dieser geistlichen Stellen im allgemeinen keinerlei Bevorzugung einer bestimmten Nationalität stattstand.

Kirche und Bildung.

Und dieses Moment, die katholische Kirche und die einheitliche Bildung welche sie gab, war eines der wichtigsten Bindemittel des Reiches und bildete somit eines der wichtigsten Regierungsmittel für Karl. Die Kirche bot diesem noch sehr wenig organisierten Reiche den ungeheuern Vorteil eines schon fertigen eingelebten Organismus, und nicht bloß in der Bändigung des Heidentums in Sachsen, auch sonst ging sein Vorteil mit dem ihrigen Hand in Hand. Die Kirche verdankt ihm unendlich viel und hat ihn nicht mit Unrecht unter ihre Heiligen aufgenommen, so wenig er es auch im strengen Sinne der christlichen Sittenlehre war. Zunächst sicherte er durch das Kapitulare von Frankfurt 798 die äußere Stellung des Klerus, indem er die Entrichtung des Zehnten an die Kirche zum Reichsgesetze machte: einen größeren Dienst noch erwies er der Geistlichkeit, indem er sorgfältig darüber wachte, daß sie ihrem hohen Beruf nachkam. Die Reform der fränkischen Kirche, welche durch Bonifatius begonnen worden, hatte eine wichtige Ergänzung erhalten durch den Bischof Chrodegang von Metz, (um 760), welcher die kanonische Lebensweise auch beim Säkularklerus einführte. Die Kleriker der Kathedralkirche lebten nach bestimmten Lebensordnungen wie Mönche zusammen. Karl suchte die deutsche Predigt zu fördern, um die germanischen Völker seines Reichs wirklich mit dem Christentum zu durchdringen, und da keineswegs alle Geistlichen in der Lage waren selbst eine deutsche Predigt abzufassen, so kam er diesem Mangel durch eine Sammlung deutscher Predigten zu Hilfe, mit deren Abfassung er Paul Warnefrids Sohn beauftragte. Auch sonst ließ er sich die Bildung des Klerus sehr angelegen sein, wie die oftererzählte und in mehr als einer Richtung höchst belehrende Geschichte des Mönchs von St. Gallen beweist. Der Kaiser selbst kommt in eine Schule für Kleriker und hört dem Unterrichte zu; es findet sich, daß reicher Leute Söhne schlecht bestehen, und viele der ärmeren Schüler gut bestehen; in der Anrede, welche der Kaiser nach der Prüfung an die Knaben hielt, ließ er sie über ihre Zukunft nicht im Zweifel: er werde ohne Ansehen der Person verfahren und den Armen aber Tüchtigen die schönsten Bistümer geben. So ist noch dieses und jenes gelegentlich erhalten, woraus man seinen klaren Blick für alles, was für Menschenbildung wichtig war, erkennen kann. Auch den Kirchengesang würdigte er. „Am Osterfeiertag 787," erzählt eine unsrer Quellenschriften, „entstand ein Streit zwischen den Sängern der Gallier und der Römer; die Gallier behaupteten, sie sängen schöner, die Römer, sie sängen die Kirchengesänge wie sie der heilige Papst Gregorius vorgeschrieben; der Streit wurde vor den König gebracht, welcher für den Quell des heiligen Gregorius entschied." Der Papst Hadrianus überließ ihm zwei der gelehrtesten



Apostelfigur (S. Matthäus) aus dem Evangeliarium Karls des Großen, welches unter den Reichskleinodien in der Schatzkammer zu Wien aufbewahrt wird. Der Tradition nach dasselbe, welches in der Gruft zu Aachen auf den Knieen des toten Kaisers lag.

Sänger der römischen Kirche, von denen er den einen nach Metz und den andern nach Soissons schickte: alle fränkischen Sänger mußten nun die römische Weise lernen, und namentlich die Metzer Schule „stand bald ebensohoch über den andern gallischen Schulen, als die römische über der von Metz.“ „Und ein ander Mal“, weiß dieselbe Quelle zu berichten, „brachte der König Lehrer der Mathematik und der Rechenkunst mit sich aus Rom ins Frankenland und verbreitete das Erlernen der Wissenschaften allenthalben.“

Der Imperator und die Kirche.

Übrigens hielt Karl seine autokratische Stellung auch der Hierarchie gegenüber fest. Seine neue Würde eines Imperator Romanus hatte ein geistliches Moment, sein Freund Hadrianus hatte ihn selbst, freilich wohl zu anderm Zweck, auf das Beispiel des Kaisers Constantinus hingewiesen: er duldete keine Anmaßungen, gestand der Geistlichkeit die Steuerfreiheit nicht zu, und hielt, im Geiste seines Großvaters wenn auch ohne dessen Gewaltthätigkeit, das Recht fest, über die Güter eines Klosters frei zu verfügen, erkannte also einen Kollektivbesitz der Kirche nicht an. Er selbst ernannte die Bischöfe und stattete sie mit Benefizien aus, die ihnen aber auch die entsprechenden Pflichten auferlegten. Selbst in innere Angelegenheiten der Kirche einzugreifen trug er kein Bedenken, wie etwa bei dem adoptianischen Streit, welchen die Lehrmeinung des Bischofs Felix von Urgella, daß Christus, wenn er auch als Mensch Gottes Sohn sein solle, dies nicht von Natur, sondern nur durch Adoption sein könne, hervorrief. Synoden zu Regensburg 792, zu Frankfurt 794 beschäftigten sich mit dieser Anschauung, welche als Irrlehre verdammt wurde.

Alkuin.

Zu den rühmlichsten Zügen im Charakter des außerordentlichen Mannes gehört sein lebhafter Sinn für Wissenschaft und geistige Bildung: in seine Bemühungen sein Volk zu bilden kam Schwung und Wahrheit durch dieses sein persönliches Interesse. Sein Lehrer und Vertrauter in dieser Richtung war der Angelsachse Alkuin aus Northumberland, welcher mit einigen seiner Schüler an den Hof des fränkischen Königs gekommen war, der ihn zum Abt des Klosters von Tours machte. Es war eine Art wissenschaftlicher Gesellschaft, welche sich um Karl sammelte, eine Akademie, deren Mitglieder sich mit klassischen oder biblischen Namen bezeichneten. Auch die Frauen des Hofs nahmen daran teil: des Kaisers Eifer bezeichnet der schöne Wunsch, den er einmal äußerte, daß er doch zwölf Männer in seinem Reiche hätte gleich dem heiligen Augustin und dem heiligen Hieronymus, ein Wunsch, welchen Alkuin ihm mit dem geistvollen Wort verwies: „Der Herr Himmels und der Erde hat nur zwei gehabt und du verlangst ihrer zwölf!" Wie sehr Karl das Gedeihen der Schulen, die er stiftete oder schon vorfand, am Herzen lag, beweist eben jene schlichte Erzählung des Mönchs von St. Gallen, welche uns in erwünschter Weise die kleine Szene aus dem wirklichen Leben vor Augen stellt.

Landwirtschaft und Handel.

Seine vielseitige Regententhätigkeit war aber vor allem und mit vollem Nachdruck dem Erwerbsleben seines Volks, der Landwirtschaft, dem Verkehr, dem Handel, zugewendet. Er hatte diesem Erwerbsleben die unerläßlichste Vorbedingung, Sicherheit vor feindlichen Einfällen und innere Ordnung, geschaffen, soweit sie in gewaltlustiger Zeit überhaupt möglich war, und er ließ sich, soweit dies in der Macht des Regierenden liegt, die Förderung desselben auch im einzelnen angelegen sein. Er selbst, der größte Grundbesitzer seines Reichs, war einsichtiger und tüchtiger Landwirt, seine eignen Meierhöfe waren Musterwirtschaften. Von seinen Verwaltern verlangte er genaue Rechnungslegung: haben sie sich vergangen, so müssen sie in der Residenz erscheinen und „mögen dann die Sentenz auf ihrem Rücken empfangen oder wie es sonst uns oder der Königin gefallen mag". Der letzteren, der Königin, kam nach alter Sitte in diesem Teil der Verwaltung eine bedeutende und selbständige Stellung zu. Dem Raubwild, namentlich den Wölfen, ward ein energischer Krieg erklärt, mit Hand, Fallen oder Gift stellte man ihrer Brut nach. Noch zwei Jahre vor Karls

Tode erschien ein ausführliches Statut, welches die Landeskultur zum Gegenstand hatte, das berühmte Capitulare de villis (812). Das Hauptbedürfnis bildete aber offenbar die Vermehrung und Verbesserung der Verkehrswege, bei welcher der Herr eines großen einheitlichen Reichs gegenüber dem seitherigen Zustande der Vereinzelung und Zersplitterung der Staatskraft sehr im Vorteil war. Seine Aufmerksamkeit richtete sich naturgemäß zunächst auf die Vervollständigung der Wasserstraßen und so entstand das für jene Zeit großartige Projekt (793), das Donau- und Rheingebiet durch einen Kanal zu verbinden, welcher die beiden Flüßchen Rednitz und Altmühl, Redantia und Alemona, verbinden sollte, von denen jene dem Rhein-Main-, diese dem Donaugebiete angehört. Das Werk scheiterte an der Unmöglichkeit, die rechten Arbeiter in genügender Zahl zusammenzubringen oder zusammenzuhalten, und kein günstigeres Geschick waltete über einem andern großartigen und wohlthätigem Werke — einer stehenden hölzernen Brücke über den Rhein bei Mainz, an welcher zehn Jahre gebaut wurde und der man eine ewige Dauer, wie Einhard sagt, hätte weissagen können: ein unglücklicher Brand im Jahre 813 — wie der Mönch von St. Gallen wissen will, durch die Bosheit solcher, welche durch das Überfahren sich „unbilligen Sold verdienen wollten," veranlaßt — zerstörte sie in drei Stunden, und der Plan, sie durch eine steinerne zu ersetzen, kam nicht mehr zur Ausführung.

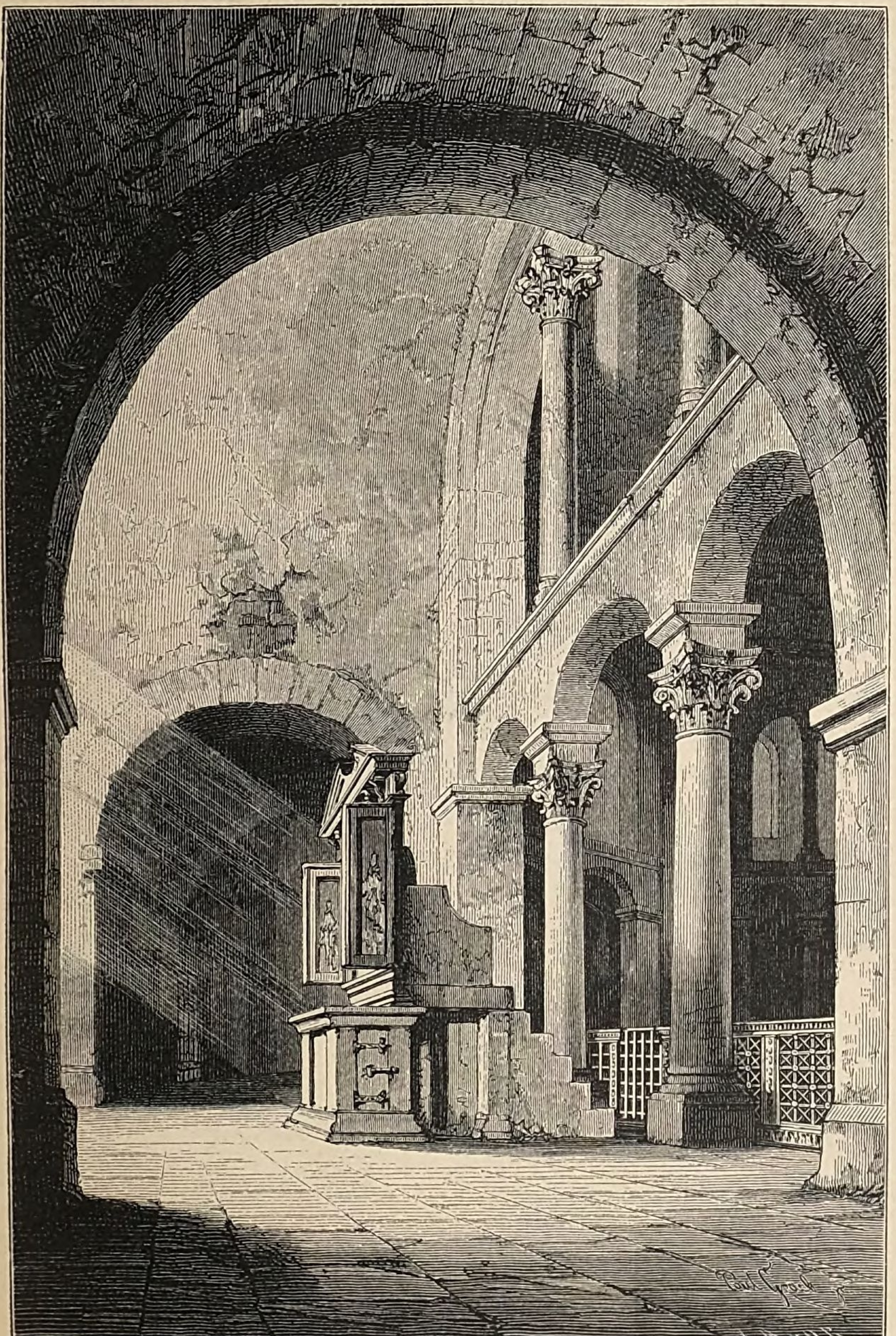
Der Handel war damals vorzugsweise in den Händen zweier sehr verschiedenen Stämme, der Friesen und der Juden. Friesen wohnten in großer Zahl in den Städten des Binnenlandes, Mainz, Worms, Köln, wo noch die Straßennamen ihr Andenken bewahren, und friesische Tuche waren weithin geschätzt und bildeten auch einen Artikel des Handels nach dem Orient. Dieser, der überseeische Handel, war in den Händen der Juden, welche damals bessere Seefahrer waren als sie es heute sind. Die Juden erfreuten sich unter Karls Zepter einer Duldung, wie sie ihnen nicht vorher und nicht nachher zu teil geworden: sie durften Synagogen bauen und an vielen Orten, zum Beispiel in Köln, durften sie öffentliche Ämter bekleiden: in Narbonne war einer der beiden Stadtvorsteher in der Regel ein Jude, und ein Jude Isaak an Karls Hofe wurde zu wichtigen Geschäften, namentlich als Dolmetscher verwendet. Denn Karl hatte über Massilia unmittelbare Beziehungen mit dem Orient angeknüpft und Gesandtschaften verkehrten zwischen Bagdad und den Pfalzen am Rhein, zwischen Karl und dem fünften Herrscher aus dem abbassidischen Hause, Harun al Raschid. Die Fürsten beschenkten sich: man konnte am fränkischen Hofe einen großen Elefanten Abul Abbas und ein herrliches arabisches Lustgezelt, Geschenke des Khalifen, bewundern und unter andern auch ein köstliches Uhrwerk, bei dessen Beschreibung selbst den Einhard, der eine für seine Zeit gewandte Feder führte, sein Latein im Stiche läßt. Es war eine Wasseruhr aus Messing gearbeitet: die Stunden wurden durch zwölf eherne Kügelchen angezeigt, welche mit hellem Klang auf ein unteres Metallbecken aufschlugen, ebenso durch zwölf Reiter, welche am Ende der Stunden aus Nischen herauskamen, „noch vieles andre befand sich in dieser Uhr, was zu beschreiben jetzt zu ausführlich wäre." Es wird erwähnt, daß Harun seinem fernen Verbündeten eine Art Schutzrecht über die Christen in Jerusalem zugestanden habe: dies scheint indes mehr eine freundschaftliche Redewendung gewesen zu sein als ein Akt von politischer Bedeutung.



Reliefbild aus vergoldetem Kupfer von dem die Gebeine Karls enthaltenden Schreine in der Münsterkirche zu Aachen: Karl weiht der Maria das Aachener Münster. (Der Kopf des Kaisers kann keinen Anspruch auf Porträtähnlichkeit machen, interessant ist die Veranschaulichung der damaligen Gestalt der Kirche.) Seine Entstehung verdankt der Schrein der Erhebung der Gebeine Karls des Großen durch Friedrich Barbarossa und der durch diesen Kaiser veranlaßten Seligsprechung seines großen Vorgängers im Jahre 1165.

Ausgang Karls.

Dieses glänzende Reich, das eine Anzahl der kräftigsten Völker zu einem Ganzen verband und ihnen eine staatliche Ordnung gab, hatte nur den einen Fehler, daß es mehr noch als ähnliche Reiche, die im Laufe der Menschengeschichte erstanden sind, auf dem starken Geist und Arm des Einen ruhte, der es zusammengebracht hatte. Das Mißgeschick, das über seinem häuslichen Leben waltete, entriß ihm, als er schon die Schwelle des Greisenalters überschritten hatte, zwei seiner Söhne, Karl und Pipin, und so wurde die Reichsteilung, welche er im Jahre 806 gemacht hatte, überflüssig. Im Jahre 813 berief der Kaiser eine große Reichsversammlung nach Aachen, wo er in seinen spätern Jahren mit Vorliebe wohnte. Die Natur der Dinge brachte es mit sich, daß diese Versammlungen wenig mehr von dem Charakter von Volksversammlungen an sich trugen, sondern Vereinigungen der reichsten und vornehmsten Grundbesitzer, der höchsten kirchlichen und weltlichen Beamten und Würdenträger waren: doch fehlte die Menge nicht, welche das Volk zwar nicht vertrat und noch weniger war, aber wenigstens vorstellte. Auf dieser Versammlung machte Karl seinen einzigen überlebenden Sohn zum Kaiser, indem er ihm die goldene Krone aufs Haupt setzte. „Lange lebe der Imperator Ludwig“, jauchzte das Volk ihm zu, die Großen hatten ohne Zweifel zuvor zugestimmt: von einer geistlichen oder gar päpstlichen Mitwirkung irgendwelcher Art ist nicht die Rede, und eher wäre man geneigt, hier an eine Überraschung zu denken als bei dem Akte vom Jahre 800. „Gelobet seist du, Herr Gott“, sprach der Kaiser Karl,



Hochmünster im Aachener Dom mit dem Stuhl Kaiser Karls des Großen.

„daß du meinen Augen gegeben hast, zu schauen den Sohn meines Samens sitzen auf meinem Thron" — er empfahl seinem gekrönten Nachfolger seine nicht ebenbürtigen Brüder und schickte ihn dann nach Aquitanien, das Ludwig rühmlich verwaltete.

Fünf Monate später, am 28. Januar 814, starb Karl. Eine Quelle beruhigt uns darüber, daß er von Bischöfen mit dem heiligen Öl gesalbt, mit dem heiligen Abendmahl versehen worden sei. „Nachdem alles besorgt war, empfahl er seinen Geist dem Herrn und starb im Frieden". „Niemand aber kann berichten, wie groß das Klagen und das Trauern um ihn war auf der ganzen Erde: auch bei den Heiden ward er betrauert als der Vater des Erdkreises. Die größte Trauer war bei den Christen und zumal in seinem ganzen Reiche." Zu Aachen in der Marienkirche ward die Leiche dieses großen und guten Mannes beigesetzt.



Kaisermünzen: Münze Karls d. Gr. „Karolus Imperator Augustus."
Silber vergoldet. Geprägt in der Stadt Trier.
Königl. Münzkabinett zu Berlin.

Einhards Leben Karls des Großen.

Einhard (spätere Form Eginhard), Zögling, Freund und Minister Karls des Großen, Mitglied seiner Akademie, schrieb das Leben seines großen Kaisers und Wohlthäters unmittelbar nach dessen Tode. Er giebt in klassischem, weit über die Bildungshöhe seiner Zeit hinausragendem Latein ein treu und scharf gezeichnetes Bild des großartigen Herrschers, gezeichnet mit wohlthuender Wärme, Liebe und Dankbarkeit. Nach Karls Tode diente er in hervorragenden Stellungen auch dem Nachfolger Ludwig dem Frommen, wurde Abt, ohne sich von seiner Gemahlin Imma, die nicht Karls Tochter war, wie die Sage behauptet, zu trennen, zog sich in hohem Alter nach Seligenstadt zurück und starb dort 844. Geboren war er von vornehmen Eltern um 770, ob im Maingau ist zweifelhaft.

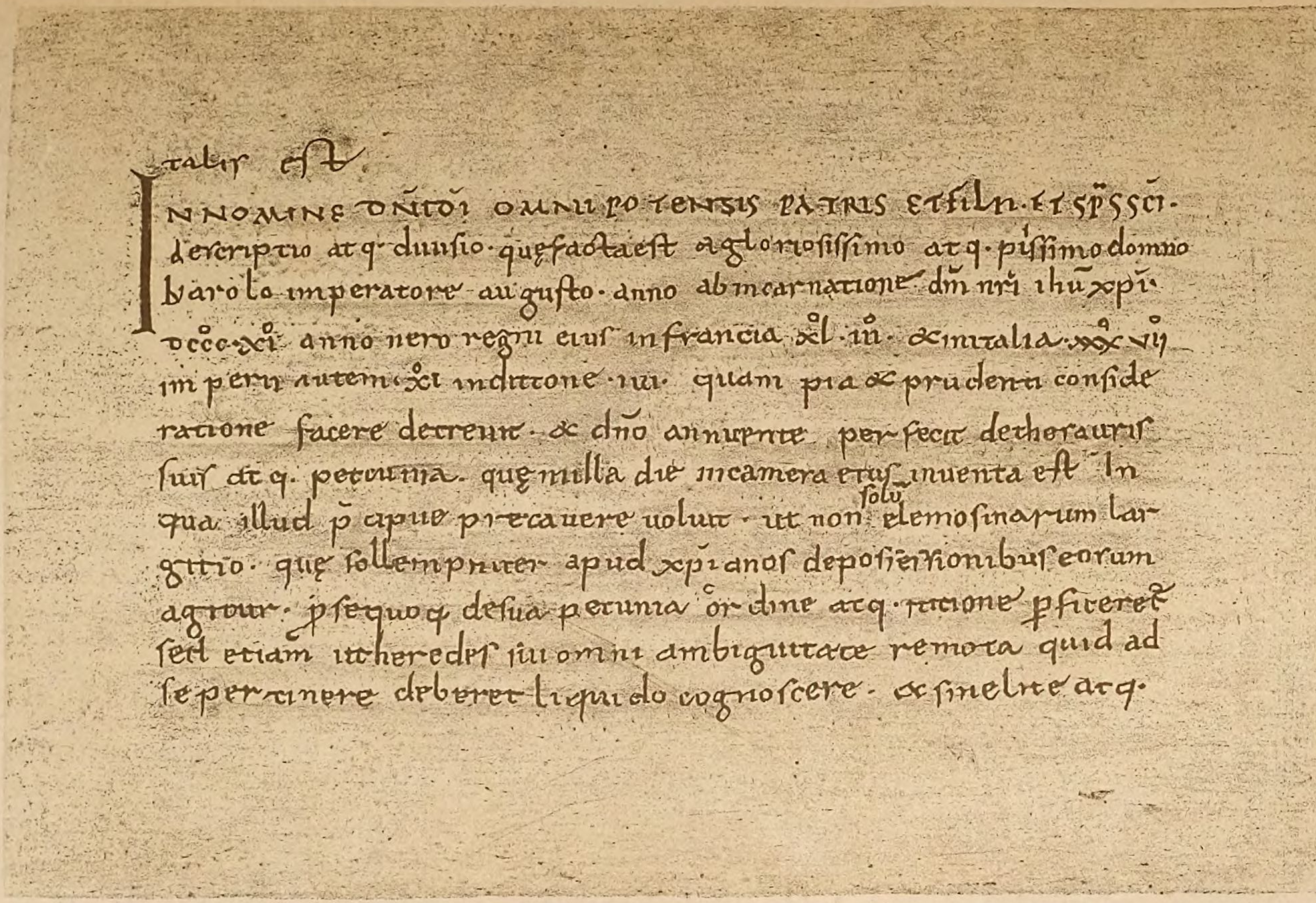
Aus der Handschrift, welche in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien aufbewahrt wird, geben wir in getreuer Nachbildung den Anfang des Testaments Karls, das Einhard seinem ganzen Wortlaute nach, mit den Namen der Testamentszeugen mitteilt.

Erklärungstafel zu Karls d. Gr. Testament.

Er ließ hierauf seinen Willen in einer kurzen Urkunde aufsetzen, deren Inhalt und Wortlaut — — — — — — — — — — — — — —

talis est:
folgender ist:

In nomine domini omnipotentis patris et filii et spiritus sancti.
Im Namen Gottes des allmächtigen Vaters und Sohnes und heiligen Geistes.
Descriptio atque divisio quae facta est a gloriosissimo atque piissimo domno
Verzeichnis und Verteilung die gemacht ist vom ruhmvollen und frommen Herrn
Karolo imperatore augusto anno ab incarnatione domini nostri Jesu Christi
Karl, dem erhabenen Kaiser vom Jahre der Menschwerdung unsres Herrn Jesu Christi,
DCCCXI anno vero regni ejus in Francia XLIII et in Italia XXXVII
im 811ten vom Jahre aber seiner Regierung in Franken im 43ten und in Italien im 37ten
imperii autem XI indictione IIII quam pia et prudenti conside-
seines Kaisertums aber im 11ten in der 4ten Indiktion die er mit frommer und kluger Über-
ratione facere decrevit et domino annuente perfecit de thesauris
legung zu machen beschlossen und mit Gottes Willen ausgeführt von seinen Schätzen
suis atque peccunia quae in illa die in camera ejus inventa est. In
und dem Gelde was sich an jenem Tage in seiner Schatzkammer vorfand. Wo-
qua illud p(rae)cipue precavere voluit ut non solum elemosinarum lar-
bei er das vorzüglich hat vorsehen wollen daß nicht allein der Almosen Spen-
gitio quae sollempniter apud christianos de possessionibus eorum
dung wie sie herkömmlich bei Christen von ihrem Besitz
agitur pro se quoque de sua pecunia ordine atque racione perficeretur
gemacht wird auch für ihn von seinem Gelde in aller Form und Ordnung ausgeführt werde
sed etiam ut heredes sui omni ambiguitate remota quid ad
sondern auch daß seine Erben mit Beseitigung jeden Zweifels was ih-
se pertinere deberet liquido cognoscere et sine lite atque
nen zukomme klar wissen sollten und ohne Streit und


Italia est.
IN NOMINE DOMINI DEI OMNIPOTENTIS PATRIS ET FILII ET SPIRITUS SANCTI.
Descriptio atque divisio quae facta est a gloriosissimo atque piissimo domno
Karolo imperatore augusto. anno ab incarnatione domini nostri Iesu Christi
DCCCXI. anno vero regni eius in Francia XLIII. et in Italia XXXVI.
imperii autem XI. indictione IIII. quam pia et prudenti conside-
ratione facere decrevit. et domino annuente perfecit de thesauris
suis atque pecunia. quae in illa die in camera eius inventa est. In
qua illud praecipue praecavere voluit. ut non solum elemosinarum lar-
gitio. quae sollempniter apud christianos de possessionibus eorum
agitur. pro se quoque de sua pecunia ordine atque ratione perficeretur
sed etiam ut heredes sui omni ambiguitate remota quid ad
se pertinere deberet liquido cognoscere. et sine lite atque.

Karls des Grossen Testament

aus der „Vita Caroli Magni“ von Einhard, geschrieben in den nächsten Jahren nach Karls Tode.
Handschrift der Kaiserlichen Bibliothek zu Wien. Faksimile des Anfangs.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

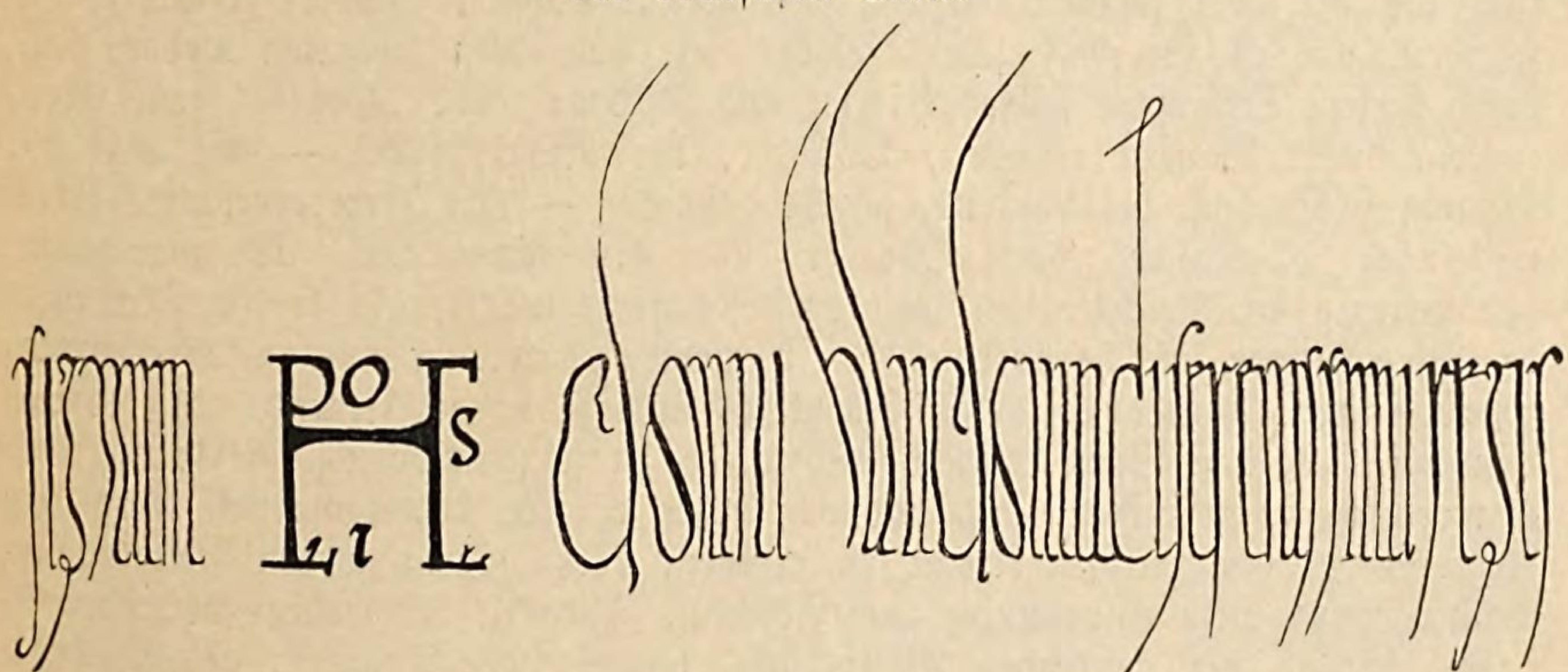
Zweites Buch.

Von Ludwig dem Frommen bis zu den Kreuzzügen.

814—1096 n. Chr.

Erstes Kapitel.

Ludwig der Fromme und das Haus der Karolinger bis zum Aussterben der deutschen Linie.



„Signum + domni hludovvici serenissimi regis."
Signum Ludwigs des Deutschen von einer Urkunde vom Jahre 87? datiert von Frankfurt a. M.
(„Actum Franconofurt in palatio regio.")

Ludwig I. der Fromme.

Das Ende Karls trat rascher ein als man erwartet hatte; sein Sohn Ludwig, von Aquitanien herbeigerufen, fand ihn nicht mehr am Leben. Ludwig I. (814—840) trat die Regierung an und vollzog des Vaters Testament; niemand hätte wagen dürfen, seine Autorität anzutasten; es ist sichtbar, daß die Reichseinheit, das kaiserliche Imperium, in hohem Grade populär war. Auch schien Ludwig kein unwürdiger Nachfolger zu sein: er war im besten Mannesalter, hatte eine gute Erziehung genossen und war längst in die Geschäfte eingeführt. Die Probe seiner Regierungskunst, die er in Aquitanien abgelegt hatte, war nicht schlecht ausgefallen und seiner Bildung nach war er, was nichts schadete, fast den Gelehrten seiner Zeit beizuzählen: er sprach Latein, verstand Griechisch und wußte die Bibel im Sinne der damaligen Theologie, nicht bloß nach dem „geistigen und sittlichen", sondern auch nach dem „mystischen Sinne", also allegorisch auszulegen. Er hatte nicht die Statur seines Vaters, war aber kräftig gebaut und von sehr starken Armen; im Bogenschießen oder Lanzenwurf kam ihm nicht so leicht einer gleich: auch hatte er die Beweglichkeit seines Vaters, war eifriger Jäger wie dieser, und an persönlichem Mute fehlte es ihm keines-

wegs. In den verdienstlichen Werken des Zeitalters — Ernährung der Armen und Loskauf der Gefangenen — genoß er den besten Ruf und man bemerkte eine fast mönchische Frömmigkeit an ihm: es fiel auf, mit welcher Devotion und wie lange er betete. Dabei aber war er, wie seine gesetzgeberischen Akte beweisen, ein eifriger Arbeiter: ob er durch seine Räte abgehalten werden mußte Mönch zu werden, wie einst seines Großvaters Bruder Karlman, möchte man bezweifeln. Daß er bereits von heranwachsenden Söhnen umgeben war, konnte nur als ein günstiger Umstand erscheinen. Im Jahre 816 kam Papst Stephan IV. über die Alpen und holte nach, was im Jahre 813 nicht geschehen war: zu Rheims salbte er den Kaiser, den er als einen zweiten König David anredete.

Testament von 817.

Eine zufällige Lebensgefahr sowie vielleicht die Furcht vor einer Partei, welche einen hinterlassenen Sohn seines Bruders Pipin, Bernhard, begünstigte, bestimmte ihn schon im vierten Jahre seiner Regierung sein Testament zu machen und die bei dem jetzigen Umfang des Reichs doppelt wichtige Frage zu entscheiden, wie es im Fall seines Todes mit demselben gehalten werden solle. Nach diesem Testament sollten Pipin und Ludwig als „Könige" jener Aquitanien, dieser Bayern erhalten, Lothar, der älteste, sollte — wie auch von Ludwig selbst noch bei Lebzeiten Karls geschehen — den Imperatorentitel führen und nach des Kaisers Tode Oberherr über das Ganze sein. Es war mithin das Prinzip der Reichseinheit weit entschiedener gewahrt, als bei den Teilungen der Merowinger, welche überdies den bequemen Kaisertitel nicht zur Verwendung gehabt hatten: ganz ausdrücklich betonte es Ludwig in der Urkunde, daß es ihm keineswegs in den Sinn komme, aus Liebe zu seinen Söhnen die Einheit des Imperiums zu zerreißen, und dadurch, setzte er sehr bedeutungsvoll hinzu, ein Ärgernis in der heiligen Kirche zu erregen. Auf einem großen Reichstag zu Aachen ward diese Anordnung zum Abschluß gebracht, bei welcher der überwiegende Einfluß der geistlichen Aristokratie, damals der Trägerin des Einheitsgedankens, zu Tage tritt (817).

Aufstand Bernhards.

Durch diese Anordnungen fühlte sich Ludwigs Neffe Bernhard, welchen Karl der Große zu seinem Statthalter in Italien gemacht hatte (812) und welcher den Königstitel dieses Landes führte, in seinen Interessen verletzt und erhob sich in Waffen, ermutigt, wie es scheint, durch eine Partei in der Umgebung des Kaisers selbst. Allein dieser war, trotz der Möncherei, die man ihm vorwarf, doch nicht ohne Energie: vor dem starken Heere, das er in Bewegung setzte, entsank Bernhard der Mut: er unterwarf sich, wurde auf einem Reichstage zu Aachen mit den Genossen der Verschwörung zum Tode verurteilt, vom Kaiser aber mit der barbarischen Barmherzigkeit des Zeitalters zur Blendung begnadigt, die dann überdies so grausam vollzogen wurde, daß Bernhard einige Tage später an den Folgen starb. Glimpflicher wurde mit den unechten Söhnen Karls verfahren, von denen Ludwig gelegentlich ähnliche Gefahr fürchtete: man ließ ihnen eine Tonsur scheeren und schickte sie in Klöster.

Partei der Kaiserin Judith.

Die neue Ordnung wurde nun ins Werk gesetzt und bis zum Jahre 828 gingen die Dinge nicht schlecht. Der Organismus oder Mechanismus der Verwaltung, Grafen und Bischöfe und die ihnen untergeordneten Werkzeuge thaten ihren Dienst. Die Marken waren wohlgehütet, die Kriege Grenzkriege; am Hofe selbst herrschte ein reges Leben; unaufhörlich kamen und gingen die Gesandten aus aller Welt, griechische, römische, sarazenische, bulgarische; eine Art

regelmäßigen Geschäftsgangs hatte sich gebildet: nach der Beendigung des Reichstags die Reisen des Kaisers oder wo nötig ein Feldzug; dann die Herbstjagden in den Vogesen oder Ardennen, dann die Winterresidenz in Aachen, wo man auch nicht müßig ging. Ludwig war seit 819 zum zweiten Male vermählt mit der Tochter eines bayrischen Grafen Welf, Judith, und diese Frau gewann entschiedenen Einfluß auf den Kaiser, welcher einer Beeinflussung bedürftig war, wie alle gewöhnlichen Menschen. Sie gebar ihm 823 einen Sohn, Karl: im gleichen Jahre wurde die Organisation des Reichs bestätigt, indem Lothar, der älteste aus der früheren Ehe mit Irmengard, in Rom als Imperator gekrönt ward. Allein es handelte sich darum, dem nachgeborenen Bruder eine Versorgung zu ermitteln und dieser erhielt als sechsjähriger Knabe durch kaiserliches Edikt den Titel eines Herzogs von Alemannien, woher die Familie der Mutter stammte. So standen sich am Hofe zwei Koterien, die der Königin und ihres Sohnes und die der drei älteren Brüder gegenüber, und die Führung der ersteren hatte ein Mann von Kraft, der seither das schwierige Grafenamt in Barcelona verwaltet hatte und der jetzt Reichskämmerer, also erster Beamter des nach altgermanischer Weise unter Aufsicht der Kaiserin stehenden Schatzes wurde, Bernhard.

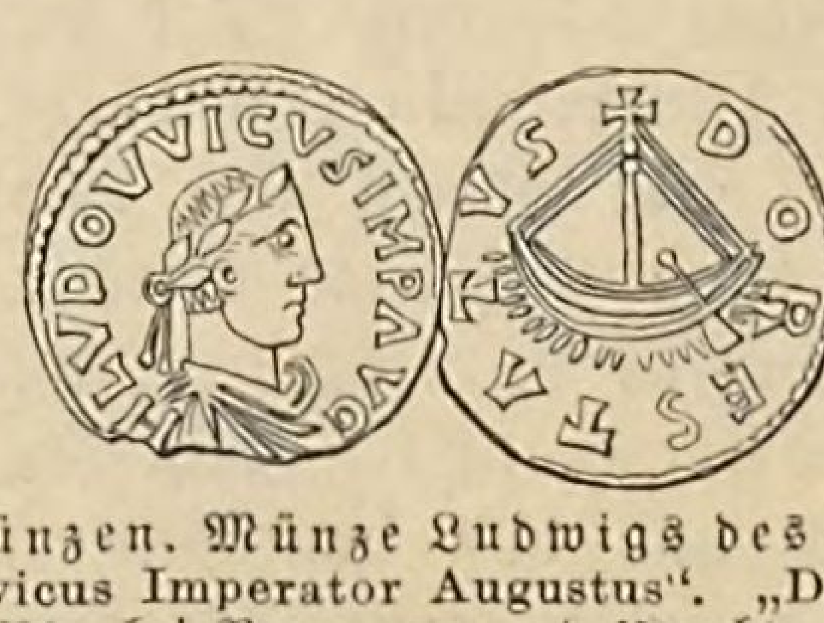
Erhebung der drei älteren Söhne.

Die Mittel, mit welchen die älteren Söhne operierten, waren nicht fein. Lothar und Pipin, von denen der erste in der That aus seinem Anteil die Kosten der Ausstattung des nachgeborenen Stiefbruders zu tragen hatte, erhoben sich, gestützt auf die Erbfolgeordnung von 817, beschuldigten den Reichskämmerer eines schändlichen Verhältnisses zur Kaiserin und der Verzauberung ihres Vaters, des Kaisers, und sie gewannen die Oberhand. Sie zwangen die Kaiserin den Schleier zu nehmen, und suchten — auch Ludwig der dritte Bruder hatte sich angeschlossen — den Kaiser selbst zur Abdankung durch Eintritt in ein Kloster zu bewegen. Dies weigerte Kaiser Ludwig, der 831 auf einem Reichstag zu Nymwegen seine Autorität zurückgewann. Der ostfränkische und sächsische Adel war für ihn, auch die beiden jüngeren Söhne, welche auf Lothar eifersüchtig waren oder ihm mißtrauten, und während Judith und deren Brüder aus ihren Klöstern zurückgerufen wurden, wurden die Häupter der Partei Lothars zum Tode verurteilt, aber vom Kaiser, der seit der unglücklichen Blendung Bernhards Bluturteile zu vollziehen scheute, begnadigt. Auch der Reichskämmerer, Graf Bernhard, Herzog von Septimanien, gewann seinen ganzen Einfluß wieder: er hatte, um sich von der Anklage der Gegner zu reinigen, diesen das Gottesurteil des gerichtlichen Zweikampf angeboten und niemand hatte sich ihm gestellt.

Zweiter und dritter Aufstand.

Der Friede aber dauerte nicht lange. Eine zweite Schilderhebung — Pipin und Ludwig — folgte schon im Jahre 832. Noch einmal war der Kaiser der stärkere: Pipin ward demgemäß abgesetzt, und sein Königreich Aquitanien erhielt Karl. Dies erregte den Söhnen aus erster Ehe die Besorgnis, daß die Partei der Kaiserin auf ihre völlige Unterdrückung ausgehe, und sie erhoben sich vereint ein drittes Mal (833). Sie hatten sich diesmal besser vorgesehen und einen geheimen Verbündeten in dem Papste Gregor IV. gewonnen: es gelang ihnen, ihre Streitkräfte bei Worms zu vereinigen, während der Kaiser mit seinem Heere bei Kolmar stand. Die Heere waren zum Kampfe gerüstet, aber es wurden Verhandlungen eingeleitet, und von den hinterlistigen Ränken, deren Opfer der Kaiser wurde, soll der Schauplatz dieser Vorgänge, das Rotfeld, den Namen

Lügenfeld erhalten haben (Juni 833). Der römische Papst, der persönlich erschienen war, wollte vermitteln, aber ohne Erfolg. Der Kaiser sah sich von den Seinen verlassen, er ritt selbst in das Lager der Söhne hinüber. Der älteste derselben, Lothar, nahm ihn in Haft: er mußte versprechen, sich von Judith zu trennen, welche in ein italienisches Kloster geschickt wurde, und wurde von Lothar, der selbst, wie es scheint, das Werkzeug einer Koterie von geistlichen und weltlichen Magnaten war, nach Soissons und dann nach Aachen gebracht, wo man ihn gefangen hielt: die politischen Zwecke und Gedanken erscheinen, wenn sie auch vorhanden gewesen sein mögen, überall von Ehrsucht und Habgier überwuchert. Er ward zu einer öffentlichen Kirchenbuße in der Kirche des Medardusklosters zu Soissons gezwungen, wo er in härenem Gewand, der üblichen Tracht der Büßer, ein Verzeichnis seiner Sünden ablas. Es war eine Demütigung, deren Charakter jener Zeit nicht so entwürdigend erschien, als er uns erscheinen würde: aber sie ging selbst für dieses Zeitalter zu weit, und der Sohn Karls des Großen hatte doch im Volke mehr Boden, als der unnatürliche Sohn und die Partei, die dieser führte. Dieser Stimmung unter der Bevölkerung bemächtigten sich jetzt die beiden jüngeren Söhne Pipin und Ludwig. Sie nahmen für den Vater Partei, den Lothar freigeben mußte. Ludwig ward wieder in seiner kaiserlichen Autorität anerkannt und Lothar gezwungen, seine Verzeihung nachzusuchen. Einige Jahre verflossen nun friedlich. Aber die Notwendigkeit, für die Zeit nach des Kaisers Tode Vorsorge zu treffen und Ludwigs Wunsch, dem nachgeborenen Sohne einen ansehnlichen Teil zu sichern, führte im Jahre 839, nachdem Pipin mittlerweile (838) gestorben war, zu einer neuen Teilung, bei welcher Lothar und Karl die begünstigten waren, Ludwig auf Bayern beschränkt und Pipins Söhne — mit Recht, da man nicht ins Unendliche teilen konnte noch wollte — ganz übergangen waren. Der Kaiser stand wider seinen Sohn Ludwig, der gegen dieses Abkommen sich in Waffen erhoben hatte, zu Felde, unterhalb Mainz: hier aber war ihm das Ziel gesteckt. Auf einer Insel des Rheins, fast im Angesicht des Palastes von Ingelheim, starb er. Lebhaft versetzt uns ein Bericht aus geistlicher Feder in dieses Sterbegemach, in das man in guter Meinung so viele Priester, als man zur Hand hatte, brachte: der Kranke, offenbar geängstigt durch die vielen Menschen, rief ärgerlich ein sehr natürliches „hutz, hutz", fort, fort — das aber der fromme Darsteller sich nicht anders zurecht zu legen weiß, als dadurch, daß der Kaiser einen bösen Geist gesehen haben müsse und diesen habe verscheuchen wollen. In seiner Umgebung befand sich einer seiner Halbbrüder, der Bischof Drogo, sein „Archikapellanus", der die Beisetzung des kaiserlichen Leichnams in der Kirche des heiligen Arnulf, des Stammvaters der Karolinger, zu Metz leitete (840).



Kaisermünzen. Münze Ludwigs des Frommen.
(„Hludovvicus Imperator Augustus". „Dorestatus".)
Geprägt zu Duurestadt a. Rh., bei Nymwegen und Utrecht. K. Münzkabinett zu Berlin.

Es war zum großen Teile, aber keineswegs ausschließlich die Schuld Ludwigs, daß diese Regierung, welche mit den besten Hoffnungen begonnen hatte, später so unglücklich verlief. Indes ganz ohne Erfolg war sie nicht. In dem was die Zeit am höchsten hielt und was auch in politischer Beziehung von größter Bedeutung war, gelang ihm eine wichtige Erwerbung: ein König der Nordmannen, Harold, erschien zu Ingelheim und ließ sich taufen (zu Mainz 826) und mit ihm begab sich dann ein Mönch Ansgarius nach Norden, welcher der erste Bischof des zu Hamaburg (Hamburg) an der Unterelbe neu errichteten Bistums wurde. Es war ein Gedanke, den schon Karl der Große gehegt hatte. Das Verdienst, dem Dänenkönig die christliche Lehre annehmbar zu machen, hatte Ludwigs Abgesandter Bischof Ebo von Rheims; doch scheint Harold längere Zeit geschwankt zu haben. Er kündigte aber doch seinen Besuch bei Ludwig an, und bei dieser Gelegenheit führt uns ein Dichter der Zeit das Leben in Ingelheim in einer gewissen lebendigen Anschaulichkeit vor, die wir an unsern mittelalterlichen Quellenschriftstellern nur äußerst selten zu rühmen finden — den Palast und die Kirche mit ihren profanen und heiligen Bildwerken, die Ankunft der dänischen Gäste, die den Rhein herauf gefahren sind, die Bekehrung Harolds, den Ludwig, und seiner Gemahlin, welche Judith aus der Taufe hebt, den glänzenden Festgottesdienst und das nicht minder glänzende Festmahl, bei welchem Gunto, der Oberkoch, und Petrus, der Hofbäcker, und Otho, der Kellermeister, ihre Kunst erproben: dann die große Jagd, bei welcher die Kaiserin in offenem Zelt die rückkehrenden Herren empfängt, und die Menge auf dem Rasen ringsum sich lagert, bis die „wiedergeborenen Dänen“ und ihr König, der von der fränkischen Herrlichkeit einen großen Eindruck empfangen hat, reich beschenkt, von Mönchen und christlichen Priestern begleitet und mit den Geräten des neuen Dienstes reich versehen heimkehren, um dort die Götzenbilder umzustürzen oder einzuschmelzen, wie Harold seinem kaiserlichen Wirte versprochen hatte.

Charakter der Regierung Ludwigs.

Es war Ludwig sehr ernst mit der Verbreitung christlicher Bildung auch in seinem eigenen Reiche, und sein Beiname der Fromme ist auch in dieser Hinsicht verdient, nicht bloß weil er allenthalben, wo er hinkam, die Kirchen besuchte und sich in diesem Bezeigen niemals genug that. Gelegentliche Äußerungen dieser Frömmigkeit sind doch so uneben nicht: als sich ein Komet am Himmel zeigte, läßt er einen Geistlichen rufen — eben den, der uns diese Geschichte berichtet — und befragt ihn um seine Meinung: er macht dann den Priester aufmerksam, daß man ein solches Zeichen am Himmel auf Veränderung des Reichs oder Tod des Fürsten zu deuten pflege. Der Priester antwortet mit einer Stelle des Propheten Jeremias, und Ludwig, fromm und verständig, schließt das Gespräch mit dem guten Wort „wir sollen keinen andern fürchten, als den, der uns und dieses Gestirn geschaffen hat, doch mögen solche Zeichen wohl dazu dienen, den Sünder aus seiner Trägheit aufzurütteln“. Eine besondere Abhängigkeit von der Kirche und insbesondere vom Papst finden wir nicht: sein Sohn Lothar drang im Jahre 824 zu Rom mit allem Nachdruck darauf, daß die Papstwahl in kanonischer Weise vor sich gehe und der Gewählte nicht eher geweiht und eingesetzt werde, als bis er öffentlich und in Gegenwart des kaiserlichen Sendboten den Huldigungseid geleistet habe: noch unter ihm beharrte die fränkische Kirche in einem gewissen Widerspruch gegen den Bilderkultus. Aber die Bürgerkriege legten den Keim zum Verfall des fränkischen Reiches, indem

Krieg der Brüder. 840.

sie die weltlichen Großen und auch die Bischöfe in Parteiungen trieben und die Regierungsautorität von diesen Parteigängern abhängig machten. Der Bürgerkrieg oder vielmehr Adelskrieg dauerte noch eine Weile fort. Ludwig und Karl verbanden sich gegen Lothar und sie konnten sich dabei auf diejenigen Stämme und Teile der Bevölkerung stützen, bei denen die Idee des Kaisertums noch keine rechte Wurel geschlagen hatte. Unterhandlungen scheiterten, man stellte die Sache „dem Urteil des allmächtigen Gottes“ anheim und es kam 841 bei Fontanetum in der Nähe von Auxerre zu einer Schlacht, in welcher Lothar geschlagen wurde. Es war ein sehr blutiger Kampf gewesen, in welchem, nach den Worten eines geistlichen Berichterstatters, der Bruder den Bruder, der Neffe den Neffen mordete.

Karl und Ludwig gegen Lothar.

Im Jahre 842 finden wir die Heere der beiden Brüder bei Straßburg vereinigt, und vor dem einen, dem Karls — des Kahlen, wie er unterschieden wird, — leistete Ludwig in romanischer Sprache den Schwur, seinen Bruder Karl in jeglicher Sache zu unterstützen, wie ein Mann von Rechts wegen seinen Bruder solle, und mit Lothar kein Separatabkommen zu treffen, — desgleichen in „thiudisker“ Sprache Karl vor dem Heere Ludwigs. Während dessen hatte Lothar in Deutschland einen Teil der Bevölkerung für sich gewonnen und namentlich im Sachsenland einen gefährlichen Aufstand der niederen Klasse des Volkes — sie nannten sich die Stellinga — gegen den Adel begünstigt; zu einer Hauptschlacht kam es nicht mehr; man verständigte sich unter der Vermittlung der Bischöfe, denen es ernstlich um die Reichseinheit zu thun war, weil von ihr die kirchliche abhing, und welche hier eine große Macht besaßen, weil sie eine gute Sache führten, — „kraft göttlicher Autorität sagen wir (præcipimus)“ — zu Virodunum, oder Verdun 843.

Vertrag zu Virodunum 843.

Das Reich ward aufs neue geteilt und zwar so, daß Ludwig die Landschaften rechts vom Rhein mit Ausnahme von Friesland, auf dem linken Ufer Stadt und Gau von Speier, Worms und Mainz, Karl die westlich vom Rhein gelegenen, Lothar Italien und das Land von der Rhein- bis zur Rhonemündung, mit Einschluß von Friesland und dem ripuarischen Frankenland, mit dem Kaisertitel erhielt; in seinem Teile lagen die großen Städte, Rom und Mailand, Massilia, Lugdunum, Trier, Aachen, Köln. Die Teilung war insofern von weltgeschichtlicher Bedeutung, als sie die germanische Osthälfte von der überwiegend romanischen Westhälfte schied, und so den Grund zu zwei Reichen auf der Basis verschiedener Nationalität und Sprache legte. Diese nationale Grundlage fehlte dem Reiche Lothars, das nur ein Lothari regnum, ein durch eine Persönlichkeit augenblicklich und fast zufällig zusammengehaltenes Ganze war. Ihre Ergänzung fand nach Lothars Tode jene Scheidung durch den siebenundzwanzig Jahre später, 870 zu Mersen, einen Flecken bei Mastricht, zwischen Karl dem Kahlen und Ludwig dem Deutschen geschlossenen Vertrag, in welchem dem letzteren der größere Teil von Lothringen und Friesland zugeschieden wurde, so daß alles, was germanischen Stammes war, in diesem Ostfrankenreiche sich zusammenfand. Es ist nicht nötig, daß unsre Erzählung den Teilungen und Unterteilungen und Wiedervereinigungen der fränkischen Reiche im einzelnen folge; wir wissen mit diesen Königsnamen, die für uns wesenlose Schatten sind, kaum eine bestimmte Anschauung oder Vorstellung mehr zu verbinden. Es kann zur Orientierung für die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts, das so glänzend begonnen hatte und so traurig endete, genügen, daß nach dem

Zu den Straßburger Eidschwüren.

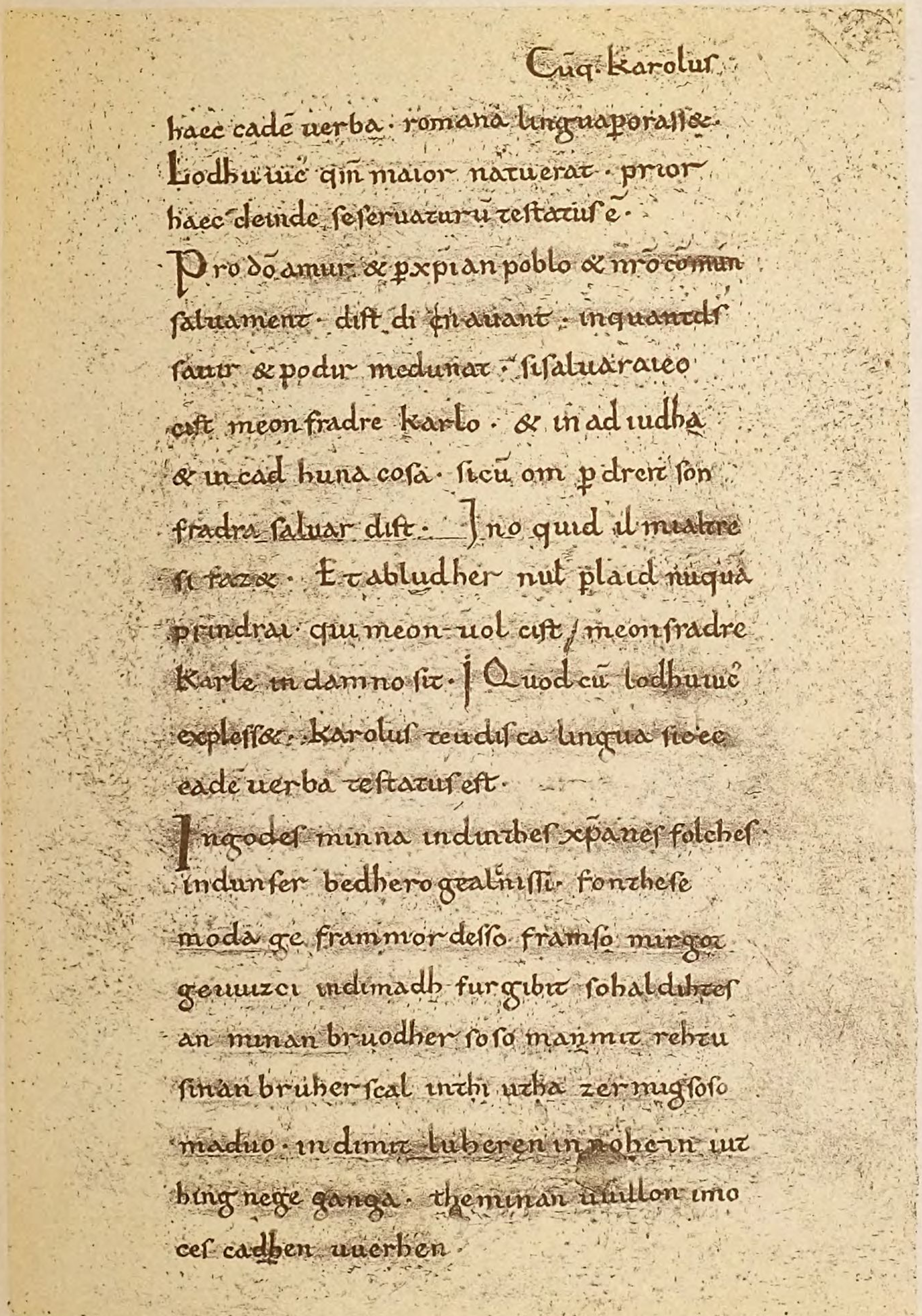
Dieses wichtige Sprach- und Geschichtsdenkmal ist erhalten durch eine einzige, jetzt in Paris befindliche Handschrift der „Vier Bücher Geschichte" von Nithard, der das Original der Eide jedenfalls zur Hand gehabt hat, als er sie durch sorgfältige Niederschrift der Nachwelt aufbewahrte. Nithard, Sohn des gelehrten und hochgebildeten Angilbert, Freundes und Genossen des großen Karl, und der Bertha, Tochter dieses Kaisers, also ein Enkel Karls des Großen, trat nach dem Tode seines Oheims Ludwigs des Frommen in den Bruderkriegen Lothars, Ludwigs des Deutschen und Karls des Kahlen auf die Seite des letzteren und war ein steter Begleiter dieses seines Vetters auf seinen Zügen, also auch jedenfalls Ohren- und Augenzeuge des Schwurs. Er erhielt von seinem Vetter den Auftrag zur Abfassung seines Werkes „Vier Bücher Geschichten", das er im Jahre 841 begann und nur bis 843 führte. Es behandelt die unglückliche Regierung Ludwigs des Frommen und den großen Bruderkrieg seiner Söhne.

Die Eide wurden nach Nithard geschworen am 14. Februar 842 zu Straßburg zwischen Ludwig und Karl gegen den abwesenden Lothar und erhielten ein Jahr darauf in dem Teilungsvertrage von Verdun ihren bedeutungsvollen Abschluß. Ludwig der Deutsche schwur romanisch, Karl als der Romane deutsch.

Erklärungstafel mit wörtlicher Übersetzung.

(Abkürzungen ausgeschrieben.)

Cumque Karolus
Und als Karl
haec eadem verba romana lingua perorasset
diese selben Worte in romanischer Zunge geredet hatte,
Lodhuicus quoniam major natu erat, prior
Ludwig, weil er älter geboren war, zuerst
haec deinde se servaturum testatus est:
(daß) diese darauf er halten würde schwur:
Pro deo amur et pro christian poblo et nostro commun
Aus Liebe zu Gott und fürs christliche Volk und unser gemeinsames
salvament, dist di in avant, in quant deus
Heil, von diesem Tage an fernerhin, so weit Gott
savir et podir me dunat, si salvaraieo
Wissen und Vermögen mir gibt, so will ich halten (schützen)
cist meon fradre Karlo, et in adiudha
diesen meinen Bruder Karl, sowohl zur Hilfe (aide)
et in cadhuna cosa, si cum om per dreit son
als auch in jedweder (chacun) Sache, sowie ein Mann mit Recht seinen
fradra saluar dist, In o quid il mi altre-
Bruder halten soll, in allem was er mir eben-
si fazet; et ab Ludher nul plaid nunquam
so thun würde; und mit Lothar keinen Vertrag niemals
prindrai, qui meon vol cist meon fradre
machen werde, der meines Willens diesem meinem Bruder
Karle in damno sit. | Quod cum Lodhuicius
Karl zum Schaden sein würde. | Dieses als Ludwig
explesset, Karolus teudisca lingua sic hec
vollendet hatte, Karl in deutscher Sprache so diese
eadem verba testatus est:
selben Worte schwur:
In godes minna ind in thes christianes folches
In Gottes Liebe und in des christlichen Volkes
ind unser bedhero gealtnissi, fon these-
und unser beider Erhaltung, von die-
mo dage frammordes so fram so mir got
sem Tage fortan so weit als mir Gott
gewisci indi madh furgibit, so haldih tes-
Wissen und Macht gibt, so halte ich die-
an minan bruodher, soso man mit rehtu
sen meinen Bruder, sowie man mit Recht
sinan bruher scal, in thiu thaz er mig soso-
seinen Bruder soll, in dem daß er mir eben-
ma duo; indi mit Lu(d)heren in nohhein iu t-
so thue; und mit Lothar in kein D-
hing ne geganga, the minan willon imo
ing nicht gehe ich, das meines Willens ihm
se scadhen werhen.
zu Schaden werde.



Cumq. Karolus
haec eadē uerba · romana lingua perorasset ·
Lodhuuuic qm̄ maior natu erat · prior
haec deinde se seruaturū testatus ē ·
Pro dō amur & p̄ xpian poblo & nro comun
saluament · dist di en auant · in quant ds
sauir & podir me dunat · si saluarai eo
cist meon fradre karlo · & in ad iudha
& in cad huna cosa · sicū om p̄ dreit son
fradra saluar dist · Jno quid il mi altre
si fazet · Et ab ludher nul plaid nūquā
prindrai · qui meon uol cist meon fradre
Karle in damno sit · Quod cū lodhuuuic
explesset · karolus teudisca lingua sic ec
eadē uerba testatus est ·
Jngodes minna ind in thes xp̄anes folches
ind unser bedhero gehaltnissi · fon thesemo
dage frammordesso · fram so mir got
geuuizci indi madh furgibit · so hald ih tes
an minan bruodher · soso man mit rehtu
sinan bruher scal · in thiu thaz er mig soso
ma duo · indi mit ludheren in nohheiniu
thing ne gegango · the minan uuillon imo
ces cadhen uuerhen ·

Die Strassburger Eidschwüre

Ludwigs des Deutschen und Karls des Kahlen vom Jahre 842.

In der Niederschrift Nidhards, Enkels Karl des Grossen, aus seinen vier Büchern fränkischer Geschichten.

Ältestes Denkmal der Scheidung germanischer und romanischer Nation und Sprache.

Genaue Nachbildung der einzig erhaltenen (Pariser) Handschrift.

Tode Lothars I., des schlimmsten aber vielleicht bedeutendsten unter den Söhnen Ludwigs (855) — mit Mühe retteten die Gebete der Mönche des Klosters Prüm, wo er seine Tage beschloß, seine Seele aus den Klauen der Teufel, als sie mit den Engeln um dieselbe rangen —, der kaiserliche Name an dessen Sohn Ludwig II. kam, mit dessen Tode (875) diese Linie des karolingischen Stammes ausstarb; daß nach diesem Todesfall Karl der Kahle sich Italiens bemächtigte und aus den Händen des Papstes Johann VIII. (872—882) die Kaiserkrone erhielt (Karl II.); daß nach Ludwigs des Deutschen Tode (879) dessen Reich unter seine drei Söhne Karlman, Ludwig und Karl den Dicken geteilt wurde; daß Karl der Kahle bei einem Versuche, die linksrheinischen Landschaften zu gewinnen, von dem jüngeren Ludwig bei Andernach eine Niederlage erlitt (876) und daß einer dieser Söhne Ludwigs des Deutschen, Karl der Dicke, nach dem Tode seiner Brüder (882) Herr des ganzen Ostfrankenlands und nach dem Tode der beiden Enkel Karls des Kahlen, die schnell nach einander starben, auch des westfränkischen Teils wurde (884), so daß er, Karl III., so auf kurze Zeit wieder das ganze Reich vereinigte: allerdings mit Ausnahme von Burgund, wo ein Graf Boso von Vienne mit Zustimmung der Großen des Landes sich (879) selbständig gemacht hatte. Allein nach kurzer Zeit fiel das wiederhergestellte Reich Karls des Großen abermals auseinander. Karl der Dicke, ein kranker und schwacher Mann, war der Aufgabe nicht gewachsen. Er mußte den Normannen, die während dieser Wirren zu einem furchtbaren Feinde geworden waren und bereits vor Paris erschienen, den Frieden durch eine Tributzahlung abkaufen und wurde 887 auf einem Fürstentage zu Tribur abgesetzt. Im folgenden Jahre starb er. Darauf wurde im Ostfrankenlande ein Sohn Karlmans von einem Kebsweibe, Arnulf, (887—899) und in Westfranken, von dem sich ein zweites Burgund, Hochburgund, unter einem Grafen Rudolf loslöste, Graf Odo von Paris zum König erhoben: in dem unglücklichen Jahre, als die Normannen vor Paris lagen (886), hatte dieser die Verteidigung geleitet und große Tapferkeit bewiesen. In Italien ließ sich ein Markgraf Berengar von Friaul im Jahre 888 zu Pavia als König krönen und diese neuen Gewalten wurden sämtlich von Arnulf anerkannt.

Arnulf. Allgemeine Zustände.

Unter diesen Wirren konnte sich die kraftvolle Organisation, zu welcher Karl der Große den Grund gelegt hatte, nicht behaupten. Die Grafen, durch Ausstattung mit Land besoldet, Träger der Regierungsgewalt in weiten Bezirken und nur unregelmäßig beaufsichtigt, hatten von Hause aus eine nicht eng umschriebene Gewalt, die sie, sobald die Zentralgewalt schlaff wurde, leicht ausdehnten und die sich in vielen Fällen auf einen tüchtigen Sohn vererben konnte. Schon Ludwig der Fromme war genötigt gewesen, obgleich er für die Klagen der Unterthanen ein offenes Ohr hatte, ihre Pflichttreue durch neue Verleihungen zu erkaufen, anstatt sie kraft kaiserlicher Vollmacht zu befehlen oder zu erzwingen, und dies ward bei den raschen Wechseln der folgenden Zeit nur schlimmer. Gegen die Vergewaltigung durch



Siegel Arnulfs von Kärnthen.

diese schon halb unabhängigen Großen sowie gegen den lästigen Kriegsdienst, zu welchem wenigstens bei Verteidigungskriegen alle Freien nach bestimmtem Satze verpflichtet waren, gab es ein einfaches aber verhängnisvolles Mittel: der freie Mann gab sein Allodium an den Reichen und Mächtigen, um es aus dessen Händen als Benefizium zurückzuerhalten, womit er seiner Vollfreiheit allerdings verlustig ging, aber dafür den wertvolleren Schutz dieses Mächtigen eintauschte. Denselben Dienst that es und dieselbe Wirkung — Verminderung der Zahl der Freien — hatte es, sein Freigut der Kirche, einem Kloster, einem Bischof zu übergeben, und es von diesem gegen bestimmte Verpflichtungen als Lehen zurückzunehmen. So erstarkte mehr und mehr eine neue Gesellschaftsordnung, bei welcher für einen großen Teil der Bevölkerung an die Stelle der Abhängigkeit vom Könige die Abhängigkeit von einem näheren Herrn trat, und der Schwerpunkt von der königlichen, der Zentralregierung weg auf eine Anzahl großer oder, wenn man will, kleiner Herren gerückt wurde, die auf ihre Vasallen gestützt dem Könige um so mächtiger gegenüberstanden, je mehr derselbe bei seinen Verlegenheiten auf ihren guten Willen angewiesen war.

Äußere Feinde.

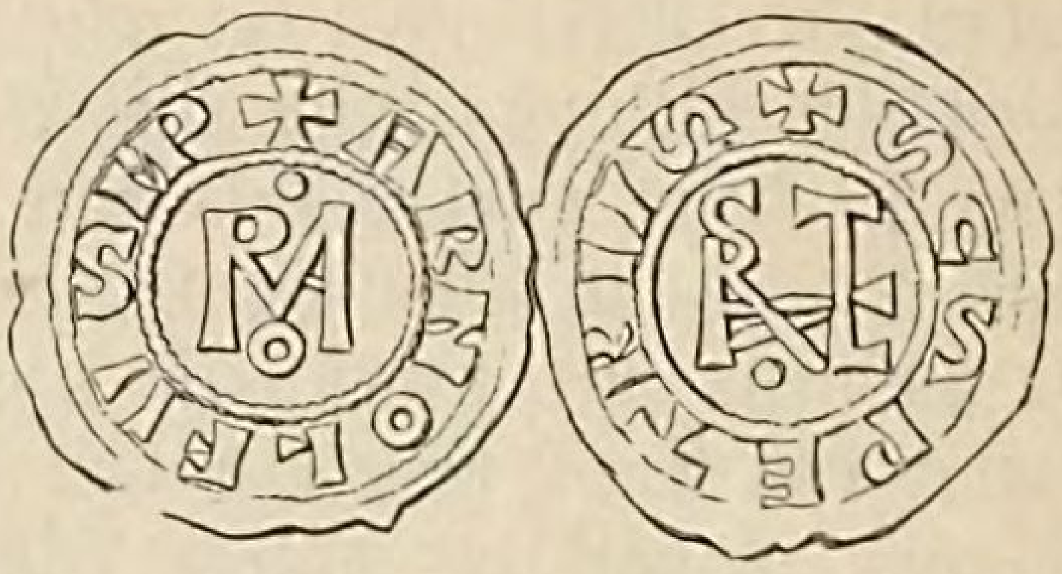
Dies machte sich schon bald nach Ludwigs des Frommen Tode bei der Verteidigung der Reichsgrenzen fühlbar, welche von überallher bedroht und bald überschwemmt wurden. Im Süden, von Spanien und von Afrika her, machten sich die alten Feinde des christlichen Namens, die Araber, furchtbar. Sie eroberten in den Jahren 827—878 Sizilien, bemächtigten sich bei Gelegenheit eines Erbfolgestreites im Langobardenherzogtum Benevent wichtiger Punkte der apulischen Küste; im Jahre 846 lief eine arabische Flotte in die Tibermündung ein, setzte Truppen ans Land, welche in den Vorstädten von Rom plünderten; man erlebte, daß sie heilige Klöster als Ställe für ihre Pferde gebrauchten, daß die St. Peterskirche selbst in ihrer Gewalt war. Bald, seit 889 hatten sie sogar wieder auf gallischem Boden zwischen Frejus und Marseille einen befestigten Punkt, Fraxinetum, der ihrem Seeraub als Stützpunkt und Lagerort diente. Nach Osten wurden die Grenzen nicht weiter vorgeschoben. Man hatte vielmehr Mühe, sie gegen die slavischen Stämme, die Obodriten, Sorben, Böhmen, Mähren zu behaupten. Hier erwarb sich Ludwig der Deutsche Verdienste: ihm aber erwuchs ein besonders gefährlicher Feind in einem mährischen Fürsten Rastislaw, den er selbst erhoben hatte und der dann der Verbündete aller seiner Feinde wurde. Dieser ward von seinem Neffen Suatopluk mit Hilfe der Deutschen gestürzt, und verschwand, von den Empörern ausgeliefert, in einem fränkischen Kloster; aber Suatopluk erwies sich bald als ein noch fähigerer und gefährlicherer Feind. Mit dem Ende des Jahrhunderts kam von Osten her eine neue Plage. Die Magyaren, ein finnischer Stamm, der sich unter Arnulfs Regierung Pannoniens bemächtigte, begannen ihre verheerenden Züge und erneuerten das Gedächtnis der althunnischen Zeiten. Die schwerste Plage dieser Zeit, der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts, waren aber die Normannen. Der Name bezeichnet die nördlich Wohnenden überhaupt: es war eine Bevölkerung germanischen Stammes, welche in Dänemark, dem südlichen Teile Schwedens und in Norwegen wohnte, und die, kraftvoll und durch ihre Wohnplätze von selbst auf die kecke Seefahrt hingewiesen, bald durch das Mißverhältnis der rasch anwachsenden Bevölkerung und des nur kargen Unterhalt spendenden Bodens auf das natürliche Auskunftsmittel dieser Zeiten, die bewaffnete

Auswanderung, sich hingewiesen sah. Um 787 landeten solche nordischen Piraten in Wessex und von da an spielten sie in der Geschichte Englands ihre bedeutungsvolle Rolle; bald aber erschienen die gefürchteten Boote, jedes auf zwanzig bis sechzig Leute eingerichtet, wo immer ein schiffbarer Fluß den Zugang vom Meere her ins innere Land öffnete. Von der nordischen Bezeichnung für Kämpfer oder Krieger, Kappar, ist den Seeräuberschiffen der ganzen Welt der Name Kaper geblieben; sie selbst nannten sich Wikinger, und eine Art Romantik hat sich um ihre Fahrten gewoben, wie sie denn nicht bloß Beute und Landbesitz, sondern auch Bethätigung gewaltiger Kraft und Kühnheit und Ruhm unter ihren Volksgenossen durch diese Züge suchten, mit denen ein neues Leben ihres Volkes begann. Wo die Schiffe mit den Drachenbildern von den Aussichtspunkten der Küsten erblickt wurden, begann alsbald ein eiliges Flüchten und Bergen dessen was sich leicht fortschaffen ließ. Aber der Arm dieser Räuber war lang: sie pflegten nahe der Mündung des Flusses, der ihnen die Straße bot, ein festes Lager zu errichten und eine Anzahl tapferer Männer zu dessen Bewachung zurückzulassen; dorthin schafften sie den Raub — Geld, Vieh, Gefangene —, den sie aus dem Herzen des Landes sich holten, in welches sie, die Ströme weit aufwärts fahrend, eindrangen. An allen Gestaden des Ozeans, der Nord- und der Ostsee bis nach Esthland waren sie der Schrecken der Küstenlandschaften, und ihrer heidnischen Wut war nichts heilig: im Jahre 845 ward die Schöpfung des frommen Ludwig, Hamburg, von ihnen zerstört. In den karolingischen Wirren spielten sie gelegentlich eine Rolle als Verbündete des einen Bruders gegen den andern und es kam wohl vor, daß man die Schlacht gegen sie nicht wagte, auch wo man die Gunst der Verhältnisse für sich hatte: so schloß Karl der Kahle wiederholt mit ihren Anführern Verträge mit Geldzahlungen und Einräumung von Landstrichen. Im Jahre 885/6 finden wir sie vor Paris; und selten nur konnte man einen Sieg feiern, wie den Ludwigs III., des Sohnes Karls des Kahlen, im Jahre 881, den ein kostbares Denkmal dieser Zeiten, das Ludwigslied preist:

„Sang ward gesungen, Kampf ward begunnen . . .
Gelobet sei die Gotteskraft, Hluduig ward sigihaft". —

Aber freilich schon im folgenden Jahre drangen sie wieder am Rhein und an der Mosel aufwärts: Lüttich, Köln, Aachen, Trier suchten sie mit Brand und Plünderung heim. Einen großen Sieg über sie gewann Arnulf im J. 891. Sie hatten eben noch eine von ihm wider sie ausgesandte Streitkraft in der Nähe von Mastricht vernichtet und hielten ein verschanztes Lager bei Löwen; hier suchte Arnulf sie auf und erfocht einen glänzenden Sieg: zwei ihrer Könige wurden ihnen getötet und fünfzehn Feldzeichen abgenommen. Arnulf war ein Mann von Kraft; auch gegen den mährischen Fürsten wendete er seine Waffen: eben in diesen Kämpfen aber gewann er die Hilfe der Magyaren gegen Suatopluk und zog damit selbst dem Reiche einen Feind heran, der sich noch verderblicher erweisen sollte, als selbst die Normannen. Gegenüber den zerrüttenden Folgen dieser Raubzüge suchte Arnulf wieder eine Stärkung der kirchlichen Ordnungen und ihrer Vertreter und unternahm es, das Kaisertum herzustellen. Er zog im Jahre 894 nach Italien, wo er vom Papst Formosus als Kaiser gekrönt

ward. Außer dem Titel und einer großen Ladung von Heiligengebeinen brachte er wenig heim: bei einem zweiten Besuche des Landes 899 auf den Heimweg starb er. In demselben Jahre machten die Magyaren ihren ersten Raubzug nach Italien.



Monogramm Roma. Monogramm Stephanus.
Kaisermünzen: Münze Arnulfs von Kärnthen und Papst Stephans VI.
(„Arnolfus Imp. — Scts Petrus.")
Einzige Münze Arnulfs im K. Münzkabinett zu Berlin. In Rom geprägt.

Ludwig das Kind. 899 bis 911.

Arnulf hinterließ einen unmündigen Sohn, Ludwig, der auf einem Magnatentage zu Forchheim an der Regnitz, im heutigen Oberfranken, als König des Ostfrankenreichs anerkannt wurde. Als Reichsverweser der Regierung, der dieses Kind den Namen gab, fungierte der Erzbischof Hatto von Mainz. Aber der Knabe kam nicht zu seinen Jahren: schon 911 starb er, und ein gefährlicher Augenblick für Deutschlands Geschicke trat ein, als mit ihm der große Name, an welchem noch etwas von königlicher Autorität haftete, das Haus der Karolinger, erlosch.

Fast vergebens sieht man sich in dieser traurigen Zeit, von Ludwigs des Frommen Tod bis zu diesem Ausgang der karolingischen Periode, in Deutschland — denn im Westfrankenland fristete die Dynastie noch ein Jahrhundert länger ihr Dasein — nach erfreulicheren Erscheinungen um, als die Tapferkeit in unfruchtbaren Kriegen ist.

Die Kirche.

Immerhin war es ein Glück, daß in der festen Organisation der Kirche ein einigermaßen Dauerndes gegeben war, von dem eine Kraft geistigen Lebens ausstrahlte. Es war etwas, daß doch eine Schranke für die Zügellosigkeit der Gewaltigen gezogen war und eine Idealwelt den wilden und rohen Geistern gelegentlich vorgeführt und vorgehalten ward: man sieht, wie streng der vielverachtete Kaiser Ludwig I. die Pflichten eines christlichen Regenten nahm und erfreut sich an dem gewaltigen Ernst, mit dem der Papst Nikolaus I. (856—867) den ein jüngerer Zeitgenosse dem Propheten Elias vergleicht — dem König Lothar II. entgegentrat, als dieser, unterstützt durch die Erzbischöfe Guntram von Köln und Theodgaud von Trier, seine rechtmäßige Gemahlin verstieß, um eine Buhlerin zu heiraten; der Papst fand einen Verbündeten an dem gesunden Unwillen des Volks und der König mußte sich fügen. Es war ein Glück, daß der allgemeine Glaube in jedem Ereignis, jedem plötzlichen Todesfall, jeder Lebensrettung oder Genesung von schwerer Krankheit ein unmittelbares Eingreifen der Gottheit sah, und überall Wunder und Ausflüsse der göttlichen Kraft zu finden geneigt war: der Trotz des gewaltigen Arms oder der weitreichenden Macht, der sich sonst nichts versagt haben würde, scheute sich doch, den Zorn eines mächtigen Heiligen auf sich zu ziehen: und wo jede Drohung mit weltlicher Strafe

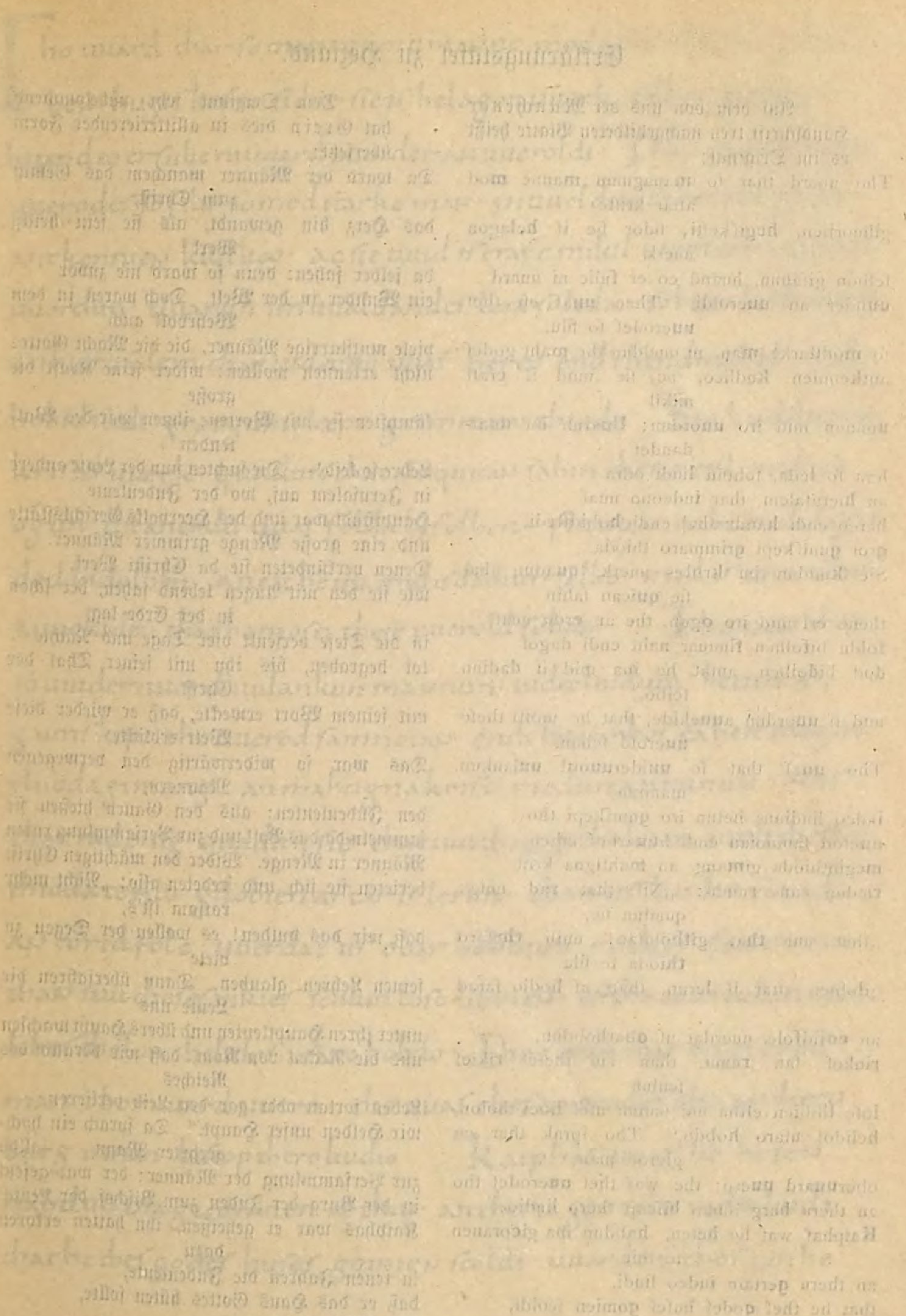
verlacht worden wäre, wirkte die Furcht vor der Exkommunikation, der Ausschließung von der Gemeinschaft der Kirche, deren Folgen sich möglicherweise noch über das Grab hinaus erstreckten. Und selbst schon die geringeren Kirchenstrafen bei leichteren Vergehen — Geldbußen, Fasten, langes Beten u. a. — wirkten heilsam, namentlich gegen die mehr oder minder groben Unarten, welche, wie zum Beispiel Zauberwesen von mancherlei Art, das Heidentum zurückgelassen hatte.

Priestertum, Mönchtum, Dogmatisches.

Der kräftige und derbe Wunderglaube der Bevölkerungen, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, kam der Autorität des Priestertums überall aufs wirksamste entgegen. Daß der Priesterstand, und vollends das Mönchtum mit seiner noch rückhaltsloseren Weltentsagung eine besondere Heiligkeit nicht etwa fordere sondern verleihe, war allgemeiner Glaube und vor allem — und darin lag ein wichtiger und der am meisten berechtigte Grund ihres großen Einflusses — glaubte die Geistlichkeit selbst daran. Man nahm den kirchlichen Dienst ernst, und es imponierte auch dem Volke und dessen weltlichen Leitern, mit welcher Wichtigkeit auf den Synoden nicht nur die disziplinarischen und rituellen, sondern auch vor allen die metaphysisch-dogmatischen Fragen behandelt wurden. Noch war das System der Dogmen nicht völlig abgeschlossen, noch wurde geforscht und geprüft und mehrere wichtige theologische Streitigkeiten beschäftigten auch in dieser Zeit die Gemüter. Ein sächsischer Mönch, Gottschalk, erneuerte um 847 die strenge Prädestinationslehre des heiligen Augustinus, ja er redete in schrofferer Fassung noch als dieser unumwunden von einer doppelten Vorherbestimmung — der Erwählten zum Leben, der Verworfenen zum Tode. Der Erzbischof Hinkmar von Rheims, der Schüler Alkuins, Rabanus Maurus, der jetzt eben Erzbischof von Mainz geworden (847), erklärten sich gegen ihn: ein andrer Erzbischof, Remigius von Lyon nahm dagegen seine Lehre in Schutz: es mußte wohl eine große Sache sein, wo mehrere Erzbischöfe und außer ihnen der gelehrte Mönch Ratramnus und der bedeutendste Theolog oder Philosoph der Zeit, der am Hofe Karls des Kahlen hochangesehene Johannes Scotus Erigena († 886), auf dem Kampfplatze erschienen. Mehrere Synoden beschäftigten sich mit der Sache, und so sicher war Gottschalk seines Glaubens, daß er, christliche Überzeugung und heidnischen Aberglauben seltsam verbindend, den Wunsch ausspricht, es möchte ihm vergönnt sein, zur Erweisung dieses seines Glaubens, der aber vielmehr der katholische sei, eines der üblichen Gottesurteile, die Feuerprobe, das Durchschreiten brennender Flammen zu bestehen. Ein andrer Streit, von Paschasius Radbertus, dem Abte von Corvey, angeregt, betraf die Abendmahlslehre. Zum erstenmal erscheint bei ihm das Transsubstantiationsdogma, daß Brot und Wein durch die Konsekration substantiell verwandelt, in die Substanz des Fleisches und Blutes Christi umgewandelt würden: er weiß zur Bestätigung des Wunders auch Fälle anzuführen, wo das wirkliche Blut, Christus als Kind oder Lamm, auf dem Altar und unter den Händen des Priesters gesehen worden sei. Gegen ihn erklärte sich Ratramnus: er machte noch einen Versuch, der geistigeren Auffassung — daß das Äußerlicherscheinende nur das Bild der Sache, der Wirklichkeit, nur das im Geist Empfundene oder Gedachte sei — Geltung zu verschaffen. Aber ohne viel Wirkung: die Anschauung der Zeit wandte sich immer entschiedener dem handhafteren Wunder und einer Lehre zu, welche zugleich der Priestermacht so günstig war.

Pseudoisidorische Dekretalien.

Der große und im ganzen auch heilsame Einfluß des Priestertums mußte notwendig auf das Selbstgefühl seiner Träger zurückwirken. Alles kam ihnen entgegen: Gründung von Klöstern, Ausstattung von Bistümern, Schenkungen an Kirchen galten als ein verdienstliches Werk und waren es auch in sehr vielen Fällen; zugleich aber diente diese einflußreiche Stellung des Klerus auch dazu, die Notwendigkeit einer Vervollständigung seiner hierarchischen Organisation, der er sie zum Teil verdankte, einleuchtend zu machen. Auch hatte man nötig, hier einer entgegengesetzten Strömung zu wehren. Die geistliche Aristokratie hatte Mühe, neben dem Aufstreben und Umsichgreifen der weltlichen sich zu behaupten und sie mußte, im Besitz großer Güter und in wirtschaftliche Interessen und Pflichten verstrickt wie sie war, sich sehr viel mit weltlichen Dingen befassen. Durch das Lehenswesen wurde ferner der Klerus sehr von den Landesherren abhängig, er hatte zugleich großen Einfluß in weltlichen Geschäften und seit Mitte des neunten Jahrhunderts sieht man Bischöfe und Äbte ruhig mit in den Krieg ziehen: der Erzbischof Hinkmar von Rheims erzählt, wie ihm sein Landesherr, Karl der Kahle, bei einer Meinungsverschiedenheit gesagt habe, daß er, der Bischof, wenn er bei seiner Meinung bleibe, fortfahren möge am Altar seiner Kirche zu singen und zu beten, mit seiner Macht über Gut und Leute aber sei es am Ende. Daß dies beides, der große Einfluß der hierarchischen Idee wie die Abhängigkeit eines Teils dieser Hierarchie von weltlichen Herrschern der Entwickelung der Macht des Papstes zu statten kam, liegt auf der Hand, und der bedeutendste der Päpste dieser Epoche, Nikolaus I., wußte davon Gebrauch zu machen. In diese Zeit, zwischen 829 und 845, fällt die plumpe Fälschung der pseudo-isidorischen Dekretalen, eine Sammlung von päpstlichen Gutachten und Entscheidungen, Konzilienbeschlüssen u. s. w., unter denen eine Reihe von unterschobenen ist: eine Sammlung offenbar, deren betrügerischer Charakter jene kritisch und in diesem Punkte der Urkundenfälschung wenigstens auch moralisch wenig entwickelte Zeit nicht weiter anfocht, so daß die seit Ende des Jahrhunderts entstehenden Sammlungen kirchlicher Gesetze oder Kanones den Stoff ohne Skrupel dieser Sammlung entnahmen, welche einem Bischof Isidor von Sevilla zugeschrieben wurde, in Wahrheit aber von untergeordneten diensteifrigen Geistlichen des Rheimser Sprengels — so glaubt man — unter höherem Einfluß zusammengestellt und in Umlauf gesetzt worden ist. Ihre Tendenz ist, wie man jetzt sagen würde, die ultramontane, obgleich sie keineswegs päpstlichen Ursprungs ist. Alle Gerichtsbarkeit des Staates über Geistliche und deren Besitzungen wird für Sünde und Frevel erklärt, die Bischöfe sind „von Gott abzuurteilen"; aber während die Bischöfe so glorifiziert werden, wird die Macht des Papstes über alles erhoben. Dorthin, nach Rom, gehören alle „größeren Sachen", dort sind die „endgültigen Urteile" zu finden; Synoden dürfen nur mit Genehmigung des römischen Bischofs gehalten werden, an den immer appelliert werden kann; kein Bischof darf ohne ihn eingesetzt oder abgesetzt werden. Indem die Sammlung so die Bischöfe überall in die unmittelbarste Beziehung zum Papst setzt, sucht sie dieselben der Aufsicht und Lenkung durch ihre nächsten Vorgesetzten, die Erzbischöfe, zu entziehen: eine den Metropoliten gestellte Mäusefalle nennt sie Hinkmar von Rheims, der seine Metropolitanrechte mit Geist und Nachdruck verteidigte und zunächst auch Sieger blieb. Der von ihm abgesetzte Rothad von Soissons, sein Suffraganbischof, blieb abgesetzt.



Eine Seite der Münchener Pergamenthandschrift des Heliand (Faksimile).

IX. Jahrhundert.

Velhagen & Klasing

Erklärungstafel zu Heliand.

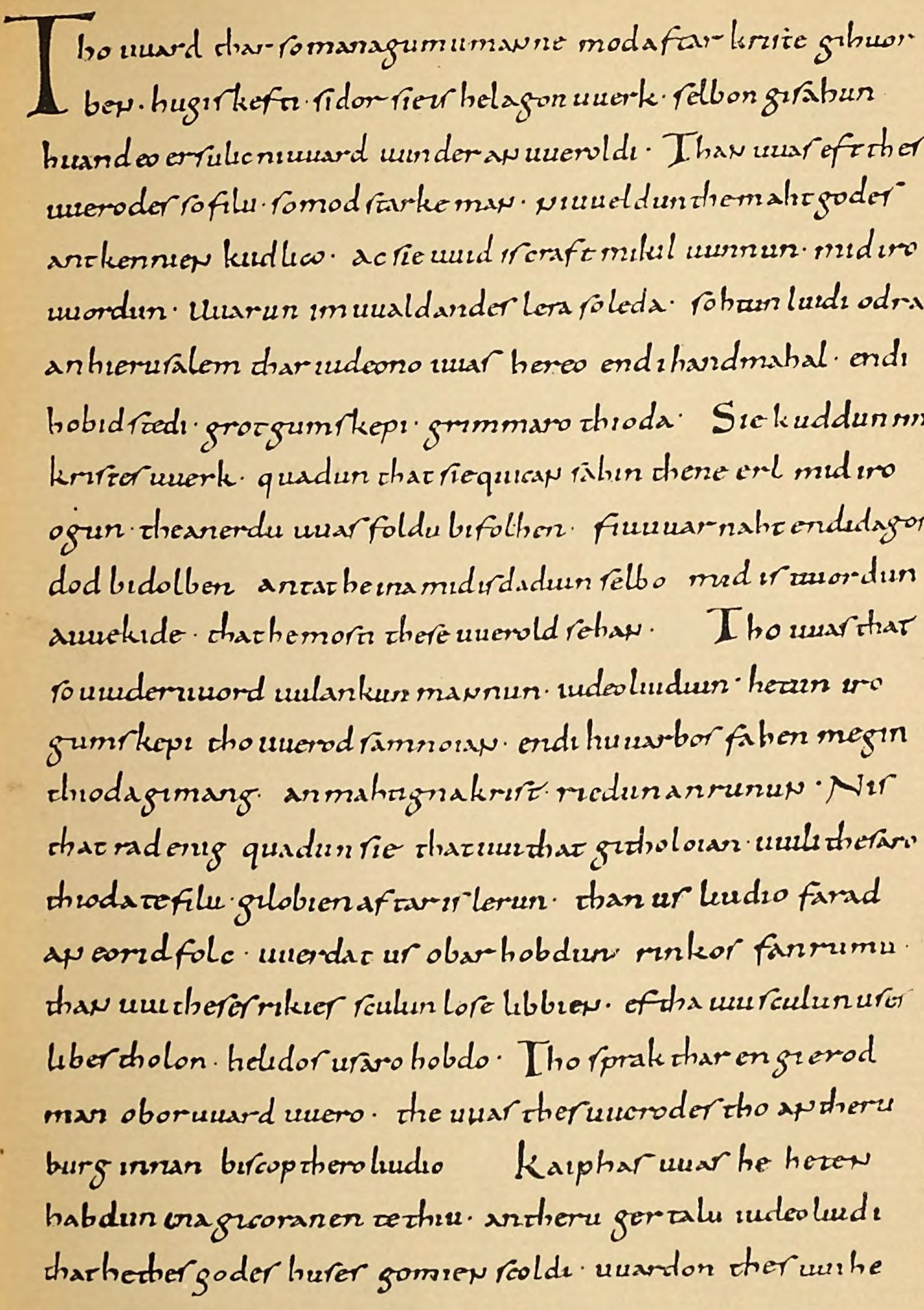
Auf dem von uns der Münchener Handschrift treu nachgebildeten Blatte heißt es im Original:

Tho uuard thar ſo managumu manne mod aftar kriſte
gihuorben, hugiſkefti, ſidor ſie iſ helagon uuerk
ſelbon giſahun, huand eo er ſulic ni uuard
uunder an uueroldi. Than uuaſ eſt theſ uuerodeſ ſo ſilu,
ſo modſtarke man, ni uueldun the maht godeſ
antkennien kudlico, ac ſie uuid iſ craft mikil
uunnun mid iro uuordun; Uuarun im uualdandeſ
lera ſo leda, ſohtun liudi odra
an hieruſalem, thar iudeono uuaſ
hereo endi handmahal endi hobidſtedi,
grot gumſkepi grimmaro thioda.
Sie kuddun im kriſtes uuerk, quadun that ſie quican ſahin
thene erl mid iro ogun, the an erdu uuaſ,
foldu bifolhen fiuuuar naht endi dagoſ
dod bidolben, antat he ina mid iſ dadiun ſelbo,
mid iſ uuordun auuekide, that he moſti theſe uuerold ſehan.
Tho uuaſ that ſo uuideruuord uulankun mannun,
iudeo liudiun; hetun iro gumſkepi tho
uuerod ſamnoian endi huuarboſ ſahen,
meginthioda gimang, an mahtigna kriſt
riedun an runun: „Niſ that rad enig" quadun ſie,
„that uui that githoloian! uuili theſaro thioda te ſilu
gilobien aftar iſ lerun. than uſ liodio farad

an eoridfolc, uuerdat uſ obarhobdun,
rinkoſ fan rumu. than uui theſeſ rikieſ ſculun
loſe libbien eftha uui ſculun uſeſ libeſ tholon,
helidoſ uſaro hobdo." Tho ſprak thar en gierod man,
oboruuard uuero; the waſ theſ uuerodeſ tho
an theru burg innan biſcop thero liudio:
Kaiphaſ waſ he heten. habdun ina gicoranen te thiu
an theru gertalu iudeo liudi,
that he theſ godeſ huſeſ gomien ſcoldi,
uuardon theſ uuihe —

Dem Original sehr nahekommend hat Grein dies in allitterierender Form übersetzt:

Da ward der Männer manchem das Gemüt zum Christ,
das Herz hin gewandt, als sie sein heilig Werk
da selber sahen: denn so ward nie zuvor
ein Wunder in der Welt. Doch waren in dem Wehrvolk auch
viele mutstarrige Männer, die die Macht Gottes
nicht erkennen wollten: wider seine Kraft die große
kämpften sie mit Worten; ihnen war des Waltenden
Lehre so leid! — Die suchten nun der Leute andere
in Jerusalem auf, wo der Judenleute
Hauptstadt war und des Heervolks Gerichtsstätte
und eine große Menge grimmer Männer.
Denen verkündeten sie da Christi Werk,
wie sie den mit Augen lebend sahen, der schon in der Erde lag,
in die Tiefe versenkt vier Tage und Nächte
tot begraben, bis ihn mit seiner That der Christ
mit seinem Wort erweckte, daß er wieder diese Welt erblickte.
Das war so widerwärtig den verwegenen Männern,
den Judenleuten: aus den Gauen hießen sie
sammeln da das Volk und zur Versammlung rufen
Männer in Menge. Wider den mächtigen Christ
berieten sie sich und redeten also: „Nicht mehr ratsam ist's,
daß wir das dulden! es wollen der Degen zu viele
seinen Lehren glauben. Dann überfahren die Leute uns
unter ihren Hauptleuten und übers Haupt wachsen
uns die Recken von Rom, daß wir beraubt des Reiches
Leben fortan oder gar den Leib verlieren,
wir Helden unser Haupt." Da sprach ein hochgeehrter Mann [allda
zur Versammlung der Männer; der war gesetzt
in der Burg der Juden zum Bischof der Leute:
Kaiphas war er geheißen, ihn hatten erkoren dazu
in jenen Jahren die Judenleute,
daß er das Haus Gottes hüten sollte,
des Weihorts warten —


Tho uuard thar so managumu manne mod after kriste gihuor
ben. hugiskefti. sidor sie is helagon uuerk. selbon gisahun
huand eo ersulic ni uuard uunder an uueroldi. Than uuas eft ther
uueroder so filu. somod starke man. ni uueldun thena maht godes
antkennien kudlico. ac sie uuid is craft mikil uunnun. mid iro
uuordun. Uuarun im uualdandes lera so leda. so huan ludi odra
an hierusalem thar iudeono uuas hereo endi handmahal. endi
hobid stedi. grotgumskepi. grimmaro thioda. Sie kuddun im
kristes uuerk. quadun that sie quican sahin thene erl mid iro
ogun. the an erdu uuas foldu bifolhen. fiuuuar naht endi dago
dod bidolben antat he ina mid is daduun selbo mid is uuordun
auuekide. that he mosti these uuerold sehan. Tho uuas that
so uuideruuord uulankun mannun. iudeoliudiun. hetun iro
gumskepi tho uuerod samnoian. endi huuarbos fahen megin
thioda gimang. an mahtigna krist. riedun an runun. Nis
that radeng quadun sie that uui that githoloian. uuili thesaro
thioda te filu gilobien after is lerun. than us liudio farad
an eorid folc. uuerdat us obar hobdun rinkos fan rumu.
than uui theses rikies sculun lose libbien. eftha uui sculun usas
libes tholon. helidos usaro hobdo. Tho sprak thar en gierod
man oboruuard uuero. the uuas thes uueroder tho an theru
burg innan biscop thero liudio. Kaiphas uuas he heten
habdun ina gicoranen te thiu. an theru gertalu iudeoliudi
thar he ther godes huses gomien scoldi. uuardon thes uuihes

Eine Seite der Münchener Pergamenthandschrift des Heliand (Faksimile).
IX. Jahrhundert.

Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Eine große, und im ganzen höchst wohlthätige Wirksamkeit entfaltete das in dieser Zeit mächtig sich ausbreitende Klosterwesen. Im Abendlande gestaltete sich das Mönchstum, das im Orient zu einer Fratze geworden war, zu einem Elemente des gesellschaftlichen Lebens um, durch welches diese Gesellschaft in aller Stille weiter schritt, allen feindlichen Mächten, von denen sie damals besonders bedroht war, zum Trotz: es war ein schönes und gesegnetes Leben, das Männer wie Sturmi, der Abt von Fulda, und seinesgleichen führten. Die Klöster, nach der Regel des heiligen Benedikt eingerichtet, vermehrten sich rasch: war eines an seiner Stelle zu großer Blüte gelangt, so entsandte es eine Kolonie, nachdem der Ort der neuen Ansiedelung erst sorgfältig erkundet worden war; oder es bat sich irgend ein Landesgebietiger einige Mönche aus einem dieser berühmten Klöster aus, um durch sie an geeigneter Stelle ein so wohlthätiges Etablissement zu gründen. Ein solches Kloster war, so lange es seinem Ideal entsprach, zugleich Kirche, Schule, Musterwirtschaft, Anstalt für Erhaltung und Vervielfältigung der Bücher, Pflegestätte wichtiger Künste und Handwerke, letzter Zufluchtsort für ein von Stürmen umgetriebenes Leben, und wieviel nicht sonst! Insbesondere wirkten sie als Schulen vortrefflich; zu den berühmten früheren, wie Fulda und St. Gallen, von denen die letztere jetzt schon auf eine über hundertjährige Geschichte zurückblicken konnte, kamen zahlreiche andre und es bildete sich in diesen Schulen allmählich doch eine Anzahl von frei- und edelgeborenen Laien aus, welche mit der Kunst des Lesens, Schreibens und Rechnens und vor allem mit der Kenntnis des Lateinischen den Schlüssel zu einer höheren Art von Erkenntnis besaßen. Für diesen Unterricht hatte man wenigstens schon einen vornehmen Namen: man sprach vom Trivium und vom Quadrivium, das in den Klosterschulen gelehrt werde und begriff unter dem ersteren Namen Grammatik, Logik und Rhetorik, und unter dem zweiten vier weitere Wissenschaften oder Künste, deren jedoch nur sehr wenige sich rühmen konnten: Musik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie. Diese Schulen waren freilich keine demokratischen Anstalten, und auch die Aufnahme ins Kloster selbst wurde nicht jedem gewährt. Der aristokratische Charakter, den die damalige Gesellschaft immer mehr annahm, verleugnete sich auch hier nicht. Aber es bildete sich doch allmählich eine kleine Gemeinde von solchen, welche etwas wie wissenschaftliche Bildung besaßen und doch nicht Kleriker waren. Es gab Leser, wenn auch ihr Kreis noch ein beschränkter war, und so konnte auch die Litteratur ansetzen. Klöster.

Wir haben aus diesem Jahrhundert zwei größere Gedichte, welche denn doch schon etwas wie ein lesendes Publikum voraussetzen. Es sind die beiden Evangelienharmonien, der Heliand oder „Heiland“, der ums Jahr 830, wie erwähnt wird auf Veranlassung Ludwigs des Frommen in sächsischer Mundart gedichtet ward, und der Krist oder die Evangelien, welche einen Schüler des berühmten Rabanus Maurus, des fünften Abts von Fulda, den Mönch Otfrid von Weissenburg zum Verfasser haben und die, um 870 erschienen, Ludwig dem Deutschen gewidmet sind. Otfrid wollte, indem er den wesentlichen Inhalt der Evangelien in gereimten Zeilen wiedergab, dabei aber auch in eignen Kapiteln den geheimen mystischen Sinn dieser Schriften darlegte, zugleich ein gottwohlgefälliges und ein patriotisches Werk schaffen: in dem gereimten Vorwort „weshalb der Verfasser dieses Buch auf deutsch diktiert Heliand; Crist.

habe" führt er aus, daß es an der Zeit sei, daß auch die Franken in ihrer Sprache Gottes Lob singen. In ziemlich beredter Schilderung stellt er ihre Vorzüge den Griechen und den Römern gegenüber ins Licht und man erkennt aus diesen Reimen und aus dem ganzen Werk, wie durch Karl den Großen dem germanischen Volk das Selbstbewußtsein geweckt worden war. Das Werk des Niedersachsen, dessen Namen man nicht kennt, ist weniger anspruchsvoll, ohne die Künste geistlicher und mystisch-allegorischer Auslegung, und darum poetischer: doch ist es nicht so sehr der poetische Wert der uns anzieht, als der geschichtliche Gehalt — man sieht, mit wie redlichem Bemühen der geistliche Dichter die evangelische Geschichte dem eben erst bekehrten Kriegervolke mundgerecht macht. Die Jünger erscheinen wie ein Kriegergefolg des himmlischen Herrn, der auf Erden wandelt, und er ist genötigt auf apologetische Künste zu sinnen, wie er berichten muß, daß diese Jünger bei der Gefangennahme Jesu entflohen seien, was einer germanischen Gefolgschaft nimmermehr verziehen worden wäre, wogegen er mit entschiedener Sympathie erzählt, wie Petrus das Schwert nimmt und dem Knechte Malchus das Ohr abhaut. Beide Gedichte aber führen uns in die Sprechweise und damit in die Denk- und Empfindungsweise der Menschen dieser Zeiten ein und sind so die willkommenste Ergänzung der dürftigen Quellen, aus denen uns die Kunde deutschen Lebens jener Zeit strömt. Aus dem Gedichte Otfrids sieht man, wie ein deutsches Gemeingefühl auf Grund der christlichen Religiosität sich bildete: aus dem Heliand aber, wie wenig diese Keime einer gemeinsamen christlichen Bildung noch in die Tiefe des Volkslebens gedrungen waren. Und noch war die Frage, ob selbst dieses Wenige die Ungunst der Zeiten überdauern — ob Deutschland ein Ganzes bleiben oder wieder in seine Teile, seine Stämme zerfallen werde.



Siegel Ludwigs des Kindes.

Erklärungstafel zu Otfrids Evangelienbuch.

Spiritaliter (d. h. geistige Auslegung des vorhergehenden Abschnitts).

XXVIII. MIT ALLEN UNSEN KREFTIN   BITTEMUS NU TRUHTIN,
Er unſih unſ cileide   Fonne then guathen ni giſkeide
Thaz uuir fon then bliden   Mit leidu ni giſcheiden
Uuir unſih in then riuuon   Ni muazzin io biſcouuon
Thaz ſi unſ thiu uuintuuorſa   In themo vrteile helſa
Iz unſih mit giuuelti   Ni firuuahe unz in enti
Ioh in fiure after diu   Thar ni brinen io ſo ſpriu
Uuir mit ginadon ſinen   Then uueuuon bimiden
Thaz hirta ſine vnſ uuarten   Inti unſih io gihalten
Ioh vnſih ouh niruuannon   Uzar then goteſ kornon
Uuir unſih muazin ſamanon   Zen goteſ trut theganon
Mit uuerchon filu riche   Ze demo hohen himilriche
In hoho guallichi   Theist auur thaz himilriche
Bimiden theſo grunni   Thuruh theo euuigon uunni
Ioh muazzin mit then druton   Theſ himilricheſ nioton
Then ſpichari iamer ſuazen   Mit ſalidon niazen
Thaz heilega kornhuſ   Thaz (wir) ni faren furdir uz
Mit ſinen unſih faſto   Freuuen thero reſto
Ioh uuir thar muazzin untar in   Blide fora gote ſin
Fon euuon unz in euuon   Mit then heiligon ſelon

EXPLICIT LIBER EUANGELIORUM PRIMUS THEOTISCE CONSCRIPTUS. INCIPIT LIBER SECUNDUS.

(Zu Ende ist das erste Evangelienbuch auf deutsch abgefaßt. Es beginnt das zweite Buch.)

I. ER ALLEN UUEROLTKREFTIN   IOH ENGILO GISCEFTIN
So rumo ouh ſo in ahton   Man ni mag girathon
Er ſe ioh himil uuru (l. uurti)   Ioh herdä (l. erda) ouh ſo heru (l. herti)
Ouh uuiht in diu giſuarit   Thaz ſellu thriu ruarit
So uuaſ io uuort uuonanti   Er allen zitin uuerolti
Thaz uuir nu ſehœn (l. ſehen) offan   Thaz uuaſ thanne ungiſchaffen.

In neuhochdeutscher Übersetzung (von Kelle) lautet das mitgeteilte Stück folgendermaßen:

XXVIII. Mit aller Kraft, die in uns wohnt, Laßt uns nun flehen zu dem Herrn, Daß er zu unserm Jammer nicht Uns scheide aus der Guten Zahl;

Daß aus der Schar der Fröhlichen Wir nimmer scheiden uns zum Leid Und nimmer in Verzweiflungsqual Wir schauen uns in Ewigkeit.

Daß uns die Schwinge, die er führt, Einst gnädig sei bei dem Gerichte, Und nimmer sie mit Sturmgewalt Verwehe und vernichte uns,

Daß nimmer wir im Feuer dann Verbrennen so wie taube Spreu. Laßt bitten uns, daß wir entgehen Dem Unglück durch die Gnade sein,

Daß warten seine Hirten uns Und immer uns erhalten wohl Und niemals aus dem Gottes Korn Uns schwingen wegen unsrer Schuld.

Laßt bitten uns, daß wir dereinst Mit guten Werken wohl geziert Gesellen uns zur heil'gen Zahl Dort oben in dem Himmelreich

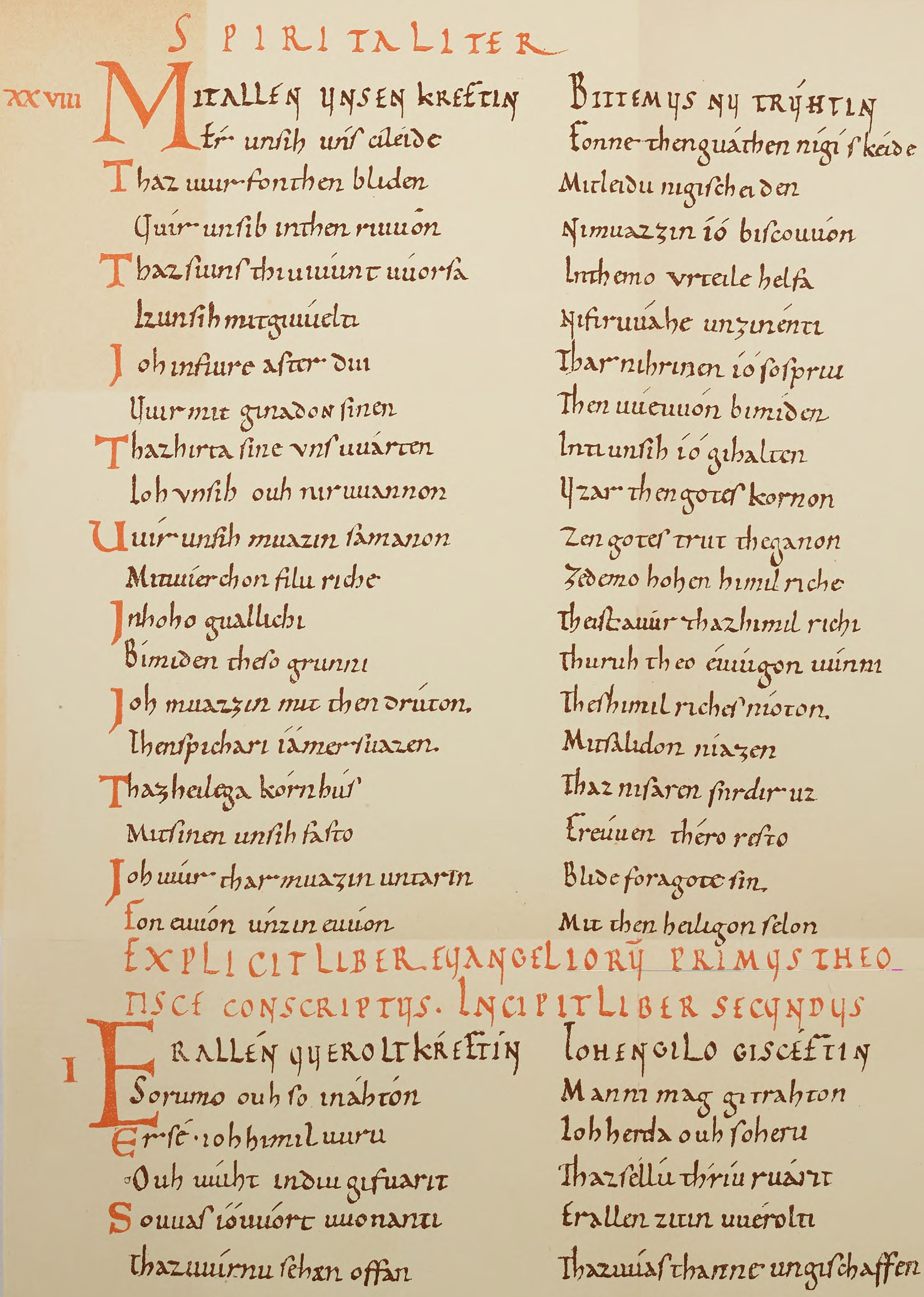
Zu übergroßer Herrlichkeit; Das wieder ist das Himmelreich, Wenn wir befreit sind dieser Qual, Erfreuen ew'ger Wonne uns

Und dürfen mit den Heil'gen dann Genießen stets das Himmelreich Und nützen voller Seligkeit, Des Speichers stete Süßigkeit,

Das Kornhaus, das hochheilig ist. O zögen nimmer wir daraus, O möchten wir des Aufenthalts Mit den Seinen lange uns erfreun:

Erfreuen uns, daß wir vor Gott Mit ihnen endlich fröhlich sind, Mit allen Seelen, die gerecht, Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

I. Schon vor den Mächten dieser Welt, Eh' noch ein Engel war erzeugt, So weit entfernt auch, als kein Mensch In seinem Geiste denken kann; Bevor der Himmel und das Meer, Bevor die feste Erde ward, Und irgend etwas eingeführt, Das eines dieser drei belebt, Da lebte immer schon das Wort, Vor allen Zeiten dieser Welt; Was wir nun sehen vor uns klar, War damals ungeschaffen noch.



SPIRITALITER

XXVIII MITALLEN UNSEN KREFTIN BITTEMUS NU TRUHTIN
Ter unsih uuis cileide Sonne thenguathen nigi skeide
Thaz uuir fonthen bliden Mitleidu nigischeiden
Quir unsib inthen ruuuon Nimuazzin io biscouuon
Thaz siuns thiuuiunt uuorsa Inthemo vrteile helfa
Izunsih mitgiuuelti Nifiruuahe unzinenti
Joh infiure aftir dui Thar nihrinen io sosprui
Uuir mit ginadon sinen Then uueuuon bimiden
Thazhirta sine vnsuuarten Inti unsih io gihalten
Joh vnsih ouh niruuannon Uzar thengotes kornon
Uuir unsih muazin samanon Zen gotes trut theganon
Mituuierchon filu riche Zedemo hohen himilriche
Inhoho guallichi Theistauur thazhimil richi
Bimiden theso grunni Thuruh theo euuigon uuinni
Joh muazzin mit then druton. Theshimil riches nioton.
Thenspechari iamer suazen. Mitsalidon niazen
Thazhelega kornhus Thaz nisaren furdir uz
Mitsinen unsih fasto Freuuen thero resto
Johuuir thar muazin untarin Blide foragote sin.
Fon euuon unzin euuon Mit then heiligon selon

EXPLICIT LIBER EUANGELIORU PRIMUS THEOTISCE CONSCRIPTUS. INCIPIT LIBER SECUNDUS

I ERALLEN UUEROLTKREFTIN IOHENGILO GISCEFTIN
Sorumo ouh so inahton Manni mag gitrahton
Erist ioh himil uuurti Ioh herda ouh soheru
Ouh uuiht indiu gifuarit Thazsellu thriu ruarit
Souuas iouuort uuonanti Erallen zitin uuerolti
Thazuuir nu sehan offan Thazuuas thanne ungiscaffen

Ein Blatt aus der Pergamenthandschrift von *Otfrieds Evangelienharmonie* (IX. Jahrh.) in der Königl. Bibliothek zu München. (Faksimile.)

Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.



Siegel Konrads I.

Zweites Kapitel.

Konrad I. und Heinrich I.: die Dynastie der Sachsen. 919—1024. Erneuerung des Imperiums.

Diese Gefahr war in der That vorhanden, als Ludwig starb. Unter dieser schwachen und unwirksamen Regierung war allenthalben jene Gewalt wieder aufgekommen, welche Karl der Große zu beseitigen gestrebt hatte — die der Stammesherzoge, ohne daß man im stande ist, dies überall im einzelnen nachzuweisen. Sie war ein noch lebenskräftiges Moment aus alter Zeit, und wo die königliche Autorität erschlaffte, übte ein kraftvoller Mann aus altem und reichem Geschlecht von selbst eine leitende und richtende Gewalt, welche das allgemeine Bedürfnis eines seit alten Zeiten sich als Einheit fühlenden Landes ihm entgegen trug: man bezeichnete sie dem Grafentum gegenüber als Herzogtum. So findet man in Franken das angesehene Haus der Babenberger, gegen welche Arnulf ein andres, das der Konradiner, erhob, von dem jetzt zwei Söhne, Konrad und Eberhard in kräftigem Mannesalter blühten; so waltete in Schwaben Burchard, den unsre Nachrichten als „Fürst der Alemannen" bezeichnen, so in Bayern Arnulf, so in Sachsen die Liudolfinger, ein Geschlecht altsächsischer Edelinge, das unter Karl dem Großen ansehnlich war und sich früh dem Christentum angeschlossen hatte. Dieses Haus gewann neues Ansehen in dem Grenzkrieg gegen das andringende Slaventum und gelangte nach und nach zu einem großen Landbesitz, dessen Einkünfte die Frauen des Hauses nach alter Sachsensitte umsichtig verwalteten. An seiner Spitze stand damals als Herzog Otto, Liudolfs Sohn, der Erlauchte, bereits ein Mann in höheren Jahren. Kritische Lage. 918.

Eine nationale Einheit in unserm Sinne war noch nicht vorhanden, und der Gedanke lag nahe genug, so falsch er war, wozu man überhaupt eines Königs bedürfe? Wohl aber lebte der Gedanke an die Reichseinheit, — der unverwelkliche Zauber des römischen Imperiums, den Karl der Große erneuert hatte: und dieser Gedanke hatte einen starken Halt an dem Interesse der Kirche

und ihrer Vertreter, der Bischöfe. Ein Zurückfallen in das Stammesleben konnte sehr leicht auch den Rückfall ins Heidentum bedeuten dessen Wurzeln noch keineswegs völlig abgestorben waren. Eine weitere Erwägung mag dazu gekommen sein, welche nicht bloß die Großen beschäftigte, — die drohende Heimsuchung durch die gefürchteten Ungarn. Unter diesen Großen selbst aber war längst ein regerer Verkehr, es waren ihnen vielfältige Verbindungen und Mittel der Verständigung durch die Reichstage erwachsen, deren Bedeutung in jener Zeit wohl hauptsächlich eben auf diesen persönlichen Begegnungen, mehr als auf ihrer gesetzgeberischen Thätigkeit beruhte.

1. Konrad der Erste; Heinrich der Erste.

Wahl Konrads.

So hielt man an der Idee der Reichseinheit fest: „das hatte der große Karl durch die Macht des christlichen Glaubens gewirkt", drückt sich ein Schriftsteller des Jahrhunderts, Widukind von Corvey, bündig und zutreffend aus. Zu Forchheim in Franken, im Spätherbst des Jahres, in dem Ludwig gestorben, trafen sich die Fürsten. Zwei Männer ragten über die andern hervor: Konrad, Herzog in Franken, und Otto, Herzog in Sachsen; der letztere, hochangesehen und hochverdient um sein Land aber schon ein Greis, lenkte selbst die Gedanken der Wähler auf den im blühenden Alter stehenden Konrad, den überdies seine Verwandtschaft mit dem karolingischen Hause empfahl: er wurde gewählt (911).

Regierung Konrads I. 911—918.

Diese Regierung war keine glückliche. Konrad, König durch Wahl, hatte die schwere Aufgabe, sich die Autorität eines erblichen Königs zu erringen, und selbst wenn er nach seinen persönlichen Eigenschaften ihr gewachsen gewesen wäre, lebte er nicht lange genug, um sie zu lösen. Die persönliche Tapferkeit eines hochgeborenen Franken besaß er, außerdem werden gelegentlich Züge eines freien und heiteren Wesens von ihm erzählt: ein Besuch im Kloster von St. Gallen z. B., dem die Klosterschüler, welche im allgemeinen ziemlich strenge gehalten waren, drei gute Tage verdankten. Aber das Glück begünstigte ihn wenig. Ein Versuch, das lothringische Land dem Ostfrankenreich wieder zu gewinnen, mißlang, und schon im Jahre nach seiner Erhebung starb Otto, Herzog von Sachsen, dessen gewichtige Persönlichkeit die Erwählung Konrads zu stande gebracht hatte, und der, ein höchst ausgezeichneter Mann nach allem was wir von ihm wissen, auch ferner sein Hauptratgeber und seine Stütze hätte sein können (912). Es traten sich jetzt sichtbar zwei Parteien gegenüber: die eine imperatorische, von einigen großen Geistlichen — Hatto, Erzbischof von Mainz, Bischof Salomo von Konstanz, den Bischöfen von Salzburg und von Freising — geführt, welcher Konrad sich mehr und mehr vertraute, und die der Stammesherzöge oder der Magnaten von ähnlicher Stellung, welche die königliche Macht nicht über ein sehr bescheidenes Maß hinausgelangen lassen wollten. Unter ihnen war Heinrich, Ottos Sohn, der bedeutendste, der das Erbe seines Hauses an Beliebtheit im Sachsenlande angetreten und durch entschiedene persönliche Vorzüge vermehrt hatte: seine Stellung im Lande hatte er noch durch eine Heirat mit Mathilde, der Tochter eines angesehenen westfälischen Hauses, das von Herzog Widukind abzustammen sich rühmte, befestigt. Konrad und seine Ratgeber zögerten, ihm die großen Reichslehen in Sachsen und Thüringen, die sein Vater inne gehabt hatte, zuzugestehen; der Streit, bei welchem Heinrich den sächsischen Stamm

und dessen alte nur kaum beschwichtigte Eifersucht auf die Franken für sich hatte, führte bald (Frühling 913) zum Kampf, und fränkisches und sächsisches Blut mischte sich — nicht zum erstenmal — in einem Kampfe bei der Eresburg (915). In demselben Jahre ergoß sich ein verheerender Zug der Ungarn über einen großen Teil Deutschlands. Ebenso unerfreulich standen die Dinge in Alemannien und in Bayern. Hier hatte der Herzog der letzteren, Arnulf, und Erchanger, der in Schwaben eine der Arnulfs ähnliche Autorität besaß, in rühmlichem Kampfe einem einbrechenden Ungarnschwarm eine Niederlage beigebracht; der König hatte sich mit ihnen verständigt, fuhr aber fort, ihren Feind den Bischof Salomo von Konstanz zu begünstigen: Erchanger und sein Bruder Berthold überfielen diesen und nahmen ihn gefangen. Dies rächte der König mit einem Heere, bemächtigte sich des Erchanger und zwang auch dessen Verbündeten, Arnulf von Bayern, zur Flucht: ein Vorstoß Heinrichs von Sachsen ins Frankenland aber hinderte ihn, den Widerstand der Mißvergnügten zu brechen, die sich nach der Veste Hohentwiel gezogen hatten. Diese, Erchanger, Berthold und Burchard der jüngere, Sohn des „Fürsten von Alemannien", gewannen, als der König abgezogen, wieder die Oberhand: aber dieser kehrte zurück, nachdem er, wie es scheint, sich mit Herzog Heinrich verständigt hatte, und zwang den Erchanger, sich ihm zu ergeben. Eine Synode trat im selben Jahre (916) zu Hohenaltheim (bei Nördlingen) zusammen und die versammelten Bischöfe — nur die sächsischen waren nicht erschienen — sprachen sich sehr strenge gegen die Widersacher des Königs aus, von denen jetzt auch Berthold und der Neffe der beiden Brüder, Liutfrid, sich stellte. Konrad gewann es nicht über sich, sie zu begnadigen, er — oder die ergrimmten Geistlichen, die sein Ohr besaßen — ließ alle drei enthaupten (917). Allein trotzdem gelang die Überwältigung des oberen Deutschlands nicht: Herzog Arnulf war zurückgekehrt, und in Schwaben wurde Burchard zum Herzog erhoben. König Konrad selbst aber war schon am Ziele seines Lebens angelangt: eine Krankheit raffte den noch in den rüstigsten Jahren stehenden Mann dahin (918, Dezember). Vor seinem Ende erwarb er sich noch ein hohes Verdienst, indem er seinen Bruder Eberhard vermochte, auf den Anspruch an die königliche Würde nach seinem Ableben zu verzichten. Es ist sehr glaubhaft, wenn der Chronist ihm die Worte in den Mund legt, daß ihrem Hause das Glück und die rechte Art (mores) fehle: beides besitze der Sachse Heinrich, und auf den Sachsen beruhe jetzt die allgemeine Wohlfahrt: er nahm Eberhard das Versprechen ab, die Reichsinsignien, Schwert und Krone der fränkischen Könige, die heilige Lanze, den königlichen Mantel an den Herzog in Sachsen Heinrich zu überbringen.

Es war ein Großes, daß auch die fränkischen Fürsten sich dieser Erkenntnis, „daß die Zukunft des Reichs bei den Sachsen stehe", nicht verschlossen, und es liegt zugleich ein Beweis für die gewinnende Persönlichkeit Heinrichs darin, daß die Vornehmen der beiden Führerstämme trotz ihrer gegenseitigen Abneigung sich leicht über die neue Wahl verständigten. Zu Fritzlar, auf der Grenze der beiderseitigen Stammgebiete, traten sie zusammen und wählten Heinrich, was die Volksmenge, die dort zusammengeströmt war, mit lautem Zuruf bestätigte (Frühling 919). Der Erzbischof von Mainz, ein Franke, schickte sich an, ihn zu salben und zu krönen. Mit guter Art wich Heinrich, dessen Gründe man freilich nur mutmaßen kann, dem aus: „es genügt, daß ich, höher als

Sächsisches Haus. König Heinrich I.



Königssiegel Heinrichs I.

meine Vorfahren, König heiße, dank der göttlichen Gnade und Eurer frommen Gunst, — die Salbung und das Diadem mag Besseren vorbehalten sein.“ Man muß sich erinnern, daß bei dem sächsischen Adel die Zeit noch nicht vergessen und selbst noch nicht vergangen war, wo sie allein die Macht besessen hatten, welche jetzt eine im Frankenland mächtige geistliche Aristokratie mit ihnen zu teilen begehrte: die Kirche erfreute sich nicht der Gunst wie zu Konrads Zeiten, und sie hatte in Sachsen damals eine weit bescheidenere Stellung als auf altfränkischem Boden. Heinrichs Auffassung des Königsamts war in der That eine andere, als die seines Vorgängers oder deren, die vom karolingischen Hause ihm voraufgegangen waren. Der Geschichtschreiber seines Hauses und Stammes, der Mönch Widukind von Corvey, schildert ihn als einen Mann von mächtigem Körper, dem keiner selbst im ritterlichen Spiele sich gern entgegengestellt habe: beim geselligen Mahle gutlaunig, doch seiner Würde eingedenk, ein leidenschaftlicher Jäger: die hervorragende Weisheit, die er ihm zuschreibt, bestätigt seine sechzehnjährige glückliche und erfolgreiche Regierung (919—936). Anders als sein Vorgänger besaß er die königliche Klugheit, das Ausführbare mit sicherem Blick zu erkennen, mit ruhiger Beharrlichkeit zu verfolgen, und so sehen wir ihn umsichtig und vorsichtig vor allem seine Stellung im Sachsenlande und die Stellung dieses Landes selbst schützen und sichern.

Königtum und Herzogtum.

Ohne viel Schwierigkeit gelang ihm, den neuen Herzog von Schwaben Burchard zur Anerkennung seiner königlichen Autorität zu bringen. Der kluge Fürst sah, daß er einen entschlossenen Mann und eine überlegene Streitmacht vor sich habe, und Heinrich selbst trieb die Dinge nicht auf die Spitze. Arnulf von Bayern dagegen ließ es auf eine Belagerung in Raginsburg, Regensburg, ankommen: „was will der Sachse in unserm Lande“, — indes, auch er fügte sich und rettete dadurch ein wichtiges Reservatrecht, das ihm Heinrich zugestand, die Ernennung der Bischöfe in seinem Lande (921): denn im allgemeinen stand die Ernennung der Bischöfe nur dem König zu, aus dessen Hand sie den Hirtenstab empfingen. Im gleichen Jahre verständigte er sich mit dem karolingischen König des Westfrankenlandes bei einer persönlichen Zusammenkunft zu Bonn, der ihn als „seinen Freund den östlichen König“ er „durch Gottes Gnade König der Westfranken“ anerkannte. Streitigkeiten im Westfrankenreich,

bei denen die königliche Gewalt unterlag, gaben ihm bald Gelegenheit, Lothringen dem östlichen Reiche anzufügen: der unruhige unstete Herzog Giselbert ward bezwungen und fiel dem König in die Hände, der ihn aber als Herzog beließ und ihm sogar im Jahre 928 seine Tochter Gerberga zur Frau gab. Damit war ein bedeutungsvoller Schritt gethan: die deutschen Stämme waren zu einem Reiche geeinigt — einem Reich, das allerdings den Charakter einer Föderation trug, aber immerhin ein einheitliches Ganze bildete. Es macht der staatsmännischen Einsicht Heinrichs alle Ehre, daß er die neue oder erneuerte herzogliche Gewalt als etwas hinnahm, mit dem der König rechnen mußte, anstatt seine Kraft in einem Versuche sie wieder zu beseitigen zu erschöpfen.

Dies war freilich noch nicht sehr viel: es hinderte zunächst nur das völlige Auseinanderfallen der deutschen Stämme. Man erkennt in dieser seiner ganzen Regententhätigkeit einen Mann von klarem und sicherem Verstande, der seine Zeit abwartete und nicht alles zugleich und mit einem Schlage schlichten zu wollen sich vermaß. Die wichtigste Aufgabe und in der That eine nationale Lebensfrage war, mit dem Raubvolke der Ungarn fertig zu werden. Diese hatten im Jahre 924 wiederum einen Verheerungszug unternommen, dem schon im folgenden Jahr ein weiterer sich anreihte. Der letztere suchte Süddeutschland heim und führte einen Schwarm unter anderm nach dem Kloster St. Gallen. Über diesen sind wir durch die Darstellung eines Zeitgenossen, der bis auf einen gewissen Grad Zeuge ja Augenzeuge war, unterrichtet. Der Abt des berühmten Klosters, Engilbert, die Möglichkeit ins Auge fassend, daß die wilden Feinde auch diese Gegenden heimsuchen könnten, ließ rasch an wohlgelegener schwerzugänglicher Stelle eine Befestigung anlegen, während viele der Mönche den Gedanken gar nicht fassen konnten, daß auch der heilige Gallus selbst von einem der gefürchteten Überfälle betroffen werden könne. Aber es ist nicht anders: die ausgesandten Späher verkünden das Herannahen der Feinde, welches bald der Feuerschein und der Rauch der von ihnen angezündeten Weiler und Höfe bestätigt. Eilends bringen die Brüder nach der Befestigung, was sich noch fortschaffen läßt und retten sich selbst dahin: nur ein einziger Bruder, der den andern als Hansnarr diente, blieb zurück aus Trotz darüber, daß ihm der Kämmerer in diesem Jahre kein Leder zu Schuhen gegeben hatte. Nicht lange so brachen die Wilden herein, schonen aber den Bruder Heribert, als sie merken, wes Geistes Kind er ist: sie lassen sich von ihm in den Räumen herumführen, wo sie jedoch wenig mehr finden. Im Keller liegen noch zwei volle Weinfässer, die einer der Ungarn mit seinem Speere anzustechen Miene macht. „Laß das sein", ruft der närrische Bruder ihm zu, „was denkst du denn, das wir trinken sollen, wenn ihr weggegangen seid?" — eine Naivetät, über welche ein großes Gelächter sich erhob und welche diesen Wein dem Kloster rettete. Im Hof und auf der Wiese lagerten sich die schlimmen Gäste zum Mahle, das Fleisch schlangen sie wie wilde Tiere, der Wein ward in vollen Kübeln in die Mitte gesetzt; sie zwangen den Heribert und einen Geistlichen, den sie gefangen, zu singen, und tanzten zu dem Sanctifica nos, das ihnen die beiden, der Geistliche aus gequältem Herzen, zum besten gaben. Den Hahn auf dem Glockenturm der Kirche, welchen sie für den Gott des Hauses hielten, versuchten sie abzustoßen, aber der Mann, der es wagte, fiel dabei herab und brach das Genick;

Heinrich und die Ungarn.

denselben Tod fand ein andrer, der auf eine noch viel gröbere Art dem heiligen Gallus Schimpf angethan hatte; nach einiger Zeit zogen sie wieder ab, und die Mönche wunderten sich, daß ihr Bruder Heribert mit heiler Haut davon gekommen sei, der ihnen dann nicht verhehlte, daß es ihm nicht schlecht bei den Ungarn gefallen, und daß er sich, was den Wein beträfe, bei ihnen weit besser gestanden habe, als bei dem Kellermeister des Klosters.

Kämpfe gegen die Slaven.

Bei dem Raubzug des Jahres 924 nun geschah es, daß ein magyarischer Häuptling vom höchsten Rang gefangen und vor Heinrich gebracht wurde. Die Ungarn boten ein sehr reiches Lösegeld. Der König benutzte aber die gute Gelegenheit, mit ihnen gegen einen Jahrestribut einen längeren Waffenstillstand, auf 9 Jahre, zu vereinbaren. Den Süden des Reichs mußte er sich selbst und den wilden Feinden überlassen: konnte er von diesen zunächst nur das Sachsenland befreien. Er benutzte diese Frist auf das beste. Er organisierte eine Truppenmacht und sorgte vor allem für eine genügende Anzahl befestigter Punkte, welche er in der Weise mit Garnisonen versah, daß er von seinen Dienstleuten jeden neunten Mann dorthin ziehen und die acht übrigen für dessen Unterhalt sorgen hieß: es ist kein Zweifel, daß aus diesen Garnisonsorten und befestigten Lagern sich im weiteren Verlauf mehrfach städtische Gemeinwesen entwickelt haben, ohne daß jedoch, soviel wir sehen, Heinrichs nächster und eigentlicher Zweck hierauf gerichtet gewesen wäre. Die Streitkraft, die er sich gebildet, erprobte er in den Feldzügen, welche er, den alten Grenzkrieg energisch aufnehmend, in den Jahren 928 und 929 gegen die slavischen Nachbarvölker unternahm. Im Jahre 928 eroberte er „durch Hunger, Eisen und Frost" die Stadt der Wenden Brannibor, unterwarf die Stämme der Heveller und der Daleminzier, in deren Gebiet er die Garnison errichtete, aus welcher die Stadt Meißen erwuchs; im folgenden Jahre drang er weiter südwärts nach Böhmen vor und empfing die Huldigung des dortigen Königs oder Herzogs, der sich mit seiner Stadt Praga ihm ergab. Aber wie häufig bei diesen Kämpfen: die Besiegung eines Teils rief erst den Widerstand der Gesamtheit der Barbarenvölker wach. Alle Stämme zwischen Elbe und Oder erhoben sich: der Kampf zog sich um den Ort Lukini, Lenzen an der Elbe, zusammen, welche des Königs Heer belagerte: es gelang, dem Entsatzheer der Slaven eine Niederlage zu bereiten, worauf die Stämme sich besiegt gaben und tributpflichtig wurden (929).

Niederlage der Ungarn. 933.

Geduldig nach seiner Weise wartete Heinrich seine Zeit ab, bis im Jahre 933 der mit den Ungarn vereinbarte Waffenstillstand zu Ende ging. Er versicherte sich des guten Willens seiner Sachsen in einer großen Versammlung des Volks, und als die Abgesandten der Ungarn kamen, um wiederum ihr „Geschenk" sich zu holen, mußten sie mit leeren Händen zurückkehren. Der erwartete Einfall ließ nicht lange auf sich warten, und bei dieser Gelegenheit empfingen die Ungarn von ihren früheren Freunden, den Daleminziern, welche wußten, wie gut man im Sachsenlande zu ihrem Empfang gerüstet war, das schnöde Geschenk eines fetten Hundes. Die Einrichtungen Heinrichs bewährten sich: der eine Heerhaufe der Ungarn erlitt von den Sachsen und Thüringern eine Niederlage und wurde durch Hunger und Kälte vollends aufgerieben; auch die Gefangenen fanden keine Gnade. Über die andre Hälfte, wie es scheint das Hauptheer, kam der König selbst in der Nähe eines Ortes Riade,

Erklärungstafel

zu Widukind von Corvey über Heinrich I.

Widukind (Wittekind) Mönch ds Klosters Corvey an der Weser beendete seine Sachsengeschichte gegen das Jahr 967. Dieselbe ist die unschätzbare Hauptquelle für die Geschichte Heinrichs I. und Ottos des Großen. Seine Darstellung der früheren Zeit ist sagenhaft und unzuverlässig, aber seine sächsischen Stammeskönige Heinrich und Otto schildert er aus eigner Anschauung mit der liebevollen Sorgfalt des Landsmannes und verherrlicht in ihnen zugleich den Sieg seiner Sachsen über die andern deutschen Stämme.

Die Handschrift befindet sich in der K. Bibliothek zu Dresden. Wir geben aus ihr zu Heinrich I. die berühmte Stelle über seine Vorbereitungen zum Kriege gegen die Ungarn („rex autem cum jam militem haberet equestri proelio probatum") und später zu Otto dem Großen die preisende Schilderung von dessen Persönlichkeit.

Übersetzung des Textes.

Itaque
Die

recentis victorie(æ) leticiam augebant nuptie(æ) re-
Freude des frischen Sieges erhöhte dann das königliche Hoch-

gales, que(æ) eo tempore magnifica largitate cele-
zeitsfest, das um diese Zeit mit herrlicher Pracht gefei-

brantur. Nam rex dedit filio suo ottoni conjugem
ert wurde. Denn der König gab seinem Sohne Otto zur Gemahlin

filiam ethmundi regis anglorum, sororem adalsta-
die Tochter Ethmunds, des Königs der Angeln, eine Schwester Adal-

ni, que(æ) genuit ei filium nomine ludolfum, virum
stans, diese gebar ihm einen Sohn namens Ludolf, einen gewal-

magnum meritoque omnibus populis carum, filiam quoque
tigen Mann, der mit Recht allen Völkern teuer war, auch eine Tochter

nomine ludgardam, que(æ) nupserat conrado fran-
namens Ludgarda, welche vermählt war mit Konrad

corum duci. Rex autem cum iam militem haberet
dem Frankenherzog. Als aber der König nun eine im Reitergefecht

equestri proelio probatum contra antiquos hostes, videlicet
bewährte Ritterschaft hatte, da fühlte er sich stark genug, gegen seine

ungarios praesumpsit inire certamen, et convocato
alten Feinde, die Ungarn nämlich, den Kampf zu eröffnen, und er rief

omni populo tali oratione est eos affatus: Olim ex omni
alles Volk zusammen und sprach folgendermaßen zu ihnen: Von welchen Gefahren

parte confusum a quantis periculis imperium vestrum
euer Reich, das früher in allen Teilen in Verwirrung war,

modo sit liberum, vos ipsi melius nostis, qui civilibus
jetzt befreit ist, das wißt ihr selbst nur zu gut, die ihr durch

discordiis et externis bellis totiens attriti labora-
Bürgerfehden und auswärtige Kriege so oft bedrängt

batis; at nunc propitia nobis summa divinitate
daniederlagt; aber jetzt seht ihr es durch die Huld der höchsten Gottheit,

nostro labore, vestra virtute pacatum collectumque cer-
durch unsre Anstrengung, eure Tapferkeit beruhigt und geeinigt,

nitis, barbaros superatos et servituti subiectos.
die Barbaren besiegt und der Knechtschaft unterworfen.

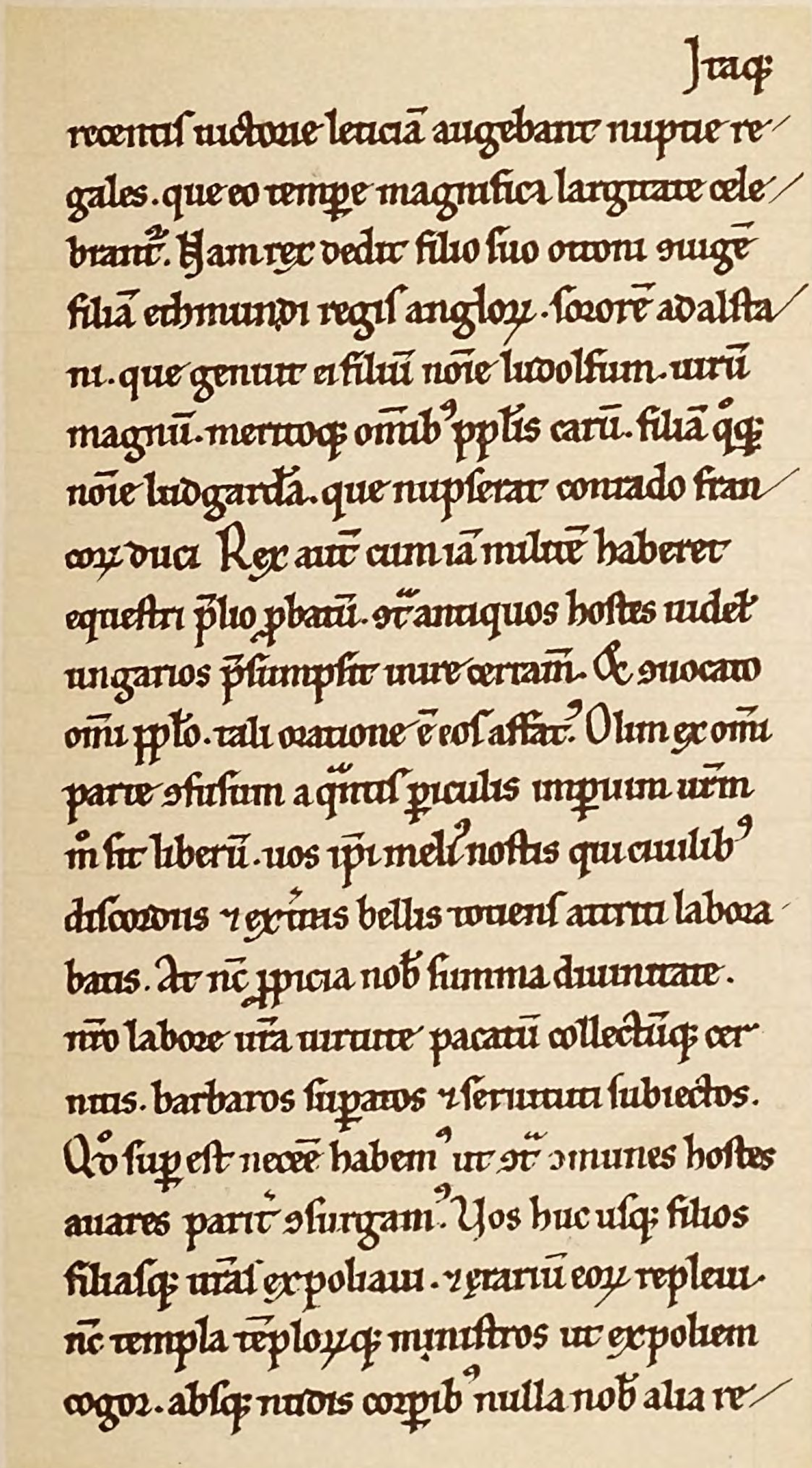
Quod superest, necesse habemus, ut contra communes hostes
Im übrigen ist notwendig, daß wir gegen unsre gemeinsamen Feinde,

avares pariter consurgamus. Vos huc usque, filios
die Avaren, gemeinsam zusammenstehen. Euch habe ich bisher, eure

filiasque vestras expoliavi et erarium eorum replevi,
Söhne und Töchter beraubt und die Schatzkammer jener gefüllt,

nunc templa templorumque ministros ut expoliem
jetzt bin ich gezwungen die Kirchen und Diener der Kirchen

cogor, absque nudis corporibus nulla nobis alia re —
zu plündern, da uns außer dem nackten Leben nichts weiter —



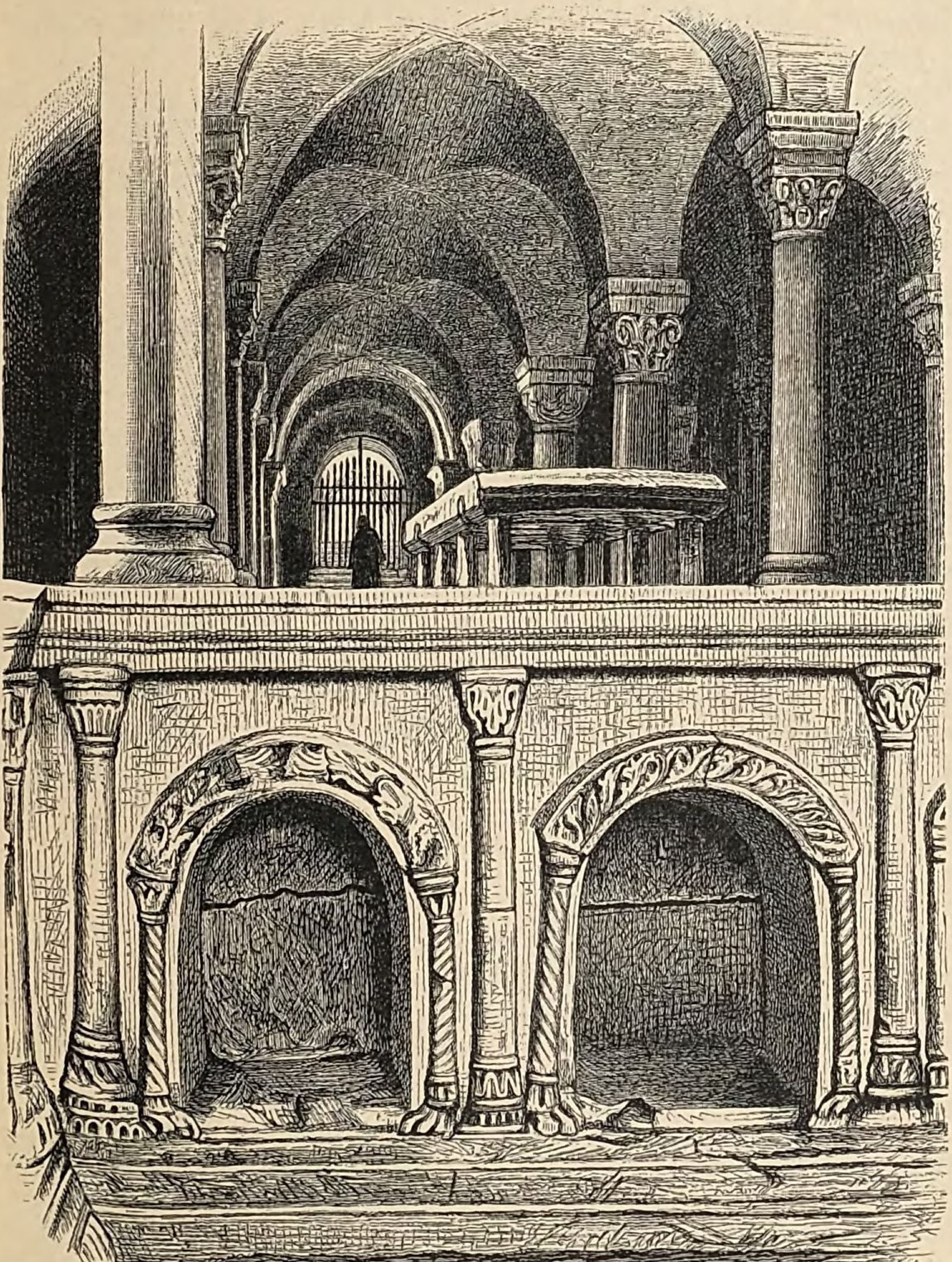
Itaq;
recentis uictorię leticiā augebant nuptię re-
gales. que eo tempe magnifica largitate cele-
brant̃. Nam rex dedit filio suo ottoni ɔiugē
filiā ethmundi regis angloꝝ. sororē adalsta-
ni. que genuit ei filiū nōie liudolfum. uirū
magnū. meritoq; omīb' pplis carū. filiā q̊q;
nōie liudgardā. que nupserat conrado fran-
coꝝ duci. Rex aut̄ cum iā militē haberet
equestri p̄lio pbatū. ɔt̄ antiquos hostes uidel;
ungarios p̄sumpsit inire certamē. Et ɔuocato
omī pplo. tali oratione ẽ eos affat̃. Olim ex omī
parte ɔfusum a q̄ntis piculis impium uṝm
nūc sit liberū. uos ipi meli' nostis qui ciuilib'
discordiis & externis bellis totiens attriti labora-
batis. At nc̄ ppicia nob' summa diuinitate.
nr̄o labore uṝa uirtute pacatū collectūq; cer-
nitis. barbaros suparos & seruituti subiectos.
Q̊d sup est necē habem' ut ɔt̄ ɔmunes hostes
auares parit̄ ɔsurgam'. Uos huc usq; filios
filiasq; urās expoliaui. & erariū eoꝝ repleui.
nc̄ templa tēploꝝq; ministros ut expoliem
cogor. absq; nudis corpib' nulla nob' alia re-

Aus Widukinds von Corvey Sächsischen Geschichten, vollendet um 967.

Faksimile der Handschrift in der K. Bibliothek zu Dresden.

Die berühmte Stelle von Heinrichs Kriegsvorbereitungen gegen die Ungarn.

Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.



Grabstätte Heinrichs I. und Mathildens in der Krypta der Quedlinburger Schloßkirche.
Aufgedeckt im Jahre 1867.

— man meint Rietheburg an der Unstrut (933). Diesmal flohen die Ungarn, sobald sie des königlichen Heeres ansichtig wurden; man nahm ihr Lager und befreite die Menge der Gefangenen; das Land atmete auf. Mit Freuden ging man daran, die Kirchen und Klöster wiederherzustellen, da man nun für lange Zeit Ruhe vor diesen Unholden hatte, von denen wohl nicht allzuviele ihre Heimat wiedersahen.

Heinrich und die Dänen.

Heinrichs letzte That war im Jahre 934 ein Zug gegen die Dänen, deren König Gorm er zum Frieden zwang. Das Land Schleswig, jenseits der Eider, erhielt eine Organisation, wie das den Wenden abgestrittene: zwei Marken hatte Heinrich seinem Ostfrankenreiche hinzugefügt, dessen Grenzen nun nach allen Seiten gesichert waren, soweit man sich vor Feinden, wie Slaven und Ungarn, überhaupt sichern konnte.

Alle seine nächsten Ziele hatte so Heinrich erreicht, der erst im sechzigsten Jahre stand und von blühenden Söhnen umgeben war. Er hielt die Zeit für gekommen, eine Reise oder einen Zug nach Rom zu unternehmen: welche Pläne er mit diesem Zug verband, wissen wir nicht; er würde dort das Salböl der Kirche wohl nicht verschmäht haben, wie beim Antritt seiner Regierung. Aber ein Schlaganfall, der ihn zu Botfeld am Harz traf, vereitelte die Ausführung und mahnte ihn, sein Haus zu bestellen. Mit gewohnter Besonnenheit traf er seine Maßregeln. Er berief eine Fürstenversammlung nach Erfurt und bezeichnete dieser seinen ältesten Sohn aus der Ehe mit Mathilde, Otto, als König — als König, wie der Chronist hinzuzufügen nicht unterläßt, über seine Brüder und das ganze Reich der Franken: von Teilungen des Reichsgebiets war hier nicht mehr die Rede. Zu Memleben, wohin er von Erfurt sich begab, starb Heinrich I. (936): seine Leiche wurde in dem von ihm begründeten oder befestigten Quedlinburg beigesetzt.



„Heinricus Rex." „Argentina Civitas."

Kaisermünzen Münze Heinrichs I. und Bischof Richwins von Straßburg.

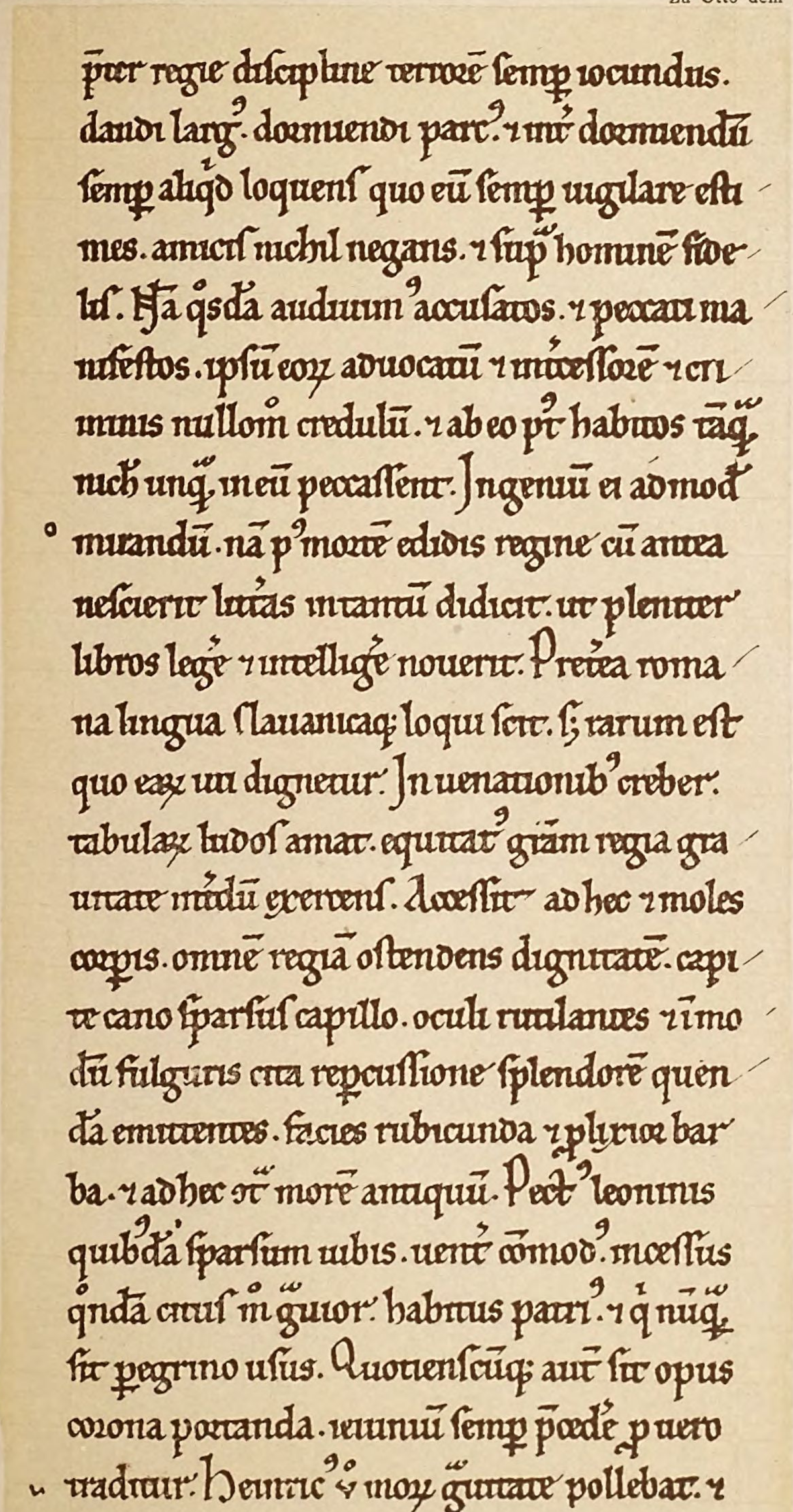
Erklärungstafel

zu Widukind von Corvey über Otto den Großen.

(Über Widukind siehe die Erklärungstafel der Stelle über Heinrich I.)

Text und Übersetzung.

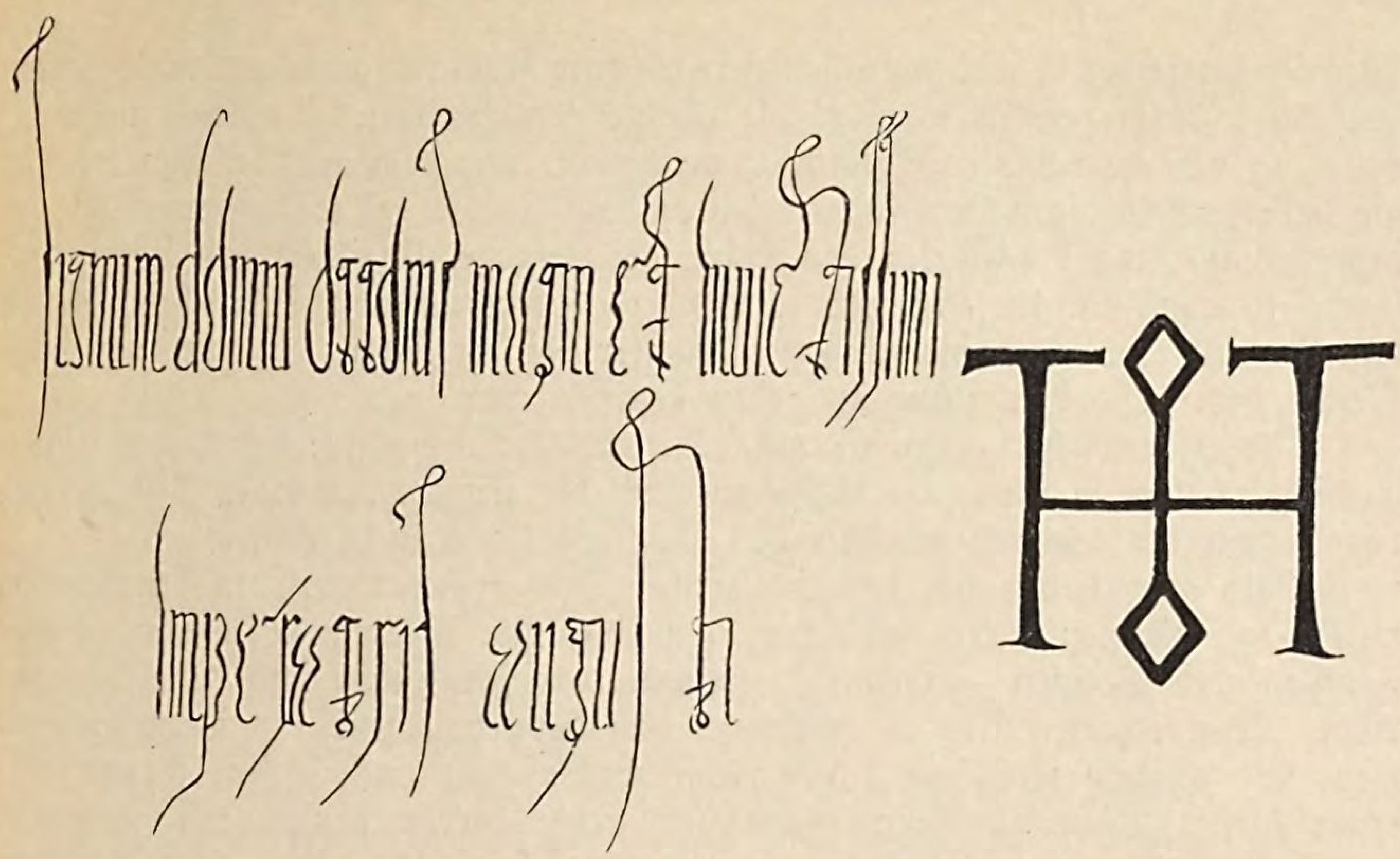
praeter regie(ae) discipline(ae) terrorem semper iocundus.
abgesehen von des königlichen Ernstes Schrecken immer freundlich.
dandi largus, dormiendi parcus et inter dormiendum
im Schenken freigebig, im Schlafen sparsam und im Schlafe
semper aliquid loquens, quo eum semper vigilare esti-
immer etwas sprechend, so daß es den Anschein hat, als ob er stets wache.
mes. amicis nichil (nihil) negans et supra hominem fide-
den Freunden schlägt er nichts ab und ist von übermenschlicher Treue.
lis. Nam quosdam audivimus accusatos et peccati ma-
Denn wir haben gehört, daß einige Angeklagte und des Verbrechens Über-
nifestos ipsum eorum advocatem et intercessorem et cri-
führte an ihm selbst einen Verteidiger und Fürsprecher hatten, der durch-
minis nullo modo credulum et ab eo post habitos tamquam
aus nicht an ihre Schuld glauben wollte und sie auch nachher so behandelte, als ob
nichil (nihil) unquam in eum peccassent. Ingenium ei admodum
sie niemals etwas gegen ihn verbrochen hätten. Seine Geistesgaben sind sehr
mirandum, nam post mortem edidis regine(ae) cum antea
bewunderungswert, denn nach dem Tode der Königin Edid lernte er die
nescierit litteras in tantum didicit, ut pleniter
Schrift, die er vorher nicht kannte, so gut, daß er vollkommen
libros legere et intelligere noverit. Preterea (praeterea) roma-
Bücher lesen und verstehen kann. Außerdem versteht
na lingua slavanicaque loqui scit. sed rarum est,
er in römischer und slavischer Sprache zu reden. Doch nur selten
quo earum uti dignetur. In venationibus creber,
hält er ihren Gebrauch für angemessen. Auf die Jagd geht er häufig,
tabularum ludos amat, equitatus gratiam regia gra-
das Brettspiel liebt er, des Reiterspiels Anmut übt er
vitate interdum exercens. Accessit ad hec (haec) et moles
bisweilen mit königlichem Anstand. Hierzu gesellt sich noch der gewaltige
corporis, omnem regiam ostendens dignitatem, capi-
Körperbau, der die volle königliche Würde zeigt, das Haupt
te cano sparsus capillo, oculi rutilantes et in mo-
mit ergrauendem Haar bedeckt, die Augen funkelnd und nach
dum fulguris cita repercussione splendorem quen-
Art des Blitzes durch plötzlich treffenden Blick einen gewissen
dam emittentes, facies rubicunda et prolixior bar-
Glanz ausstrahlend, das Gesicht rötlich und der Bart rötlich nieder-
ba et ad hec (haec) contra morem antiquum. Pectus leoninis
wallend und zwar gegen den alten Brauch. Die Brust ist mit
quibusdam sparsum iubis, venter commodus, incessus
einer Art Löwenmähne bedeckt, der Leib behaglich, der Schritt
quondam citus modo gravior; habitus patrius et qui numquam
früher schnell, jetzt gemessener; die Kleidung ist die heimische, die er nie mit
sit peregrino usus. Quotiens cumque autem sit opus
fremder Sitte vertauscht. So oft er aber die
corona portanda, jejunium semper praecedere pro vero
Krone tragen muß, bereitet er sich stets, wie man für wahr versichert, durch
traditur. (Heinricus vero morum gravitate pollebat.)
Fasten vor. (Heinrich aber war von überwiegendem Ernste des Charakters.)


preter regie discipline terrorem semper iocundus.
dandi largus. dormiendi parcus. et inter dormiendum
semper aliquid loquens quo eum semper uigilare esti
mes. amicis nichil negans. et supra hominem fide
lis. Nam quosdam audiuimus accusatos. et peccati ma
nifestos. ipsum eorum aduocatum et intercessorem et cri
minis nullomodo credulum. et ab eo postea habitos tamquam
nichil umquam in eum peccassent. Ingenium ei admodum
mirandum. nam post mortem edidis regine cum antea
nescierit litteras in tantum didicit. ut pleniter
libros legere et intelligere nouerit. Preterea roma
na lingua sclauanicaque loqui scit. sed rarum est
quo earum uti dignetur. In uenationibus creber.
tabularum ludos amat. equitatus gratiam regia gra
uitate interdum exercens. Accessit ad hec et moles
corporis. omnem regiam ostendens dignitatem. capi
te cano sparsus capillo. oculi rutilantes et in mo
dum fulguris cita repercussione splendorem quen
dam emittentes. facies rubicunda et prolixior bar
ba. et ad hec contra morem antiquum. Pectus leoninis
quibusdam sparsum iubis. uenter commodus. incessus
quondam citus modo grauior. habitus patrius. et qui numquam
sit peregrino usus. Quotienscumque autem sit opus
corona portanda. ieiunium semper precedere pro uero
traditur. Heinricus uero morum grauitate pollebat. et

Aus Widukinds von Corvey Sächsischen Geschichten, vollendet um 967.

Faksimile der Handschrift in der K. Bibliothek zu Dresden.

Widukinds Schilderung der Persönlichkeit Ottos.



„Signum domni ottonis magni et invictissimi [] imperatoris augusti."
Actum civitate rauenna foris murum probe civitatem. v. J. 970.
Signum Ottos des Großen von einer Urkunde gegeben zu Ravenna vor der Mauer, nahe bei der Stadt im Jahre 970.

2. Die drei Ottone.

König Otto stand, als er jetzt auf den Thron des Reiches der Ostfranken, Otto I.
wie damals der amtliche Name des deutschen Staats lautete, berufen wurde, in seinem vierundzwanzigsten Lebensjahre: er trug den Namen seines erlauchten Großvaters, der seine Geburt (912) noch erlebt hatte. Seit seinem siebzehnten Jahre (929) war er vermählt mit Editha, der Tochter des angelsächsischen Königs Eduard, wie denn Heinrich die Verbindung mit den Stammverwandten jenseits des Meeres zu pflegen bemüht gewesen war. Mit Erstaunen liest man, daß er sich mit Lektüre erst nach dem Tod seiner Gemahlin befaßt habe, und daß dabei der sächsische Geschichtschreiber seinen Genius bewundert, weil er es dann sehr rasch zum „vollen Lesen und Verstehen" gebracht habe: auf slavisch wie auf romanisch wußte er sich auszudrücken. Otto hatte die Gestalt des Vaters, auch dessen Neigungen, war eifriger Jäger und gesellig wie dieser; aber sein Geist strebte höher, er fühlte sich als ein im Purpur Geborener und er hatte zugleich eine tiefe und ernste Auffassung seines königlichen Berufes: man erzählte sich, daß er stets sich durch Fasten vorbereite, so oft er genötigt war, öffentlich mit der Krone auf dem Haupte zu erscheinen. Die Versammlung zum Behuf seiner förmlichen Wahl war nach Aachen, auf fränkischen Boden berufen. Die Pracht oder das Gepränge, das hierbei entfaltet wurde, zeigt, wie gut befestigt dieses Königtum schon war: die Herzoge, viele Große und eine ansehnliche Volksmenge waren zugegen. Nachdem die Fürsten — die weltlichen Großen — ihn auf den Thron gesetzt, welcher in der Halle zwischen Palast und Münster aufgeschlagen war, stellte der Erzbischof von Mainz ihn der im Münster versammelten Menge vor, „den von Gott erwählten, einst von dem mächtigen Herrn

Heinrich bezeichneten, jetzt von allen Fürsten zum König erhobenen Otto": „wenn euch diese Wahl gefällt, so hebet die Rechte gen Himmel." Darauf ward die Krönung von dem Mainzer Pontifex vollbracht, mit dem sich der von Köln in die dabei notwendigen Handlungen teilte; das Salböl fehlte diesmal nicht; bei dem Krönungsmahl bedienten den König die Herzoge, Giselbert von Lothringen, Eberhard von Franken Konrads I. Bruder, Hermann von Schwaben, Arnulf von Bayern: sie übten die großen Hofämter bei der Feier, der man von allen Seiten her große Bedeutung zu geben beflissen war.

Die ersten Jahre vergingen glücklich. Die „Barbaren", welche den Thronwechsel benutzen wollten, die Elbslaven und die Ungarn, wurden besiegt, und der Einfall der letzteren erreichte das sächsische Land nicht mehr.

Aufstand Thankmars und Eberhards.

Bald aber trübte sich der Horizont. Den ersten Anlaß zu den Wirren, welche die nächsten Jahre erfüllten, gab die alte Stammeseifersucht zwischen Franken und Sachsen — vielmehr zwischen dem fränkischen und dem sächsischen Adel. Den letzteren stieg es zu Kopfe, daß der König jetzt aus ihrem Stamme war, und es kam wohl vor, daß sächsische Vasallen aus diesem Grund oder unter diesem Vorwand ihren fränkischen Lehensherren den Dienst weigerten. Während Otto seine Autorität in Bayern feststellte, den widerstrebenden Sohn Herzog Arnulfs, Eberhard, der nach dessen Tode ohne weiteres das Herzogtum angetreten hatte, des Landes verwies und statt seiner Arnulfs Bruder Berthold zum Herzog machte, züchtigte der Herzog Eberhard von Franken einen widerspenstigen sächsischen Vasallen, dem er seine Stadt verbrannte. Dies eigenmächtige Verfahren strafte der König, indem er Eberhard um 100 Pfund Silber büßte; die Führer seines Kriegsvolks, welche den Frevel gegen die Stadt ausgeführt hatten, wurden in eine Strafe verfällt, deren Beschimpfendes auf ihren Dienstherrn zurückfiel: sie mußten jeder einen Hund nach der königlichen Residenz — es war Magdeburg — tragen. Dies empfand der Franke schwer und er begegnete sich in ehrgeizigem Groll mit einem Bruder des Königs, der älter als dieser, aber aus einer Ehe stammte, die hatte getrennt werden müssen, weil die Kirche sie nicht anerkennen wollte, Thankmar. Während Otto noch in Bayern beschäftigt war, schlug Eberhard los; während Otto versuchte, die Empörung mit glimpflichen Mitteln zu unterdrücken, erhob sich auch Thankmar: und diesem gelang es, Ottos Bruder Heinrich in seine Gewalt zu bekommen, den er „wie einen gemeinen Sklaven" seinem Verbündeten Eberhard zusandte. Den Thankmar aber ereilte das Schicksal rasch. Er stand zu Eresburg, aber die königlichen Krieger, unterstützt von Bewohnern des Orts drangen ein, und am Altar — denn der Kampf setzte sich bis in die Kirche fort — wurde Thankmar getötet. Während nun Eberhard zum Schein des Königs Gnade suchte, war schon ein neuer Verrat im Gange. Des jungen Königs Vorgehen in Bayern hatte bewiesen, daß er die herzogliche Gewalt wie ein Reichsamt betrachtete, das er, der König, verleihe: die gewaltige Art, wie er durchgriff, reizte jeden Ehrgeizigen vom zweiten Rang: es gelang dem Frankenherzog, seinen Gefangenen, Ottos Bruder Heinrich, zu gewinnen. Dem Ehrsüchtigen ist auch der schlechteste Grund gut genug; Heinrich überredete sich, daß ihm ein besseres Recht an die höchste Gewalt zustehe, weil sein Bruder geboren war, als sein Vater noch Herzog gewesen — er dagegen der Sohn eines wirklichen Königs sei. Es bildete sich nun eine große Verbindung gegen den König:

den beiden Verschworenen schloß sich der unruhige Herzog von Lothringen, Giselbert, an, und der westfränkische König war mit ihnen im Bunde. Das Jahr 939 war für Otto ein überaus kritisches, da auch Dänen und Slaven die gute Gelegenheit sich zu nutze machten: in Sachsen, in Lothringen, am Rhein wurde gekämpft. Otto zeigte sich der schweren Aufgabe gewachsen. Die Berichte, entstellt und verworren wie sie sind, wissen von einem Siege bei Birthen in der Nähe von Xanten gegen Heinrich und Giselbert zu erzählen: der Umschlag aber erfolgte durch einen höchst außergewöhnlichen Glücksfall, der ihn an einem Tage zweier seiner Hauptgegner entledigte. In der Nähe von Andernach stießen die Königlichen unter Hermann von Schwaben auf Eberhard und Giselbert, deren Hauptmacht mit großer Beute schon über den Rhein zurückgegangen war. Bei dem unerwarteten Angriff fiel Eberhard nach tapferem Kampfe, Giselbert warf sich mit andern Flüchtigen in einen Kahn, um über den Fluß zu entkommen; aber das überfüllte Fahrzeug schlug um und Giselbert ertrank. So wurden zwei Herzogtümer an einem Tage erledigt (939).

Heinrich aber hatte seine großen Pläne noch nicht aufgegeben. Er sank so tief, einen Mordanschlag gegen das Leben seines Bruders zu veranlassen, obgleich dieser geneigt war, ihm das Herzogtum Lothringen zu übertragen. Die Verschwörung jedoch ward entdeckt, die Verschworenen — eine Anzahl sächsischer Edeln — wurden aufgehoben und hingerichtet, Heinrich selbst entfloh (941). Gleichwohl folgte noch im selben Jahre die Versöhnung: Heinrich demütigte sich vor seinem Bruder und fand Gnade. Den inneren Zusammenhang dieser Vorgänge, die tieferen Beweggründe der handelnden Männer zu erfassen, verstattet die Natur der dürftigen und unvollständigen Berichte nicht, welche uns diese Zeiten schildern, Thatsache aber ist, daß Heinrich die Großmut seines Bruders rechtfertigte und ihm fortan unverbrüchliche Treue hielt.

Nachdem Otto so schwer um seine Krone gekämpft hatte, waren ihm einige Jahre ruhigen Erfolges gegönnt. Ein bedeutungsvoller Schritt war, daß er das Herzogtum in Franken nicht wiederherstellte, diese Landschaften also in seine unmittelbare königliche Verwaltung nahm; zum Herzog in Lothringen machte er im Jahre 944 einen fränkischen Großen, Konrad, dem er später seine Tochter Liutgarde vermählte. Im Jahre 946 hatte er die Genugthuung, daß der westfränkische König Ludwig, welcher die Empörung der Herzoge unterstützt hatte, seinerseits bei ihm Hilfe gegen seine übergewaltigen Vasallen suchen mußte. Otto führte ein starkes Heer — 32 000 Mann werden genannt — nach Gallien, und drang siegreich bis vor Rouen: auf die Dauer konnte auch er das sinkende karolingische Königtum dort nicht halten. Dagegen wurden die slavischen Marken behauptet, sowohl die östliche von der Saale und Mittelelbe bis zur Oder durch den Markgrafen Gero, als die nördliche von der Kieler Bucht bis zu den Mündungen der Oder durch den Markgrafen Hermann Billung. Unter allen Greueln der Rachewut und der Hinterlist zog der Kampf sich hin: 30 Häuptlinge der Wenden lud Gero zum Mahle und trank mit ihnen, bis sie dem Weine erlagen; alsdann ließ er sie töten. Daß unter solchen Verhältnissen das Christentum nur sehr langsam Eingang fand, das doch allein diese Eroberungen fruchtbar machen konnte, läßt sich denken. Gleichwohl wurde eben jetzt und durch Otto die Mission in diesen Gegenden mit Nachdruck aufgenommen. An der Grenze gegen die Slaven erhoben sich kirchliche Gründungen, 946 ward ein

Ottos Regierung 941—950.

Bistum Havelberg, 949 ein Bistum Brandenburg gestiftet, deren erste Bischöfe der „höchste Pontifex“ von Mainz weihte. Auch die Mission im Norden belebte sich wieder durch den neuen Erzbischof von Hamburg, Adaldag, der 936 die Thätigkeit seines Vorgängers Unni mit besserem Glück als dieser fortsetzte, und 948 erschienen die Bischöfe der drei neuen, von Hamburg aus auf dem dänischen Festlande gegründeten Bistümer Sliaswig, Ripa, Harusa — Schleswig, Ripen und Aarhus — auf der Synode zu Ingelheim, wo unter dem Vorsitz eines päpstlichen Legaten über wichtige kirchliche Angelegenheiten verhandelt wurde, denen Otto, seinem angeborenen ernsten Sinn gemäß und ganz besonders seit dem Tode seiner Gemahlin Editha (946) größere Aufmerksamkeit zuwandte.

Macht des königlichen Hauses. Bruno, der große Bischof.

Im Jahr 947 ward durch Bertholds Tod das Herzogtum Bayern erledigt, das Otto nunmehr beruhigt seinem Bruder Heinrich, mit dem er sich ganz verständigt hatte und der, wie es scheint, nun auch die geistige Überlegenheit Ottos willig anerkannte, übergeben konnte. Ein Jahr später starb Hermann von Schwaben (948), mit dessen einziger Tochter Ottos Sohn Liudolf vermählt war. Dieser, ein noch ganz junger Mann, erhielt jetzt das Herzogtum Schwaben und so war ein Zustand erreicht, wie man ihn sich verheißungsvoller nicht denken konnte: an der Spitze der Herzogtümer standen lauter Glieder der einen herrschenden Familie und die beiden wichtigsten, Sachsen und Franken, verwaltete das Haupt dieser Familie, der König selbst. Sie alle standen im blühendsten Alter, Heinrich hatte eben das dreißigste Lebensjahr überschritten, Otto das vierzigste noch nicht erreicht; und noch ein Mitglied zählte dieses in jenem Zeitpunkt in so beneidenswertem Glück strahlende Haus, einen Mann, der in eigentümlicher und großartiger Weise die Herrscherkraft Ottos ergänzte. Der zweite der Söhne aus der Ehe Heinrichs und Mathildes, Bruno, war früh dem geistlichen Stande bestimmt worden, dem er sich mit einem in so jungen Jahren auffallenden Ernste hingab: wie Israel die Bundeslade, sagt ein Biograph mit charakteristischem Bilde, habe er stets seine Bibliothek mit sich geführt. Schon der Knabe besaß Kenntnisse, die für jene Zeit ganz außerordentlich waren, und er war noch ein ganz junger Mann, als ihn sein Bruder zum Kanzler machte, ihm die arg verwahrloste „königliche Kapelle“, die Reichskanzlei übergab. Mit unermüdlichem Fleiße widmete Bruno sich den Geschäften, neben denen er, einer jener glücklich begabten Geister, denen diese Vereinigung möglich ist, die Studien mit Eifer weiter trieb; er zog Griechen in seinen Dienst und studierte ihre Sprache; daneben bediente er sich irischer und britischer Mönche, welche die Dänen aus ihren Heimatsitzen getrieben hatten und deren strenge asketische Richtung er teilte, ohne daß dieselbe ihn gegen die große Aufgabe wissenschaftlichen Vorwärtsschreitens abgestumpft hätte. In diesen Beschäftigungen suchte der König selbst, den der Tod seiner Gemahlin tief ergriffen hatte, Trost und Zerstreuung oder vielmehr Sammlung, und so sieht man um die Mitte des Jahrhunderts in den deutschen geistlichen Kreisen, den alt- und neuberühmten Klosterschulen St. Gallen, Reichenau, Fulda, Würzburg, Corvey, Gandersheim, Quedlinburg eine große geistige Regsamkeit, welche die schönsten Früchte versprach. Denn dieses Reich, das nach schweren Stürmen jetzt geeinigt schien, hatte den unschätzbaren Vorzug, daß seine Bevölkerung bei allen Verschiedenheiten doch ein und dieselbe Sprache redete und damit ein Einigungsmittel besaß, dessen weder Spanien noch Gallien noch Italien damals sich rühmen konnte. Was Widukind von Corvey von Heinrich I.

sagt, daß er der größte der Könige Europas gewesen, daß er ein weites und großes Reich durch sich selbst erworben und als von Gott allein ihm gegeben es besessen habe, ließ sich mit größerem Recht noch von seinem Sohne sagen.

Eben diese alles Bisherige überstrahlende Stellung aber wies über sich hinaus, auf jenen Imperatorentitel, der noch immer in der Welt das Höchste bedeutete, und mit einer Art Naturnotwendigkeit richteten sich die Blicke Ottos selbst wie seiner Unterthanen in jenen Tagen des höchsten Glanzes nach Rom, wo dieser Name allein zu holen war. Und es war auch nicht ein leerer Titel, um den es sich handelte. Der Name „römisches Reich“ und „römischer Kaiser“ bedeutete für die damalige Welt in Wahrheit die durch die christliche Kirche vereinigte, zu einem sittlichen Ganzen geeinte Kulturwelt, und die Zustände, welche damals in Italien und namentlich in Rom herrschten, das durch seinen alten und durch seinen neuen Zauber, als einstiger Sitz der höchsten weltlichen Macht wie jetzt als Sitz der ersten geistlichen Autorität einen gemeinsamen Besitz der europäischen Völker, ein neues Delphi, eine neue Orakelstätte darstellte, wurden als ein allgemeines Übel empfunden und waren es ebendeswegen auch wirklich. Zustände in Italien.

Diese Zustände waren von der Art, daß man an den frivolen Ausspruch späterer Tage erinnert wird, es sei gar nicht zu glauben, was ein Volk aushalten könne. Das Kaisertum bedeutete für das Land Italien, in welchem eine so bunte Vielheit von Völkern beisammen war, noch mehr als für alle andern Länder die Autorität und die Ordnung. Allein seit dem Tode Arnulfs (899) bestand das Kaisertum nur als ein Name, der die Usurpationen des nächsten besten oder nächsten schlechtesten Mächtigen mit einem flüchtigen Schimmer oder Schatten eines Rechts umgab. So hatte Ludwig II. von Burgund im Jahre 901 zu Rom die Kaiserkrone empfangen; dann hatte der Herzog Berengar von Friaul, der schon seit 888, nach Karls des Dicken Tod, sich zu Pavia als König von Italien hatte ausrufen lassen, die Oberhand gewonnen, seinen Gegner, den burgundischen König, der das Unglück hatte in seine Hände zu fallen, nach dem barbarischen Brauche der damaligen hohen Politik durch Blendung unschädlich gemacht, und 915 sogar die Kaiserkrone erlangt: er ward im Jahre 924 erdolcht. Wiederum suchte ein zweiter König von Burgund, Hugo, das Königtum von Italien zu erlangen; gegen ihn erhob sich einer der einheimischen Magnaten, Berengar II., Markgraf von Ivrea, der diese Krone für sich und sein Haus begehrte. Die Königskrone von Italien ward als Vorbedingung der kaiserlichen Würde angesehen: den Namen eines Imperators aber führte, seitdem jener geblendete Ludwig 928, vier Jahre nach seinem Feinde, gestorben war, niemand mehr. Keiner dieser Könige oder Tyrannen erlangte Macht genug, das Land gegen die Raubvölker zu schützen, von denen es heimgesucht wurde. Das mittlere Italien stand fast dreißig Jahre lang unter der Herrschaft der Araber, welche eine Burg am Garigliano erbaut hatten und den Ertrag ihrer Plünderungen oder Erpressungen von dort nach Sizilien oder Afrika verschifften: erst 916 durch die Energie des Papstes Johanns X. wurde ihnen hier einigermaßen gesteuert. Länger und dauernder wurde Oberitalien von Fraxinetum aus von denselben Feinden heimgesucht, welche die Alpenstraßen mit Kastellen sperrten. Seit 899 kamen die Züge der Ungarn von Osten her dazu, die sich fast jährlich wiederholten. 926 drangen sie bis vor Rom. Im Jahre 942 erlitten sie dort eine Niederlage, aber die lombardische Ebene suchten sie noch länger heim. Diese

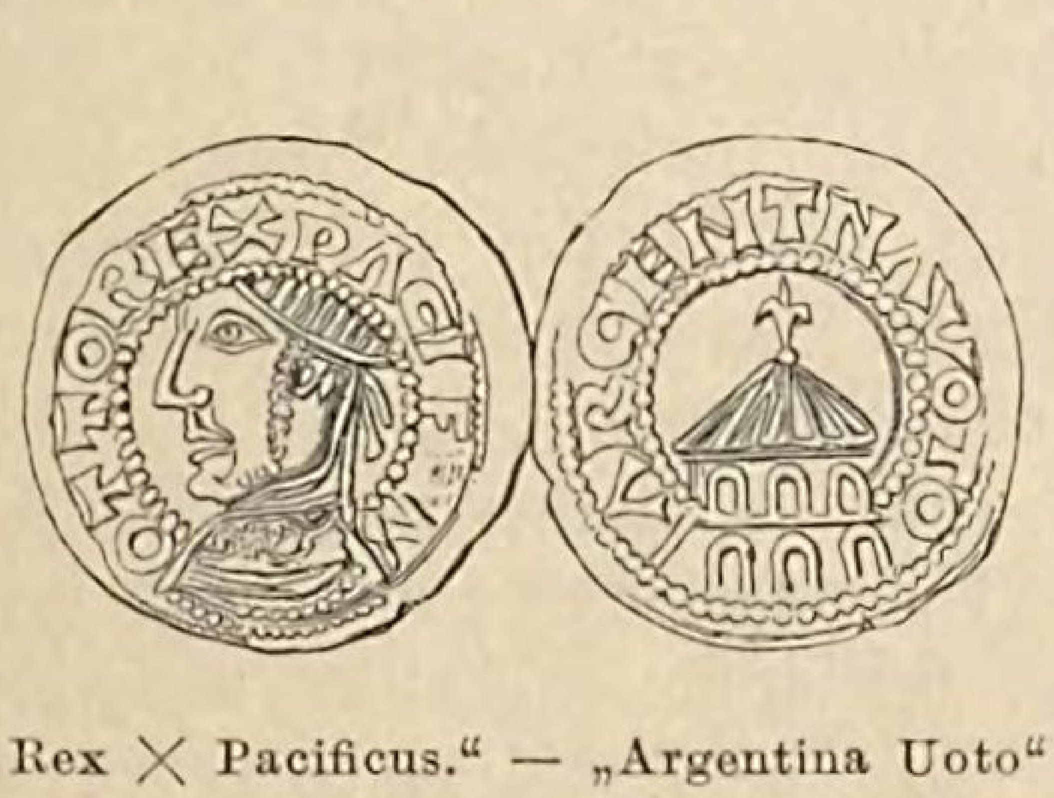
Not hatte zunächst die Folge, daß wer irgend konnte, in die Städte flüchtete, die sich beeilten, ihre Befestigungswerke zu ergänzen und zu verstärken und die deshalb auch meist mit einer Belagerung oder einer Loskaufsumme davon kamen: man kann sogar die Wahrnehmung machen, daß dies dem Aufblühen manches Erwerbs- und Kunstzweigs und der Entwickelung dieses für das italische Land so bedeutungsvollen städtischen Elements förderlich gewesen sei, wie denn auch der Handelsverkehr keineswegs sich minderte und der Wohlstand des Volkes bedeutend genug blieb, um immer aufs neue die Plünderung anzulocken. Selbst eine tiefere Wirkung kann man von diesen Heimsuchungen herleiten: die gemeinsame Gefahr und Not, das Zusammenwohnen in den festen Zufluchtsorten der Städte näherte die verschiedenen Bevölkerungselemente, germanische und romanische, einander und beschleunigte ihre Verschmelzung durch gemeinsame Sprache und Sitte. Furchtbar aber wirkte die Unsicherheit aller Verhältnisse auf die sittlichen Zustände. Sie lud jeden begehrlichen Ehrgeiz zu raschem Zugreifen ein und zerstörte das sehr geringe Rechtsbewußtsein, das den Menschen damaliger Zeit überhaupt eigen war, vollends: wer die Macht hatte, brauchte sie als Tyrann, der Kleine im Kleinen, der Große im Großen. Wenn wir uns schon in Deutschland vergebens nach der deutschen Treue umsehen, welche mehr in unsern rhetorischen Geschichtsdarstellungen als gedankenlose Phrase als in der Wirklichkeit jener Zeiten lebte, so war hier in Italien die Treulosigkeit, das Wechseln des Herrn, die Doppelzüngigkeit, mit welcher man stets zwei Herren gleichsam in Bereitschaft hatte, um den einen gegen den andern auszuspielen und beide auszubeuten, geradezu Grundsatz: und daß bei diesem zügellosen Eigennutz auch die Begierde frech und zügellos wurde und bald sich jeder Scham entschlug, entspricht den Gesetzen, welche in der moralischen Welt regieren. Zu keiner andern Zeit haben zuchtlose Weiber einen so großen Einfluß geübt, als in dem Italien der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts.

Das Papsttum.

Von der Kirche war keine Rettung zu hoffen, wenn es auch keineswegs an strengen und ernsten Geistern fehlte, welchen das offenbare Walten des Satans ein Greuel war. Die Bischöfe, welche bei der allgemeinen Zerrüttung große Macht erlangten, verwilderten ebenso wie der weltliche Adel. Auch die Klöster zeigten nur eine sehr geringe Widerstandskraft: und das Schlimmste von allem war, daß die Quelle selbst, an der man seither sich Rat und Lenkung für das Gewissen geholt hatte, vergiftet war. Der päpstliche Stuhl war zum Spielball und zum Werkzeug verdorbener Adelsfamilien und Faktionen geworden, und in der langen Zeit von 904—955 waren es zwei vornehme und heillose Weiber, Theodora und ihre Tochter Marozia, welche ihre Werkzeuge, ihre Buhler, Söhne, Günstlinge — wenn es nicht anders ging, unter Mord und Verrat — auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Ein Sohn der Marozia bestieg, nachdem der Papst Johann X. im Kerker erwürgt war, als Johann XI. diesen päpstlichen Stuhl (932), und ein zweiter ihrer Söhne, Alberich, vertrieb jenen König von Italien, Hugo von Arelat, dem das greuliche Weib sich zuletzt vermählt hatte, aus Rom: er behauptete dann als Senator zweiundzwanzig Jahre lang (bis 954) die weltliche Herrschaft in der Stadt. Das untere Italien stand unter griechischer Herrschaft, und wenn in dem oströmischen Reiche noch etwas von Kraft gewesen wäre, so hätte dasselbe jetzt die Herrschaft über Italien zurückgewinnen können.

Aber von dort, von Konstantinopel, konnte die Hilfe nicht kommen. Es war nur ein Mann mächtig genug, um in diesem zerrütteten Lande einigermaßen geordnete Zustände zurückzuführen: der König des Ostfrankenreichs, der schon längst den westfränkischen wie den italischen Verhältnissen gelegentlich seine Aufmerksamkeit hatte zuwenden müssen. Nun hatte König Hugo seine Tyrannis, aus der keine dauernde Ordnung erwuchs, nicht behaupten können: statt seiner kam sein junger Sohn Lothar, der auch kraft eines Vertrages mit dem mächtigsten der Gegner Burgunds, dem Markgrafen Berengar, als König anerkannt wurde. Aber Lothar starb, noch ein Jüngling, im Jahre 950, und nun achtete Berengar die Zeit günstig, die italische Krone an sein Haus zu bringen. Er warb für seinen Sohn Adalbert um die Hand der jungen Witwe Lothars, Adelheid, einer burgundischen Fürstin, die er 951 in seine Gewalt brachte. Einer seiner Grafen hatte sie in einem Kerker am Gardasee zu bewachen und man sparte selbst die Mißhandlungen nicht, um sie nach dem Willen des Mächtigen zu beugen. Königtum Berengars.

Dies wurde der äußere Anlaß für Otto I., in Italien einzuschreiten. Es war ein großer und folgenreicher Entschluß, den er faßte. Eine große Streitmacht ward gerüstet, sein Bruder Bruno, sein Bruder Heinrich Herzog von Bayern, sein Eidam Konrad von Lothringen nahmen an dem Zuge teil, den sein Sohn Liudulf voreilig schon auf eigne Hand, aber mit ungünstigem Erfolg, begonnen hatte. Der Macht des ostfränkischen Königs war Berengar nicht gewachsen und seine Gefangene hatte bereits Mittel gefunden, sich selbst aus ihrem Kerker zu befreien. Sie hatte eine Partei im Lande und besaß persönliche Vorzüge genug, um als eine sehr passende zweite Gemahlin für den verwitweten König Otto zu gelten: die Vermählung wurde noch im selben Jahre in Pavia gefeiert und die junge schöne und kluge Frau gewann sehr bald Einfluß auf ihren Gemahl den König: seinen letzten Plan, das Imperium Karls des Großen zu erneuern, indem er sich zu Rom als Kaiser krönen ließ, konnte dieser jedoch für diesmal nicht durchführen. Der Papst, noch unter dem Einflusse des Senators Alberich, zeigte sich wenig willfährig, und diese Krone mit Gewalt zu erlangen mußte Otto meiden, um so mehr, als sich bald zeigte, welche Schwierigkeiten ihm aus der neuen Lage — seiner politischen Heirat und dem Königtum Italien — erwuchsen. Otto und Adelheid. 951.



„Otto Rex ╳ Pacificus.“ — „Argentina Uoto“ (Udo).

Kaisermünzen: Münze Ottos des Großen.
Geprägt zu Straßburg unter Bischof Udo. Königl. Münzkabinett in Berlin.

Königtum Italien, Empörung Liudolfs und Konrads.

Mit Berengar selbst kam er ohne viel Schwierigkeiten zurecht. Derselbe unterwarf sich ihm zu Magdeburg, ward mit dem Königreich Lombardien belehnt, doch wurden die Markgrafschaften, welche das alte Herzogtum Friaul bildeten, von Italien abgetrennt und mit Bayern vereinigt, dessen Herzog Heinrich überhaupt bei der neuen Ordnung der Dinge den größten Einfluß erlangte und von der Königin sichtbar bevorzugt wurde. Eben dies brachte den Groll des Sohnes Ottos aus seiner ersten Ehe, Liudolf, der längst mit dem Oheim auf gespanntem Fuße stand, und seines Eidams, Konrad von Lothringen, zum Ausbruch. Eine neue Kette von Treulosigkeiten, Verrätereien und Freveln auf beiden Seiten bezeichnet diese zweite Hälfte der Regierung Ottos I. und stellt sich der früheren Reihe in ebenbürtiger Häßlichkeit an die Seite. Ob Liudolf Grund zu Besorgnissen gehabt hat und seine Nachfolge wirklich gefährdet glauben mußte, als Adelheid einen Sohn gebar — er erhielt den Namen des Großvaters, Heinrich — läßt sich nicht ausmachen: auffallend ist immerhin, daß die Verschworenen, denen sich ein listiger und überaus zweideutiger Pfaffe, der Erzbischof Friedrich von Mainz, zugesellte, ohne daß man ihm seinen Verrat eigentlich beweisen konnte, so vielen Anklang fanden. Sie lockten den König nach Mainz, wo er hoffen konnte, sich in Güte mit ihnen zu vergleichen: zu spät merkte er, daß er in ihrer Gewalt war. Er mußte den beiden ihre Bedingungen gewähren, die wir im einzelnen nicht kennen: so gewann er seine Freiheit wieder. Aber auch er war ein Sohn seiner Zeit; einen ihm abgelisteten und abgetrotzten Vertrag zu halten war er nicht gemeint; nach Sachsen zurückgekehrt, gewann er rasch die Oberhand und berief einen Reichstag nach Fritzlar, wo die Sache Liudolfs und Konrads in deren Gegenwart vorgenommen werden sollte. Allein diese erschienen nicht: sie wurden wie der Erzbischof geächtet und ihrer Herzogtümer entsetzt, aber sie waren stark genug, den Kampf aufzunehmen, dessen Getümmel bald über ganz Deutschland sich ausdehnte. Der König rückte mit großem Heere vor Mainz, das eine mehrmonatliche Belagerung aushielt. Es kam zu einer Zusammenkunft der beiden Aufrührer mit dem Vater vor den Thoren der Stadt: es wird erzählt, daß Bruno, der Oheim, mit Ernst dem verblendeten Liudolf seinen Frevel und seine Thorheit vorgehalten habe: aber umsonst. Unterdessen hatte die Empörung auch in Bayern gezündet und in jenem Arnulf einen Verbündeten und einen Führer gefunden, den Otto im Jahre 938, als die Verhältnisse Bayerns geregelt wurden, dem neueingesetzten Herzog Berthold als Pfalzgraf oder königlichen Statthalter, der die königlichen Burgen zu beaufsichtigen und überhaupt die königlichen Rechte zu wahren beauftragt war, an die Seite gestellt hatte. Und selbst in Sachsen war es gelungen, eine Partei für Liudolf und Konrad zu gewinnen; in Schwaben und Franken war die Empörung siegreich; von Regensburg mußte der König ebenso ohne Erfolg abziehen wie von Mainz: nur in Lothringen hatte die königliche Sache das Übergewicht. Hier hatte die außerordentliche Lage den König zu einer höchst außerordentlichen Maßregel bestimmt: indem er nach dem Tode des dermaligen Erzbischofs von Köln, Juli 953, die Wahl eines neuen, welche auf seinen Bruder Bruno fiel, bestätigte, übertrug er diesem zugleich die herzogliche Gewalt in Lothringen. Irgend ein ernstes politisches Ziel gewahrt man auf der Seite der Aufständischen nicht; vollends von einer deutsch-nationalen Opposition gegen

Ottos italienische Politik ist bei ihnen und auch überhaupt keine Rede: es war die nackte Selbstsucht, welche sie trieb, und vergeblich sieht man nach irgend einem edleren Beweggrund oder Irrtum aus. Die Folgen aber zeigten sich rasch: früh im Jahre 954 brachen die Ungarn, welche Herzog Heinrich wiederholt geschlagen hatte, in einem gewaltigen Schwarme in Bayern ein. Liudolf und Konrad luden den schweren Vorwurf auf sich, diese Feinde des christlichen Namens selbst ins Land gerufen zu haben: wenigstens daß sie sich ihrer gegen die Königlichen in Lothringen und Franken bedienten, ist gewiß. Der König benahm sich mit großer Klugheit. Er hatte gegen die Ungarn ein Heer zusammengebracht, mit dem er jetzt Bayern, von wo jene schon weitergezogen waren, unterwarf: dieser Einbruch der Ungarn selbst brachte manchen zur Besinnung und überall erhob die königliche Partei wieder ihr Haupt. Er setzte seine Gegner, deren Sache an sich keine sittliche Rechtfertigung zuließ, noch weiter ins Unrecht, indem er einen Tag nach Langenzenn bei Nürnberg ausschrieb, wo der Friede hergestellt werden sollte. Darauf beugte sich Konrad, legte die Waffen nieder und erschien auf jener Versammlung, welche von geistlichen und weltlichen Großen zahlreich besucht war. Der Erzbischof Friedrich fand sich gleichfalls ein und wurde zu Gnaden angenommen; auch Liudolf erschien, vermochte aber nicht den Haß gegen den Oheim zu bezähmen, entwich und versuchte noch einmal das Glück der Waffen; nach einigen Monaten suchte endlich auch er die Gnade des Königs. Auf einem Tage zu Arnstadt gegen Ende des Jahres wurde ihre Sache entschieden. Liudolf und Konrad wurden der Herzogtümer und Reichslehen verlustig erklärt, ihre Eigengüter durften sie behalten. Schwaben erhielt Burchard, der Sohn des im Jahre 926 verstorbenen Herzogs, Lothringen behielt Bruno; auf den wichtigen erzbischöflichen Stuhl von Mainz, der eben jetzt durch Friedrichs Tod erledigt wurde, ward ein natürlicher Sohn des Königs, Wilhelm, erhoben. Erst im folgenden Jahre, 955, wurde das hartnäckige Regensburg bezwungen und damit endigte der liudolfinische Aufstand, der zweite der großen Bürgerkriege unter Ottos I. Regierung.

Der König kehrte nach Sachsen zurück und schickte sich an, jenen Kampf, welchen Hermann und Gero mit Mühe bestanden, den Kampf gegen die slavischen Stämme im Nordosten, die von den Schriftstellern unter dem Gesamtnamen der Wenden zusammengefaßt werden, womöglich siegreich zu beendigen, als ihn die Kunde von einem nahe bevorstehenden Einbruch der Ungarn wieder nach dem Süden rief. Zahlreicher noch als sonst war diesmal deren Heer, das sich in der Ebene von Augsburg versammelte. Die Ungarn richteten ihre Angriffe zuerst gegen die Stadt Augsburg, die der Bischof Ulrich, ein treuer Anhänger des Königs, zum Widerstand ermutigte. Sie ließen von ihrem Angriff ab, als ihnen die Kunde vom Herannahen des königlichen Heeres kam. Die Nachrichten, die wir über den weltgeschichtlichen Kampf auf dem Lechfelde im August 955 besitzen, sind, so sehr sie ins einzelne gehen, doch nicht von der Art, daß man sich aus ihnen die Wirklichkeit dieser großen Schlacht mit Vertrauen in die Richtigkeit des Bildes vergegenwärtigen könnte. Es war Otto gelungen, die Streitkräfte des Reichs, kein Massenaufgebot, sondern Kontingente von Vasallen, zu vereinigen, und nur die Lothringischen hatten nicht rechtzeitig ein- Ungarnschlacht auf dem Lechfelde 955.

treffen können; Sachsen und Bayern, Schwaben und Franken waren zugegen und die Lanze mit dem Bilde des Erzengels Michael — „der Engel", wie man dieses Feldzeichen nannte — war bei dem königlichen Zuge; der damalige Herzog von Lothringen Konrad sühnte hier seinen Verrat durch heldenmütigen Kampf und ehrenvollen Tod, während der alte Ungarnsieger, Herzog Heinrich, durch Krankheit von diesem Entscheidungskampf fern gehalten wurde. Die Schlacht nahm anfangs eine ungünstige Wendung, da es einem Teil der Ungarn gelungen war, dem königlichen Heere in den Rücken zu kommen und dessen Gepäck zu erbeuten: aber ihre Hauptmacht zerschellte an dem geordneten Vorrücken der Deutschen, die, wie anzunehmen, aus erlesenen Truppen, zumeist gepanzerten oder schwergerüsteten Reitern bestanden, und die Flucht wurde den aufgelösten und führerlosen Schwärmen der Ungarn noch verderblicher als die Schlacht. Otto verfolgte die Geschlagenen nachdrücklich: die Gefangenen fanden keine Gnade; wo man einen Haufen in irgend einem Versteck fand, legte man kurzer Hand Feuer an. Es war die letzte große Entscheidung, nach welcher das wilde Volk keinen Einbruch in die westlichen Länder mehr wagte.

Sieg über die Wenden.

Im Oktober desselben Jahres wurde gleichfalls unter Ottos persönlicher Führung ein großer Sieg über die Wenden an der Reknitz erfochten: der Kopf des Häuptlings, der sie führte, wurde dem König gebracht, 700 Gefangene enthauptet. Auch sein Sohn Liudolf, der die Schlacht auf dem Lechfeld nicht mitgemacht hatte, nahm an diesem Kampfe teil.

Zweiter Zug nach Italien.

Ein ähnliches, wenn auch nicht gleich großes europäisches Verdienst wie einst Karl Martel durch die Besiegung der Araber hatte König Otto sich hier durch die Bezwingung der Ungarn erworben. Am Abend des Sieges, wird erzählt, hatten ihn seine Ritter fast in altrömischer Weise als Imperator begrüßt: mit größerem innerem Rechte als früher konnte er jetzt daran denken, die Herrschergewalt Karls des Großen in seiner Person zu erneuern. Nicht sofort konnte er an die Ausführung dieses Gedankens gehen, obgleich die letzten achtzehn Jahre seiner Regierung unvergleichlich viel ruhiger verflossen, als die neunzehn vor der Ungarnschlacht: bei dem durchaus persönlichen Charakter, den Otto seiner Regierung gab, hatte er wenig Muße und mußte seine Zeit abwarten. Unermüdlich reiste er von Pfalz zu Pfalz; dieses Königtum hatte keinen festen Sitz auch nur in dem beschränkten Sinne wie Karl der Große zu Aachen oder Arnulf zu Regensburg ihre Residenz gehabt hatten: wo er erschien, drängten sich die mannigfaltigsten Geschäfte an ihn, Streitigkeiten, Rechtshändel, die in letzter Instanz seiner persönlichen Entscheidung harrten. Sein erster Ratgeber blieb sein Bruder Bruno, den sein Einfluß — namentlich als im November 955 der dritte der Brüder, Herzog Heinrich, gestorben war — beinahe als Mitregenten erscheinen ließ. Auch die Königin Adelheid galt sehr viel, mehr als seine Mutter Mathilde, die nach Heinrichs Tode noch mehr als bisher sich ausschließlich den geistlichen Dingen zuwendete: sie hatte sich übrigens das Verdienst erworben, diesem Hofe den würdigen und ehrbaren Charakter zu geben und zu erhalten, der ihn vor dem merowingischen und karolingischen so vorteilhaft auszeichnet.



„Otto Imperator Augustus."
Kaisersiegel Ottos des Großen.

Erst im Jahre 961 unternahm Otto seinen zweiten Zug nach Italien. Das Land hatte ihm längst wieder zu schaffen gemacht, da Berengar nicht lange seine Vasallenstellung gutwillig trug. Im Jahr 956 zog in des Königs Auftrage sein Sohn Liudolf nach Italien, wo er Berengars Sohn Adalbert besiegte: er sah sich eine neue rühmliche Laufbahn geöffnet, als der Tod sie ihm verschloß (September 957). In den inneren Verhältnissen wurde dadurch nichts geändert, da ein Sohn aus der Ehe mit Adelheid lebte, Otto; mit diesem ward der gleichnamige Sohn Liudolfs zusammen erzogen. Das Herzogtum Bayern wurde dem vierjährigen Sohne Heinrichs, der des Vaters Namen trug, vorbehalten: die Vormundschaft führte seine Mutter Judith. Im Jahre 960 durchreiste der König abermals das Reich: man wußte, daß die Romfahrt bald von statten gehen werde. Nach Worms hatte er auf den Mai des folgenden Jahres die Bischöfe und die weltlichen Großen entboten, und hier wurde der siebenjährige Knabe Otto aus der Ehe mit Adelheid zum König der Ostfranken erwählt: wenige Tage später erfolgte seine feierliche Krönung zu Aachen. Nachdem so für alle Fälle gesorgt war, ging der König über die Alpen, wohin ihn jetzt, von Berengar gedrängt, auch der lasterhafte Knabe rief, der damals auf dem päpstlichen Stuhle saß: Alberichs Sohn, Johann XII. Als Otto in der Lombardei anlangte, erwies sich Berengars Macht als völlig ungefestigt. Das große Heer, das er zusammengebracht, lief auseinander, er selbst ward flüchtig: ungehindert rückte Otto vor Rom. Er ward aufs beste empfangen: am Sonntag nach seiner feierlichen Einholung (2. Februar 962) empfing er dann in der „Leostadt", in der Kirche St. Peters, die Kaiserkrone aus der Hand des Papstes, dem er versprochen hatte, die alten Besitzungen der Kirche zurückzugeben. Ein Zusammengehen mit dem Papste war für Otto um so notwendiger, als er mehrere wichtige Pläne verfolgte — Magdeburg zu einem Erzbistum zu erheben, ein Bistum Merseburg zu gründen dachte, — und bei der Regierung des Reichs sich mehr als irgend ein König auf das geistliche Element, die Bischöfe, stützte und stützen

Otto, Imperator. 962.

mußte, da die Laienaristokratie in manchem Betracht diesem kraftvoll aufstrebenden Königtum sich versagte und widerstrebte.

Kaiser und Papst.

Aber die Eintracht mit diesem Papste hatte keinen Bestand. Die kaiserliche Macht war in den Händen des neuen Kaisers eine sehr wirkliche, die Johann XII. um so drückender war, je mehr ihn selbst seine eigne heidnische Verworfenheit bloßstellte. Bald konspirierte er mit Berengar, der noch lange nicht völlig überwältigt war: er nahm dessen Sohn Adalbert, der zu den Arabern geflüchtet war, in Rom auf (Juli 963). Aber der Kaiser war der stärkere, und als derselbe im November als Sieger in Rom einzog, machte er von seiner Macht Gebrauch, indem er die Bevölkerung den Eid schwören ließ, daß sie künftighin niemals einen Papst wählen oder weihen wolle ohne seine Zustimmung: ein ungeheurer Erfolg, wenn er Bestand hatte. Alsbald nahm er Gelegenheit, von dieser kaiserlichen Rechts- und Machtfülle, die ihm im Augenblick niemand zu bestreiten wagte, Gebrauch zu machen. Er berief eine Synode, welche über den Papst Johann richten sollte und führte selbst in derselben den Vorsitz. Die Anklageschrift gab ein langes Verzeichnis der schweren Sünden, mit welchen der Nichtswürdige den Stuhl Petri geschändet hatte: er ward abgesetzt und an seiner Stelle Leo VIII. gewählt. Freilich war man damit noch nicht mit jenem letzten Papst aus der Dynastie der vornehmen Weiber und ihrer Helfershelfer fertig: als schon Berengar und seine Gemahlin Willa, der nach unsern Nachrichten der Preis der Schändlichkeit unter den berühmten heillosen Weibern der Zeit gebührt, in den Händen der Deutschen waren und zu Bamberg im Exil lebten, war Johann wieder nach Rom gelangt und hatte sich der Gewalt aufs neue bemächtigt; nicht lange aber, so traf ihn ein Schlagfluß und er starb, unbußfertig, mit Verschmähung des heiligen Abendmahls. Zu Rom wollte die Partei ihr Wahlrecht behaupten und wählte einen Benedikt: aber dies diente nur den Sieg des Kaisers vollständig zu machen, der im gleichen Jahre (Juni 964) zum zweiten Male als Sieger in Rom einzog. Er führte Leo VIII. zurück; Benedikt wurde nach Hamburg in die Verbannung geschickt. Anfang des Jahres 965 war Otto wieder auf deutschem Boden. Im bischöflichen Palast zu Köln begrüßte ihn, von den meisten Gliedern der Familie umgeben, seine Mutter, König Heinrichs Witwe, als römischen Kaiser.

Im gleichen Jahre starb der Markgraf Gero, der die Macht des Reiches gegen die Slaven behauptet und erweitert hatte, und, ein noch empfindlicherer Verlust, der Erzbischof Bruno. Die Geschäfte der Reichskanzlei wurden dem Erzbischof Wilhelm von Mainz übertragen. Lothringen erhielt eine geteilte Verwaltung, Ober- und Niederlothringen; im sächsischen Lande führte der Kaiser die kirchlichen Einrichtungen jetzt durch, die ihm seit so lange am Herzen lagen: die Einrichtung des Erzbistums Magdeburg, dem er die Bistümer Merseburg, Zeitz, Meißen, Brandenburg und Havelberg unterstellte: doch dauerte es noch einige Zeit, bis alle Schwierigkeiten — der Neid und die Eifersucht der dabei beteiligten Bischöfe — überwunden waren. Sein eigner Sohn, Wilhelm von Mainz, bekämpfte den Plan und zeigte sich besorgt um die Freiheit der Kirche, über welche der Kaiser mit großer Autorität verfügte.

Dritter Zug. 966.

Nachdem er abermals zu Worms einen Reichstag abgehalten, ging Otto (Herbst 966) zum dritten Mal nach Italien. Der Papstwechsel war diesmal

mit Achtung der kaiserlichen Rechte vor sich gegangen: der neue Papst, Johann XIII., war dem Kaiser ergeben, und entschied in der Magdeburger Erzbistumsfrage seinem Willen gemäß. Aber die weiteren Pläne, welche Otto diesmal an seinen Aufenthalt in Italien knüpfte, verwirklichten sich nicht so rasch. Sein Gedanke war, die Halbinsel von den Sarazenen zu befreien und sie ganz mit dem Reiche zu verbinden: er gedachte zu diesem Zweck eine Vermählung seines Sohnes und Nachfolgers, Otto, mit der Tochter des griechischen Kaisers Romanus II., Theophano, zu bewerkstelligen. Der junge Otto kam Ende Oktober in Italien an und wurde am Weihnachtsfest 967 vom Papste als Kaiser gekrönt: nicht so glücklich aber gingen ihm die beiden andern Angelegenheiten von statten.

Beziehungen zu den Arabern.

In Cordova regierte damals ein ausgezeichneter Mann, Abderrhaman III., welcher im Jahre 912 den Thron bestiegen hatte; seine Herrschaft ward diesseits und jenseits der Meerenge anerkannt. Er suchte den Kämpfen mit den christlichen Staaten im Norden auf gütlichem Wege ein Ende zu machen und schickte eine Gesandtschaft an Otto: diese Gesandtschaft wurde von dem ostfränkischen König nach einiger Zeit erwidert und der Bericht des lothringischen Mönchs Johannes, der sich zu der nicht gefahrlosen diplomatischen Sendung bereit finden ließ, ist zum Teil erhalten. Es ist ein höchst interessantes Schriftstück, das beweist, wie innerlich fremd sich damals diese beiden Welten, die fränkisch-christliche und die spanisch-muhamedanische, gegenüberstanden: der Bericht liest sich wie etwa heute die Erzählung von einem europäischen Besuch im tiefsten Afrika oder fernsten Asien, nur daß man nicht gerade sagen kann, daß in diesem Falle der Gesandte der christlichen Macht den Eindruck der höheren Gesittung mache. Die Hauptschwierigkeit einer Verständigung lag in dem beiderseitigen Religionsfanatismus: man war in Cordova höchst aufgeregt, weil es hieß, daß das Schreiben des fränkischen Königs Angriffe auf den Islam enthalte. Johannes aber fand dennoch Gnade vor dem Khalifen, dem die Weigerung des Mönchs, das Gewand seines Ordens abzulegen, und sein Mut imponierten. Die Stelle, welche die Audienz im Palast Abderrhamans erzählt, ist besonders bemerkenswert: in einem, so meinte der Moslem, verriete sein Herr geringe Klugheit — daß er nicht die ganze Gewalt in Händen behalte, sondern den Seinen Teile seines Reichs überlasse: er war unterrichtet über den Aufstand Liudolfs und den Einfall der Ungarn. Ihr Ziel aber — daß nämlich die Araber Fraxinetum aufgeben sollten — erreichte diese Gesandtschaft nicht und ebenso wenig erreichte Otto persönlich jetzt, wo er zum dritten Mal auf längere Zeit im Süden verweilte, dieses Ergebnis.

Zu den Byzantinern.

Hier beschäftigte ihn indes hauptsächlich das Verhältnis zu dem griechischen Reiche. Dort herrschte, nachdem Konstantinos seine lange Regierung (913—959) geendigt und sein Sohn Romanus II., noch ein ganz junger Mann, 963 gestorben war, ein Kriegsmann, welcher mit Glück die Araber bekämpft und ihnen die wichtige Insel Kreta entrissen hatte, Nikephorus Phokas, dem die Witwe des Romanus, Theophano, ihre Hand gereicht hatte; ihm stand es zu über die Hand der jüngeren Prinzessin dieses Namens zu verfügen. Die Unterhandlungen rückten nicht vor und Otto versuchte es mit den Waffen, aber mit nicht besserem Erfolge. Die Griechen zeigten sich noch völlig im stande, ihre Stellung in Süditalien zu behaupten, wenn sie auch zu diesem Zwecke den

Sarazenen einstweilen die Insel Sizilien überlassen mußten. Im Jahre 968 schickte Otto einen seiner geistlichen Diplomaten, den Bischof Liutprand von Verona, der sich Großes auf diesem Gebiete zutraute, nach Konstantinopel. Aber auch dieser richtete auf diesem Boden nichts aus, den er dafür in seinem Berichte mit den grellsten Farben, welche verletzte Eitelkeit und getäuschte Selbstgefälligkeit reichen, schilderte: und erst als in Konstantinopel wieder eine der dort üblichen Katastrophen des Meuchelmords eingetreten war und Johannes Tzimisces (969—976) an des ermordeten Phokas Stelle regierte, kamen die Unterhandlungen zum glücklichen Abschluß. Anfang 972 landete Theophano in Apulien, und zu Rom wurde die Hochzeit mit der einer so vornehmen Heirat würdigen Pracht gefeiert.

Griechische Heirat. 972.

Der ältere der beiden Kaiser kehrte nun nach Deutschland zurück; es ist ein bedeutungsvoller Beweis für die große Autorität, welche er errungen, daß während seiner langjährigen Abwesenheit (966—972) keine ernstere Ruhestörung, weder von außen noch im Innern, geschehen war. Seine Mutter Mathilde und seinen Sohn, den Mainzer Erzbischof fand er nicht mehr am Leben. Die Durchführung der neuen Stiftung zu Magdeburg, sein Lieblingsplan, stieß jetzt auf keine Schwierigkeiten mehr und den Palmsonntag 973 brachte er dort zu. Den folgenden Mittwoch langte er in Quedlinburg an, um hier mit seinem Sohne Otto und dessen Gemahlin Theophano und mit Adelheid Ostern zu feiern; eine Menge Grafen, Fürsten, Bischöfe strömte, wie immer an diesen hohen Festen, dort, wo der Kaiser war, zusammen. Er erlebte hier noch den Schmerz, einen seiner treuesten Diener, den er in Sachsen zum Herzog gesetzt hatte, Hermann, zu verlieren; er selbst stand erst an der Schwelle des Greisenalters, in seinem einundsechzigsten Jahre; aber auch seine Stunde war nahe. Am 7. Mai 973, zu Memleben, wo auch sein Vater gestorben, endigte dieses an schweren Prüfungen wie an großartigen Erfolgen ungewöhnlich reiche Herrscherleben.

Otto II. 973 bis 983.

Otto II. war erst achtzehn Jahre alt, als er die Regierung des großen Reichs, dessen Titel er schon seit seinem dreizehnten Jahre geführt hatte, wirklich antrat. Er wird als klein von Gestalt, doch gewandt und kampfmutig geschildert; und kriegerische Kraft zu bethätigen fehlte seiner kurzen Regierung (973—983) die Gelegenheit nicht. Er übergab nach Herzog Burchards Tode das Herzogtum Schwaben an Liudolfs Sohn Otto, der mit ihm aufgewachsen war; dies und die Begünstigung des Babenbergischen Hauses, der beiden Brüder Berthold und Luitpold, welchem letzteren die Ostmark — das heutige Erzherzogtum Österreich — gegen Ungarn vertraut wurde, erregte die Eifersucht des Herzogs Heinrich (II.) von Bayern, der nun, mit den Herzögen von Böhmen und von Polen im Bunde, sich gegen den Kaiser erhob und im Jahre 974 überwältigt und nach einer zweiten Empörung im Jahre 976 seines Herzogtums entsetzt wurde, das nun Otto von Schwaben erhielt. Kärnthen wurde von dem Herzogtum Bayern, dessen Umfang jedem hochstrebenden Manne an seiner Spitze fast notwendig königliche Ansprüche aufdrängte, abgetrennt und mit der Mark Verona als besonderes Herzogtum an Heinrich den Jüngeren, des früheren Bayernherzogs Berthold Sohn, verliehen.

Krieg der drei Heinriche.

Zwischenhinein (974) machte der junge Kaiser einen Zug gegen Dänemark und an den berühmten Schanzen, dem Danewirke, mischte sich dänisches und deutsches Blut. Die Schanzen wurden erstürmt und König Harald unterwarf



Statuen Ottos des Großen und der Editha in einer Kapelle des Doms zu Magdeburg.

sich; auch der Böhmenherzog Boleslav wurde zum Gehorsam zurückgebracht. Noch einmal flammte der Aufruhr in Bayern auf, den das bayrische Haus, der geächtete Heinrich, Herzog Heinrich von Kärnthen, und ein Verwandter, der Bischof Heinrich von Augsburg erhoben. Die beiden weltlichen Empörer wurden 978 von einem Fürstengericht zu Magdeburg verurteilt, entsetzt und des Landes verwiesen, der Bischof durfte nach kurzer Haft in sein Bistum zurückkehren.

Otto II. vor Paris.

Im Herbste desselben Jahres rief ein unerwarteter Überfall, der in unsern Tagen der Erinnerung sich wieder aufgedrängt hat, den jungen Kaiser zu einer rühmlichen Heerfahrt. Der König der Westfranken, Lothar (954—986), dessen Bruder Karl soeben noch vom Kaiser Otto I. mit Niederlothringen belehnt worden war, brach plötzlich mitten im Frieden und ohne Ankündigung des Krieges mit starkem Heer in Lothringen ein. Er marschierte auf Aachen, wo der Kaiser eben weilte, auf dessen Gefangennehmung die Absicht gerichtet gewesen zu sein scheint: mit Mühe entkam dieser mit Theophano nach Köln. Lothar gönnte sich die Genugthuung, den Adler auf dem kaiserlichen Palast, der nach Osten schaute, umzudrehen und nach Westen zu richten und zog wieder ab; die kaiserlichen Vasallen aber versammelten sich diesmal ungewöhnlich rasch, „alle einmütig, wie ein Mann entrüstet über die ihnen angethane Schmach", und bald rückte Otto an der Spitze eines Heeres, „wie man es nicht vorher noch nachher sah" — es wird auf 60000 angegeben — ins Westfrankenreich ein. Er gelangte bis vor Paris, das er von der Höhe des „Märtyrerberges", des Montmartre, vor sich sah. Er ließ die Geistlichen des Heeres zusammentreten und ein Tedeum singen; dann kehrte er wieder in sein Land zurück; im Jahre 980 auf einer persönlichen Zusammenkunft entsagte Lothar seinen Ansprüchen. Auch der Polenherzog Mesko hatte sich im Jahre 979 besiegt geben müssen, und so hatte Otto II. das Reich, das sein Vater ihm hinterlassen, mit rühmlicher Energie sich gesichert.

Zug nach Italien. 980.

Nachdem ihm dies gelungen, lag ihm, ihm zuerst, ein Zug nach Italien wie eine unabweisbare Pflicht, wie ein Verhängnis auf. Gesetzt, daß sein Vater die Wahl noch freigehabt hätte, wie man es oft dargestellt hat, und daß er zum Unheil für das deutsche Königtum einem Sirenenruf gefolgt wäre: Otto II. hatte diese Wahl nicht mehr frei. Der Titel eines römischen Imperators war kein leerer Name, er gehörte, möchte man sagen, so gut wie das Papsttum zur Religion des Zeitalters. In Italien hatte die Neubelebung dieses bedeutungsvollen politischen Begriffs die natürliche Folge, daß alles, was dort mit der deutschen Macht unzufrieden war, die Blicke nach Konstantinopel richtete, wo man, und zwar keineswegs bloß in Hofkreisen, dieses deutsche Kaisertum als eine Usurpation ansah. Nun war dort im Jahre 976 Johannes Tzimisces — Johannes I. — gestorben, welcher dem griechischen Reich einen unerwarteten Aufschwung gegeben und in einem überaus glücklichen Kriegszug nach den östlichen Ländern den römischen Namen wieder zu Ehren gebracht hatte. Der Khalif zu Bagdad zitterte vor dem siegreichen Heere der „Romäer", das schon in Mesopotamien stand: jetzt aber war das Reich in den Händen zweier Brüder der Theophano, Basilios II. und Konstantinos IX., welche keinerlei kriegerische oder überhaupt irgend welche Energie besaßen, und die was die italischen Besitzungen Apulien und Calabrien betraf, dieselben weder an Otto abzutreten sich entschließen konnten noch auch sie wirksam zu schützen vermochten. Diese



Otto II. und seine Gemahlin Theophano, von Christus gesegnet.

Elfenbeinschnitzerei von einem Kästchen (Reliquienbehälter) im Hotel Cluny zu Paris.
Inschriften: Jesus Christus.
Otto — Theophano
Imperator Romanorum. — Imperatrix.
Christus, hilf deinem Gesalbten! Amen.

Landschaften und mithin das ganze südliche und mittlere Italien waren somit den Angriffen des gefürchtetsten aller Feinde, der Araber, preisgegeben, welche 976 schon zum erstenmal wieder unter Abulkasem, dem Statthalter der in Nordafrika, seit 969 auch in Ägypten mächtigen Dynastie der Fatimiden die beiden Landschaften brandschatzten und auch die beiden lombardischen Fürstentümer Benevent und Spoleto, die Vormauern von Rom, aufs ernstlichste bedrohten. Der Islam mit einem Wort war hier in Italien wieder im entschiedensten Vordringen.

Katastrophe in Apulien. 982.

Im Herbst 980 ging der Kaiser mit seiner Gemahlin und dem Knaben, den sie ihm geboren, über die Alpen. Diese Wendung gab auch seiner Mutter Adelheid, mit welcher das Verhältnis sich etwas getrübt hatte, ihren Einfluß zurück. Er kam nach Rom, wohin er einen von der entgegenstehenden, von einem gewissen Crescentius geleiteten Adelspartei vertriebenen Papst zurückführte. Das nicht sehr starke Heer, das er mitgebracht, ergänzte sich nach und nach aus italienischen Mannschaften und durch Einberufungen aus Lothringen, Franken, Süddeutschland: im September 981 eröffnete er den Feldzug. Aber erst im nächsten Jahre erfolgte die Entscheidung. Der Kriegsschauplatz war tief im Süden, in den Gegenden des alten Tarent und Kroton, und ein großer Sieg wurde südlich von diesem letztgenannten Ort, bei Colonne, über die Araber erfochten: jener Abulkasem selbst, „der König dieser Heiden Bullikassinus", fiel in der Schlacht. Aber in kurzem folgte ein völliger Umschlag. Die näheren Umstände der Katastrophe sind unbekannt, der kaiserliche Heereszug geriet in einen Hinterhalt oder ward unerwartet auf der Küstenstraße hinziehend in unglücklicher Gegend von den Arabern überfallen: durch eine Art Wunder gelang es dem Kaiser selbst, sich nach dem nahen Meere und auf ein dort zufällig kreuzendes Schiff zu retten. Unter weiteren Abenteuern — denn dieses Schiff erwies sich als ein griechisches Fahrzeug — erreichte er ein befreundetes Gestade, das Städtchen Rossano, wo er die Seinigen traf: die Erzählung berichtet, was nicht gerade sehr glaubhaft klingt, daß er sich aus dem Schiffe ins Meer gestürzt und schwimmend das rettende Ufer erreicht habe.

Reichstag zu Verona.

Die Niederlage machte allenthalben das größte Aufsehen; die nur halbgebändigten Völker an den nördlichen und östlichen Grenzen des Reichs wurden unruhig; in Deutschland aber, namentlich in Sachsen empfanden die Bevölkerungen und die großen Vasallen die Niederlage durch die Ungläubigen mit einem Gefühl loyalen und patriotischen Schmerzes, und der Reichstag, den Otto, welcher sich in diesen Gefahren seines Vaters würdig zeigte, nach Verona berief, war überaus zahlreich besucht (Juni 983). Auch die Glieder der kaiserlichen Familie, seine Mutter Adelheid, seine Gemahlin, seine Schwester Mathilde Äbtissin von Quedlinburg, sowie deutsche und italienische Fürsten in großer Zahl waren zugegen, große Rüstungen wurden vorbereitet und es zeugt von dem kühnen Schwung, den die Gedanken des Kaisers nahmen, daß man, um die Niederlage zu sühnen, die Eroberung Siziliens, die völlige Befreiung Italiens von den Arabern als Kriegsziel ins Auge faßte. Die, durch den kurz zuvor erfolgten Tod des Herzogs Otto erledigten Herzogtümer Bayern und Schwaben wurden neu vergeben und durch Verleihung des ersteren an Heinrich den Jüngeren, Bertholds Sohn, der Friede mit dem bayrischen Hause hergestellt. Ohne Mühe, einstimmig, erfolgte hier auch die Wahl des kleinen Otto zum

König des ostfränkischen und italischen Reichs, die hier als eine Einheit erschienen.

Eifrig wurden die Rüstungen betrieben und der Kaiser begab sich nach Rom, wo er, als im Oktober der Papst starb, einen ihm ergebenen Mann wählen ließ. Die Nachrichten von jenseits der Alpen lauteten ungünstig; in Dänemark wie im Wendenlande war der deutsche Einfluß und das Christentum einer wilden heidnischen Restauration unterlegen. In Dänemark erhob sich der Sohn des Königs Harald, der die Taufe genommen hatte, Swen, gegen seinen Vater, und nur die Mark Schleswig wurde behauptet; die slavischen Stämme aber ergossen sich wie ein verheerender Strom über die Sitze der christlichen Mission: Havelberg, Brandenburg, Hamburg; die Kirchen und die Klöster wurden niedergerissen, die Reliquien geschändet, die Priester, soviele sich nicht durch die Flucht retten konnten, ermordet oder gefangen weggeführt und allenthalben der „Dienst der Dämonen" wieder aufgerichtet (983): nur die Elblinie wurde durch die Streitkräfte, welche die Markgrafen der bedrohten Landschaften, der Nordmark, Meißen, Lausitz, zusammenbrachten, behauptet. Aber das Maß des Unglücks war noch nicht voll. Der Kaiser, erschüttert durch diese Nachrichten, verfiel zu Rom in eine heftige Krankheit, die bald keine Hoffnung mehr ließ. Daheim im Sachsenlande wußte man warum: man redete davon, daß er unter dem Zorn des heiligen Laurentius stehe, dessen Bistum Merseburg, das Otto I. gestiftet und nach seinem Gelübde vor der großen Ungarnschlacht dem großen Heiligen geweiht hatte, der Kaiser einem Günstling zuliebe wieder aufgelöst habe: „wie eine gefangene Wendenfamilie", sagt den Jammer dieser Zeiten mit unwillkürlich treffendem Bilde bezeichnend der Geschichtschreiber Thietmar von Merseburg, habe er die Stücke dahin und dorthin geteilt. Am 7. Dezember 983 war Otto II., erst achtundzwanzig Jahre alt, verschieden und hinterließ das Reich einem vierjährigen Kinde.

Tod des Kaisers. 983.

Die Nachricht von dem Tode des Kaisers langte zu Aachen an, als eben dieses Kind durch einen deutschen und einen italienischen Bischof, Willigis von Mainz und Johann von Ravenna feierlich zum König gekrönt worden war (Weihnachten 983). Die Erbfolge selbst wurde von keiner Seite mehr ernstlich in Frage gestellt: die Reichseinheit, wie sie die drei vorhergehenden Könige und namentlich Otto I. aufgerichtet, hatte schon zu viele Interessen an sich gefesselt, als daß ihr Bestand, wie nach dem Tode Ludwigs des Kindes, gefährdet gewesen wäre. Es handelte sich um die Frage der Vormundschaft und Regentschaft: ob die kaiserliche Mutter, Theophano, oder ob der nächste männliche Verwandte das Reich bis zu Ottos Mündigkeit verwesen sollte. Noch ehe die Fürsten des Reichs zusammentreten konnten, um diese Frage auf dem rechtlichen Wege zu entscheiden, machte Heinrich von Bayern, „der Zänker", Sohn Heinrichs, des Bruders Ottos I. — das Haupt der bayrischen Linie des herrschenden Hauses also — jenes Recht des ersten Verwandten geltend: der Bischof von Utrecht, dessen Händen er vor fünf Jahren übergeben worden war, hatte ihn sofort seiner Haft entlassen. Er bemächtigte sich des königlichen Kindes, das in Köln bei dem dortigen Erzbischof lebte, und er fand eine Partei, geistliche und weltliche Magnaten genug, die ihre Interessen durch das seinige zu fördern hofften: allein wie er allzu offen verriet, daß es ihm nicht um die Reichsverweserschaft, sondern um die Krone selbst zu thun war, wurden viele stutzig. An der Spitze der königlichen Partei, der Partei der königlichen Frauen

Regentschaft der Theophano.

Theophano und Adelheid, welche letztere in Italien das Regiment führte, stand ein Staatsmann, welchen der Scharfblick Kaiser Ottos I. ausgefunden und der dann, der Sohn eines niedersächsischen Bauern, durch Otto II. auf den ersten Bischofsstuhl des ostfränkischen Reichs erhoben worden war: Erzbischof Willigis von Mainz. Heinrich kam zu der Erkenntnis, daß er seine Sache nicht würde durchführen können, lieferte den jungen König seiner Mutter, der Kaiserin, aus und wandte sich einem erreichbaren Ziele, der Wiedergewinnung des Herzogtums Bayern zu, mit dem er denn auch, als er sich 985 vor der Regentin gedemütigt hatte, belehnt wurde. Er blieb, wie einst sein Vater Otto I. gegenüber, seiner Reue und dem neuen Lehensdienste treu.

Willigis von Mainz.

So hatte die Legitimität gesiegt, Theophano übte die Regentschaft unbestritten und der verhältnismäßig ruhige Verlauf dieser vormundschaftlichen Regierung beweist, welche tiefe politische Notwendigkeit in dieser so gewaltsamen Zeit das kaiserliche Regiment — Ausdruck und Quelle einer höchsten Autorität — schon geworden war, — welche große Rolle neben der dreisten Gewalt schon das, was man mit einem vielumfassenden Namen die Politik nennt, spielte, und endlich auch mit welcher Feinheit diese sechsundzwanzigjährige griechische Fürstin die Politik zu handhaben wußte. Auf die Erziehung des königlichen Kindes übte auch die Großmutter, Adelheid, und seine Tante, die Äbtissin Mathilde von Quedlinburg, einen gewissen Einfluß: wo es die Interessen der Dynastie galt, verstanden sich die Frauen leicht, die sonst wie sich denken läßt nicht immer völlig einig waren. Der leitende Staats- und Geschäftsmann aber war der Erzbischof Willigis von Mainz, während einer der geistig regsamsten Männer der Zeit, der Bischof Bernward von Hildesheim, die Erziehung des Knaben leitete.

Dynastiewechsel im Westfrankenreiche.

Das wichtigste politische Problem, welches in diese Jahre der vormundschaftlichen Regierung fällt, war der Dynastiewechsel im Westfrankenreiche. Im Jahre 986 starb jener Lothar, der sich nach dem unglücklichen Überfall vom Jahre 978 vorzugsweise mit deutscher Hilfe gehalten hatte und der mit einer Schwester Ottos II., Emma, vermählt war. Im folgenden Jahre schon folgte ihm sein Sohn Ludwig V. im Tode und der einzige noch übrige echte Sproß vom karolingischen Mannsstamm, Karl, den Otto II. mit Niederlothringen belehnt hatte (977), war dem westfränkischen Adel schon aus diesem letzteren Grunde wenig genehm, und er hatte eine Frau, welche die Tochter eines Dienstmannes war. Die beiden Knaben aus dieser Ehe waren also in keinem Falle geeignet, das karolingische Königtum fortzuführen. Unter diesen Umständen geschah, was lange vorbereitet war: der Mächtigste unter den westfränkischen Großen, Hugo, Herzog von Francien, Hugo Capet, wurde von einer großen Partei zum König gewählt (987). Aber auch Karl hatte einen Anhang, und ein ziemlich langer, mit den Waffen geistlicher und weltlicher Intrigue und Hinterlist geführter Kampf zog sich zwischen den beiden Rivalen hin, bis endlich Karl durch eine Verräterei im Charakter der Zeit von dem Erzbischof Adalbero von Laon dem König Hugo in die Hände geliefert wurde, in dessen Gefangenschaft er bald darauf starb. Der neue König hatte Ursache, dem ostfränkischen Reiche gegenüber vorsichtig aufzutreten und ernste Schwierigkeiten kamen der Regierung Theophanos von dieser Seite nicht.

Im Gegenteil half ihr die oppositionelle Stellung, welche die westfränkischen Bischöfe von Hugos Anhang gegen den päpstlichen Stuhl einnahmen, in Italien

und zu Rom: das Interesse der Kircheneinheit ging mit der Aufrechthaltung der kaiserlichen Gewalt — der Erhaltung der sehr kirchlich gesinnten sächsischen Dynastie — Hand in Hand. Im Jahre 989 hatte sich Theophano auf längere Zeit nach Italien begeben, Anfang 991 kehrte sie zurück; nachdem sie mit ihrem Knaben das Osterfest zu Quedlinburg gefeiert, begab sie sich — denn auch sie reiste viel — nach dem Rhein. Hier aber, zu Nymwegen, starb die wenig über dreißigjährige Frau, deren feiner und zarter Körper einem klugen und energischen Geiste zum Werkzeug gedient hatte. Die Kaiserin Adelheid eilte aus Italien herbei: ohne Schwierigkeit ging das Reichsregiment auf sie über und Willigis blieb die Seele des neuen Regiments, das sich im Einklang mit den Herzogen zu halten wußte, und gegen Osten und Norden die gewohnten Kämpfe mit Ehren bestand. Unter dem Helden dieser Slavenkämpfe, dem Markgrafen Ekkehard von Meißen, machte der königliche Knabe seine ersten Kriegszüge, — sehr frühe, wie er denn keineswegs weichlich erzogen wurde: mit fünfzehn Jahren, 995, nahm er nach altgermanischer Sitte das Schwert und trat damit seine selbständige Regierung an.



„Otto D(e)i Gr(ati)a Rex Amen." „Ahtalhet" (Adelheid).
Kaisermünzen: Münze Ottos III. und seiner Großmutter und Mitvormünderin Adelheid.
Königl. Münzkabinett zu Berlin.

Es ist nicht leicht, über diesen unglücklichen Jüngling, der mit fünfzehn Jahren zu regieren anfing und noch nicht zweiundzwanzig Jahre alt war als er starb, zu urteilen. Er war wohlgestaltet, ungewöhnlich begabt und früh vielseitig angeregt; kein nordischer Fürstensohn hatte bis dahin eine solche Bildung empfangen: aber er erhielt früh allzuhohe Vorstellungen von seiner königlichen Macht und Aufgabe und es konnte nicht fehlen, daß dieser Knabe, dem in einem unreifen Alter die Zügel des Weltregiments zufielen, haltlos sich den Übertreibungen der Jugend hingab und zwischen einem ungemessenen Glauben an seine imperatorische Gewalt und mönchischer Zerknirschung und Bußpeinigung hin und her taumelte. Seine Stellung natürlich aufzufassen, dazu fehlten ihm die Jahre; sie war von Anfang an in sich selbst eine unwahre, und diese Unwahrheit zu überwinden, wenn dies überhaupt möglich war, hätte ein langes Leben erfordert, das ihm nicht beschieden war. Otto III. 983—1002.

Sein erster Zug nach Rom (996) war erfolgreich. Eben war der regierende Papst gestorben; der königliche Jüngling war gut beraten, als er den Abgesandten, welche ihn zu Ravenna aufsuchten, einen nahen Verwandten, Bruno, den Sohn des Herzogs von Kärnthen, als den zu Wählenden bezeichnete. Von diesem, einem sechsundzwanzigjährigen jungen Mann — er nannte sich Gregor V. —, ward Otto zu Rom als Kaiser gekrönt, und nachdem so das Kaisertum Erste Romfahrt. 996.

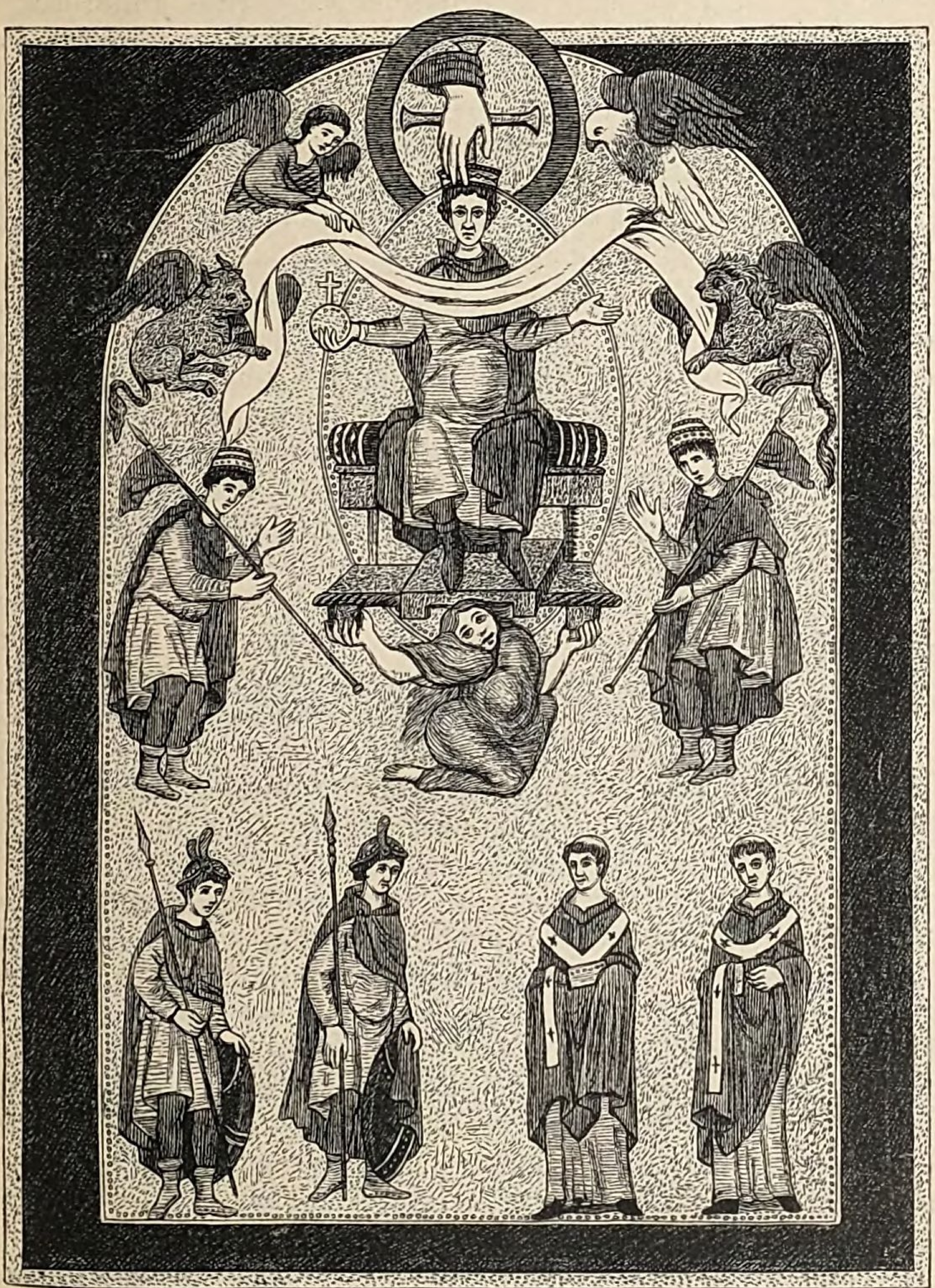
rasch und mühelos aufgerichtet war, kehrte er nach Deutschland zurück. Hier schon auf der Heimreise geriet er unter den Einfluß eines der frommen Schwärmer jener Tage, des Bischofs von Prag, eines jungen Böhmen vom höchsten Adel, der seinen weltlichen Namen Woytech bereits mit einem mönchischen, Adalbert, vertauscht hatte, und der gänzlich beherrscht war von der mystisch-asketischen Leidenschaft, welche mit Beten und Fasten, unnatürlichen Bußübungen und frommen Werken den Himmel zu erstürmen oder ihn gewaltsam zur Erde niederzuziehen brannte — einer Richtung, die in Italien schon mehrere durch ihre Opferfähigkeit und wunderbare Weltüberwindungskraft jugendlichen Gemütern imponierende Vertreter besaß. Schon im Jahre 997 fand Adalbert, den sein glühender Eifer mitten unter die heidnischen Stämme, welche der Herzog Boleslaw von Polen eben erst unterworfen hatte, die Pommern und die Preußen trieb, den Märtyrertod. Sein Andenken wirkte mit der ganzen Kraft einer phantastischen Jugendfreundschaft auf Otto, der keinen eifrigeren Wunsch hegte, als allenthalben Heiligtümer zu Ehren dieses großen Heiligen, der sein Freund gewesen, zu gründen. Unmittelbar darauf geriet er unter den Einfluß eines ganz anders gearteten Mannes, der ihm von andrer Seite her sich empfahl, — des Erzbischofs Gerbert von Rheims, eines Franzosen, der mit einem für jene Zeit außergewöhnlichen Wissen einen unruhigen Ehrgeiz und ein Höflingstalent ohnegleichen verband und dabei allerlei phantastische politisch-kirchliche Pläne hegte, für die er in dem jugendlichen Kaiser das richtige Werkzeug gefunden glaubte. Dieser letztere gefiel sich in wissenschaftlichen Disputationen mit dem gewandten Manne, den er in einem Briefe, der sich wie die müßige Stilübung eines geistreichen Halbjünglings liest, bat, seiner sächsischen Rustizität zu Hilfe zu kommen und zu beleben was von griechischer Subtilität in ihm sein möchte.

Zweiter Zug. 997.

Mittlerweile hatte der jugendliche Papst Gregor V. das Werk der Reform, zu dem er berufen war, mit Ernst angefangen, im Sinne einer Partei, welche sich in dem 910 gegründeten aquitanischen Kloster Clugny eine feste Burg gegründet hatte. Mit großem Nachdruck trat er gegen die französischen Bischöfe und gegen Hugo Capets Nachfolger, König Robert, auf, der eine der Kirche anstößige Ehe nicht auflösen wollte; aber er war bei seinem energischen Regiment auf heftigen Widerstand einer Adelspartei in Rom gestoßen, die, geführt von einem aus ihrer Mitte, Crescentius, sich der Gewalt bemächtigte und einen Gegenpapst aufstellte. Zum zweiten Male zog Otto über die Alpen (997), führte den Papst Gregor nach Rom zurück und ließ den Crescentius, der in der Engelsburg sich nicht hatte behaupten können, mit zwölf seiner Genossen hinrichten; den Gegenpapst ließ Gregor, nachdem ihm vor einer versammelten Synode das bischöfliche Gewand zerrissen war, rücklings auf einem Esel durch die Straßen von Rom führen. Gregor selbst starb bald darauf (999) und sein Nachfolger wurde ohne Zaudern vom Kaiser ernannt: es war kein andrer als der von Gregor noch zum Erzbischof von Ravenna berufene Gerbert, der sich Sylvester II. nannte. Es charakterisiert die kindliche Mystik, in welcher sich diese Zeit und auch der Mann selbst gefiel, daß man die drei R in der Laufbahn des vielanschlägigen ehemaligen Mönchs von Aurillac, der jetzt Papst geworden, Rheims, Ravenna, Rom, ganz besonders bedeutungsvoll fand.

Möncherei und Byzantinismus.

Bei diesem zweiten Zuge überließ sich Otto den Bußübungen im Sinne des heiligen Adalbert und seiner Gesinnungsgenossen in Italien: er verband



Otto III., mit Repräsentanten der Reichsfürsten, des Adels und des Klerus.
Titelminiatüre eines vom Abt Liutharius dem Kaiser gewidmeten und von diesem dem Aachener Münster geschenkten Evangelienkodex. Münsterschatz zu Aachen.

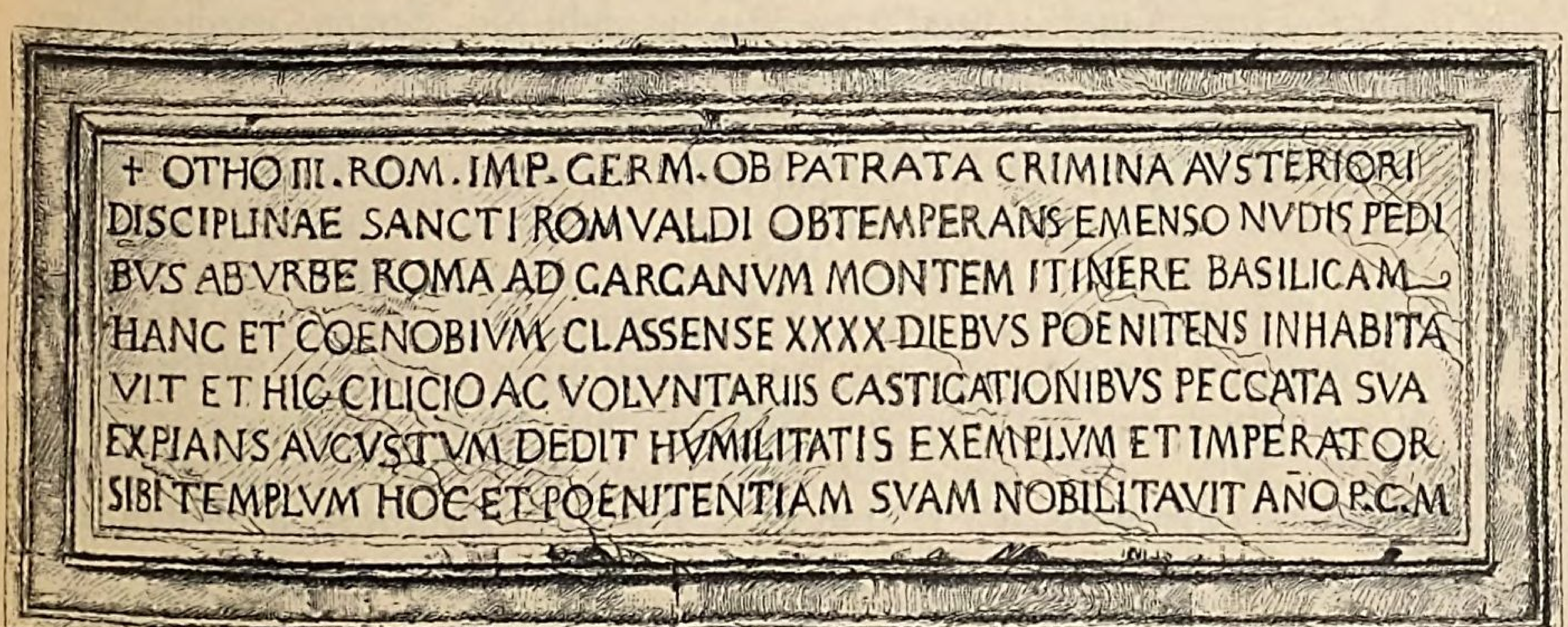
aber damit allerlei phantastische politische Pläne. Er sprach von der Herstellung der „römischen Republik“ und nahm, der Kaiser der Römer, einen längeren Aufenthalt auf dem Aventin zu Rom; zugleich umgab er sich mit einem dem byzantinischen nachgeahmten Zeremoniell, gefiel sich in auffälliger Tracht, einem Mantel, der mit Bildern aus der Apokalypse und den Zeichen des Tierkreises gestickt war, organisierte die Verwaltung von Rom neu und nahm für seine Beamten die spätrömischen Titulaturen wie für sich selbst die Anrede: Kaiser der Kaiser an; man hört von Vestiariern und Protovestiariern, von Logotheten und Archilogotheten; sein einstiger Lehrer, der Bischof Bernward von Hildesheim, führte jetzt den byzantinischen Titel eines Primiscrinius. Es war der Gedanke, Rom wieder zur Hauptstadt der Welt zu erheben, in welchem sich sein und des Papstes Ehrgeiz, der eine so ungesund als der andre, begegneten: selbst die Idee, das heilige Grab den Ungläubigen zu entreißen, soll diese hochfliegenden Geister schon beschäftigt haben.

Otto und Papst Sylvester.

Gegen Ende des Jahres 999 kehrte Otto nach Deutschland zurück: kurz vorher war die alte Kaiserin Adelheid in ihrem Kloster zu Seltz im Elsaß gestorben. Er begab sich nach Gnesen, wo der Leichnam des heiligen Adalbert beigesetzt war, den man den Preußen mit Gold aufgewogen hatte: sie sollen ein schlechtes Geschäft gemacht haben, da es durch eines der Wunder, welche der mönchischen Geschichtschreibung so wenig kosten, geschah daß der Leichnam sich federleicht erwies. An diesen Besuch schloß sich die kirchliche Organisation Polens, ein Erzbistum und sieben Bistümer. Otto ward vom Herzog Boleslaw, der wohl wußte, wie man diesem Jünglinge beikam, mit großer Pracht und aller Schmeichelei empfangen. Der Kaiser hatte auch für ihn einen klassischen Titel bereit, indem er ihn einen Freund und Bundesgenossen des römischen Volkes nannte: dafür ließ er ihn in kirchlichen Dingen gewähren, wo der polnische Fürst sich nach und nach von dem deutschen Einfluß frei machte, indem er den Bedarf seines Landes an christlichen Priestern aus Italien und Böhmen deckte. Von da reiste Otto nach Aachen, wo er in die Gruft Karls des Großen hinabstieg; er nahm bescheiden nur einen Zahn seines großen Vorgängers als Reliquie mit herauf; schon nach einem halben Jahre aber war er wieder auf dem Wege nach Italien. Die langobardischen Fürstentümer wurden ein mehr und mehr unsicherer Besitz und in Rom selbst war der Kaiser von einem Aufstand der meisterlosen Bevölkerung bedrängt, welche unzufrieden war, daß er an der Stadt Tibur, mit welcher die Römer in Fehde lagen, nicht in ihrem Sinne Rache genommen hatte. Nach einer Szene der Versöhnung begab er sich nach Ravenna, teils mit frommen Übungen und Gesprächen, teils mit Rüstungen beschäftigt: Mai 1001 zog er zuerst gegen Rom, wo der Wind wieder umgeschlagen hatte, dann, ohne die Stadt zu betreten, gegen Benevent, das sich unterwarf, hierauf zurück nach Ravenna, in dessen Nähe auf einer kleinen Insel eine Kolonie frommer Büßer sich niedergelassen hatte. Einer dieser Frommen, der heilige Romuald, mit welchem Otto viel verkehrte, suchte diesen selbst zu bestimmen, der Welt zu entsagen: dies war aber keineswegs die Meinung des jugendlichen Schwärmers, der eben damals einen Abgesandten in Konstantinopel hatte, welcher um eine griechische Prinzessin für ihn warb. Für seine italienischen Pläne aber fand er in Deutschland nur sehr laue Unterstützung: schon führte die Unzufriedenheit unter den Fürsten zu gefährlichen Verabredungen und einer der vornehmsten Diener des sächsischen Hauses, Erzbischof Willigis,

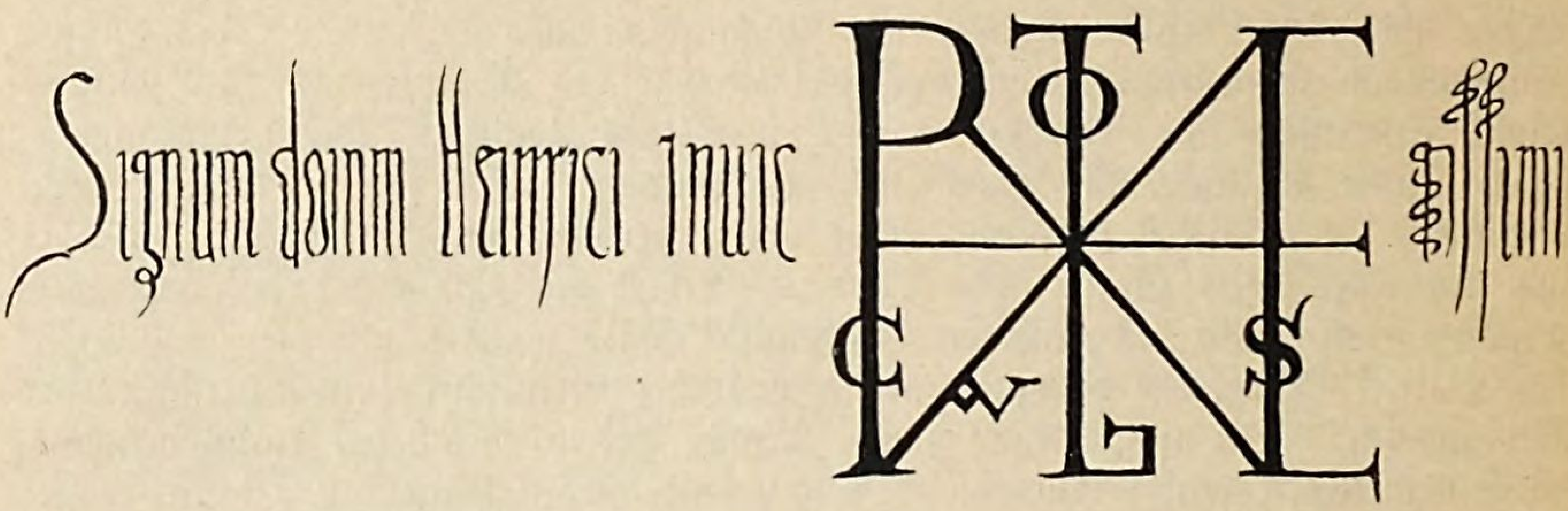
war tief erbittert. Zwischen ihm und Bernward von Hildesheim, Ottos einstigem Lehrer, war ein überaus heftiger und langandauernder Streit über das Kloster Gandersheim ausgebrochen, das auf der Grenze des Mainzer und des Hildesheimer Sprengels lag; Bernward war auf seines Zöglings Ideen eingegangen, gegen welche Willigis nüchterner und staatskundiger Sinn sich sträubte. Wie erschüttert des Kaisers Stellung schon war, beweist, daß das Konzil, das er zum Austrag dieser Sache nach Todi im Gebiet von Spoleto berief, gar nicht zu stande kam: auch das Ansehen des Papstes hatte gelitten und die papstkaiserliche Politik Sylvesters begegnete in der deutschen Geistlichkeit einem entschiedenen Widerspruch. Der unglückliche junge Mann hatte den innern Zusammenhang mit seinem Volke ganz verloren; er ging wieder in die Gegend von Rom, dessen Thore ihm aber noch immer verschlossen waren, und nahm seine Wohnung auf der Burg Paterno am Soracte. Seine Lebenskraft aber war schon erschöpft: er starb hier nach kurzer Krankheit am 23. Januar 1002. Die geistlichen und weltlichen Herren, welche um den Sterbenden waren, empfingen seine letzten Befehle: sie hielten das Ereignis geheim, bis die nicht zahlreichen Streitkräfte zusammen waren: es galt, den kaiserlichen Leichnam durch die aufständische und unsichere Landschaft zu bringen, was nicht ohne Mühe gelang.

Ottos III. Leiche wurde dann, seinem Wunsche gemäß, in Aachen beigesetzt. Sein Tod. 1002.
Ein Jahr später starb Sylvester, sein Papst, der nach des Kaisers Tod seinen Frieden mit dem Volke zu Rom zu machen gewußt hatte.



Ottos III. Kirchenbuße im Jahre 1000 betreffend.
Inschrift in S. Apollinare in Classe bei Ravenna.

† Otho III. Rom. Imp. Germ. Ob Patrata Crimina Austeriori
Otto III., Römischer Kaiser der Deutschen hat wegen begangener Verbrechen der strengeren
Disciplinae Sancti Romualdi Obtemperans Emenso Nudis Pedi
Regel des heiligen Romualdus gehorsam mit nackten Füßen
Bus Ab Urbe Roma Ad Garganum Montem Itinere Basilicam
von der Stadt Rom bis zum Berge Garganus den Weg zurückgelegt, diese Basilika
Hanc Et Coenobium Classense XXXX Diebus Poenitens Inhabita
und Kloster zu Classe 40 Tage büßend bewohnt
Vit Et Hic Cilicio Ac Voluntariis Castigationibus Peccata Sua
und hier durch ein Weihgeschenk (cilicischen Teppich) und freiwillige Kasteiungen seine Sünden
Expians Augustum Dedit Humilitatis Exemplum Et Imperator
sühnend ein hehres Beispiel der Demut gegeben und als ein Kaiser
Sibi Templum Hoc Et Poenitentiam Suam Nobilitavit Anno P. C. M.
sich diesen Tempel und seine Buße berühmt gemacht. Im Jahr 1000 nach Chr.



„Signum domni Heinrici invic | tissimi. Actum Couphinga.“

Signum Heinrichs II., von einer Urkunde, datiert Kaufungen 1016.

3. Heinrich II.

Heinrich II.

Kaiser Otto III. war unvermählt gestorben: die Wohlthat einer Erbmonarchie war dem deutschen Reiche nicht lange gegönnt. Der unerwartete Todesfall rief mehrere Ehrgeizige auf den Platz: der Markgraf Ekkehard von Meißen, ein in den Slavenkämpfen bewährter Degen, und der Herzog Hermann von Schwaben hatten beide eine ansehnliche Partei für sich. Aber der nächste Verwandte war Herzog Heinrich von Bayern, Heinrichs des Zänkers Sohn und also ein Urenkel König Heinrichs I.; der kaiserliche Leichenzug war durch sein Gebiet gegangen und er hatte die Gelegenheit benutzt, die Insignien des Reichs in seine Gewalt zu nehmen. Die sächsischen Magnaten erkannten auf einem Landtag zu Werla sein Erbrecht an, und die Ermordung Ekkehards, eine Rachethat einiger Vornehmen, befreite ihn von dem gefährlicheren der beiden Mitbewerber. Der Alemannenherzog, der nur dem Einfluß einer Partei bei seiner Erhebung nachgegeben hatte, selbst aber kein Verlangen trug, die undankbare Rolle durchzuführen, unterwarf sich (Oktober 1002), als Heinrich zu Mainz von den dort versammelten fränkischen, oberlothringischen und bayrischen Großen gewählt, durch den Erzbischof Willigis gekrönt worden war und zu Merseburg bald darauf auch von den sächsischen Herren die Huldigung erlangt hatte. Im Anfang des Jahres 1003 war er von allen deutschen Stämmen anerkannt.

König Heinrich II. (1002—1024) überkam die königliche Gewalt schon als eine wesentlich geschwächte. Er selbst hatte sein Herzogtum einst schon durch die Wahl der Großen und königliche Bestätigung, nicht durch königliche Einsetzung erhalten und so hatte auch er jetzt mit der herzoglichen Gewalt als einer landesherrlichen zu rechnen. Bei allen Unternehmungen seines thätigen Lebens mußte er sich mit halben Erfolgen begnügen. Den Regierungswechsel benützte vor allem der Herzog Boleslaw, der seine Herrschaft über das Meißner Land und über Böhmen ausdehnte und mit dem drei Kriege geführt wurden: ein mehr notwendiger als ehrenvoller Frieden zu Bautzen machte im Jahre 1018 dem

Erklärungstafel
zu Thietmar von Merseburg.

Thietmar, aus vornehmem niedersächsischen Geschlecht zu Halberstadt geboren, 1009 Bischof von Merseburg, vollendete seine Chronik, das wichtigste Denkmal der sächsischen Kaiserzeit, kurz vor seinem Tode 1018. Ihre acht Bücher behandeln die Geschichte der sächsischen Kaiser von Heinrich I. bis auf Heinrich II., während dessen Regierung er starb (1018). Er stand Heinrich II. sehr nahe und ward als Ratgeber des Königs oft mit wichtigen Reichsgeschäften betraut. Deshalb sind auch die letzten vier Bücher seiner Chronik, welche die Regierung Heinrichs II. aus eigener Anschauung behandeln, von besonderer Wichtigkeit, während er in den ersten vier Büchern über Heinrich I. und die drei Ottonen aus schriftlichen Quellen und reichen Familientraditionen schöpft. Die Handschrift bildet den größten Schatz der K. Bibliothek zu Dresden.

Text und Übersetzung.

Decursis a dominica incarnatione post millenarii plenitudinem numeri annis
Als seit der Fleischwerdung des Herrn nach des Jahrtausends Erfüllung noch dreizehn Jahr
tredecim, et in
verflossen waren, und dann in

subsequentis anni secundo mense ac ebdomada tercia, anno
des folgenden Jahres zweitem Monat und der dritten Woche, im

autem regni eius tercio decimo et die dominica, ac XVI Kal
dreizehnten Jahre seiner Regierung am Sonntage, dem vierzehnten

marcii, Heinricus, dei gratia rex inclitus a senatoribus duo-
Februar, ging Heinrich, von Gottes Gnaden ruhmwürdiger König, von zwölf Sena-

decim vallatus, quorum VI rasi barba, alii prolixa
toren umgeben, deren sechs mit geschorenen Bärten, die andern mit herabhängenden
mistice incedebant cum baculis,
nach geheimnisvollem Brauche einherschritten, mit Stäben,
cum dilecta suimet coniuge Cunigunda
mit seiner geliebten Gemahlin Kunigunde

ad ecclesiam sancti Petri, papa expaectante venit, et antequam
zur Kirche von St. Peter, während der Papst ihn erwartete; und bevor

introduceretur, ab eodem interrogatus, si fidelis vellet
er hereingeführt wurde, fragte ihn derselbe, ob er ein treuer Beschützer

Romanae patronus esse et defensor ecclesiae, sibi autem
und Verteidiger der römischen Kirche sein wolle, und ihm und

suisque successoribus peromnia fidelis, devota professione re-
seinen Nachfolgern in jeder Beziehung treu, und er bejahte es mit de-

spondit, et tunc ab eodem unctionem et coronam cum con-
mütigem Bekenntnis, worauf er von jenem Salbung und Krönung mit seiner

tectali sua suscepit: priorem autem coronam super altare principis
Gemahlin empfing; seine frühere Krone aber ließ er über dem Altar

apostolorum suspendi precepit. eodem die papa eis cenam ad Lateranis
des Apostelfürsten aufhängen. Am selben Tage gab ihnen der Papst im Lateran

fecit copiosam. In octava vero die inter Romanos et nostra-
ein glänzendes Mal. Am achten Tage aber entstand zwischen den Römern und Unsrigen

tes magna oritur commocio in ponte tiberino, et utrim-
ein großes Handgemenge auf der Tiberbrücke, und auf beiden

que multi corruerunt, nocte eos ad ultimum dirimente.
Seiten blieben viele, bis die Nacht sie endlich trennte.

Huius rei auctores germani tres extitere, Hug, Hecil ac Ecilin, qui postea
Dieses Streites Urheber waren drei Brüder, Hug, Hecil und Ecilin, die nachher

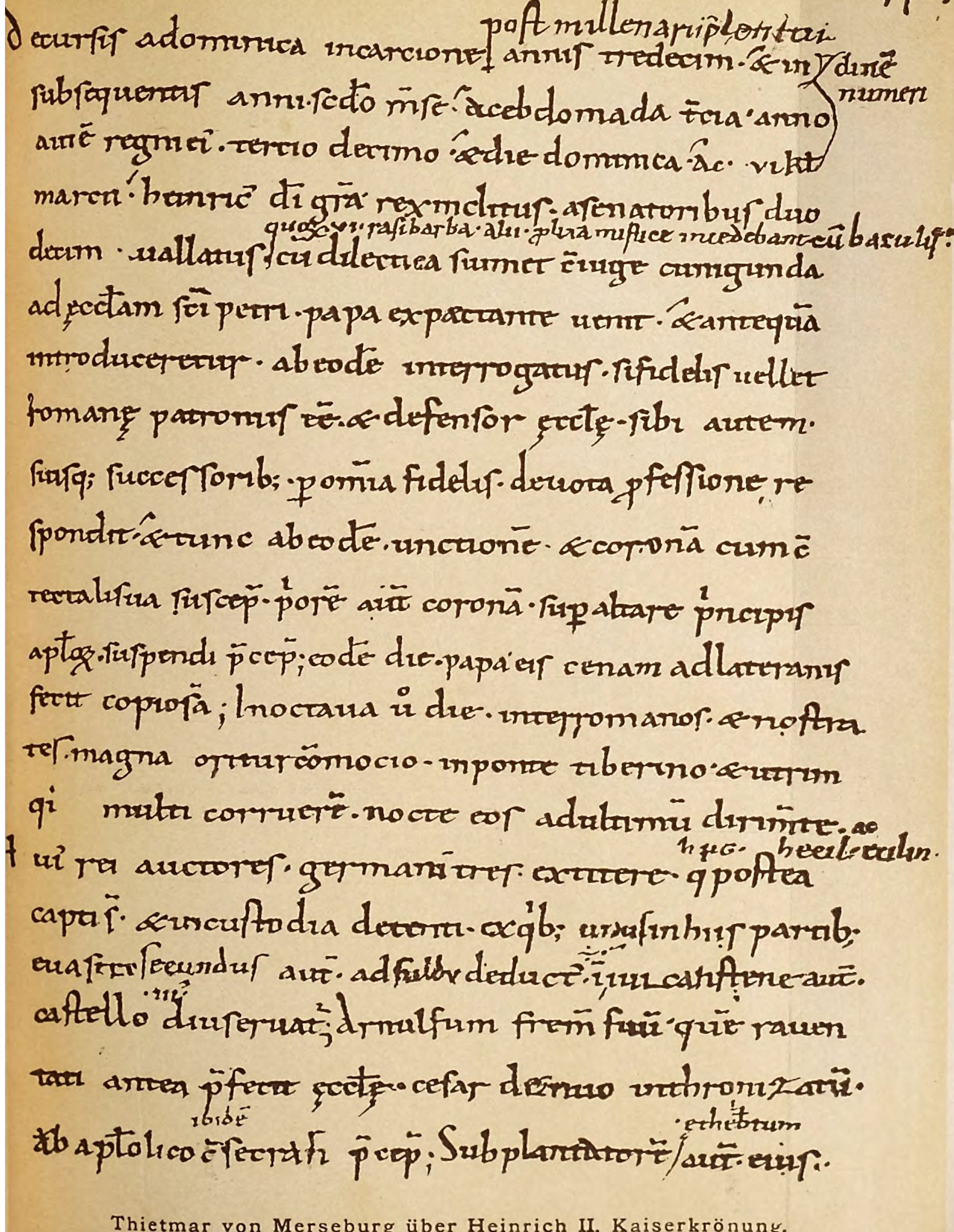
capti sunt et in custodia detenti: ex quibus unus in hiis partibus
verhaftet und in Gewahrsam gehalten wurden; von ihnen entkam einer bei diesen

evasit, secundus autem ad Fuldu deductus est, in Ivicanstene autem
Parteiungen, der zweite aber ward nach Fulda abgeführt, in der Burg Jvicanstein (Giebichenstein)

castello III (tertius) diu servatur. Arnulfum fratrem suum, quem Raven-
aber wird der dritte schon lange festgehalten. Den Arnulf, seinen Bruder, den er vorher

nati antea praefecit ecclesiae, cesar denuo inthronizatum
der Kirche von Ravenna vorgesetzt hatte, ließ der Kaiser von neuem einsetzen und

ab apostolico ibidem consecrari precepit. Subplantatorem Aethelbertum autem eius . . . .
vom Papste ebendaselbst einsegnen. Den Verdränger desselben aber, Äthelbert . . . .


Decursis a dominica incarnatione post millenarii plenitudinem annis tredecim et in indictione numeri
subsequentis anni secundo mense Februario ebdomada tercia anno
autem regni eius tercio decimo et die dominica ac XVI Kal.
Marcii Heinricus Dei gratia rex inclitus a senatoribus duo-
decim vallatus (quorum VI rasi barba, alii prolixa mistice incedebant cum baculis) cum dilecta sua Cunigunda
ad ecclesiam sancti Petri papa expectante venit et antequam
introduceretur ab eodem interrogatus, si fidelis vellet
Romanae patronus esse et defensor ecclesiae, sibi autem
suisque successoribus per omnia fidelis devota professione re-
spondit et tunc ab eodem unctionem et coronam cum con-
tectali sua suscepit. Priorem autem coronam super altare principis
apostolorum suspendi precepit. Eodem die papa eis cenam ad Lateranis
fecit copiosam. In octava vero die inter Romanos et nostra-
tes magna oritur commotio in ponte Tiberino et utrimque
qui multi corruerunt; nocte eos ad ultimum diremit. Ac
Huius rei auctores Germani tres extitere (Hunold, Heelt, Ecilin), qui postea
capti sunt et in custodia detenti; ex quibus unus in his partibus
evasit, secundus autem ad Fuldam deductus, IIII Cahstene autem
castello diu servatur. Arnulfum fratrem suum, quem Raven-
nati antea prefecit ecclesiae, cesar denuo inthronizavit
et ibidem ab apostolico consecrari precepit. Subplantatorem (Ethelbertum) autem eius

Thietmar von Merseburg über Heinrich II. Kaiserkrönung.

Anfang des 7. Buchs von Thietmars Chronik. Handschrift der K. Bibliothek zu Dresden.

Velhagen und Klasing Bielefeld und Leipzig.

Kampf ein Ende. Boleslaw blieb dem Namen nach ein Vasall, bekam aber freie Hand gegen die östlichen Slavenländer, Rucia, Rußland, wobei ihm sächsisches Kriegsvolk Hilfe leistete. Mit den Wenden, den unruhigen Stämmen der Redarier, der Liutizen, kam man zwar zu einem länger dauernden Friedenszustand (1003), aber um einen teuern Preis: man mußte ihnen ihre Götzendienste lassen und sie als Bundesgenossen behandeln, wie denn die Liutizen in den Kämpfen gegen Boleslaw zu nicht geringem Entsetzen und Ärgernis der christlichen Priester mit ihren heidnischen Götterbildern und Symbolen an der Seite der Christen ins Feld rückten. So waren auch die italischen Züge König Heinrichs ohne durchgreifenden Erfolg. Aus den anarchischen Zuständen nach Ottos III. Tode erhob sich in der Lombardei das vorübergehende Königtum eines einheimischen Großen Harduin von Ivrea. Bei seinem ersten Zuge (1004) erlangte Heinrich seine Krönung als König von Italien zu Pavia, und Oberitalien unterwarf sich, nachdem ein Aufstand in Pavia selbst mit nachdrücklicher Züchtigung geahndet worden war: Rom aber mußte einstweilen den hadernden Parteien, einem Sohn des enthaupteten Crescentius und den von ihm nacheinander eingesetzten Päpsten der tusculanischen Partei überlassen werden. Der Papst der letzteren, Benedikt VIII., rief selbst den König zu Hilfe, der dann auch Ende 1013 mit mäßigen Streitkräften seinen zweiten Zug antrat. Er stützte sich, hier wie in Deutschland, auf die Bischöfe und entfaltete seine Autorität, um den Kirchen die ihnen entfremdeten Besitztümer zurückzubringen. Benedikt krönte und salbte ihn als Kaiser, und eine große Rauferei (commotio) zwischen Römern und Deutschen auf der Tiberbrücke endigte mit einem Siege der Deutschen. Die Frage, die ihm Benedikt vorlegte, ehe er ihn und seine Gemahlin Kunigunde in die Peterskirche einführte, war: ob er ein getreuer Patron und Verteidiger der römischen Kirche und ihm und seinen Nachfolgern in allem treu sein wolle — Worte, die je nach den Verhältnissen und den Persönlichkeiten vieles oder weniges sagten.

Zustände in Italien.

Der dritte Zug wurde durch die in der That sehr kritische Lage veranlaßt, in welcher Italien sich eben jetzt befand. Die Ideen Ottos und Sylvesters waren doch nicht ganz spur- und wirkungslos geblieben: das Wahre an diesen Ideen war, daß die Fremdherrschaft, daß die Araber und die Griechen vom Boden Italiens verschwinden mußten, und Papst Benedikt VIII., ein praktischerer Mann als Sylvester, faßte dieses Ziel fest ins Auge. Es war ihm im Jahre 1012 auch wirklich gelungen, mit einem Streithaufen, den er gesammelt, den Arabern in den Küstengegenden von Toskana eine sehr empfindliche Niederlage beizubringen und so nach dieser Seite dem italischen Lande einige Jahre Ruhe zu verschaffen. Eine andre Gefahr drohte vom Süden her und sie wurde drohender, als Kaiser Heinrich wieder über die Alpen zurückgegangen war. Jene südlichen Landschaften, Kalabrien und Apulien, sahen sich nach Ottos III. Tod aufs neue den Verwüstungen der Araber von Sizilien und Afrika her preisgegeben, ohne daß ihnen von ihrer Regierung in Konstantinopel irgendwelche Hilfe kam. Dies führte eine national-italische Bewegung herbei, an deren Spitze ein tüchtiger Bürger der Stadt Bari, Melus, trat: Apulien sagte sich vom griechischen Reiche los. Diesmal war die Sache ernst genug, um den in Konstantinopel regierenden Kaiser zu einiger Thätigkeit aufzurufen; ein byzantinisches Heer kam herüber und griff

Bari an: Melus fand nirgends Gehör als beim Papst Benedikt, der erkannte, daß die Krisis für das italische Land herannahe. Auch auf der westlichen Seite ward das Land von den Arabern aufs neue heimgesucht; sie bedrängten die Stadt Salernum; ein Zufall, welcher der geängstigten Bevölkerung wie ein Wunder erschien, führte einen Trupp von Rittern aus der Normandie, welche eben von einer Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe zurückkehrten, in die Nähe, deren gewaltige, noch von frischer Begeisterung belebte Kraft sich in staunenswerten Thaten und Erfolgen gegen die Ungläubigen offenbarte. Hier waren die rechten Streiter gefunden und nicht lange, so langte Schar um Schar solcher normannischer Ritter an, in deren Heimat es bekannt geworden war, wie hoch dort in Salernum und dem ganzen Italien die Tapferkeit im Preise stehe (1016). Im folgenden Jahre ergriff Melus, schon durch solche ritterliche Söldner aus der Normandie verstärkt, wieder die Offensive. Aber auch die Griechen hatten eine große Streitmacht versammelt, und auf berühmtem Schlachtfeld, in der Ebene von Cannä, erfolgte der Zusammenstoß. Melus erlitt eine vernichtende Niederlage: drohend erhob sich wieder die oströmische Macht auf dem italischen Boden (1017). Mit Sehnsucht sah jetzt der Papst und mit ihm ganz Nord- und Mittelitalien nach der kaiserlichen Hilfe aus; zuerst erschien Melus und der Normanne Rudolf, im Jahre 1020 der Papst selbst in Deutschland. Er traf den Kaiser zu Bamberg, wo dieser inmitten seiner kirchlichen Gründungen — er hatte im Jahre 1007 hier ein Bistum gestiftet — am liebsten verweilte: die Not mußte in der That groß sein, wenn ein Papst persönlich über die Alpen kam. Wirklich erklärte sich der eine der süditalischen Dynasten, Pandulf von Capua, für die Griechen, auch der von Salerno neigte sich nach dieser Seite, und im Anfange des Jahres 1021 wurde schon auf römischem Boden gekämpft. Erst in diesem Jahre war Heinrich in der Lage, mit voller Sicherheit diesen seinen dritten Zug nach Italien, der zu einer dringenden Notwendigkeit geworden war, zu unternehmen.

Heinrichs Regierung, Zustände in Deutschland.

Seine königliche Autorität in Deutschland selbst festzustellen, war keine leichte Aufgabe gewesen und Heinrich hatte eine nicht gewöhnliche Klugheit an diese Aufgabe gesetzt. Er führt in der Geschichte den Beinamen des Heiligen und man verbindet damit häufig die Vorstellung, als habe er im Sinne schwächlicher Nachgiebigkeit gegen kirchliche Forderungen die Regierung geführt: aber dies ist falsch. Seine Stellung war schwieriger, weil er nicht als geborener und schon gekrönter Nachfolger das Königtum antrat. Die Herzoge und Fürsten des Reiches hatten ihn als einen ihresgleichen gekannt, und die ganze Gestalt der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse im Reiche hatte in den zwei Jahrhunderten seit Karl dem Großen und besonders unter den beiden letzten Regierungen eine für das Königtum bedenkliche Wendung genommen. In den Kämpfen der gewaltsamen Zeit bedurfte der König eine stets schlagfertige Heeresmacht und er konnte nicht mehr auf die Masse der Freien zählen, die sich in dieser Zeit sichtlich verminderte; die schwere Last des Kriegsdienstes nötigte oder bewog immer wieder viele und immer mehrere dieser Freien, ihr freies Grundeigentum irgend einem Mächtigen, einem Grafen, einem Bischof, zu übertragen, um es von diesem als Lehensgut zurückzuerhalten und zugleich dessen Schutz sich zu gewinnen: der König bedurfte so mehr und mehr den guten Willen der von ihm unmittelbar Belehnten, der großen Vasallen, welche zugleich, neben ihrem



Heinrich II. empfängt von Gottes Gnaden die Krone, die heilige Lanze und das Reichsschwert.

Miniaturbild aus Heinrichs Missale, von ihm dem Dom zu Bamberg geschenkt. Jetzt in der Königl. Bibliothek zu München.

Die Verse der Umschriften lauten:

Ecce coronatur divinitus atque beatur
Rex pius Heinricus proavorum stirpe polosus
Propu'sans coram sibi confert angelus hastam
Aptat et hic ensem cui pe signando timorem
Clemens Christe, tuo longum da vivere Christo.
Ut tibi devotus non perdat temporis usus.
Hujus Udalricus cor regis signet et actus
Emmeranus ei faveat solamine dulci.

Siehe! gekrönt wird von Gott und beglückt
Der fromme König Heinrich, erlaucht durch den Stamm der Ahnen.
Schirmend bringt ihm sogleich der Engel die Lanze.
Dieser hält auch das Schwert bereit. Vor ihm her Furcht verbreitend.
Gnädiger Christus, gieb langes Leben deinem Gesalbten.
Damit dein Getreuer nicht den Nutzen der Zeit verliere.
Dieses Königs Herz und Thaten zeichne Udalricus auf,
Emmeranus gewähre ihm huldreich süßen Trost.

Lehensgut Eigentümer ausgedehnten Allodialbesitzes, über mehr oder weniger zahlreiche Vasallen ihrerseits verfügten. Die Grafen, ursprünglich, wie erwähnt, Beamte des Königs, hatten die Gunst der Zeiten benutzt, ihr Amt und den mit demselben verbundenen Besitz erblich zu machen, und in vielen Fällen wird es schon nicht mehr ganz leicht gewesen sein, ihr erbliches Eigentum von dem widerruflichen Lehensbesitz zu unterscheiden. Sie fühlten sich, ihren eignen Vasallen gegenüber, als Herren, ebendeshalb dem König gegenüber nicht mehr oder in nur geringem Maße als Beamte und Diener. So nahm die ganze Staatsgesellschaft mehr und mehr einen aristokratischen Charakter an und frei konnte sich nur der Mächtige fühlen; indem diese Großen mit mehr oder minder stattlichem Zuge von Untervasallen dem Aufruf des Königs in dessen Kämpfen folgten, erwarteten sie für besonderes Verdienst reichlichen Lohn, der nur wieder in Schenkungen von Landbesitz oder Unterstützung ihrer Ansprüche auf solchen bestehen konnte. Ein unruhiges Streben nach Besitz und Macht ergriff diesen Adel und damit trat bald die Unmöglichkeit ein, einen Friedenszustand und eine Ordnung aufrecht zu halten, wie Karl der Große sie in seinem Reiche erstrebt und großenteils durchgeführt hatte und wie sie im Begriff des König- und des Kaisertums lag. So sehen wir auch die Regierung Heinrichs fast vom ersten Tage an mit Kämpfen gegen diese großen Vasallen und alle Landschaften des Reichs, Flandern, Friesland, Lothringen, Schwaben, Sachsen, mit Fehden dieser Großen gegen einander erfüllt, so daß dieses Königs Leben mehr noch als das Ottos I. oder Heinrichs I. ein ruheloser Marsch voll von Belagerungen, Aufständen, trügerischen Versöhnungen ist. Er zeigte sich, obgleich seine Gesundheit sehr schwankend war, doch diesem stürmischen Leben gewachsen: und mehr als dies, er zeigte diesen verworrenen Zuständen gegenüber politischen Scharfblick und etwas wie ein klares und bestimmtes Regierungssystem. Der Grundgedanke dieses Regierungssystems ist deutlich: gegenüber dem weltlichen Hochadel, der erblichen Aristokratie des Reiches, stützte er sich auf den seiner Natur nach nicht erblichen Adel — die Bischöfe und geistlichen Großen.

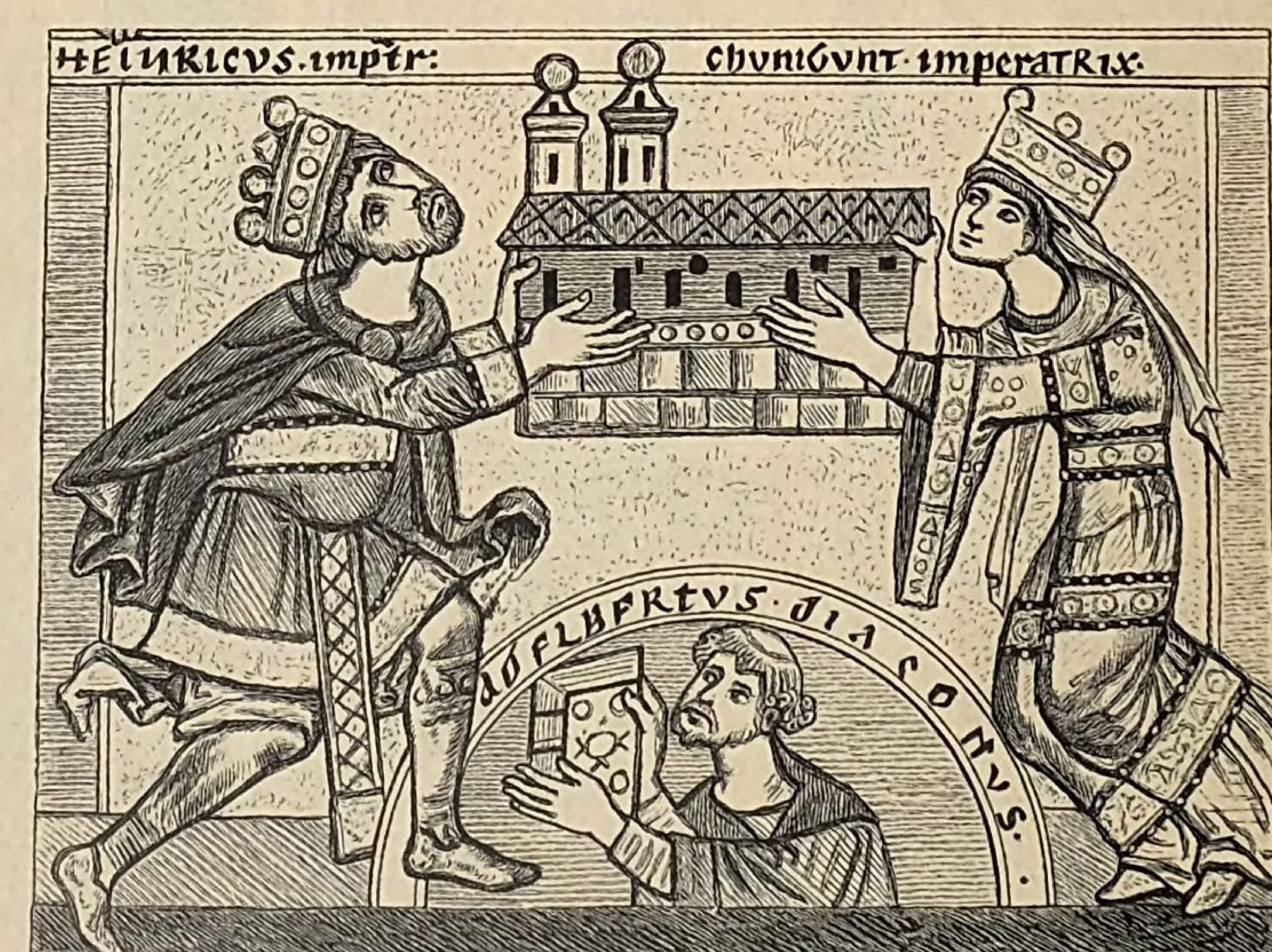
Die deutsche Kirche hatte sich in den letzten fünfzig Jahren an Einfluß und Besitz außerordentlich gehoben: ein zahlreicher Beamtenstand, ihre Ministerialen, umgab die Kirchenhäupter, und es gewährt in der That ein erfreuliches Bild lebenschaffender Thätigkeit, einen Mann, wie z. B. den Bischof Bernward von Hildesheim, in seinem vielseitigen Walten als Fürst, väterlicher Berater, Vertreter seiner Untergebenen, Richter und Organisator zu beobachten. Der früheste Morgen findet ihn seinen geistlichen Pflichten hingegeben; dann schlichtet er die Rechtshändel, die vor ihn gebracht sind, gibt dem Geistlichen, der dies zu besorgen hat, die Weisungen für die Armenverpflegung an dem Tage, besucht die verschiedenen Werkstätten, die er hat einrichten lassen, die Arbeiten in Metall, die Bauhütten, die Schreibstube für die Bibliothek: ein mäßiges Mahl, eine kurze Rast unterbricht diese vielseitige Thätigkeit, welche keinen Augenblick ungenützt läßt, und die, wie sein Biograph rühmen darf, indem sie Gott gibt, was Gottes, nicht unterläßt auch dem Keiser zu leisten, was des Kaisers ist. Die Güter der Kirchen und Klöster waren bei weitem besser verwaltet, als irgend welcher andre Landbesitz, so daß die Könige seit Otto I. es für ihre eigenen d. h. die Reichsfinanzen vorteilhafter fanden, diesen Besitz durch Schenkungen zu vermehren, da der höhere Ertrag dieser Ländereien doch mittelbar auch ihnen



Buchdeckel aus der Schule des heiligen Bernward im Domschatz zu Hildesheim.

zu gute kam; dafür standen die bischöflichen Vasallen dem König für seine Kämpfe und Expeditionen zur Verfügung. Ihre Macht war seine Macht, sofern er ja die Träger dieser Macht selbst ernannte. Dieser Politik folgte auch Heinrich II. Er zeigte für alles Kirchliche ein besonderes Interesse und besaß sichere und umfassende Kenntnisse auf diesem Gebiete, wie er überhaupt ein Mann von Kenntnissen war und damit eine nicht gemeine Fähigkeit des Ausdrucks und der Überredung verband; er bewies überall den Kirchen und ihren Dienern große und geflissentliche Rücksicht, und er sowohl wie seine Gemahlin Kunigunde ließen sich von niemand an Eifer in den Übungen christlicher Frömmigkeit, Besuch heiliger Stätten, Aufsuchung und Verehrung von Reliquien, geistlichen Schenkungen, übertreffen: gelegentlich sprach der kinderlose Fürst wohl selbst davon, der Welt zu entsagen und in einem Kloster Ruhe zu suchen, ein Wunsch, der freilich manchem der vielumgetriebenen Großen jener Tage zuweilen aufgestiegen sein wird. Aber seine Frömmigkeit hatte ganz und gar nichts von der phantastischen Art seines Vorgängers, obwohl auch er gelegentlich die Gesellschaft großer Asketen aufsuchte wie jener, und weit entfernt, sich von den Bischöfen beherrschen und beeinflussen zu lassen, machte er vielmehr ihren Einfluß und ihre Schwächen sich dienstbar. Überall von der um sich greifenden Habgier der weltlichen Großen bedroht, bedurften sie des Königs, wie er ihrer: seine Rechte hielt er mit ebenso viel Energie als, wo es nötig war, Verschlagenheit aufrecht: was er wollte, worauf er seinen Sinn gestellt hatte, wie die Errichtung des

Heinricus imperator. Chunigunt imperatrix



Heinrich II. und Kunigunde als Kirchenerbauer.

Vom Titelbild eines Kodex der Bamberger Bibliothek: „De vita et de Gestis S. Heinrici imperatoris et confessoris". Die Halbfigur im Bogen unten stellt den Zeichner des Bildes, „Adelbertus diaconus", vor; unter ihm, ganz am unteren Rande des Bildes stehen im Original die Worte: „Per me scripta tibi Rex hec est pagina libri." Durch mich ist für Dich, mein König, diese Seite des Buches geschrieben (gemalt).

Kämpf
er z
rich l
e und
n von
ch der
greif
Tiefen
Befehl -
Schw
onnen,
), der
tiegen
pann
reiche
n be
ihr
weit
Recht
rechte
des



Die Nationen des Reichs,

Aus dem Evangeliarium Heinrichs II., dem Dom

Velhagen & Klasing



dem Kaiser huldigend.

zu Bamberg geschenkt, jetzt in der K.Bibliothek zu München.

Bielefeld u. Leipzig

neuen Bistums Bamberg, das setzte er allen Schwierigkeiten zum Trotz durch. Das damals noch nicht ernstlich bestrittene Recht, die Bischöfe zu ernennen, hielt er durchaus fest und, indem er befähigte junge Kleriker aus guter Familie in seine Kapelle oder Kanzlei aufnahm, sorgte er dafür, daß ihm für jedes erledigte wichtige Kirchenamt der geeignete Mann zur Hand war. Seine eigne tadellose Frömmigkeit, bei welcher viel Klugheit und vielleicht einige Berechnung war, legitimierte ihn, wenn er mit Strenge auf die Beaufsichtigung der Klöster und kirchlichen Institutionen, wo nötig auf Reformen drang, dabei ohne Schonung durchgriff, und auch über kirchliche Einkünfte zu so gottwohlgefälligen Zwecken rücksichtslos verfügte. Mehr als einem seiner Vorgänger wohnte ihm auch eine ökonomische Ader bei: er wußte seine königliche Macht auszunützen und, indem er mit Verstand und Berechnung schenkte, sich selbst bei gutem Besitz zu erhalten. Den Friedenszustand, den Staat, herzustellen war er angelegentlich bemüht und er kannte und berücksichtigte auch die Bedürfnisse des geringeren Volks, das schon den Blicken über all den Herzögen und Grafen, Markherzögen und Markgrafen, Erzbischöfen, Bischöfen, Äbten, Pfalzgrafen zu entschwinden beginnt: praktisch wie er war, suchte er diesen indes nicht ihren berechtigten Einfluß zu entziehen, versammelte sie vielmehr häufiger als seine Vorgänger zu Reichstagen, Fürstentagen, Landtagen um sich, und suchte sie zu gewöhnen, Streitigkeiten auf dem gütlichen Wege auszugleichen.



Kopf Heinrichs II.
Am Portal des Ostchors des Bamberger Doms.

So gelang es ihm schließlich doch, einen befriedigenden Zustand im Reiche herzustellen und sogar dasselbe nach einer Seite hin um ein gewaltiges Stück zu vergrößern. Der kinderlose König Rudolf III., der fünfte der arelatischen Könige (993—1032), sicherte ihm als dem Sohne seiner ältesten Schwester Gisela die Erbfolge im burgundischen Reiche zu (1006). Dem burgundischen Adel freilich, der Heinrich richtiger beurteilt zu haben scheint, als viele spätere Geschichtsschreiber, war damit wenig gedient. Sie konnten mit ihrem schwachen König nach ihrem Willen schalten und wünschten auch fernerhin ein solches schwaches Königtum, also ein Wahlreich: keiner von ihnen, sagt ein gleichzeitiger Erzähler, wollte König und jeder doch der erste sein. Sie bestritten ihrem König das Recht zu einem solchen Schritt. Rudolf selbst wurde wieder schwankend und wiederholt rückte des Kaisers Heer in das Land ein. Auch hier gewann dieser unter den Bischöfen einen Anhang und durch ein Abkommen zu Basel (1023) wurde endlich sein Erbrecht anerkannt, wobei er darauf verzichtete, während der Lebenszeit Rudolfs Regierungsrechte geltend zu machen. Im Jahre

Erwerbung von Burgund. 1006.

1021 war ihm auch die Befriedung Sachsens gelungen und er wurde dort aufs beste empfangen, als er im Frühling jenes Jahres das Land besuchte.

Dritter Zug nach Italien.

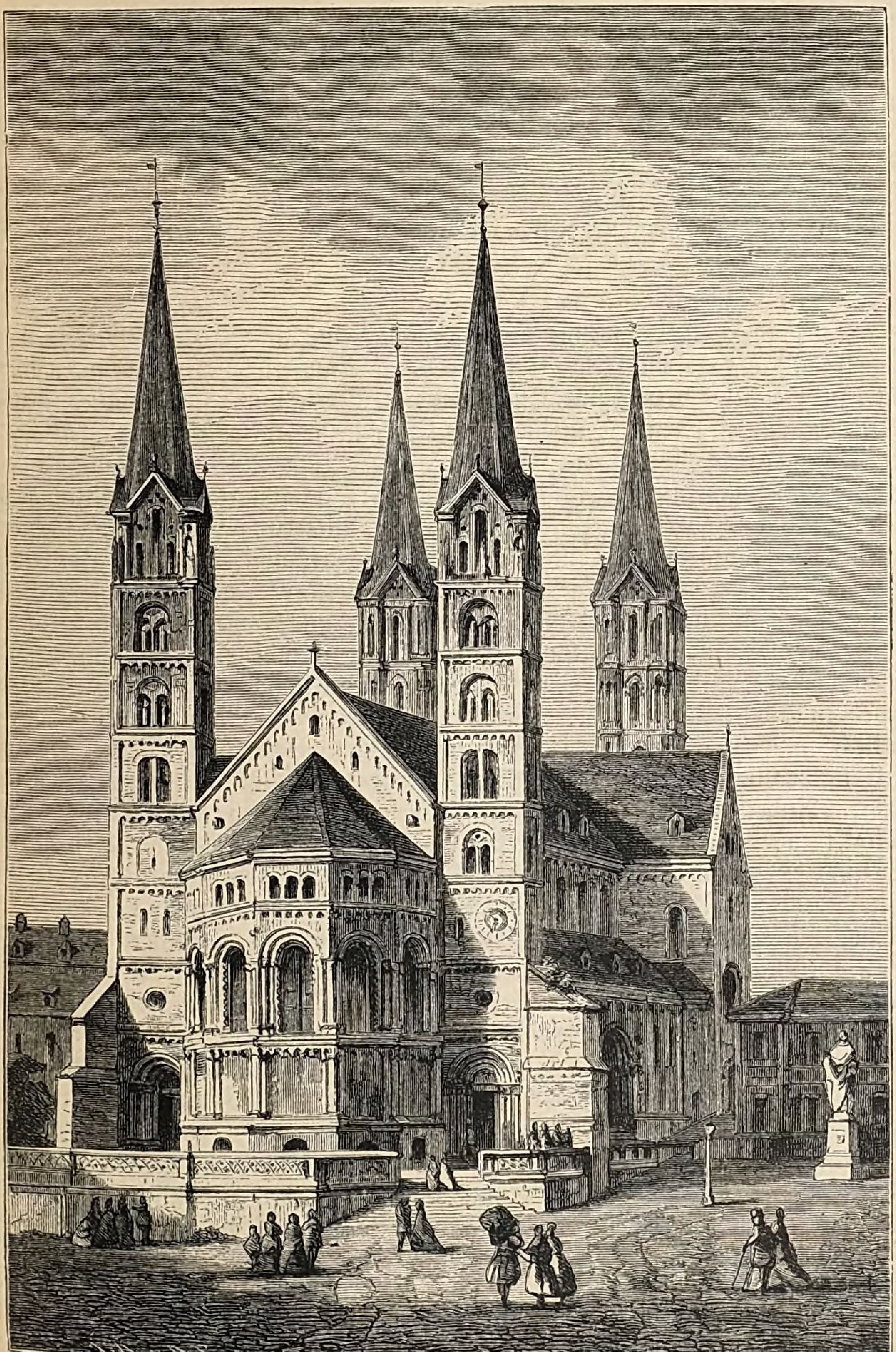
Im Dezember desselben Jahres 1021 trat er dann seinen dritten Zug nach Italien an: zu Verona sammelten sich die italienischen Bischöfe mit ihren Vasallen wie die namhaftesten weltlichen Großen um ihn. Im folgenden Frühjahr fand sich Papst Benedikt selbst in seinem Lager ein, und nachdem Heinrich durch einen kurzen und glücklichen Feldzug die lombardischen Fürstentümer Benevent, Capua, Salerno dem Reiche gesichert hatte, ging er nach Rom. Hier aber zeigten sich ansteckende Krankheiten im Heere, die sich während des Rückmarsches überaus verderblich erwiesen. Der Kaiser eilte über die Alpen zurückzukommen, wo er alles ruhig traf. Seine Autorität war befestigt und mit dem Papste bestand ein volles Einverständnis.

Kirchliche Reformfragen.

Seine letzten Jahre waren den von diesem energischen Papste angeregten kirchlichen Reformen gewidmet, welche damals in Frankreich wie in Deutschland die Gemüter lebhaft beschäftigten und zu einer Zusammenkunft der beiden Herrscher, Heinrichs und Roberts I., des zweiten aus dem capetingischen Hause, führten (1023). Die Fragen traten jetzt hervor, welche dieses elfte und das zwölfte Jahrhundert so lebhaft beschäftigen sollten. Noch war die päpstliche Suprematie im Sinne der pseudoisidorischen Dekretalien mit nichten entschieden und die Metropolitanrechte fanden einen energischen Vorkämpfer in dem Erzbischof Aribo von Mainz, während der Kaiser sich den Anschauungen der cluniacensischen Partei zuneigte, welche in dem Kloster Clugny ihren Herd und Mittelpunkt hatte und neben dem Papsttum und der deutschen Kirche die fernere Entwickelung der allgemeinen Kirche bestimmte. Unter diesen Aufregungen starb Benedikt VIII. (1024): im gleichen Jahre endete auch Heinrich, zweiundfünfzig Jahre alt, zu Grona auf sächsischem Boden sein arbeitsreiches, nicht immer glücklich aber wohlvollbrachtes Leben.



„Heinric. R." „Augusta Civ."
Kaisermünzen: Münze Heinrichs II., geprägt zu Augsburg.
Königl. Münzkabinett zu Berlin.



Dom zu Bamberg. Grab Heinrichs II.

Drittes Kapitel.

Die Könige des salischen Hauses: Konrad II., Heinrich III., Heinrich IV. — Königtum und Fürstentum, Königtum und Papsttum; Gregor VII.

Ergebnisse der sächsischen Epoche.

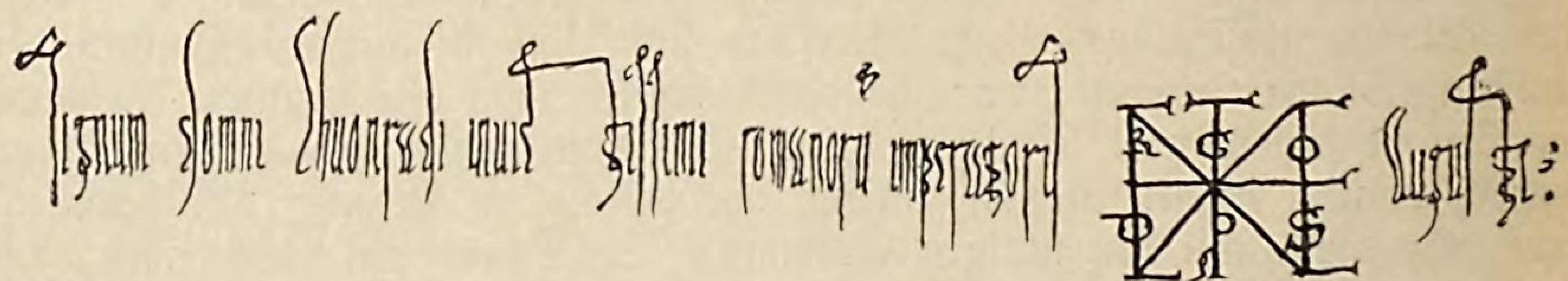
Die hundert Jahre, welche das sächsische Haus an der Spitze der deutschen Dinge stand, waren eine sehr fruchtbare und erfolgreiche Zeit, wenn man bedenkt, in welchem verworrenen und unfertigen Zustande diese Länder zuvor gewesen waren. Der zuerst in die Augen springende Gewinn dieser Zeit ist die Zurückdrängung der Raubvölker, — der Ungarn, der Normannen, der Slaven — womit für diese Völker selbst der Anfang wirklicher Gesittung und wirklichen Staatslebens gegeben war. Diese Sicherung des deutschen Bodens war die erste Vorbedingung eines gedeihlichen Fortschreitens. Die Spuren gesicherten Arbeitens und infolge davon steigenden Volkswohlstandes zeigten sich überall, schon in der Menge der Ortsnamen, Namen von Dörfern, Klöstern, kleinen Städten, die uns begegnen, namentlich in Sachsen: es ist nicht zufällig, daß in dieser Zeit die Silberadern im Harz entdeckt und auch schon ausgebeutet wurden, und daß in den Klöstern Stätten vorhanden waren, in denen die wissenschaftliche und theoretische Fortschrittsarbeit, ohne welche auch kein stetiger Fortschritt in den äußeren und materiellen Dingen möglich ist, mit einer verhältnismäßigen Ruhe sich vollziehen konnte. Diese auf Wissen und Kunst gerichtete Thätigkeit aber, welche in den Zeiten nach Karls des Großen Tod mehr und mehr und zuletzt auf einen sehr tiefen Stand gesunken war, erhielt in der sächsischen Periode wieder große Förderung durch die so energisch erneuerte Verbindung mit Italien, wo das städtische Leben und die städtischen Künste zu blühen fortfuhren: es ist eine Verirrung des Patriotismus, wenn man in der Erneuerung des römischen Reichs und in der Pflege der Verbindung mit Italien, welche neben jener Debellation der Raubvölker das zweite große Moment der Epoche bildet, nur ein Unglück für Deutschland sieht, dessen Fürsten durch diese Verbindung mit Italien von ihrer nächsten und eigentlichen Aufgabe weggelockt worden seien. Im Gegenteil: die Idee einer nicht nur religiösen, sondern auch politischen und gesellschaftlichen Einheit der christlichen Völker war für jedes dieser Völker an und für sich von großem zivilisatorischem Wert, und für die deutschen Männer, Kleriker und Laien, welche für ihr Kloster, ihr Bistum, oder als Vasallen des Königs Italien besuchten, war eine solche Reise in die Fremde schon an und für sich ein nicht gering anzuschlagendes Bildungsmittel: ganz abgesehen davon, daß durch Italien der Blick noch mehr erweitert und auch nach dem griechischen Osten hinübergelenkt wurde, von wo gleichfalls einige wenn auch nicht gerade tiefbefruchtende Keime der Bildung nach dem mittleren Europa kamen. Mit diesem Idealstaat des Imperium Romanum aber hing es zusammen, daß in dieser sächsischen Periode überhaupt

sich erst eine wirkliche Staatsgesellschaft bildete durch das Lehenssystem. Durch das Lehensverhältnis wurde zwischen dem Lehensherrn — dem Senior, wie man sagte — und dem Vasallen ein Verhältnis geknüpft, das unter klar erkennbaren sittlichen Gesetzen stand, und wie brutal diese Zeit im einzelnen gewesen sein mag, so war es doch von großem Werte, daß jeder seinen Herrn hatte, daß jedes Leben durch unzweifelhafte Pflichten — Rechtspflichten, welche in dem Bewußtsein der Menschen jener Zeit zugleich Religionspflichten waren — gebunden und geregelt war. So entstanden eine Menge kleiner Gemeinschaften, die Menschen gewannen eine Heimat: man empfindet es, wenn man aus den Mönchschroniken sieht, mit welchem intensiven Lokalpatriotismus sie, diese Mönche, ihr Kloster umfassen, dessen Ehre, Glanz der Wunder seines Schutzheiligen, Besitz kräftiger Reliquien und stattlicher Güter ihre eigne Ehre und ihren eignen Besitz bildet. Die Lebensformen in Nahrung, Kleidung, Wohnung sind noch einfach und ändern sich auf deutschem Boden nur langsam, da der Großhandel noch keine Rolle spielt, dessen Straßen soweit er entwickelt war nicht durch Deutschland liefen; auch besteht noch kein freier Handwerkerstand, sondern der Bauer ist sein eigner Handwerker, und auf den großen Wirtschaften ist Handwerksarbeit ein Dienst wie andre. Das deutsche Volk ist noch ein großes Bauernvolk mit dem starken Heimatsgefühl, das der Grundbesitz schafft, und das auch bei denen sich erhielt, ja verstärkte, welche ihre einst freien Höfe als Lehen bewirtschafteten: denn das Lehenssystem schloß die Bildung von Latifundien aus und bewahrte die Hufe als wirtschaftliche Einheit. An diesem Heimatsgefühl entwickelte sich zuerst ein wirkliches Staats- und Nationalgefühl, und dies ist wohl die größte Errungenschaft unter den Königen des sächsischen Hauses. Der sächsische Stamm selbst, durch seine Herrscher sich selbst als den vornehmsten der deutschen Stämme fühlend, war für den Gedanken, daß alle deutschen Stämme eine Einheit, ein Ganzes, ein Reich, einen Staat bildeten, auf immer gewonnen: einen Gedanken, in dem sie sich zunächst mit ihren alten Gegnern, den Franken, dann aber auch mit den übrigen Stämmen, den Bayern und Schwaben, den Friesen und Lothringern, den Bevölkerungen alles deutschen Landes, die zum Teil schon sich zu neuen „Stämmen" umzubilden begannen, begegneten. Es ist nur gerecht, anzuerkennen, daß die Kirche in Deutschland an der Entwickelung dieses Sinnes für eine geordnete, gesicherte, Werte schaffende Thätigkeit, welche die Vorbedingung wirklichen Staats- und echten Nationalgefühls ist, den größten Anteil gehabt hat.

Dieses Einheitsgefühl zeigte sich zum erstenmal in seiner vollen Stärke bei Heinrichs II. unerwartetem und — so scheint es — aufrichtig beklagtem Tode. Heinrich selbst muß wohl auf diese Kraft gebaut haben, da er es unterlassen hatte, beizeiten sich nach einem gesicherten Nachfolger umzusehen Die Zwischenregierung, welche die Kaiserin-Witwe Kunigunde mit dem Rate einiger Großen führte, verlief ruhig, und verhältnismäßig sehr rasch war man so weit, den Tag der Wahl eines neuen Königs auf einen nahen Termin, den 4. September desselben Jahres 1024, und zwar nach Mainz auszuschreiben. Wie viel Freiheit in diesem Lande doch vorhanden, wie weniges noch gesetzlich bestimmt und festgelegt war, zeigte sich hier. Fast konnte man sagen, daß jeder mitwählen konnte, der die Reise nach Mainz zu bestreiten vermochte. Es ist in der That ein Moment, wohl wert, daß man ihn mit dem Auge des patriotisch-idealisie-

Wahl Konrads II. 1024.

renden Dichters schaue: wie sich in der Rheinebene zwischen Mainz und Worms das Volk der Deutschen sammelte, — diesseits des Flusses die Bayern und Schwaben, die Sachsen und ein Teil der Franken, auf dem linken Ufer die Oberlothringer und die Ripuarier, die niederlothringischen Franken ihre Zelte aufschlagen; es sind die „Primaten" des Reichs, Herzöge und Fürsten, Erzbischöfe, Bischöfe, Äbte, mit ihrem Gefolge; wie dann in zahlreichen Besprechungen der einflußreichsten dieser Primaten die große Frage rasch gefördert wird, für welche doch wohl schon zuvor vorgearbeitet worden war: man blieb bei zwei fränkischen Herren stehen — beide des Namens Konrad, nahe Vettern, beide Urenkel jenes Konrad, der auf dem Lechfelde einen rühmlichen Tod für die Sache Deutschlands gefunden hatte. Persönliche Vorzüge, das reifere Alter, wohl auch der Reichtum und die Verbindungen seiner klugen Gemahlin Gisela, der Witwe des Herzogs Ernst I. von Schwaben und Nichte des Königs Rudolf von Burgund, sowie der Einfluß des Erzbischofs Aribo von Mainz sprachen für den älteren. Nach einer Szene gegenseitiger Nachgiebigkeit und Unterwerfung unter das Urteil der Volkswahl wurde der ältere gewählt und ausgerufen. Die Kaiserin Kunigunde erschien mit den Reichsinsignien, und am folgenden Tage fand zu Mainz die Salbung statt. Daß die Wahl nicht allen gefiel — die niederlothringischen Herren, mit ihnen auch der Erzbischof Pilgrim von Köln, dessen Kandidat der jüngere Konrad gewesen, hatten sich vor der Wahl entfernt, — läßt sich bei dieser Art des Wählens wohl denken, ebenso, daß die versammelte Menge zunächst jeden Mißton durch einhelligen Jubel erstickte.



„Signum domni Chuonradi invictissimi romanorum imperatoris + Augusti."
Signum Konrads II. von einer Urkunde datiert Goslar, 20. Juli 1031, stammend aus dem Erzstift Trier, eine Landschenkung an die Kirche zu Trier betreffend.

Jetzt im Geh. Staatsarchiv zu Berlin. Vom Original kopiert, um die Hälfte verkleinert. Das Monogramm ist gebildet aus den Buchstaben CHVONRADVS IMPERATOR. Das kaiserliche Vollziehungszeichen ist der Querstrich in der Mitte.

Anfänge Konrads.

Konrad II., der Salier (1024—1039), der damals etwa in seinem vierzigsten Jahre stand, war ein Mann von klarem Verstand und kraftvollem Willen: praktisch, ohne die gelehrten Kenntnisse, die sich jetzt allmählich auch bei den weltlichen Vornehmen einstellten. Seine Bildung war, wie wir jetzt sagen würden, juristischer Art: das Rechtsprechen, Rechtfinden war neben dem Kriegerischen das Hauptgeschäft dieser weltlichen Großen; dabei war er durchaus nüchtern, ohne die ideologische oder phantastische Ader der letzten Liudolfinger: bewundernswert ist die Raschheit, mit der er sich in die neue Aufgabe fand. Er wußte gut zu antworten, wie er z. B. den Abgesandten der Bürgerschaft von Pavia, welche nach Heinrichs II. Tode die königliche Pfalz zerstört hatte, und nun im Jahre 1025 sich bei dem neuen Könige entschuldigen ließ, auf ihr italienisches Sophisma, man würde sie mit Unrecht beschuldigen, ihres Königs Haus zerstört

Die deutsche Kaiserkrone.

Corona aurea imperialis.

Die deutsche Kaiserkrone, von gediegenem Golde, ist mit einer Menge orientalischer Perlen und ungeschliffener Edelsteine verziert. Sie ist achteckig, indem 8 goldene, an Scharnieren bewegliche Schildchen innen durch einen dünnen Eisenreifen verbunden werden. Das Innere ist durch eine rotsammtene Kappe ausgefüttert, welche jedesmal dem Haupte des zu krönenden Kaisers angepaßt wurde.

Die Krone besteht aus drei Teilen: dem eigentlichen Kronenreif, zerlegbar in die 8 rundbogigen Schildchen, dem lateinischen Kreuz, welches das größere Mittelschild überragt, und aus dem goldenen Bogen, welcher die Krone von vorn nach hinten überspannt. Die Edelsteine, erhaben aufgesetzt und von künstlicher Filigranarbeit umgeben, sind Saphire, Granaten, Smaragde, Amethyste und Rubine.

Die 4 kleineren Felder sind mit biblischen Darstellungen in Zellenschmelz (émail cloisonné) gefüllt, wovon die auf unsrer Abbildung sichtbare Seite den Weltheiland von Cherubim umgeben zeigt, wie er in der einen Hand das Buch des Lebens hält, mit der andern auf lateinische Weise segnet. Darüber die bedeutungsvolle Inschrift: per me reges regnant (durch mich herrschen die Könige).

Der die Krone überspannende Bügel trägt im Innern seiner 8 Schildchen aus Perlen gebildet die Inschrift

Vorderseite: CH UON RAD US DEI GR AT IA

Rückseite: RO MA NOR ŪI MPE RA TOR AUG

Daß die Krone nicht von Karl dem Großen stammt, dem sie von der Tradition späterer Zeiten zugeschrieben wurde, steht fest. Aus der ganzen Arbeit ist zu schließen, daß dies Meisterwerk der Goldschmiedekunst von sarazenisch-sizilianischen Künstlern im XI. oder XII. Jahrhundert angefertigt ist Ob sie Konrad II. oder III. oder einem der dazwischen liegenden Heinriche zuzuschreiben ist, läßt sich nicht entscheiden.

Sie befindet sich jetzt mit den übrigen Reichskleinodien in der k. k. Schatzkammer zu Wien.

Die Schicksale der deutschen Reichskleinodien.

Das neu gewählte Oberhaupt des Reichs pflegte bis zum Ausgang des Mittelalters dreimal gekrönt zu werden: einmal zu Aachen auf dem Stuhle Karls des Großen mit der deutschen Königskrone, sodann zu Monza oder Mailand mit der eisernen Krone der Lombardei, endlich zu Rom über dem Grabe des Apostelfürsten mit der römischen Kaiserkrone.

Unter den Karolingern kann an eigne vererbliche Reichsinsignien kaum gedacht werden. Erst unter den Sachsenkaisern, zuerst unter Heinrich I., dann reicher unter den Ottonen tritt

die Kunde von solchen auf. Bis zu den Tagen der Hohenstaufen bewahrte jeder der gekrönten Besitzer die Insignien an eignem Orte auf; so werden genannt unter den sächsischen Kaisern: Merla oder Tilleda und Kyffhausen; das Reichsschloß zu Nürnberg, die kaiserliche Pfalz Hagenau im Elsaß. Unter den Hohenstaufen das feste Reichsschloß Trifels, welches diese Auszeichnung bis zum Interregnum genoß.

Friedrich II. verlor bei dem Überfall zu Vittoria einen Teil der Krönungsinsignien an die Bewohner von Parma; ein andrer Teil ging durch Brand bei der Hochzeit des gekrönten Wilhelm von Holland zu Aachen zu Grunde. Erstere ersetzte Friedrich II. aus Sizilien woher die sarazenischen Ornamente und Inschriften auf den deutschen Reichskleinodien sich erklären, letztere ließ Richard von Cornwallis für seine Krönung neu aus England kommen.

Rudolf von Habsburg brachte sie auf sein festes Schloß Kyburg in Sicherheit; Albrecht I. ließ sie dort. Dann hatten sie vielerlei Aufenthaltsorte: unter Ludwig dem Baiern in München, unter Karl IV. auf dem Hradschin zu Prag, unter Wenzel auf Schloß Karlstein in Böhmen, unter Sigmund gar in Ungarn. Das erregte jedoch den Unwillen der deutschen Fürsten und auf ihr Andringen wurden 1424 die deutschen Reichskleinodien von zwei Nürnberger Ratsherren auf einem unscheinbaren Fischerwagen nach Nürnberg gebracht.

Hier ruhten sie nun unangefochten, obschon oft Gegenstand des Streites zwischen Nürnberg und Aachen, in einem Gewölbe über der Sakristei der Heiligengeistkirche, alljährlich ein Gegenstand festlicher Verehrung für das Volk und zu der jedesmaligen Krönung durch eine feierliche Gesandtschaft des Rats nach Frankfurt gebracht.

Als im Jahre 1796 die Franzosen unter Jourdan sich der wehrlosen Stadt Nürnberg bemächtigten, schwebten die Kleinodien in höchster Gefahr. Jourdan hatte Befehl, sich ihrer um jeden Preis zu bemächtigen. Allein sie waren gerettet. In der Nacht vor dem Einbruche hatte der Losungsrat von Haller sich mit einigen Ratsherren heimlich in das Schatzgewölbe verfügt und sämtliche Kleinodien in zwei großen Tragkörben fortschaffen lassen Dann wurden dieselben sorgfältig in Kisten verpackt und mit Pferdedünger überschüttet in aller Frühe auf einem Karren aus der Stadt geschafft. Auf dem nahen anspachischen Gebiete übernahm der kaiserl. Oberst Roller dieselben und schaffte sie nach Prag. Dann ruhten sie lange zu Regensburg in treuer Hut der Frei- und Panierherrn von Hügel, in unscheinbaren schwarzen Koffern, mit einem Haufen Hafer überschüttet. Nach Abschluß des Friedens von Preßburg 1805 hatte der Kaiser von Österreich nicht den Mut, diese Erbstücke des Reichs öffentlich entgegenzunehmen. Erst im Jahre 1818 fanden sie ein Unterkommen in der Hofburg zu Wien. Nachdem sie 1848 noch eine glücklich abgeschlagene Anfechtung der revolutionären Aula auszuhalten gehabt haben, deren Deputation sie für die Nationalversammlung zu Frankfurt forderte, ruhen sie jetzt in der k. k. Schatzkammer zu Wien.

Es sind ihrer vierzehn Stücke: 1) die Fuß- und Beinbekleidung, 2) die Sandalen, 3) die Albe, 4) die beiden Gürtel, 5) die Stola, 6) eine purpurne Toga, 7) eine purpurne Dalmatika mit Adlern, 8) der Kaisermantel, pallium, 9) die Handschuhe, 10) 2 Scepter, 11) der goldene Reichsapfel, 12) die Kaiserkrone, 13) das goldene Kaiserschwert, gen. Schwert Karls d. Gr., 14) Schwert des h. Mauritius.

Acht weitere Stücke, z. B. die goldnen Sporen und Armspangen, sind auf der Irrfahrt am Ende des vorigen Jahrhunderts verloren gegangen.



Die Deutsche Kaiserkrone. Corona aurea.

Bis 1796 mit den übrigen Reichskleinodien in der Heiligengeistkirche zu Nürnberg verwahrt.
Jetzt in der Kaiserlichen Schatzkammer zu Wien.

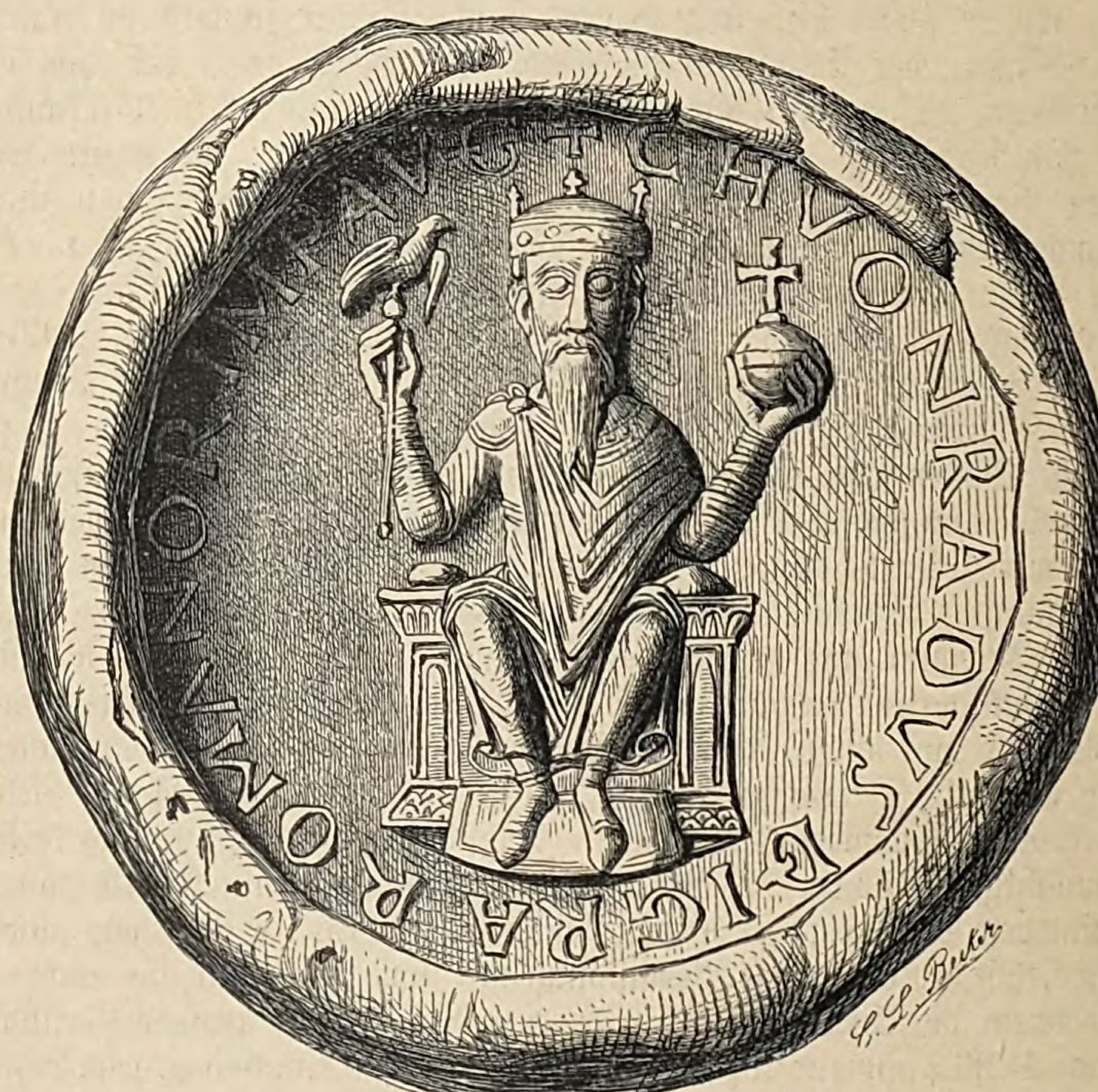
Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig.

zu haben, da sie damals keinen König gehabt hätten, mit treffendem Wort entgegnete: „Der König war tot, aber das Königtum bestand: in jedem Falle habt ihr das königliche Haus zerstört." Die Huldigung erfolgte überall wo er persönlich erschien ohne Schwierigkeit: in Lothringen, wo der Erzbischof Piligrim von Köln rasch die Gelegenheit benützte, durch Krönung der Gemahlin Konrads, Gisela, welche Aribo von Mainz verweigert hatte, weil er die Ehe zwischen den im dritten oder wievielten Grade verwandten Gatten mißbilligte, seinen Frieden mit dem neuen König zu machen; in Sachsen, wo er dem Land seine alten Gesetze und Rechtsgewohnheiten bestätigte; in Bayern, in Kärnthen, in Schwaben, wo Gisela, Witwe des letzten Herzogs, reich begütert war. Hier, in Kostnitz, wo er 1025 Pfingsten feierte, fand sich der damals in Italien einflußreichste Mann, der Erzbischof Aribert von Mailand, bei ihm ein, um ihn aufzufordern, daß er bald über die Alpen komme und sich in Mailand krönen zu lasse. Ein Reichstag zu Tribur beschloß diesen Zug: die ernste Lage des Reichs aber ließ ihn noch verschieben. Der Polenfürst, der, von unruhigem Ehrgeiz umgetrieben, die deutsche Oberhoheit unerträglich fand, Boleslaw I. (Chrobry), hatte nach Heinrichs Tode sich für unabhängig erklärt, indem er selbst den Königstitel annahm. Er starb kurze Zeit darauf (Juni 1025): aber sein Sohn Miczislaw II. behielt den Titel bei und weigerte den Tribut, welcher die Anerkennung jener Oberhoheit bedeutete. In demselben Augenblicke spann sich im Westen eine große Intrigue an: des Königs lothringische Gegner, Herzog Gozelo und dessen Bruder Friedrich erneuerten ihren Widerstand; der Graf Odo von Champagne, ein Vasall des Königs Robert von Frankreich, erhob als nächster Verwandter Anspruch auf die Nachfolge seines königlichen Oheims von Burgund und verbündete sich mit seinem Lehensherrn; und diese gefährliche Kombination verstärkte sich durch Unzufriedene in Deutschland, den jüngeren Konrad vor allen, dem im vorigen Jahre die Krone entgangen war, und König Konrads Stiefsohn, Herzog Ernst II. von Schwaben. Allein der König ward dieser Schwierigkeiten Herr. Die gefürchtete Verbindung Miczislaws mit dem mächtigen Fürsten des Nordens, dem jungen König Knud von Dänemark verhinderte er, indem er diesem letzteren die Mark Schweswig abtrat und so vielmehr selbst in eine enge Verbindung mit ihm trat, und die andre Gefahr verschwand durch die Uneinigkeit der einzelnen Glieder der großen Verschwörung. Im Februar 1026 sammelte sich das königliche Heer zu Augsburg, dem Bischofssitze Brunos, des Bruders Heinrichs II., den Konrad ganz für sich zu gewinnen gewußt hatte: nachdem hier auf dem Reichstage die Erbfolge seines achtjährigen Sohnes Heinrich von den versammelten Fürsten anerkannt war, zog er über die Alpen.

Er machte einen raschen und glücklichen Zug. Ende März 1026 wurde er durch den Erzbischof Aribert zu Mailand als König von Italien gekrönt. Der Widerstand, den Ravenna und Pavia leistete, ward gebrochen: im März 1027 traf er vor Rom ein, wohin der Papst Johann XIX., ein sehr unwürdiger Nachfolger seines Bruders Benedikt VIII., ihn selbst gerufen hatte. Er fand dort den alten König Rudolf von Burgund und König Knud, der eben auf einer Pilgerfahrt nach Rom begriffen war: in Gegenwart einer sehr glänzenden geistlichen und weltlichen Versammlung — unter der Klostergeistlichkeit bemerkte man besonders den mächtigen Abt von Clugny, Odilo, — fand die Krönung Konrads und seiner Gemahlin statt. Es waren sehr bewegte Tage,

Zug nach Italien. 1026.

denen auch ein Aufstand der Bevölkerung, aus zufälligen Händeln zwischen Römern und Deutschen entstanden, nicht fehlte, in denen aber viele wichtige Streitigkeiten und Geschäfte erledigt wurden: wir haben einen Brief des Königs Knud an die Bischöfe von England, in welchem er den Eindruck schildert, den er von dieser Zeit auf diesem Boden empfangen hatte. Von Rom begab Konrad sich nach dem Süden, der neuerdings von einem griechischen Heer — der alte Kaiser Basilios II., Theophanos Bruder, gedachte selbst sich an dessen Spitze zu stellen — bedroht wurde. Diese Gefahr ging vorüber, da Konrad sich mit der Sicherung der drei Fürstentümer Benevent, Capua und Salerno begnügte.



„Chuonradus Dei Gratia Romanorum Imperator Augustus."
Kaisersiegel Konrads II. Von einer Urkunde im Geh. Staatsarchiv zu Berlin, von Goslar d. 19. Februar 1031. Auf die Urkunde gesiegelt.
Die Ähnlichkeit des Kaiserbildnisses mit dem Kopf auf der Münze auf Seite 150 bestätigt den Eindruck, daß hier der seltene Fall eines wirklichen Porträts vorliegt.

Herzog Ernst von Schwaben.

Ende Mai 1027 war Konrad wieder auf deutschem Boden. Hier hatte der Herzog Ernst, uneingedenk der Reue, die er im Jahr zuvor auf der Versammlung zu Augsburg geheuchelt, und der Verzeihung, die ihm Konrad hatte angedeihen lassen, wieder zu den Waffen gegriffen und Verbündete gefunden. Konrad setzte ihm einen Tag zu Ulm, wo über ihn entschieden werden würde. Er erschien daselbst, aber mit großem Gefolge, sehr zuversichtlich: allein die Stimmung unter seinen Gefolgsleuten war anders als er dachte. Sie sagten ihm,

daß der König Schutzherr ihrer Freiheit sei, und ihre Lehenspflicht gegen ihn, den Herzog, sie nicht verbinde, gegen ihre Freiheit, also gegen den König, zu handeln. Fast plötzlich tritt hier ein Erfolg der Politik Konrads hervor, welche ihm ohne starke Zuckungen eine große Macht erworben hatte: er hatte den Grundsatz der Erblichkeit der Lehen aufgestellt und war bemüht ihn durchzuführen. Es leuchtet ein, daß der Vasall eine sehr viel freiere Stellung hatte, wenn nach seinem Tode sein Lehensherr nicht mehr unbedingt über sein Lehen verfügen konnte. So mußte Ernst sich unterwerfen und ward als Gefangener nach der Feste Giebichenstein bei Halle an der Saale gebracht. Das Herzogtum Schwaben nahm der Kaiser selbst in Verwaltung, während er das um dieselbe Zeit erledigte Bayern seinem Sohne Heinrich gab. Auch der jüngere Konrad wurde gedemütigt und in Haft gegeben; im gleichen Jahre kam mit König Rudolf III. zu Basel ein Vertrag zu stande, in welchem dem Kaiser und seinem Sohne Heinrich die Nachfolge in Burgund zugesichert wurde, und am Osterfest 1028 wurde dieser letztere — er war jetzt elf Jahre alt — durch den Erzbischof von Köln zu Aachen gekrönt. Nicht so glücklich war der Kaiser in den Kämpfen im Osten, welche ihn in dem nächsten Jahre vorzugsweise beschäftigten.

Konrads Erfolge im Osten.

Gegen Miczislaw gewann er einen Verbündeten an dem Sohne des regierenden Herzogs von Böhmen, dem jungen Bretislaw, und die Vereinigung Böhmens und Polens, in welcher die eigentliche Gefahr lag, kam auch nicht zu stande: im ganzen aber wurde unglücklich gekämpft und im Jahre 1030 ergossen sich die Greuel eines polnischen Plünderungszuges über die Landschaft zwischen Elbe und Saale. Der Kaiser hatte seinen Sinn auf die Unterwerfung Ungarns gerichtet, wo man von der deutschen Oberhoheit nichts wissen wollte. Für dieses Land hatte die unglückliche Schlacht auf dem Lechfelde (955), von der — nach einer ungarischen Sage — überhaupt nur sieben Männer, und diese mit abgeschnittenen Ohren zurückgekommen waren, eine neue Zeit heraufgeführt. Was sie auf ihren Raubzügen gesehen, Christentum und staatliche Ordnung, war doch nicht ohne einen gewissen Eindruck geblieben, den die vielen Gefangenen die sie mitbrachten wirksamer machten: es ward jetzt, nach der Niederlage, ein unabwendbares Bedürfnis, das seßhafte Leben, das zu einer Notwendigkeit geworden war, zu regeln, die Menge der kleinen Häuptlinge einem starken Königtum zu unterwerfen. Dieses Verdienst erwarb sich König Geisa (972—997), der im Jahre 973 die Taufe nahm. Missionäre und deutsche Ansiedler wurden ins Land gezogen, und dies setzte der folgende Herrscher, Stephan der Heilige (997—1038), fort und führte es durch. Er trat in Verbindung mit dem Papst Sylvester II., der ihm eine Krone zusandte; die Verfassung des Landes war der fränkischen nachgebildet. Das Reich wurde in 72 Grafengaue, Komitatus, eingeteilt, mit je einem Komes, Grafen, Obergespan, an der Spitze. Sie und die großen Gutsbesitzer erschienen neben den Bischöfen auf den Reichstagen, welche aber noch lange den Charakter sehr tumultuarischer Versammlungen trugen; dann kamen die freien Grundbesitzer, welche die erste Klasse des Adels bildeten und die Dorfrichter bestellten, von denen dann Berufung an den Komes möglich war. Unter der Masse des Volks wuchs das Christentum rasch, da die Taufe das Aufhören der Sklaverei in sich schloß; nicht so bei den Vornehmen, denen es naturgemäß ihr rohes Faustrecht schmälerte: es dauerte lange, bis die Zügellosigkeit und Verwilderung des langen Räuber- und Diebeslebens

einem Anfang von Rechts- und Sittlichkeitsgefühl Raum gab. Der Heereszug, den jetzt Konrad unternahm, scheiterte (1030): man sieht seinen letzten Zweck nicht recht ein: ein Abkommen, welches König Stephan mit dem Knaben König Heinrich, der Bayern verwaltete, schloß und welches vom Kaiser stillschweigend zugelassen worden zu sein scheint, machte den Kämpfen ein Ende.

Ausgang Ernsts von Schwaben.

In demselben Jahre endete die traurige Laufbahn des Herzogs Ernst von Schwaben. Der Kaiser hatte sich entschlossen, ihn mit seinem Herzogtum, dem Herzogtum seines Vaters, wieder zu belehnen. Ostern 1030 zu Ingelheim sollte es geschehen: Konrad stellte die Bedingung, daß der neue Herzog den Grafen Werner von Kyburg unschädlich mache, der diese seine Feste in der Nähe von Zürich bei dem letzten Aufstand bis aufs äußerste gehalten hatte. Diese Bedingung erbitterte den unfügsamen Mann, aus welchem der Zauberstab des poetischen Idealismus einen Heros der Treue gemacht hat: trotzig entfernte er sich und verfiel nun der Reichsacht, welcher der Kirchenbann hinzugefügt ward; denn der König hatte hier wie sonst die Bischöfe für sich. Das Herzogtum ward Ernsts jüngerem Bruder Hermann übergeben; er selbst, auch von der Mutter aufgegeben, suchte mit dem Grafen Odo von Champagne die Fehde um das burgundische Erbe wieder zu beginnen, kam aber bald mit seinem Genossen Werner von Kyburg in eine verzweifelte Lage, die ihn zwang im Schwarzwald von der Burg Falkenstein aus mit Gesellen, wie sie die gewaltsame Zeit ihnen zuführte, ein Räuber- und Stegreifleben zu führen. Eine Schar kaiserlicher Vasallen, geführt von dem Vogt des Klosters Reichenau, Grafen Mangold, zog wider sie heran: ein verzweifelter Kampf folgte im Höllenthal, in welchem die beiden Geächteten, aber auch der Anführer der Kaiserlichen das Leben ließen. Es war ein Schicksal, selbst in diesen Zeiten auffallend genug, um die Phantasie des Volks lebhaft zu beschäftigen, in welcher dann die Gestalt des unglücklichen Alemannenherzogs mit einem früheren unglücklichen Empörer, Liudolf, Ottos I. Sohn, in eins verschmolzen wurde. Der Krieg gegen die Polen wurde jetzt mit Kraft wieder aufgenommen: verworrene Händel, die im Jahre 1032 mit völliger Unterwerfung Miczislaws endigten, der froh war, sein geschmälertes Herzogtum als Lehen vom Kaiser zu behalten, um es bei seinem Tode im Jahre 1034 heftigen innern Stürmen zu hinterlassen. In Böhmen behauptete sich der junge Bretislaw, der sich einstweilen auf die deutsche Freundschaft stützte; der Friede mit Ungarn und dem besonnenen und verdienten Herrscher, der dort regierte, erhielt sich.

Erwerbung von Burgund.

Im September 1032 starb der alte König Rudolf von Burgund: die Krone wurde im Auftrag des Sterbenden an Konrad überbracht. Noch einmal mußte um das wichtige Land gekämpft werden, von dessen Besitz zum Teil die Herrschaft über Italien abhing. Odo von Champagne, gestützt auf eine große Partei, der ein mächtiger König nicht gefiel, wagte noch einmal den Kampf gegen den Kaiser. Dieser aber schloß mit dem jungen König von Frankreich, Heinrich I., (seit 1031), dem der trotzige Vasall nicht minder sich unbequem gemacht hatte, eine enge Verbindung. Ein erster Feldzug Anfang 1033 machte ihn zum Herrn der alemannischen Teile von Burgund; in einem zweiten, im Sommer des gleichen Jahres, suchte er die Champagne, Odos Erbland, heim; im dritten 1034 kam er zum Ziele. Von Norden her rückte ein deutsches, von Süden, über den großen Bernhard und das Rhonethal hinauf, ein italienisches Heer in das Land ein, die sich dann bei Genf vereinigten: der Widerstand hörte auf

und die große Eroberung ward vollendet: die sämtlichen Pässe über die Alpen waren jetzt in den Händen des deutschen Königs (1034).

Zweiter Zug nach Italien.

Noch einmal spielte „König Odo" eine Rolle in den italienischen Verwickelungen, welche Konrad im Jahre 1036 ein zweites Mal nach dem Süden riefen. Dort hatte der unruhige Ehrgeiz des Erzbischofs Aribert von Mailand das Land in neue Zerrüttung geworfen. Im Herzen haßte dieser wie die Italiener zumeist „das wilde Volk der Deutschen"; der stolze Priester — ein Mann aus lombardischem Adel aber von unansehnlicher Gestalt — hatte sich das Ziel gesteckt, dem heiligen Ambrosius — denn mit dem Namen ihres Heiligen deckten diese Kleriker den eigenen Ehrgeiz — eine weltliche Macht zu gründen, wie das Patrimonium des heiligen Petrus, das in jener Zeit in sehr unwürdigen Händen war. Mailands Vergangenheit und unvergleichliche geographische Lage war wohl geeignet, solche Gedanken des Ehrgeizes zu wecken. Aber sein gewaltthätiges Regiment erweckte ihm einen Gegner, der längst mit Haß auf die Bischöfe und ihre Verbündeten, die Capitane, die großen Reichsvasallen, geblickt hatte: es waren die Valvassoren oder kleinen Vasallen, welche mit den Bevölkerungen der Städte dasselbe Interesse hatten. Sie verlangten die Erblichkeit ihrer Lehen, wie sie die großen Vasallen schon meistenteils besaßen und wie sie in Deutschland schon größtenteils durchgeführt war. Eine weit verzweigte Verschwörung bildete sich unter den niedern Ständen, und die Streitmacht, die sie aufgebracht, machte sich Aribert und den Bischöfen und weltlichen großen Herren, welche mit ihm verbündet den gefährlichen Sturm bestanden, in offener Feldschlacht zwischen Mailand und Lodi furchtbar (1035). Beide Teile wandten sich an den Kaiser, der hier seinen staatsmännischen Blick bewährte. Die Valvassoren verlangten nach einer gesetzlichen Regelung ihrer Verhältnisse, welche sie gegen die Willkür der Großen schütze: „wenn es sonst nichts ist," ließ sich Konrad vernehmen, „wenn sie nur nach Gesetzen hungern, so kann ihr Hunger gestillt werden." Mit Umsicht traf er seine Vorbereitungen. Er gewann sich einen Verbündeten in einem weltlichen Rivalen des Erzbischofs, dem reichen Markgrafen Bonifacius von Tuscien, und zog mit Anfang des Winters 1037 über die Alpen; der Bruch mit dem Erzbischof erfolgte auf einem Tage zu Pavia, als dieser sich weigerte, auf irgend wessen Befehl irgend etwas vom Besitze des heiligen Ambrosius herauszugeben. Er ward verhaftet, aber entkam wieder und leitete nun den hartnäckig erbitterten Kampf seiner Stadt, welche mit Entschlossenheit zu ihm hielt.

Konstitution von Pavia.

In der That kam Konrad hier nicht zum Ziele. Aber er that nun den kühnen Schritt, der mit einem Schlage die seither von den deutschen Herrschern eingeschlagene Politik änderte: in einem Edikte, der berühmten Konstitution von Pavia, gewährte er den Valvassoren alle ihre Forderungen — Erblichkeit der Lehensfolge, Gericht vor ihresgleichen mit Appellation an den Kaiser und seine Pfalzgrafen, gesetzliche Regelung ihrer Leistungen. Der Absetzung antwortete Aribert, indem er an der Spitze der durch diese Konstitution in ihren Interessen verletzten Bischöfe und Capitane dem Feinde des Kaisers, Odo von Champagne, die lombardische Königskrone zuzuwenden unternahm. Dieser aber, der in Lothringen eingefallen war, wurde (November 1037) bei der großen Niederlage, welche ihm der Herzog von Lothringen, Gozelo, bei Bar beibrachte, erschlagen; sein Kopf wurde vom Rumpfe getrennt und als Siegeszeichen nach Italien geschickt, wo der Kampf um Mailand fortdauerte. Die Verschwörung

in Italien wurde nun gleichfalls entdeckt, vereitelt und soweit man der Beteiligten habhaft werden konnte, bestraft. Konrad wußte sein kaiserliches Ansehen zu wahren und mit Nachdruck zur Geltung zu bringen: von Rom drohte ihm dabei kein Hindernis, da ein unbedeutender und unwürdiger Papst von der tusculanischen Partei eben den Stuhl Petri inne hatte, der keine Schwierigkeit machte, über den Mailänder Erzbischof den Bann auszusprechen. Von neuem wurden nun auch die Verhältnisse der lombardischen Fürstentümer geordnet, die Grafschaft Aversa einem der normannischen Ritter zu Lehen gegeben, die sich gegen die Griechen und dann gegen die Araber auf Sizilien nützlich erwiesen; übrigens nahm Konrad gegen das griechische Reich keine aggressive Stellung ein und beeilte sich, nach Deutschland zurückzukehren, nachdem er die italienischen Fürsten noch verpflichtet hatte, den Kampf gegen Mailand fortzusetzen (1038).

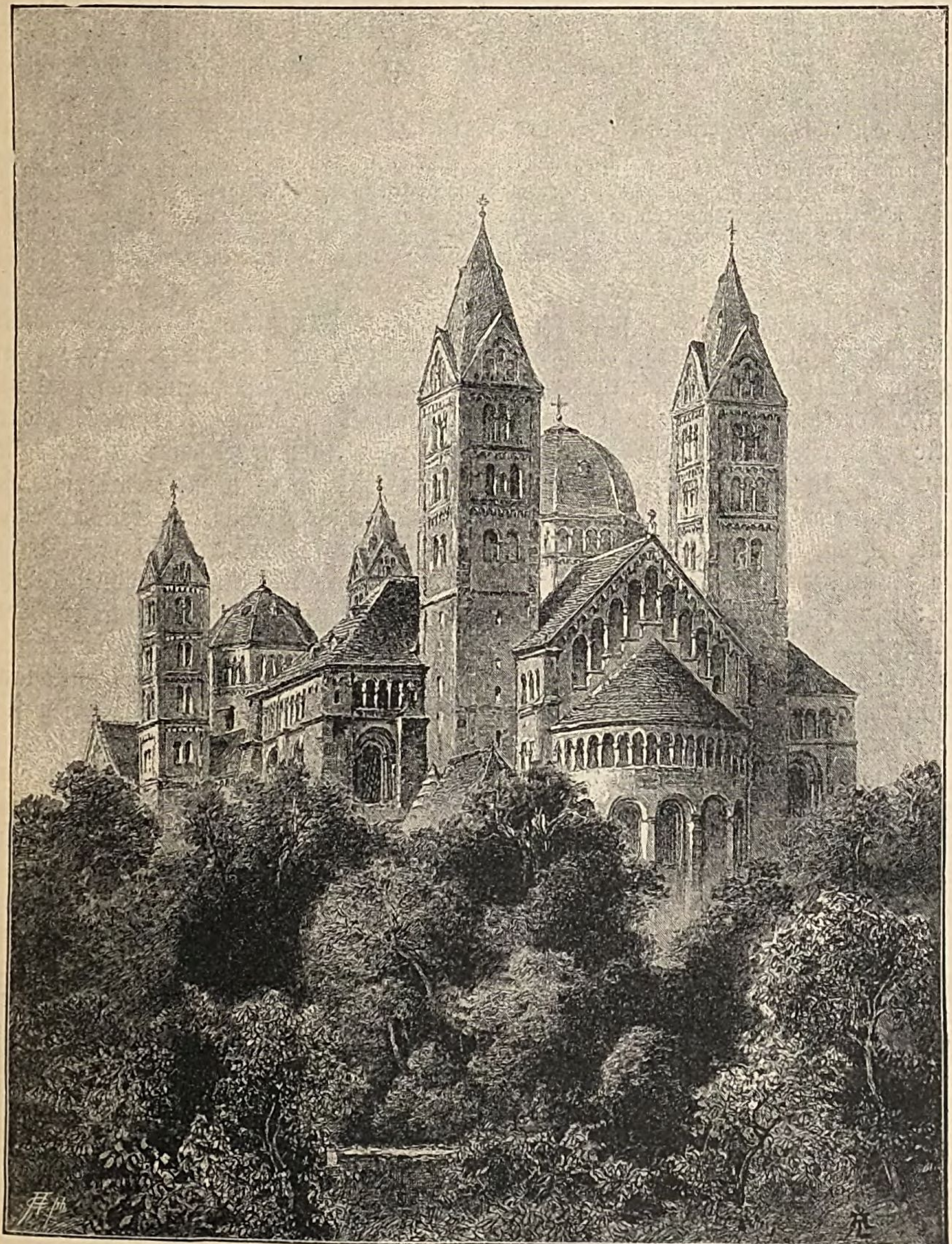
Konrads Tod. 1039.

Deutschland war ruhig und Konrad konnte zu Solothurn, wohin er die Großen von Burgund beschieden hatte, die Regierung dieses Landes seinem Sohne Heinrich übergeben, der jetzt schon Schwaben, Bayern und Franken verwaltete. Man sieht, daß das deutsche Königtum und römische Kaisertum keine Sinekure war, wenn man nur von diesem einen letzten Sommer die Stationen verfolgt, auf denen Konrad Geschäfte erledigte: Worms, Solothurn, Basel, Straßburg, Limburg, Goslar, Köln, Nymwegen; von letzterem Ort reiste er nach Utrecht, wo er das Pfingstfest zu feiern gedachte. Hier starb er ganz rasch im Juni 1039; bestattet wurde er im Dom zu Speier, zu dem er im Jahre 1030 den Grund gelegt hatte und den erst sein Enkel vollendet hat.

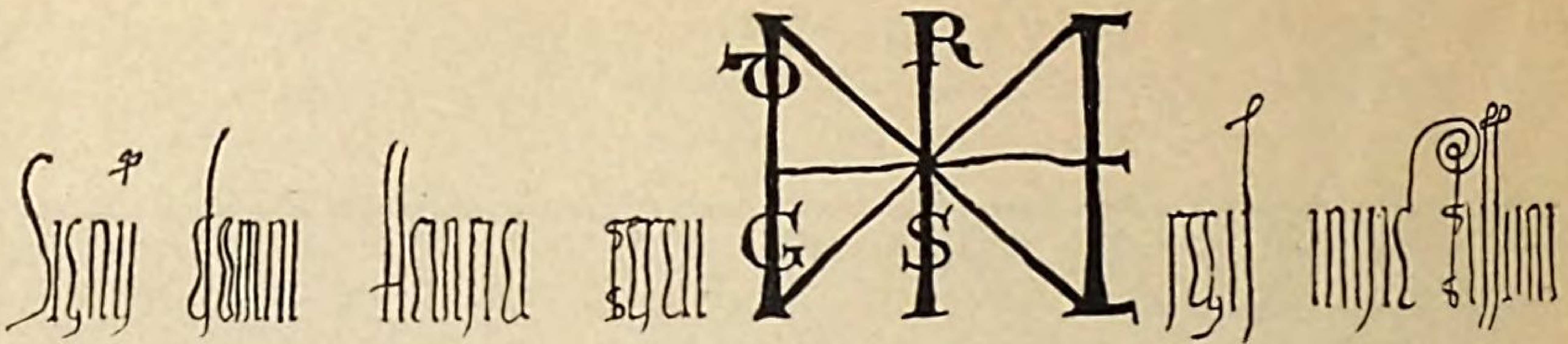


+ CHVONRADVS IMP. Brustbild mit Diadem + SANCTA COLO IMP; im Gebäude PILI GRM

Kaisermünzen: Münze Konrads II. und Erzbischof Piligrims (1021—36) von Köln.
Aus der Sammlung des Herrn Landgerichtsrat Dannenberg in Berlin.
Der Kopf dieser Münze ist so individualisiert und charakteristisch, daß hier offenbar ein wirkliches Porträt des Kaisers vorliegt.



Der Dom zu Speier.



„Signum domni Heinrici tertii + regis invictissimi."

Signum Heinrichs III. von einer Urkunde datiert Augsburg, 18. Januar 1040, stammend aus Paderborn, jetzt im Geh. Staatsarchiv zu Berlin.

Nach dem Original kopiert, um die Hälfte verkleinert. Der Inhalt bestätigt die Privilegien der Abtei Werden. — Hier wie bei den folgenden enthält das Monogramm die Buchstaben des Namens und der Würde (Rex oder Imperator). Das königliche Vollziehungszeichen ist der Querstrich in der Mitte.

Heinrich III.

Der Übergang des Reichs auf seinen Sohn Heinrich III. (1039—1056) vollzog sich mit vollkommener Ruhe; der zweiundzwanzigjährige junge Fürst war längst in die Geschäfte eingeweiht und hatte sich in einem außergewöhnlichen Maße Vertrauen erworben. Er war aufs sorgfältigste erzogen worden, und er hatte eine wissenschaftliche Bildung, wie sie nur immer in jener Zeit möglich war, erhalten, eine Bildung, deren Wert sein Vater um so mehr würdigte, da er selbst ihrer gänzlich entbehrte; in der That gewahrt man an Heinrich einen idealen Zug, der Konrad durchaus fehlte. Sein Biograph Wippo schreibt ihm alle Tugenden eines christlichen Königs zu, was freilich kein individuelles Bild gibt: er wird als ein hochgewachsener Mann geschildert, der die gewöhnlichen Menschengestalten um Hauptes länge überragte, von auffallend dunkler Gesichtsfarbe. Er war mit einer Tochter des Dänenkönigs Knud, Gunhild — in Deutschland nannte man sie mit dem geläufigeren Namen Kunigunde — vermählt gewesen, die aber schon nach zweijähriger Ehe 1038 gestorben war.

Seine Machtstellung. Italien.

Die Umstände fügten es so, daß Heinrich eine ganz außerordentliche Machtstellung antrat. Das Volksherzogtum war so gut wie abgeschafft, nur in Sachsen und Lothringen waren noch Herzöge. Kärnthen ward eben in diesem Augenblick erledigt. Die beiden bedeutendsten Fürsten der Zeit, Knud der Große von Dänemark und Stephan der Heilige von Ungarn, waren dem Kaiser Konrad im Tode vorangegangen, ohne wie dieser Söhne zurückzulassen, die ihnen ebenbürtig gewesen wären. Die Reformation der Kirche, ein dringendes Problem, dem aber Konrad seiner ganzen Natur nach nicht hatte näher treten wollen, erwarteten alle ernsthaften Geister von dem neuen König, da der Stuhl zu Rom, noch immer von dem unwürdigen Benedikt IX. besessen, der Reform selbst im höchsten Grade bedürftig war; und einer der ersten Erfolge der neuen Regierung war, daß der trotzige Erzbischof Aribert von Mailand den Frieden suchte. Ostern 1040 erschien er zu Ingelheim: er erhielt sein Bistum zurück, und so war Ordnung und Friede in Deutschland, wie in Burgund und Italien.

Verhältnisse im Osten. Böhmen.

Eine ernste Aufmerksamkeit erforderten die Verhältnisse im Osten, welche Konrad zuletzt mit einer gewissen Gleichgültigkeit behandelt hatte. In Polen herrschte nach Boleslaws Tode Anarchie und das Heidentum lebte wieder auf; in Ungarn hatte Stephans des Heiligen Nachfolger, sein Schwiegersohn Petrus, eine schwierige Stellung: auch hier war das Christentum noch nicht sicher gewurzelt. Die gute Gelegenheit in Polen benutzte der Herzog von Böhmen,

Bretislaw, ein feuriger, fähiger, hochstrebender Fürst: vielleicht war ihm beschieden, was dem gewaltigen Boleslaw Chrobry eine kurze Zeit gelungen — die Gründung eines großen und unabhängigen Slavenreichs. In einem Feldzug, bei welchem ihm kaum ein Feind entgegenstand, gewann er Krakau und Gnesen, und brachte von letzterem Orte die kostbarste und wertvollste Beute mit: es waren die Gebeine des heiligen Adalbert, welche nun zu Prag, der böhmischen Hauptstadt, beigesetzt wurden, aus welcher Bretislaw die Hauptstadt seines großen Reichs zu machen gedachte. Bretislaw suchte sich mit Heinrich zu verständigen, den er durch den Schein der Unterwürfigkeit zu täuschen meinte: dies konnte nicht gelingen und es kam zum Kriege. Der erste Feldzug mißglückte (1040): um so vollständiger war der Erfolg des zweiten (1041). Drei deutsche Heere vereinigten sich bei Prag: Bretislaw unterwarf sich; zu Regensburg erschien er vor dem König, der hier seinen staatsweisen Sinn bethätigte: er nahm die Unterwerfung und Verzichtleistung des Böhmenfürsten an, gab ihm aber dann sein Herzogtum zurück, mit Schlesien, und machte ihn so zu einem Verbündeten, der deshalb für die östlichen Dinge von besonderem Werte sich erwies, weil es ihm wenigstens mit dem Christentum Ernst war.

Was Polen betrifft, so befand sich der rechtmäßige Erbe, der Piast Kasimir, in Deutschland: mit Erlaubnis des Königs versuchte und vollführte er die Wiedereroberung und Befriedung des Landes (1041), das er dann als Vasall des deutschen Königs und Herzog regierte. Polen und Ungarn.

Dagegen wurde in Ungarn in einem wilden Aufruhr Peter gestürzt und flüchtete nach Regensburg zu König Heinrich; einer der Großen, Aba, wurde von der siegreichen Partei erhoben. Dieser nahm, wenn auch das Christentum noch nicht abgeschafft wurde, doch die wüste alte heidnische Sitte der Plünderungszüge wieder auf: ohne Kriegserklärung fiel er in Bayern ein (1042). Sie kamen nicht weit; durch die Streitkräfte, welche im Lande selbst aufgeboten werden konnten, erlitten sie eine Niederlage, und im Herbst desselben Jahres drang Heinrich selbst in Ungarn ein, schlug in zwei Schlachten den König oder Usurpator und kehrte zurück, nachdem er bis zur Grenze das Land erobert und durch Besatzungen gesichert hatte. Noch einmal, im Jahre 1043, rückte er ins Feld, da Aba sich des Landes wieder bemächtigt hatte. Es kam aber zu keinem Kampfe, da Aba Frieden unter günstigen Bedingungen bot: er erkannte die deutsche Hoheit an und ließ das Land bis zur Litaha und March in deutschen Händen. Bei diesen Kämpfen allen hatte König Heinrich bereitwillige und eifrige Unterstützung seiner Ritterschaft gefunden — jenes zahlreichen Standes, dessen Stellung Konrad II. befestigt, ja den dieser eigentlich geschaffen hatte —, deren Tapferkeit er freigebig zu belohnen liebte und durch die gewonnene Beute an Gut und Land auch zu belohnen im stande war.

Im Herbst jenes Jahres (1043) vermählte der junge König sich zum zweitenmal. Die Braut, die er wählte, war eine aquitanische Fürstentochter, Agnes von Poitiers, die Tochter des reichsten und mächtigsten Vasallen im Westfrankenreich, des Herzogs Wilhelm von Aquitanien; es war das Haus, dem das Kloster Clugny seine Gründung verdankte. Die Hochzeit fand zu Ingelheim statt, und eine große Menge fahrenden Volkes, Spielleute, Gaukler, Sänger aus Südfrankreich, welches damals als das klassische Land aller losen Künste angesehen wurde, hatten sich in Erwartung einer reichen Ernte dort eingefunden. Königin Agnes.

Sie täuschten sich aber darin sehr, da der ernsthafte König ihnen keinerlei Gunst erwies und die Geistlichkeit, längst gegen diese Einflüsse mißtrauisch, und hierin ganz eines Sinnes mit dem König, gegen sie Stellung nahm.

Ungarn. 1040. Diese Heirat hing vielleicht mit umfassenden Plänen zusammen, welche die Schwäche der königlichen Gewalt im Westfrankenreiche nahelegte: noch aber hatte Heinrich III. weder zu diesen noch zur Ausführung der kirchlichen Reformideen, welche eben dort in Aquitanien neben jenen lockeren Künsten und im bewußten Gegensatz gegen diese mit besonderem Eifer gehegt wurden, freie Hand. Die Verhältnisse in Ungarn hatten sich aufs neue verwickelt; König Aba vergalt die Schonung schlecht, die Heinrich ihm hatte angedeihen lassen; es wurde notwendig, aufs neue gegen ihn zu ziehen. Vor dem starken deutschen Heere zog er sich nach dem Innern des Landes zurück und erst jenseits der Raab stellte er sich zum Kampfe. Die Schlacht, Schlacht bei Menfö genannt, war entscheidend: das ungarische Heer erlitt eine völlige Niederlage und König Peter wurde jetzt wieder eingesetzt: sein Nebenbuhler war auf der Flucht ergriffen worden und wurde auf Peters Befehl enthauptet (1044). Im Jahre 1045 feierte Heinrich bei diesem seinem Lehensmann zu Stuhlweißenburg das Pfingstfest. Zwischenhinein beschäftigte ihn eine schwere Fehde in Lothringen. Herzog Gozelo war im Jahre 1044 gestorben; der ältere Sohn Gottfried, auf persönliche Tüchtigkeit und unzweifelhafte Verdienste gestützt, erwartete die Belehnung mit dem ungeteilten Herzogtum, während der König nun die Herzogsfahne von Niederlothringen dem jüngeren Bruder übergab. Gottfried hatte zu den Waffen gegriffen, auch Burgund war im Aufstand, doch wurde der König der Erhebungen Herr. Gottfried stellte sich einem Fürstengericht, wurde nach dessen Spruch in Haft genommen und nach dem Giebichenstein geführt. Der Tod des jüngeren Bruders änderte an dem Entschluß des Königs nichts; Gottfried ward begnadigt, mußte sich aber mit Oberlothringen begnügen. Niederlothringen kam an einen bayrischen Großen, wie denn der König zwar, anders als sein Vater, die Herzogtümer nicht unbesetzt ließ, aber eher mied, sie mit Landeseingeborenen zu besetzen, wodurch dann diese Herzöge in höherem Grade von ihm abhängig blieben. Im Sommer 1046 hatten sich die Verhältnisse so weit geklärt, daß Heinrich den Zug nach Italien antreten konnte: er ging in ein völlig befriedetes Land, wie er ein befriedetes hinter sich zurückließ. Die Macht des deutschen Königs war allenthalben, im Norden und im Osten, im Westen und im Süden, geehrt und gefürchtet.

Romfahrt. Kirchliche Zustände. Gottesfrieden. Die Romfahrt Heinrichs III. war ein Ereignis von Bedeutung. Man erwartete von derselben große Folgen für die kirchlichen Verhältnisse, welche sich seit längerer Zeit in einer Krisis befanden. Auf der einen Seite war der Klerus sich seiner großen Macht und seiner hohen Bestimmung bewußt geworden; in der allerungeheuerlichsten Weise idealisierte und übertrieb er dieselbe in der Verehrung und Vergöttlichung der Patrone und heiligen Gründer seiner Kirchen, seiner Klöster, seiner Bistümer, zu deren Verherrlichung ihm kein Wunder zu überschwenglich, keine Tendenzlüge zu grob war: nicht wenig Not hatte man mit dem industriösen Bettlergesindel, welches am Grabe irgend eines Heiligen mit mehr oder weniger Geschicklichkeit betrügerisch ein Heilungswunder an sich vollziehen ließ, ohne daß man doch an dem Glauben an solche Wunder irre geworden wäre. Die Verwendung der Geistlichen zu weltlichen Geschäften, wie sie unter den letzten Regierungen vollends gewöhnlich geworden war, hatte

diese ihre Bedeutung noch erhöht und ihnen zugleich Gelegenheit gegeben, ihre hierarchische Organisation zu vollenden und sich allenthalben unentbehrlich zu machen; ihr Besitz ohnehin hatte infolge dieser günstigen Umstände sich ungemein vergrößert, und er trug nirgends reicheren Ertrag als unter ihrer umsichtigen Verwaltung. Auf der andern Seite sahen sie sich durch die umsichgreifende Habgier der weltlichen Großen und Halbgroßen in eben diesem Besitze beständig bedroht, so daß man längst auf das Auskunftsmittel gekommen war, einen näheren oder entfernteren Mächtigen zum Schirmvogt dieser Kirche, dieses Klosters zu bestellen, damit er deren Gut gegen die Brutalität von seinesgleichen schütze. Ein solcher weltlicher Beamter war ohnehin nötig, da ein erheblicher Teil des Rechtslebens seiner Natur nach die Verwaltung durch Geistliche ausschloß: häufig wurde das Verhältnis zu dem Vogt selbst wieder eine Quelle von Bedrängnissen und in jedem Falle leistete er seine Dienste nicht umsonst. Er nahm seine Prozente, seine Tantiemen, er hatte Söhne und Töchter, für welche, sofern sie nicht Aussicht hatten, es im Säculum zu etwas zu bringen, die Stifter und Pfründen bequeme Versorgungen boten. Dadurch drang in das kirchliche Leben noch an einer weiteren Stelle ein Element der Verweltlichung, dem ohnehin Thüren genug schon offen standen, und mit großem Schmerz sahen ernstere Gemüter die wachsende Verderbnis — rohe Gewalt, abgefeimte List, Völlerei, unzüchtiges Wesen — die in schneidendem Gegensatze stand zu den Forderungen der kirchlichen Moral, welche das Unmögliche von Selbstverleugnung, Abtötung der menschlichen Natur, Kreuzigung des Fleisches, mit um so größerem Nachdruck forderte, je seltener selbst das Mögliche geleistet wurde. Das ungeheuerste, am meisten in die Augen springende, am allgemeinsten und unmittelbarsten empfundene Übel war offenbar das unaufhörliche Blutvergießen — die ewigen Fehden, an sich der christlichen Lehre ins Angesicht widerstrebend, und von allen möglichen andern Übeln und Freveln begleitet. Das Institut des gerichtlichen Zweikampfes beweist allein schon, wie nahe man noch der rohen Natur — der Entscheidung durch die bloße Stärke, der Blutrache und allen ihren Greueln — stand. Ein Bischof weiß zu berichten, daß in einem Jahre nicht weniger als 35 Angehörige seines Stifts in solchen Fehden getötet worden seien. Die weitverbreitete Meinung vom baldigen Weltuntergang hatte eine starke und ernste religiöse Strömung hervorgerufen: aber das gefürchtete Jahr 1000 ging vorüber, ohne daß das Feuer vom Himmel gefallen wäre, und die alten Laster blühten üppig weiter. Eine wirkliche Not brachte endlich den merkwürdigen Gedanken eines geheiligten Friedenszustandes in der gesamten Christenheit, die Idee eines Gottesfriedens zur Reife, und zwar eben in dem Lande, wo Sinnenlust und Lebensfreude mehr als irgendwo zu Hause waren, im südlichen Frankreich. Fortgesetzte schlechte Jahrgänge hatten in den Jahren 1028—1030 eine ungeheure Hungersnot erzeugt; Wurzeln, Gras, Thonerde waren an vielen Orten die einzigen Nahrungsmittel; Reisende wurden überfallen, ermordet, verzehrt; die unentwickelten Verkehrswege erschwerten es, Hilfe zu bringen und die Wohlthätigkeit der Geistlichkeit, die Almosen und die Klosterspenden reichten dem ungeheuren Elend gegenüber nicht aus. Erst im Jahre 1031 ließ der schreckliche Regen nach, und die Hoffnung auf bessere Zeiten erwachte wieder. Diese Stimmung — die fruchtbarste, die es in menschlichen Dingen geben kann, wo der Gedanke an eben überstandene Not und das

Wohlgefühl neuen Lebens ihre Kraft vereinigen — regte in geistlichen Kreisen den erhabenen Gedanken der Aufrichtung eines ewigen Friedens an, und dieser christlich-idealistische Gedanke ging durch ganz Frankreich, wo er zuerst aufgetaucht war, und er verbreitete sich über das ganze Europa. Synoden beschäftigten sich mit diesem schönen Traume und dekretierten jenen Gottesfrieden: so stark war eine Zeitlang diese Idee, daß die allgemeine Meinung den Widerstrebenden zwang, sie anzunehmen, der Forderung, die im Namen Gottes gestellt wurde, sich zu bequemen. Aber als nun einige fette Jahre den mageren folgten, ward man inne, daß der schöne Gedanke in seinem vollen Umfange sich nicht durchführen ließ. So suchte man wenigstens einen Teil zu retten — statt des Gottesfriedens wenigstens einen Gotteswaffenstillstand, eine Treuga Dei aufzurichten. In Aquitanien scheint auch diese praktische Modifikation der erhabenen Idee zuerst Wurzel gefaßt zu haben. Es ward durch Abkommen der Bischöfe mit den weltlichen Großen durchgesetzt, daß von Mittwoch abend bis Montag morgen alle Fehde ruhen sollte (um 1040). Kirchliche Bußen und weltliche Strafen wurden auf die Übertretung dieser Ordnung gesetzt, welche bald die allgemeine Sitte heiligte. Schon Konrad hatte diesem Gedanken sich zugeneigt, und Heinrich III., mit dessen ganzer Richtung die Institution gar sehr harmonierte, nahm sie an und brach ihr, soweit möglich, in seinen Landen Bahn: wenigstens in Burgund wurde die Treuga Dei eingeführt. Ein Schreiben des Abts Odilo von Clugny und einiger burgundischen Bischöfe, von Arles, Avignon, Nizza, im Namen des gallischen an den italienischen Klerus gerichtet (1041) ist das älteste Dokument, das wir über diesen bedeutungsvollen Fortschritt besitzen.

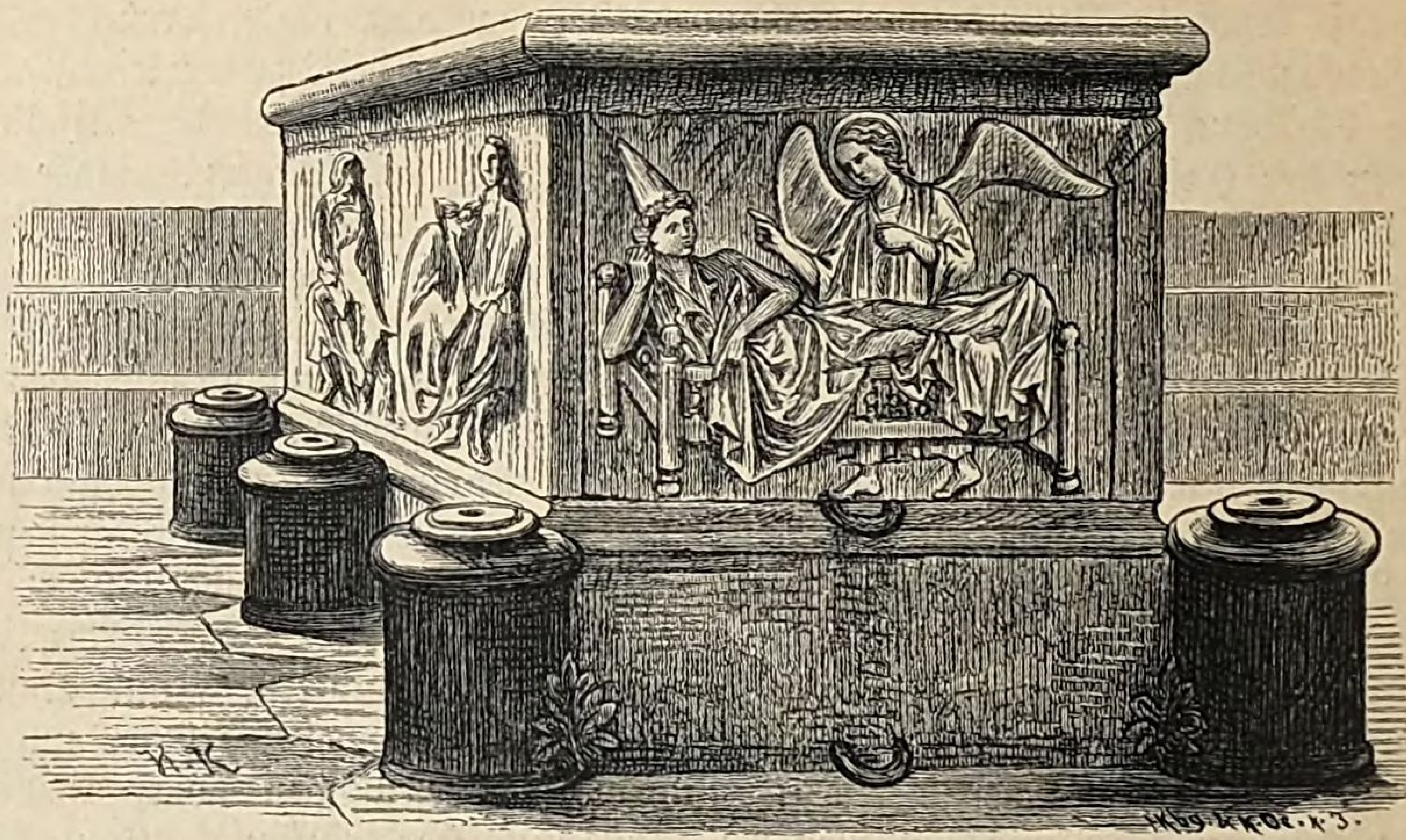
Die Kongregation von Clugny.

Diese Idee zeigt, welche Macht die geistliche Strömung um die Mitte des Jahrhunderts besaß. Allein die strenge Partei, welche mit immer klarerem Bewußtsein nach einer Reform der Kirche strebte, war nicht gemeint, hier Halt zu machen. Sie hatte ihren Sitz und ihre Hochburg in dem Kloster Clugny, das im Jahre 910 von einem Herzog Wilhelm von Aquitanien gestiftet worden war — nach der Regel des heiligen Benediktus, wie so viele —: aber dieses Kloster, das unmittelbar unter der römischen Kirche stand, gewann bald als Mutterkloster zahlreicher von da aus gegründeten oder freiwillig sich ihm anschließenden, als Mittelpunkt und Haupt einer Kongregation also, eine gewaltige Bedeutung. Diese angescharten, kongregierten Klöster wählten keine eignen Äbte, sondern ihre „Prioren" wurden ihnen von dem Abt von Clugny gesetzt, und der hervorragendste dieser Äbte, der von 994 bis 1040 an der Spitze jener Kongregation stand und der mit vier Kaisern — Otto III., Heinrich II., Konrad II., Heinrich III. — mehr oder weniger nahe Beziehungen hatte, Odilo, war eine der gewaltigsten Figuren dieser Zeit. Hier pflegte man mit wachsender Klarheit die kirchliche Idee und zog ihre äußersten Konsequenzen. Und zwei Punkte hauptsächlich waren es, welche die schärfste Opposition durch den schnöden Mißbrauch, mit dem sie zum allgemeinen Ärgernis behaftet waren, herausforderten: man bezeichnete sie mit den Worten Simonie und Nikolaismus. Mit dem ersteren Ausdruck bezeichneten diese Männer von Clugny und die ihnen Gleichgesinnten den Handel mit geistlichen Ämtern, Kauf oder Tausch kirchlicher Würden gegen Geld und anderweite irdische Vorteile — es war die Sünde, deren Prototyp jener Magier Simon zu Samaria war (Apostelgesch. 8), welcher

einst den Aposteln Petrus und Johannes Geld geboten hatte, damit sie ihm die Gabe mitteilten durch Handauflegung den heiligen Geist zu verleihen. Der zweite Ausdruck ist der Apokalypse entnommen und bezeichnet die fleischlichen Sünden der Geistlichen. In beiden Richtungen war das Ärgernis schwer und sehr allgemein: die Stellung eines Bischofs in jenen Tagen war eine so vielseitige, vorteilhafte, glänzende, daß sie den edlen wie den gemeinen Ehrgeiz gleich sehr reizte. Niemals war das Schriftwort zutreffender, daß, wer ein Bischofsamt begehre, ein köstliches Ding begehre, und so suchte man es denn auch mit allen Mitteln. Aber der Eifer der Reformpartei, dem Geist der Zeit gemäß, der sich in derben Gegensätzen bewegte und mit groben Strichen zeichnete, verstand bald unter Simonie jede Übertragung eines Priesteramts durch Laienhände und begriff unter dem Wort Nikolaismus auch die Ehe der Priester, welche damals unter dem niederen Klerus sehr häufig war und welche verständige Leiter der Kirche, selbst wenn sie dieselbe mißbilligten, doch als das kleinere Übel duldeten. König Konrad, eine weltliche und eine praktische Natur, hatte ohne Skrupel Bistümer und Abteien gegen Geldzahlungen verliehen und die Neubesetzungen hoher kirchlicher Stellen lieferten einen willkommenen Teil der königlichen Einkünfte; König Heinrich dagegen, kirchlich fromm und sittenstreng wie er war, verdammte mit den Cluniazensern die Simonie und sprach dies bei feierlichen Gelegenheiten nachdrücklich aus; was man Nikolaismus nannte, ließ sich erst beseitigen, wenn man seine Hauptquelle, die Simonie, verstopft hatte. Die **Beseitigung der Simonie** bildete also das nächste Ziel der Reformpartei: diese Reformation selbst aber konnte nur durch den Kaiser geschehen, denn das Papsttum selbst war seit lange am tiefsten in diese Laster verstrickt.

In der That, der Greuel der Verwüstung waltete an heiliger Stätte. Dem lasterhaften Benedikt IX. wurde ein Sylvester III. entgegengesetzt: aber der erstere blieb in dem Tumult Sieger. Indes er ward seines Amtes selber überdrüssig und hegte Heiratsgedanken: eben jetzt trat er durch förmlichen Kontrakt gegen die Summe von 1000 Mark Silber sein Priestertum an einen römischen Kleriker ab, der dann den Namen **Gregor** VI. annahm und der nun die schlechterworbene Würde einem guten Zweck, kirchlichen Reformen, dienstbar zu machen unternahm. Aber weder Benedikt noch Sylvester, beide die Werkzeuge einer Partei, waren dauernd beseitigt, und so hatte man drei Päpste, als Heinrich auf italischem Boden erschien (1046). Der päpstliche Stuhl.

Eine Synode trat zur Beseitigung dieses Greuels zu Sutri im Tuscischen zusammen. Gregor bekannte sich schuldig und legte vor der Versammlung seine übel erworbene Würde nieder; die beiden andern wurden abgesetzt, und man stellte dem König anheim, der Kirche ein neues Haupt zu geben. Es fand sich unter dem Klerus in Italien, wo alle jene Mißbräuche sich am tiefsten eingenistet hatten, kein Mann, der alle Erfordernisse der großen Stellung vereinigt hätte, und so bestimmte Heinrich den Bischof von Bamberg, einen vornehmen Sachsen, Suitger, der nur sehr ungern sein Bistum verließ, zum Papste. Dieser, **Clemens** II., ein Mann ohne Tadel, vollzog dann die Kaiserkrönung, am Weihnachtstage 1046. Der Kaiser, von dem neuen Papste begleitet, begab sich alsdann nach Unteritalien, und verfügte hier über das Land Apulien, das im Laufe der letzten Jahre hauptsächlich durch die Tapferkeit der normannischen Synode von Sutri. 1046.



Sarkophag des deutschen Papstes Clemens II., des einzigen in Deutschland bestatteten Papstes, im Dom zu Bamberg.

Mit der Darstellung wie er von einem Engel ins Jenseits abgerufen wird. Auf den Seitenfeldern Darstellung christlicher Tugenden. Inschrift der Deckplatte:

Rmus INCHROPATER | ET DNS. D. SVIDGERVS. A MAYENDORFF SAXO. 2. EPS | BAMB. POSTEA | SVMM: PONT: CLEM. 2dus DICT OBIIT. ROMÆ. 10. OCTOB. AO 1047.

D.h.: Reverendissimus in Christo pater et dominus, dominus Suidgerus a Mayendorff, Saxo, secundus Episcopus Bambergensis, postea summus pontifex Clemens secundus dictus. Obiit Romae 10. Octobris Anno 1047.

Der hochehrwürdige Vater und Herr in Christo, Herr Suitger von Mayendorff aus Sachsen, zweiter Bischof von Bamberg, nachher als Papst Clemens der zweite genannt, gestorben zu Rom am 10. Oktober 1047

Ritter den Griechen entrissen worden war. Er bestätigte den thatsächlichen Stand der Dinge, indem er einen der normannischen Führer, Drogo, mit der Grafschaft Apulien belehnte (1047). Im Mai dieses Jahres war er wieder in Deutschland.

Heinrich III. in Deutschland.

Er betrieb hier eine Heerfahrt gegen Ungarn, wo König Peter gestürzt und von den Aufständischen, welche zugleich eine wütende Verfolgung gegen die christliche Kirche und ihre Priester richteten, ein Mann aus dem alten Königsstamm, ein Nachkomme Arpads, Andreas, zum König erhoben worden war. Dieser, seinem christlichen Namen getreu, lenkte in die Bahn kirchlicher Politik zurück, und hielt das Christentum aufrecht: jener Zug unterblieb vorläufig, weil der Herzog Gottfried von Lothringen aufs neue zu den Waffen gegriffen und einen Aufstand erregt hatte, der sich nach Frankreich, Burgund und Italien verzweigte: so mißlich standen die Dinge, daß nach dem Tode Clemens' II. Benedikt IX. nach Rom zurückkehrte und dabei von dem seither eifrig kaiserlichen Markgrafen Bonifacius unterstützt wurde, der heimlich mit den lothringischen Rebellen im Bunde stand. Man wurde dort in Italien der Dinge Meister: der vom Kaiser bestimmte Papst, Bischof Poppo von Brixen, bestieg als Damasus II. den päpstlichen Stuhl (1048): auch mit dem König von Frankreich wurden die guten Beziehungen hergestellt. Aber neue Gefahren drohten in Sachsen, wo die herzogliche Familie der Billunger den kaiserlich gesinnten Erz-

bischof Adalbert von Bremen mit bitterem Haß verfolgte und nur auf Gelegenheit wartete, diesen Haß in feindliche Thaten umzusetzen. Die Gefahr in Lothringen ward erst im Jahre 1049 beschworen, wo (Januar) die Kaiserlichen unter dem Herzog Gerhard von Oberlothringen den Führern der Rebellion, einem Grafen Dietrich und dem Herzog Gottfried entscheidende Niederlagen beibrachten. Bei diesem Kampf hatte der Kaiser den Papst zu seinem Verbündeten: es war nach Damasus' Tode Leo IX., zuvor Bischof Bruno von Toul. Ihn hatte der Kaiser einer Gesandtschaft der Römer als den Würdigsten bezeichnet: im Februar 1048 zog derselbe in Rom ein, in mönchischem Aufzuge, barfuß, betend, mit einem entsprechendem Gefolge. Nachdem er dort den Kampf gegen die Simonie mit allem Ernst wieder aufgenommen, begab er sich auf einige Zeit zum Kaiser, und aus dessen Lager schleuderte er den Bann der Kirche gegen die Empörer. Gottfrieds Kraft war gebrochen und er, wie sein Verbündeter der Graf Balduin von Flandern, suchte des Kaisers Gnade (Sommer 1049).

Eine kurze Zeit hindurch wirkte nun in der That Kaisertum und Papsttum, beide durch bedeutende Männer vertreten, in Eintracht zusammen und die ersten Jahre von Leos Pontifikat bilden einen Anblick großartiger, von einem edlen Willen beseelter Geschäftigkeit, bei dem man mit reiner Freude verweilt. Zunächst ließ er sich in Rom nachträglich förmlich wählen, so hatte er vom Kaiser sich ausbedungen; dann ordnete er notdürftig die äußeren Verhältnisse des römischen Bistums, die in großer Zerrüttung waren; alsdann aber begann er ein völlig neues System geistlicher Regierung. Nicht durch Legaten, sondern in eigner Person, von Ort zu Ort reisend wie die Kaiser, verwaltete er sein großes Reich: er hält hier eine Synode unter seinem Vorsitz, schlichtet dort den Streit zweier Bischöfe, weiht Kirchen, visitiert Klöster, predigt, besucht als Pilger die Grabstätte berühmter Heiliger; so bereist er Frankreich und Deutschland, vergißt auch sein Bistum Toul nicht, das er sich vorbehalten hat, um dann am Osterfeste nicht in Rom zu fehlen, das seinerseits den belebenden Einfluß eines so thätigen Regiments schon zu spüren begann. Er wird als ein Mann von gewinnender Persönlichkeit geschildert, von hoher Gestalt: seine Geburt — er war Elsässer aus einem angesehenen gräflichen Hause Alemanniens — wie seine Erziehung in der damals blühenden Klosterschule von Toul befähigten ihn, allen vielseitigen Pflichten seiner Stellung zu genügen, in der geistliche und weltliche Interessen sich verschlangen.

Kaiser Heinrich und Papst Leo IX

Zunächst wirkte diese Belebung des Papsttums günstig auf die kaiserliche Autorität zurück, und eine glückliche Zukunft schien sich zu eröffnen, als im Jahre 1050 nach 7jähriger Ehe dem Kaiser ein Sohn geboren wurde. Die Freude war groß: in einem nach der Weise der Zeit höchst verbindlichem Schreiben ersuchte der Kaiser den Abt Hugo von Clugny den Knaben aus der Taufe zu heben, was dann auch zu Köln Ostern 1051 geschah. Den Taufakt vollzog der Erzbischof Hermann, einer der bedeutendsten und zuverlässigsten Anhänger des Kaisers.

Letzte Zeit Heinrichs III.

Indes kann man nicht sagen, daß dieser letzte Teil von Heinrichs III. Regentenleben, geschweige die Laufbahn des so freudig begrüßten Knaben selbst jene Hoffnungen gerechtfertigt habe. Die mühselige Arbeit, welche einem deutschen König, der zugleich römischer Kaiser war, oblag und welche in der That

mehr als eine unlösbare Aufgabe in sich schloß, begann aufs neue. Mit einem sehr gewagten Entschlusse entließ der Kaiser den gefangenen Herzog Gottfried von Lothringen seiner Haft, um ihn gegen seinen einstigen Mitrebellen, der aufs neue in Waffen stand, den Grafen Balduin von Flandern, zu verwenden: der Kaiser selbst wendete sich gegen die Ungarn, mit denen kein dauernder Friede war. Aber ohne Erfolg: sowohl der Feldzug von 1051 wie der von 1052 mißglückte, und dasjenige deutsche Land, auf welches man bei einer Bekämpfung Ungarns zumeist mußte zählen können, Bayern war durch die Zwietracht seiner beiden mächtigsten Herren, des Herzogs Konrad und des Bischofs Gebhard von Regensburg, der ein Oheim des Kaisers war, zerrüttet. Es war nur ein zweifelhafter Erfolg, wenn auf einem Tage zu Tribur die Fürsten den dreijährigen Knaben Heinrich als künftigen König anerkannten, denn wie viel auf deutsches Fürstenwort zu geben war, zeigte eben jetzt der bayrische Herzog, der, ohne kaiserlichen Vorladungen Folge zu leisten, nach Ungarn entwich und bald an der Spitze eines ungarischen Heeres in Kärnthen einbrach; der Kampf gegen Balduin von Flandern dauerte fort und führte trotz eines großen Erfolges der kaiserlichen Macht im Jahre 1054 doch zu keiner Unterwerfung. Im September 1054 weilte der Kaiser zu Mainz. Hier erschien eine römische Gesandtschaft mit gleich unwillkommener Zeitung: Papst Leo IX. war gestorben; sie erbaten die Bezeichnung eines neuen Papstes durch den Kaiser.

Papst und Normannen.

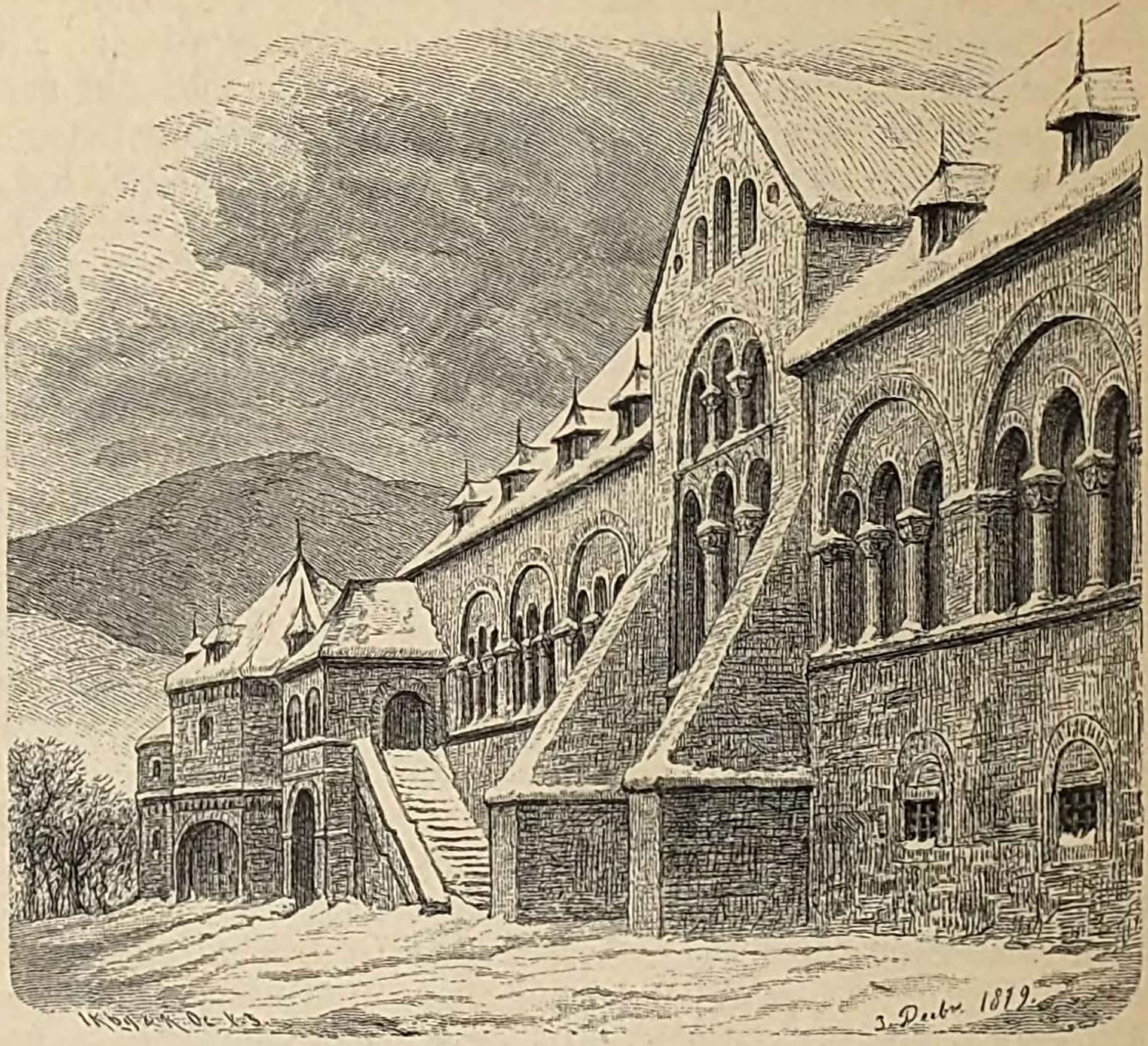
Leo IX., im Anfang des Jahres 1053 von der Seite des Kaisers weg nach Italien zurückgekehrt, hatte seine Reformthätigkeit wieder aufgenommen, unterstützt und beraten von einer Anzahl ausgezeichneter Männer, durch die allmählich die Priesterschaft des römischen Sprengels ein von dem seitherigen sehr verschiedenes Aussehen erhielt. Aber auch der weltlichen Interessen des heiligen Stuhls nahm Leo sich an, machte die Besitztitel Roms auf die ihm zugehörigen Gebietsteile, auch die falsche Schenkungsurkunde Constantins geltend, und rüstete mit Eifer gegen die Normannen, welche die Stadt Benevent bedrängten, die in ihren Nöten ihm selbst, dem Papst, gehuldigt hatte: da der Kaiser nicht in der Lage war, sofort einen Zug nach Italien zu unternehmen, so brachte der eifrige Mann selbst ein Heer zusammen, und verständigte sich sogar mit dem griechischen Befehlshaber von Bari, um die verhaßten Normannen von zwei Seiten zu fassen und diese Tyrannen vom italischen Boden zu vertilgen. Diese zogen ihre Streitkraft zusammen, deren Kern die in unzähligen Kämpfen und Gefahren erprobten Ritter selbst waren: kaum besaßen sie mehr etwas andres, als den Boden des Schlachtfeldes selbst, denn ganz Apulien war im Aufstand gegen sie und hoffte die Befreiung. Eine Niederlage hätte sie vernichtet: aber das päpstliche Heer, das ihnen entgegenstand — der Papst selbst hatte sein Hauptquartier, wenn man so sagen darf, in einem Flecken an der Nordgrenze Apuliens gegen das Fürstentum Benevent — war zum Teil aus höchst zweideutigen Elementen zusammengesetzt, welche dem Anprall der gefürchteten Ritter nicht standen, und so den besseren Teil, einen kleinen alemannischen Heerhaufen der Übermacht der Normannen preisgaben. Deren Sieg war vollständig; der Papst selbst war inmitten der Bevölkerung von Civitate in einer verzweifelten Lage, da diese sehr geneigt war, den Mann, der sie jetzt den Schrecken einer normannischen Heimsuchung ausgesetzt hatte, seinen Feinden auszuliefern. Eben dies führte jetzt eine Aussöhnung seltsamer Art herbei. Die

Normannen, Retter in der Not, erboten sich ihn zu schützen, wenn er sie vom Banne löse: es geschah und sie geleiteten ihn sicher nach Benevent. Auf den Papst aber wirkte die Niederlage um so erschütternder, als man es ihm, und mit Recht, auch in den Kreisen der Frommen sehr verargte, daß er persönlich, entgegen dem Charakter seiner Würde, am Kriege teilgenommen hatte: kaum nach Rom zurückgekehrt, verfiel er in eine Krankheit, der er nach wenigen Tagen erlag (April 1054).

Unter den Männern seiner Umgebung war der bedeutendste der ehemalige Kaplan Gregors VI., **Hildebrand**, den Leo, als er ungern die päpstliche Würde angenommen, sich aus dem Kloster Clugny, wo derselbe nach Gregors Tod meist verweilte, nach Rom mitgebracht hatte. Wie er über den päpstlichen Stuhl oder seine Besetzung dachte, sollte sich später offenbaren. Die cluniazensischen Ideen von der Kirche und ihrer Souveränität lagen bis in ihre äußersten Konsequenzen klar vor seinem Geiste. Aber er hatte, damals zum mindesten, den Blick des Staatsmanns für das Mögliche, das Zeitgemäße, und die Lage der Dinge in Italien war von der Art, daß eine Auflösung des Bundes mit dem Kaiser dem Papsttum das äußerste Verderben gebracht haben würde. Weit entfernt also, die Würde für sich zu begehren, setzte Hildebrand sich vielmehr selbst an die Spitze der Gesandtschaft, welche im Namen des römischen Volkes den Kaiser um die Benennung eines Nachfolgers für Leo bitten sollte, und er selbst lenkte dort den Blick auf den Bischof Gebhard von Eichstädt, ein ausgezeichnetes Mitglied des deutschen Episkopats also, wie sein Vorgänger gewesen war, und von praktischerem Sinn als dieser. Nach längerem Sträuben willigte Gebhard ein, wurde in Rom der cluniazensischen Anschauung zuliebe noch förmlich gewählt und als **Viktor II.** geweiht. Kurze Zeit darauf erschien auch der Kaiser selbst, zum zweiten Male während seiner Regierung, in Italien. Er zog die Zügel straff an und durchkreuzte insbesondere eine gefährliche Intrigue, welche mit einer folgenreichen Heiratsverbindung begonnen hatte: der Vermählung Gottfrieds von Lothringen mit Beatrix, der Witwe jenes Markgrafen Bonifacius von Tuscien. Übrigens riefen ihn bald bedenkliche Nachrichten nach Deutschland zurück. Eine Verschwörung gärte unter den deutschen Fürsten, denen Heinrichs strenges und konsequentes Regiment mehr und mehr verhaßt wurde, und an der Spitze dieser Verschwörung stand des Kaisers Oheim, der Bischof Gebhard von Regensburg: sie zielte geradehin auf Ermordung Heinrichs, denn die welsche Praxis, wo man nicht lange zauderte nach Gift und Dolch zu greifen, begann auch in Deutschland manchem einzuleuchten. Die Verschwörung aber wurde verraten und der Bischof ehe er sich dessen versah in Haft genommen. Diese eine Sorge erledigte sich rasch, aber andre zögerten nicht sich einzustellen. Die Verhältnisse im Osten waren sehr unbefriedigend: Ungarn unbezwungen; in Böhmen der neue Herzog, Bretislaws Nachfolger, unzuverlässig; im Wendenlande ein neuer Rückfall der Liutizen ins Heidentum. Dagegen konnte der Kaiser seinen Oheim begnadigen, und auch mit dem Lothringer stellte ein günstiges Verhältnis sich her (1056).

Die Cluniazenser. Hildebrand.

Im September jenes Jahres begab Heinrich sich nach Goslar, wo er mit Vorliebe verweilte und wo er große Bauten hatte aufführen lassen: eben hier empfing er den Besuch des Papstes, den er mit Sehnsucht erwartet hatte. Er kam zur rechten Zeit. Zu Bodfeld, einer Pfalz oder einem Jagdschloß im Harz, wohin der Papst ihn begleitet hatte, erhielt er die Nachricht von einer Niederlage gegen die Liutizen, welche den reizbaren Mann, dessen Gesundheit



Das Kaiserhaus zu Goslar, Geburtsort und Lieblingsaufenthalt Heinrichs IV., erbaut von Heinrich III. (nach anderen schon von Heinrich II angelegt), Stätte zahlreicher Reichstage.
Der hier abgebildete Teil — östliche Langseite und Ulrichskapelle — hat abgesehen von den als Stützen angefügten zwei Streben augenscheinlich nichts Wesentliches von seinem ursprünglichen Äußeren verloren, und kann als ein gutes Beispiel der edlen romanischen Kaiserbauten im nördlichen Deutschland gelten.

nie sehr fest gewesen war, in ein Fieber warf, das eine bedenkliche Wendung nahm. Er fand noch Zeit sein Haus zu bestellen: eine große Anzahl von Fürsten und Bischöfen versammelte sich um den Sterbenden. Sie verpflichteten sich nochmals zur Anerkennung der Nachfolge des einzigen Knaben, der ihm geblieben war: nachdem der Kaiser noch eine ausgedehnte Amnestie ausgesprochen hatte, verschied er, erst neununddreißig Jahre alt, am 5. Oktober 1056. Am 28. jenes Monats, seinem Geburtstage, wurde er dann im Dom zu Speier wo auch Konrad und Gisela ruhten, beigesetzt.



„Heinric. III. I(mp.) R(om.).“ „Augustus. Papia.“

Kaisermünzen: Münze Heinrichs III., geprägt zu Pavia.

Ob er bei längerem Leben die große Reform der Kirche hinausgeführt und dabei zugleich die kaiserliche Macht auf sichere Grundlagen gestellt haben würde, ist müßig zu fragen: eine unglücklichere Lage aber, als sie jetzt eintrat, war nicht denkbar. Es war ein Glück, daß der Papst eben zugegen war: er half der Kaiserin über die ersten Schwierigkeiten hinweg: aber im folgenden Jahre 1057 starb auch er, und Heinrich IV., der von 1056—1106, also volle fünfzig Jahre die Krone trug, war erst sechs Jahre alt. Die Regentschaft führte seine Mutter Agnes, eine Frau von sehr gewöhnlicher Begabung, welche alsbald in Abhängigkeit von denen geriet, welchen sie ihr Vertrauen schenkte. Der einflußreichste derselben war der Bischof Heinrich von Augsburg und er war dieses Vertrauens nicht unwert: seine Stellung aber erregte bald die Eifersucht andrer, und jede Ernennung und jeder Gunstbeweis des Hofes schuf der Regierung auf einen Befriedigten oder Halbbefriedigten die zehnfache Zahl eifersüchtiger Mißvergnügter. Diesen Wirren und Intriguen kann eine kurze Darstellung nicht folgen: in Ungarn erfolgte während der Regentschaft eine Katastrophe, welche den deutschfeindlichen Bruder des Andreas, dessen Sohn mit der zweiten Tochter der Kaiserin, Sophie, verlobt war, Bela ans Ruder brachte; bedeutungsvoller war was in Italien geschah. Nach Viktors Tode wurde der Bruder des Herzogs Gottfried von Lothringen, Kardinal Friedrich, also wiederum ein Deutscher, als Stephan X. erhoben: nach dessen Tode, der schon nach wenigen Monaten erfolgte, wurde von einer römischen Adelskoterie ein Benedikt X. erwählt und die Partei Hildebrands mußte einen Augenblick aus Rom weichen. Noch einmal war diese Partei genötigt, die Einwilligung der Kaiserin für ihren neuen Papst, den Bischof Gerhard von Florenz, nachzusuchen, den nun Herzog Gottfried, der neben Hildebrand der mächtigste Mann in Italien war, nach Rom führte: Nikolaus II.

Heinrich IV. Die Regentschaft.

Die Partei ging nun mit allem Nachdruck vor. Sie demütigte den Gegenpapst Benedikt, indem sie ihn durch das Konzil, welches im April 1059 im Lateran gehalten wurde, aus dem geistlichen Stande ausstoßen ließ; sie unterwarf den Erzbischof von Mailand und die ihm anhängende Geistlichkeit, indem sie durch ergebene Werkzeuge den Pöbel gegen die verheirateten Priester aufwiegelte: und sie ließ eben durch jene Versammlung eine neue Ordnung der Wahl der Päpste beschließen, welche für die Entwickelung der päpstlichen Macht von höchster Wichtigkeit wurde. Die Erwählung eines Papstes sollte künftighin durch die Kardinäle, d. h. die hohe Geistlichkeit des römischen Sprengels, des „Cardo" oder Thürangels der gesamten Christenheit, nicht mehr durch Adel und Volk geschehen. Die Genehmigung des Königs war vorbehalten, aber in einer Weise, die später sich leicht umdeuten ließ, wie denn das ganze Dekret in einer gefälschten Gestalt in Umlauf gesetzt und in die kirchlichen Gesetzsammlungen aufgenommen wurde (1059). Zugleich erließ dieses Konzil die schärfsten Bestimmungen gegen Simonie und Nikolaismus: den Laien ward verboten, bei einem verheirateten Priester Messe zu hören. Auch eine wichtige dogmatische Frage wurde auf dieser bedeutungsvollen Synode entschieden. Eine Differenz über die Auffassung des Abendmahls, welche einst zwischen Paschasius Radbertus und Ratramnus im neunten Jahrhundert diskutiert worden war, hatte

Rom: Papst Nikolaus II

sich um diese Zeit erneuert: Berengar, der Vorsteher der Schule zu Tours, entwickelte die Lehre des Ratramnus, welcher dem Genuß von Leib und Blut Christi eine symbolische Deutung gegeben hatte, mit scharfer Dialektik, während sein Gegner Lanfrank, damals Scholasticus in dem gallischen Kloster Bec, mit allem Nachdruck die Realität des Leibes und Blutes Christi in Brot und Wein des Abendmahls behauptete. Es ist kein Zweifel, daß Hildebrand der feineren spiritualistischen Auffassung Berengars zustimmte: er hatte ihm selbst den Rat gegeben, zu der Synode nach Rom zu reisen. Allein die ganze Vorstellungsweise der Zeit neigte sich der derberen materialistischen Lehre Lanfranks zu, und der durch die Entwickelungen der letzten Generationen sehr gesteigerte Priesterhochmut erkannte wohl, was es für die priesterliche Macht bedeutete, wenn der wirkliche Christus, die Substanz des Leibes und Blutes in den Händen der ministrierenden Priester dem Volke gezeigt wurde; die Lehre, daß unter ihren Händen, in Kraft der Worte, die ihr Mund aussprach, ein Wunder sich begebe, waren sie sehr geneigt zu glauben. So hatte Hildebrand, als Berengar vor der Synode erschien, nicht den Mut, sich für ihn zu erklären. Vielmehr mußte Berengar sich der gegnerischen Anschauung in ihrer unzweideutigsten, um nicht zu sagen rohesten Form anschließen, daß der wahre Leib und das wahre Blut des Herrn von den Händen des Priesters gehalten und gebrochen und „von den Zähnen der Gläubigen zermalmt" werde. Aber nicht bloß mit Dekreten und dogmatischen Festsetzungen operierten diese Männer. Die letzten Vorgänge hatten wiederum deutlich gezeigt, daß das Papsttum einer weltlichen Macht bedurfte, zunächst gegenüber den römischen Adelsfaktionen, die immer wieder den Versuch machten, das päpstliche Amt sich und ihren kümmerlichen Interessen dienstbar zu machen, weiterhin aber auch gegenüber der Macht der deutschen Könige, wenn diese ihre alte Stellung etwa würden festhalten wollen. Diesen weltlichen Verbündeten fand Nikolaus und sein erster Ratgeber in den Normannen, an deren Spitze damals der Fürst Richard von Capua und Robert, einer der zahlreichen Söhne Tancreds von Hauteville, standen.

Papst und Normannen. Robert Guiscard

Der letztere namentlich, Robert Guiscard, gibt ein bezeichnendes Beispiel, wie man in jenen Tagen ein großer Herr werden konnte: vom gemeinen Dieb, der nachts das Vieh von der Weide stahl, diente er sich zum Straßenräuber und weiter zum Führer einer Schar ritterlich-räuberischer Söldner empor, die von irgend einer wohlgelegenen Höhe herab, wo sie sich eine Burg aufgerichtet hatten, die Umgegend sich tributpflichtig machten, bis er, in immer weiterem Kreise gefürchtet, sich Herzog von Apulien und Calabrien zu nennen begann. Diese Männer nahm der Papst in seine Dienste und sie leisteten ihm den Lehenseid: sie waren jetzt was sie waren „durch die Gnade Gottes und des heiligen Petrus." Es war ein für beide Teile überaus vorteilhafter Vertrag, vorteilhaft wie einst die Verbindung Pipins mit dem Papst Zacharias. Diese Normannen bekamen dadurch erst eine Art Heimatsrecht in Italien, und die Partei Hildebrands dagegen gewann an ihnen einen sichern Rückhalt gegen jeden, der die Selbständigkeit des päpstlichen Stuhls bedrohte oder zunächst der Erzwingung dieser Selbständigkeit sich hindernd in den Weg stellen mochte. Über Apulien und Calabrien und alles Land, was den Ungläubigen noch abgenommen werden mochte, zu befinden, glaubte dieser Papst und die Partei, deren Werkzeug und Führer er war, sich

befugt: in ihrem Innern hatten sie die Höhe des Bewußtseins schon erklommen, kraft dessen sie sich zu allem berechtigt glauben durften. Sie besaßen einen Schlüssel, der jede Thür öffnete oder zu öffnen ein Recht zu verleihen schien: das Heil der Kirche. Das Wohl des Staates muß das oberste Gesetz sein, lautete ein wohlbekannter unanfechtbarer Satz des römischen Rechtsbewußtseins: auch dieses oberste weltliche Gesetz des Staates aber verschwand vor jenem noch weit höheren, dem Heil der Kirche; und worin dieses in jedem gegebenen Augenblick bestand, darüber behielten diese hohen Priester und Allein-Schriftgelehrten die Auslegung sich selber vor.

Schisma: Römischer und lombardischer Papst.

Mitten durch Schwierigkeiten aller Art fand Hildebrand, der, jetzt Archidiakon der römischen Kirche, immer bedeutender hervortrat und alle seine Umgebung durch die Überlegenheit seines Geistes unterjochte, seinen Weg. Als im Juli 1061 Nikolaus II. starb, lenkte er die Wahl auf den Bischof von Luca, Anselm, und wußte diesen, Alexander II., gegen einen Gegenpapst Cadalus zu behaupten, den die lombardischen Bischöfe, welche der in Rom herrschenden Partei feindlich gesinnt waren, aufgestellt hatten: noch aber war diese Sache nicht durchgefochten, als in Deutschland ein Staatsstreich eigentümlicher Art die Gestalt der Dinge wendete.

Anno von Köln. Staatsstreich. 1062.

Hier gab die Schwäche und Willkür der Regierung Anlaß zu gerechten Klagen, vor allem aber gab sie jedem Ehrgeiz, und namentlich dem priesterlichen, freien Raum zu kühnen Plänen. Bei der Unsicherheit aller Verhältnisse bemächtigte sich der Geist ehrsüchtigen Umsichgreifens vornehmlich dieser hohen Geistlichen, welche den weltlichen Fürsten gegenüber ihrer geistigen Überlegenheit bewußt zugleich über zahlreiche Ministerialen und Vasallen sowie über dasjenige, was man die Presse jener Tage nennen kann und was zu keiner Zeit eine ganz geringe Macht gewesen ist, verfügten. Und wenn man die devoten Schreiben liest, mit welchen die Kaiserin z. B. sich an solche heilige Männer wandte, — sie zweifelte nicht, daß die Gebete der cluniazenser Mönche ihren Gemahl würden am Leben haben erhalten können, wenn sie gewollt hätten, und schrieb dies dieser demütigen Gesellschaft — so kann man wohl begreifen, welchen Hochmut dieser Stand allmälig hegen mußte, dem alle Welt eine besondere, gewöhnlichen Menschen nicht recht faßbare, geheimnisvolle und darum um so imposantere Macht zuschrieb. Unter ihnen ragte neben jenem Adalbert von Bremen, der den ehrgeizigen Plan der Errichtung eines nordischen Patriarchats hegte, der Erzbischof Anno von Köln hervor, der aus niederem Stande durch die eigne Kraft einer bedeutenden Natur emporgekommen, von einem gewaltigen Ehrgeiz vorwärts getrieben nicht zurückbleiben wollte, wo so viele Mittelmäßige ihren Durst nach Gut und Macht stillten. Er mag sich, und mit Recht zugetraut haben, das Regiment besser zu führen als die augenblickliche Verwaltung: er stand an der Spitze des deutschen Episkopats und fürchtete nicht mit Unrecht die neurömische Richtung, wie denn bei jener lateranischen Synode von 1059 kein deutscher Bischof zugegen gewesen war: genug er verständigte sich insgeheim mit einigen Fürsten, unter welchen auch der von der Kaiserin sehr begünstigte Otto von Nordheim sich befand, ein sächsischer Edler, der so eben mit dem Herzogtum Bayern belehnt worden war (1061). Ostern 1062 vollführten sie die treulose That. Zu Kaiserswert, damals einer

Insel St. Suibertswert, wo die Kaiserin mit ihrem Knaben Aufenthalt genommen, stellten sie sich ein und lockten nach Tische den zwölfjährigen König zu einer Lustfahrt auf ein buntbewimpeltes Schiff, das im Rhein bereit lag, und das ihn dann flußaufwärts nach Köln trug: es wird erzählt, daß er, wie er den Verrat merkte, sich in den Fluß gestürzt habe, um ans Ufer, wo die Menge sich sammelte, zu entkommen, aber alsbald von einem der Verschworenen wieder herausgeholt worden sei. Der schlechte Streich war gelungen: es wurde eine neue Regierung gebildet, bei welcher dem Namen nach die Gesamtheit der Bischöfe, die sich jetzt überall als die Herren der Welt fühlen durften, das Ruder führen sollte, in Wahrheit zunächst der Kölner Erzbischof die Leitung hatte. Er zog den Erzbischof Siegfried von Mainz und dann den Erzbischof von Bremen in die Reichsregierung, einen Priester von gleich starkem, aber anders gefärbtem Ehrgeiz: einen Mann von hoher und höchster Begabung, von vornehmer Geburt, glänzender äußerer Erscheinung, fließender Rede, großen Entwürfen, im übrigen bei aller Pracht, mit der er sich zu umgeben liebte, durchaus von strengem Wandel wie Anno, und gleich leidenschaftlich und herrisch wie dieser. Beide eiferten nach der Weise der Kirchenfürsten dieser Zeit für die Ehre und den Glanz ihres Bistums: überhaupt nahmen jetzt die Eifersüchteleien der großen Kleriker einen breiten Raum ein, wie denn Pfingsten 1063 in Anwesenheit des jungen Königs selbst der Dom von Goslar infolge eines Rangstreits zwischen dem Bischof Hezilo von Hildesheim und dem Abt Widerad von Fulda der Schauplatz eines erbitterten und sehr blutigen Kampfes zwischen ihren beiderseitigen Ministerialen war. Mit schamlosem Nepotismus füllte namentlich Anno die Hand seiner Kreaturen und Verwandten durch Schenkungen von Reichsgut und besetzte die hohen Kirchenämter mit seinen Anhängern. Doch konnte sich die neue Regierung nach außen einiger Erfolge rühmen, wie im Jahre 1063 in Ungarn unter Führung Ottos von Nordheim in einem glücklichen Feldzug der Sohn des im Jahre 1060 gestürzten Königs Andreas, Salomon, auf den Thron erhoben wurde, der dann in Gegenwart des jungen Königs, seines Schwagers, zu Stuhlweißenburg gekrönt ward.

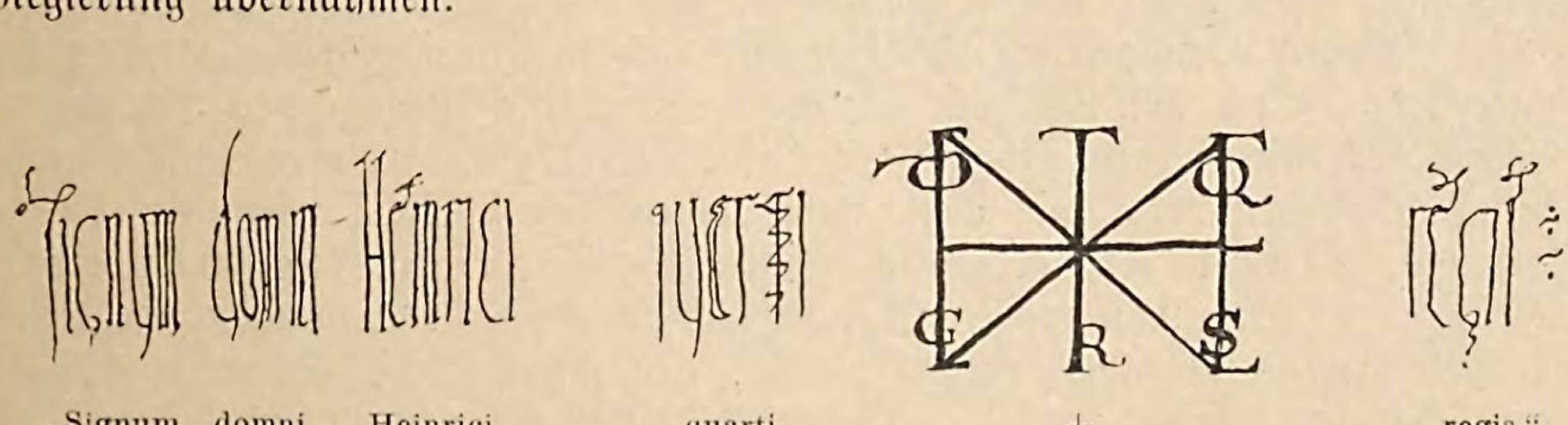
Anno und Adalbert von Bremen.

Das Schisma in der Kirche hatte mittlerweile fortgedauert. Noch immer stand der römische Papst Alexander II. gegen den lombardischen, Cadalus, Honorius II., und eine Zeitlang war Rom selbst in zwei Hälften geschieden und seine Straßen bildeten den Schauplatz erbitterter Kämpfe zwischen den beiden Parteien. Der deutsche Hof, an welchen jetzt (Juni 1064) die Kaiserin zurückkehrte, war schwankend: die großen deutschen Kirchenfürsten, auch Anno, verkannten die Gefahr keineswegs, welche ihnen, ihnen vor allem, von den maßlosen Ansprüchen der Partei Hildebrands drohte. Anno nahm durch diese Lage der Dinge eine sehr bedeutende Stellung ein, und es konnte als ein geschickter Zug gelten, daß er im Einklang mit den ehrlichen Männern der Reformpartei selbst, wie dem strengen Petrus Damiani, die Berufung eines Konzils nach Mantua durchsetzte, wo über das Schisma entschieden werden sollte und wohin er selbst sich begab. Allein eben diese Reise wurde seinem Einfluß verderblich. Der Erzbischof Adalbert, der Sache des Kaisertums aufrichtig ergeben und ein nachsichtigerer Vormund als Anno, hatte diesen bei dem jungen Heinrich längst verdrängt, auf dem Konzil wurde ohne viele Umstände Alexander II. aufs neue anerkannt

und Cadalus verurteilt, und als Anno zurückkehrte, sah er sich auf die zweite Stelle verwiesen: sein Sturz war vollständig, als im März 1065 der junge fünfzehnjährige König zu Worms selbst das Schwert nahm und somit die Vormundschaft aufhörte: das „Magisterium" Annos hatte ein Ende. Die Kaiserin konnte jetzt ihrer klösterlichen Neigung — sie hatte schon seit Jahren sich als Nonne gekleidet — ungestört folgen. Der erste Ratgeber des fünfzehnjährigen Königs war Adalbert.

Adalberts Sturz.

Kein Jahr verging, so hatte dieser sich bei allen Fürsten in einer Weise verhaßt gemacht, die nur eine gewaltsame Lösung zuzulassen schien. Er wußte eine Romfahrt des Königs zu vereiteln, welche gerade jetzt die beste Aussicht gehabt hätte; indem er dem jungen König schmeichelte, und ihn, so scheint es, ohne Warnung den Ausschweifungen und Thorheiten der Jugend sich hingeben ließ, benützte er den königlichen Namen für seine besonderen Zwecke, denen er in kurzsichtiger Leidenschaft nachging. Besondere Unzufriedenheit erregte die Habgier, mit welcher er einige reiche Abteien an sich zu bringen trachtete, und einen grimmigen Feind hatte er vor allem an dem Herzog Bernhard von Sachsen, der geschworen hatte, daß so lange er oder einer seiner Söhne lebe, der Erzbischof in seinem Bistum Bremen keinen frohen Tag haben werde: rasch sammelte sich die Gegenpartei um Anno, der wieder seine Stunde gekommen sah. Der Erzbischof Sigfried von Mainz, Herzog Otto von Bayern, Berthold von Kärnthen und der Herzog von Schwaben, Rudolf von Rheinfelden, der noch vor nicht langer Zeit ein unbekannter junger Mann gewesen war, bis ihn die Gunst der Kaiserin Agnes zum Gemahl ihrer Tochter Mathilde und zum Herzog erhob, stellte sich dem Erzbischof und dem König und ihren Plänen entgegen. Auf einem Reichstage, den der König nach Tribur berufen hatte, kam diese Kabale, welche im stillen ihren Anhang vermehrt hatte, zum Ausbruch: wie weit es schon gekommen war, beweist die Dreistigkeit, mit welcher sie dem königlichen Jüngling sofort die Wahl zwischen der Entlassung des Erzbischofs und der eignen Abdankung stellten. Adalbert that einen tiefen Fall: der König mußte ihn aufgeben; als er in sein Bistum zurückkehrte, fielen alle seine zahlreichen Feinde über ihn her; sein Freund, der Obotritenfürst Gottschalk, erlag, im ganzen Wendenlande triumphierte das Heidentum aufs neue; er mußte sich mit den Billungern vergleichen und sah den ungerechten Mammon, den er auf sein Stift gehäuft, dahinschwinden: nicht minder aber verfiel jetzt der König selbst einer strengen Vormundschaft durch die Fürsten, welche thatsächlich die Regierung übernahmen.



„Signum domni Heinrici quarti + regis."

Signum Heinrichs IV. von einer Urkunde datiert „Leodio" (Lüttich) 15. April 1064, einen zu Zeiten seines Vaters abgeschlossenen Gütertausch zwischen dem Bischof von Toul und der Abtei Cornelimünster betreffend. Stammend aus letzterer, jetzt im Geh. Staatsarchiv zu Berlin. Nach dem Original um die Hälfte verkleinert. Das königliche Vollziehungszeichen ist der Querstrich in der Mitte.

Der König und die Fürsten.

Heinrich gab Ärgernis durch das zügellose Leben, das er selbst und die jungen Leute, welche seine persönliche Umgebung bildeten und welche im Gegensatz zu den Ansprüchen der hohen Aristokratie das Regiment handhabten, führten oder geführt haben sollen. Die Fürsten zwangen ihn, die Heirat mit der Tochter der Markgräfin von Turin, mit welcher er noch als Kind verlobt worden war, jetzt zu vollziehen (1066): er that, was er nicht hindern konnte, hielt sich aber ferne von ihr. Übrigens war diese Regierung nicht besser, als die frühere: die Verhältnisse in Italien, wo die papistische Partei von den Geistern die sie selbst gerufen, den Normannen, sich bedrängt sah und dringende Einladungen an den König ergingen, wurden nicht benützt: nur gegen die Liutizen wurde 1069 ein glücklicher Zug gemacht, bei welchem der König selbst unzweifelhafte Proben kriegerischer Befähigung zeigte. Auch nach seiner Rückkehr von dort machte er einem Aufruhr in Thüringen mit Glück und entschiedenem Wesen ein Ende: aber seine Lage verschlimmerte sich wieder, da er sich vor allem der ihm aufgedrungenen Gemahlin zu entledigen suchte, und dabei nicht bloß mit den vorwaltenden Fürsten, sondern auch mit dem Papst in Konflikt geriet. Doch fügte er sich den strengen Mahnungen des päpstlichen Legaten Peter Damiani, den man geneigt ist für einen der wenigen aufrichtigen Männer jener Zeit zu halten: auch besserte sich in der That das Verhältnis zu Bertha, welche durch ihre Pflichttreue und ihre weiblichen Tugenden die Abneigung des Königs überwand. Daß bei diesen Zuständen das, was die in Rom herrschende Partei Simonie und Nikolaismus nannte, ungemindert fortdauerte, läßt sich denken: Ostern 1070 mußten die drei vornehmsten Bischöfe Deutschlands, die von Mainz, Köln, Würzburg — also auch der gefürchtete Anno selbst — einer Vorladung nach Rom Folge leisten, um sich dort wegen ihnen schuldgegebener Simonie zu rechtfertigen. Und daß bei dem Regiment der großen Bischöfe die Vergebung geistlicher Stellen für Geld oder nach Rücksichten weltlicher Politik den größten Umfang angenommen hatte, lag klar genug am Tage.

Otto von Nordheim.

Heinrich trug, je mehr er bei zunehmenden Jahren zu dem Gefühl seiner königlichen Würde kam, um so schwerer an den Fesseln, welche ihm eine Fürstenaristokratie angelegt hatte, deren Häupter doch auch nur von Beweggründen persönlicher Art bestimmt wurden. Von einem dieser Gegner, dem in Intriguen und allen Künsten damaliger Politik grau gewordenen Herzog Gottfried von Lothringen, befreite ihn der Tod: der Sohn Gottfried, der Bucklige genannt, welcher mit Mathilde, der Tochter seiner Stiefmutter Beatrix aus deren erster Ehe mit dem Markgrafen Bonifacius von Tuscien vermählt war, hielt treu zur Partei des Königs. Gegen einen zweiten, der sich ihm noch unbequemer gemacht hatte, den Bayernherzog Otto von Nordheim, erhob Heinrich die Anklage des Hochverrats — eines geplanten Mordanschlags gegen ihn, den König. Es war ein sehr ärgerlicher Handel, den der König auf eine sehr gehässige Weise betrieb; er erlangte allerdings, da Otto dem gerichtlichen Zweikampf, der ihm angesonnen wurde, auswich, den Verdammungsspruch eines sächsischen Fürstengerichts gegen diesen, dem sein Herzogtum abgesprochen wurde; der junge Welf, Sohn des Markgrafen Azzo von Este, trug kein Bedenken, dieses Herzogtum anzunehmen, obgleich er mit einer Tochter des Geächteten vermählt war. Otto, ein Mann von gewaltiger Kraft und zum Führer geboren, erhob Krieg, aber doch war

ihm der König, dessen kriegerische Fähigkeiten mehr und mehr hervortraten, zu stark: er unterwarf sich und erhielt seine Allodialgüter zurück (1071). Der König war Sieger geblieben: in jener Zeit war es, wo auch der Erzbischof Anno, dessen Genosse bei dem Staatsstreich einst Otto gewesen war, sich in ein Kloster zurückzog.

Regiment des Königs.

In Ottos Sturz war auch der Herzog Magnus von Sachsen, ein Billunger, Enkel Bernhards, verwickelt worden und Heinrich gedachte, seinen Sieg weiter verfolgend, insbesondere den Sachsen einen Zaum anzulegen: ein Gedanke, den allerdings schon sein Vater gehegt und in verständiger und politischer Weise auszuführen gesucht hatte, den aber nun der zwanzigjährige König, nur von seiner eignen leidenschaftlichen und eigenwilligen Natur und von dem Kabinett, das er sich nach Willkür zusammengesetzt hatte, Rat nehmend, in Tyrannenweise überstürzte. Er fing an, sich militärisch im Lande einzurichten, legte Burgen an, die er mit Besatzungen versah: besonders die Harzburg, eine Meile von Goslar, machte er zu einer starken Festung. Gegenüber dem Regiment der Günstlinge sahen sich die Reichsfürsten beiseite gesetzt oder sie hielten sich argwöhnisch beiseite; man sah den gehaßten und allmälig auch wieder gefürchteten Erzbischof von Bremen aufs neue allmächtig und gewahrte Unterhandlungen mit dem Dänenkönig Swend Estrithsohn, welche auf einen Schlag gegen die Billunger deuteten oder gedeutet wurden; mit thatkräftigem Nachdruck wußte der junge König im Osten, namentlich in Ungarn, das Ansehen des deutschen Königtums aufrecht zu halten. Aber die Opposition verstärkte sich, und als März 1072 Adalbert starb — noch ganz mit seinen ehrgeizigen Plänen beschäftigt, so daß er nicht daran dachte, noch zur rechten Zeit die Sterbesakramente zu nehmen — sah Heinrich sich genötigt oder er machte klüglich das Zugeständnis, den alten Erzbischof Anno noch einmal von seinem klösterlichen Leben weg an die Spitze der Geschäfte zu rufen. Auch mit seinem Schwager, dem Herzog Rudolf von Schwaben, versöhnte er sich — schwerlich im Ernst, da er seine Pläne unverrückt weiter verfolgte. Otto von Nordheim war seiner Haft entlassen worden, nicht aber der Billunger Magnus, und als gleichzeitig mit Adalbert Magnus' Vater, der Herzog Ordulf, starb, stellte der König dem Sohne das Ansinnen, der Nachfolge im Herzogtum zu entsagen und dafür seine Entlassung aus der Haft einzutauschen. Darüber zog Anno sich wieder zurück; der König verfolgte seinen eignen Weg. Sein Plan ging dahin, im Gegensatz zu der frühern Weise, wo die Könige von Pfalz zu Pfalz ziehend das Reich verwaltet hatten, sich ein festes Residenzgebiet um Goslar her zu schaffen und dasselbe wie gegen die Slaven so gegen den unabhängigsten Teil der deutschen Aristokratie, den sächsischen Adel, zu sichern: zu diesem Zweck hatte er sich mit einer Streitkraft zuverlässiger meist alemannischer Dienstmannen umgeben, sowie auch rücksichtslose Organe in einigen süddeutschen Edeln gefunden, unter denen ein Graf Eberhard von Nellenburg als besonders bedeutend hervortritt. Der König rüstete einen Kriegszug gegen die Polen, deren Herzog Boleslaw II. Böhmen und Ungarn beunruhigte: im sächsischen Lande aber hegte man allenthalben den Verdacht, daß das Heer, welches der König sammle, zur Unterjochung Sachsens bestimmt sei. Im Juni 1073 schlug die weitverbreitete Gärung in Flammen offenen Aufruhrs empor.

Aufstand in Sachsen. 1073.

Der König hatte, um jenen Polenfeldzug ins Werk zu setzen, für welchen im südlichen Deutschland allenthalben gerüstet wurde, die sächsischen Fürsten nach Goslar entboten. Aber als sie zahlreich erschienen waren, kam der König nicht in ihre Versammlung: heimlich war er nach der festen Harzburg weggeritten. Er wird dazu seine guten Gründe gehabt haben: unmittelbar darauf erhob sich fast das ganze sächsische Land, Fürsten wie Bauern, um die alte Freiheit und die alten Rechte der Sachsen zu verteidigen. An ihre Spitze trat Otto von Nordheim: als der König, der auf Streitkräfte vom Süden her rechnete, Unterhandlungen anknüpfte, stellte jener in ihrem Namen die Forderung, die angelegten Burgen zu schleifen, womit sich die weitere Forderung einer völligen Änderung seines Regierungssystems, die Entfernung seiner bisherigen Räte und die Zuziehung der Reichsfürsten zu den Geschäften, die Freigebung des Herzogs Magnus von selbst verband. Ihre Streitmacht mehrte sich und dem König blieb die Hilfe aus; er beschloß daher, sich dem hier drohenden Untergang durch die Flucht zu entziehen, entwich durch den dichten Wald und erreichte glücklich befreundetes Land. Zu Hersfeld hielt er Rast und begann seine Streitkräfte an sich zu ziehen, während die Harzburg belagert blieb und der sächsische Aufstand sich auch dem thüringischen Lande mitteilte. Klug wie er war, machte Heinrich eben jetzt Zugeständnisse, schickte nach der Harzburg Befehl, den Magnus frei zu lassen: er suchte die Aufständischen ins Unrecht zu setzen und bei den Unterhandlungen, welche zu Corvey und dann zu Würzburg, wo der König selbst zugegen war, gepflogen wurden, setzten jene sich wirklich durch die Maßlosigkeit ihrer Anklagen ins Unrecht. Aber der Verrat, den deutschen Fürsten jener Tage geläufig, griff um sich: und bei den weiteren Unterhandlungen, welche nun zu Gerstungen durch Kommissäre des Königs mit den sächsischen Fürsten, die mit einem Heere dort erschienen waren, fortgesetzt wurden, ward ein geheimes Abkommen getroffen, welches auf Entsetzung des Königs und Bestellung eines Nachfolgers gerichtet war. Mit einem Scheinabkommen, das Heinrich zu genehmigen nicht zögerte, kehrten seine Bevollmächtigten zu ihm zurück. Der schimpfliche Krieg mit den Mitteln der Verleumdung, von denen immer eine ungeheuerlicher als die andre war, ging weiter: unter andern wurde ein Nichtswürdiger aufgestellt, welcher vorgab, daß der König ihn zur Ermordung einiger ihm widerwärtigen Fürsten, Rudolfs von Schwaben, Bertholds von Kärnthen, habe dingen wollen.

Heinrich am Rhein.

Heinrich, dem der Boden unter den Füßen schwankte, begab sich an den Rhein nach dem alten Boden seines Hauses zurück und fand hier Unterstützung an den Städten, wo man mit dem bischöflichen Regimente schon längst unzufrieden war und in einem starken Königtum die einzige Gewähr der Ordnung sah, deren der aufblühende Handel und Gewerbefleiß bedurfte. In Worms hatte diese Bewegung, welche eine große Aussicht eröffnete, eine bedeutende Stärke erlangt: hier wurde der Bischof verjagt und der König mit Begeisterung aufgenommen. Geschickt wußte dieser die Wendung zu benutzen. Er wußte die oberdeutschen Fürsten durch reumütiges Bezeigen schwankend zu machen, wenn auch noch nicht unbedingt für sich zu gewinnen: es ist für die Zeit charakteristisch, daß das Hauptzugeständnis, das ihm bei der Besprechung zu Oppenheim gemacht wurde, darin bestand, daß die Fürsten ihm gestatteten, jene Mordan-

schlagbeschuldigung durch einen gerichtlichen Zweikampf eines seiner Getreuen mit dem Angeber widerlegen zu lassen. Dazu kam es nicht; Heinrich versuchte den Krieg, da die sächsischen Fürsten die Waffen nicht weglegten, obgleich sie keine gerechte Sache mehr führten; endlich aber ließen sie sich herbei, ihre Forderungen zu stellen und der König, von lauter Unzuverlässigen umgeben, nahm sie an, wie hart sie ihm waren. Wenn er sie breche, sollte er entthront sein: auch dies gestanden seine Bevollmächtigten zu und die Versöhnung folgte nun im Lager des Königs bei Gerstungen, Februar 1074.

Er hatte damit das Äußerste der Demütigung, die Absetzung nach einem Spruch eines Fürsten- oder Reichstages für den Augenblick abgewendet. Freilich nur für den Augenblick: gleichwohl hatte er klug gehandelt, indem er nachgab. Die Stellung seiner Gegner war reich an verborgenen Schäden, welche bald zu Tage treten mußten. Zunächst kam es über der Schleifung der Burgen zu Weiterungen: als es an die Schleifung der verhaßten Harzburg ging, wurde diese von den sächsischen Bauern mit heidnischer Wut und in einer Weise vollzogen, welche dem getroffenen Abkommen zuwider lief. Kein Stein blieb auf dem andern, auch die Kirche rissen sie nieder und schonten weder die Gräber, noch die Reliquien und Heiligengebeine: die Fürsten hatten hier ein Element entfesselt, das ihnen selbst unter Umständen gefährlich werden konnte und das in jedem Fall ihre Sache aufs schwerste bloßstellte. Um die gleiche Zeit fand das Beispiel von Worms an einem wichtigeren Platze, in Köln, Nachahmung. Einer brutalen Forderung der Diener des Erzbischofs Anno, welche ein Schiff requirierten, um einen hohen geistlichen Gast ihres Herrn über den Rhein zu bringen, widersetzte sich der Sohn des Eigentümers und dies führte den Ausbruch einer wohl schon längst vorbereiteten feindseligen Stimmung herbei: wenigstens gab es solche, welche bei dem Anlauf gegen die erzbischöfliche Residenz den Anstifter aller Bosheit, den Teufel selbst mit Helm und Panzer und ein blitzendes Schwert schwingend, dem „unsinnigen Volke“ hatten voranlaufen und vorankämpfen sehen. Der Erzbischof rettete sich in den Dom, und flüchtete, während das Volk seinen Palast plünderte und seinen Keller leerte, aus der Stadt. Er kam alsbald wieder mit aufgebotenen Truppen und übte nun Vergeltung mit der ganzen Unbarmherzigkeit beleidigten Priesterhochmuts: die Verhältnisse aber blieben schwankend und der königlichen Vermittelung bedürftig. Heinrich selbst kam nach Köln und seine Lage besserte sich sichtbar; er konnte im gleichen Jahr noch einen Feldzug nach Ungarn unternehmen, der freilich noch nicht zum Ziele führte. Im Oktober 1074 kam er nach Worms zurück.

Frieden 1074 Schleifung der Harzburg.

Die Entschuldigungen der sächsischen Fürsten wegen der Greuel auf der Harzburg hatte er nicht angenommen: er hatte mit geschickter Wendung die Hilfe des Papstes gegen die Kirchenschändung angerufen. Seine Autorität in Süddeutschland war hergestellt. Die Lage der Dinge in Ungarn rechtfertigte neue Rüstungen, in Sachsen war unter den Fürsten selbst Uneinigkeit und ein tiefes Mißtrauen trennte das plebejische Element der Erhebung von dem aristokratischen, die Bauern von dem Adel. Mit großen Hoffnungen rückte nun der König, Frühling 1075 ins Feld, während bei den Sachsen eine verzagte Stimmung herrschte. Bei Hohenburg an der Unstrut, im Juni, stieß das Heer der Königlichen, bei dem sich außer dem König auch sein Schwager Herzog Rudolf befand, auf die Sachsen

Neuer Krieg.

welche sie unvorbereitet überfielen. Die Führung und die Tapferkeit Ottos von Nordheim verfing diesmal nichts, der König siegte und die Verfolgung zersprengte das feindliche Heer vollends: plündernd durchzog man das thüringische Land, über dessen Bewohner der Erzbischof Sigfried von Mainz, jetzt und diesmal auf des Königs Seite, die Exkommunikation aussprach. Die Koalition lag am Boden, und einer der aufständischen Herren nach dem andern machte seinen Frieden mit dem König. Noch einmal versuchten die Häupter des Aufstandes den Krieg, während die Bauern jetzt ungestüm nach Frieden verlangten. Die bedingungslose Unterwerfung folgte im Oktober 1075 in der Nähe von Sondershausen: zwischen den Hecken der königlichen Kriegsleute bewegte sich der Zug der besiegten geistlichen und weltlichen Großen Sachsens und Thüringens nach dem erhöhten Platze bei Spieraha (Spier), wo der König sie erwartete. Der Sieg war vollständig: sechs Wochen später starb auch Anno von Köln.

Unterwerfung der Fürsten. 1075.

So hatte Heinrich sich auf deutschem Boden seine königliche Stellung errungen oder in schwerem Kampfe behauptet: für den Augenblick hatte er auch die deutschen Bischöfe für sich, welche gegen das rücksichtslose Vorgehen der Kurie und insbesondre gegen die Einführung des Cölibats sich erklärten. Er nahm seine Residenz wieder in Goslar, wo eine Anzahl Fürsten (Weihnachten 1075) seinen Sohn Konrad als seinen Nachfolger anerkannten. Es schien nicht schwer, auch das kaiserliche Imperium zu gewinnen und die kirchlichen Rechte zu behaupten, wie sie sein Vater geübt hatte: auch der Papst hatte ihn zu seinem Siege über die Sachsen beglückwünscht.

Italien: Wahl Gregors VII.

Im Jahre 1073 war Papst Alexander II. gestorben. Der deutsche Einfluß in Italien war in den letzten Jahren immer weniger fühlbar gewesen, der römische Stuhl stand hier im Mittelpunkt aller politischen Entwickelungen und Kämpfe und sein Einfluß wußte sich nach allen Seiten hin geltend zu machen. Hildebrand hatte die päpstliche Politik während der letzten Regierungen geleitet und er hatte dabei die vorteilhafteste Stellung gehabt, die es für kraftvolles Wirken bedeutender Menschen gibt: er war dem Namen und Scheine nach der zweite, in Wirklichkeit der erste. Er hatte sein fünfzigstes Jahr erreicht: ein Mann von wenig hervortretendem Äußeren, kleiner Gestalt, der Sohn geringer Eltern — sein Vater besaß ein kleines Bauerngut in der Nähe eines tuscischen Landstädtchens — war er durch einen mütterlichen Oheim in ein römisches Kloster gekommen, wo die cluniazensischen Ideen herrschten, und er blieb Mönch, auch als er das Getriebe der Welt in allen ihren Beziehungen, in den verschiedensten Verhältnissen und Persönlichkeiten kennen gelernt hatte. Einmal in die Geschäfte eingetreten stieg er rasch. Schon Gregor VI. schenkte ihm ein unbedingtes Vertrauen, und seine Arbeitskraft erwies sich ebenso groß als seine Geschicklichkeit: den großen, vielumspannenden idealen Gesichtspunkten gesellte sich bei ihm ein praktischer Sinn für das Einzelne, Prosaische, die Finanzgeschäfte z. B., und durch diese unter Menschen seltene Vereinigung scheinbar entgegengesetzter Eigenschaften, welche aber recht eigentlich das Geheimnis menschlicher Größe bildet, unterwarf er sich die verschiedenartigsten Menschen. Er entfaltete den Prunk einer hohen kirchlichen Stellung, wo es nötig war: mit Befremden gewahrte es der strenge asketische Petrus Damiani; aber er wagte doch keinen rechten Widerspruch: auch er, wie alle, gab sich dem überlegenen Geiste besiegt und gefangen. Und mit Recht: Gregors Ehrgeiz war nicht auf das Äußerliche

gerichtet, es war der berechtigte, ja natürliche und notwendige Ehrgeiz des bedeutenden Mannes, seine Kräfte auszuleben im Dienst einer tiefen Überzeugung, für eine Sache, die ihm dann, wie dies bei allen groß angelegten Naturen geschieht, unwillkürlich mit seiner Person in eins zusammenfloß. Diese Sache war die Idee der Kirche, die ihm, dem Sohne seiner Zeit, dem Italiener, nicht ein fernes im Laufe der Jahrhunderte in langsamem Fortschritt zu Verwirklichendes war, sondern ein Fertiges, Wirkliches, das sein Recht und zwar ein solches, neben dem kein andres bestand, ein absolutes, unwidersprechliches, göttliches, in sich selber trug. Es ist sehr glaublich, daß er nicht selbst nach dem Papsttum strebte, daß er die Beibehaltung jener vorteilhaften Stellung — des ersten Dieners unter einem Papste, den er beherrschte — für sich vorgezogen hätte: allein, ehe noch die Kardinäle zusammentreten konnten, den neuen Papst zu bestimmen, nahm eine tumultuarische Volksmenge ihnen die Entscheidung über den Kopf und rief nach Hildebrand: er mußte sich fügen. Die nun angeordnete nachträgliche Wahl durch die Kardinäle war nur noch ein Schein. Er nahm mit einer Pietät gegen seinen Wohlthäter Gregor VI., die ihn ehrt, weil sie eigentlich eine Inkonsequenz gegenüber seinen strengen antisimonistischen Ideen war, den Namen G r e g o r VII. an (1073).

Die Wahl machte großes Aufsehen. Man wußte, wessen man sich von dem neuen Papst zu versehen habe: mit schweren Besorgnissen von den einen, mit ungeheurer Begeisterung von den andern wurde sie aufgenommen. Sein Verhältnis zum deutschen König genau zu bestimmen hatte er keine Eile, eine Gesandtschaft an den deutschen Hof würde demnächst die nötigen Aufklärungen geben; und die Lage der Dinge zwang eine Zeitlang den König Heinrich, sich zu dem Vertreter der kirchlichen Idee freundlich zu stellen, da er diese Idee als Waffe gegen die sächsischen Rebellen brauchte. Inzwischen setzte Gregor sich in Rom und Italien fest und ging in der schroffsten Weise gegen Simonie und Priesterehe vor. Auf einer Synode zu Rom, Februar 1075, wurden die früheren Dekrete aufs neue eingeschärft und hier kam der Papst zum erstenmal dem Interesse und der Machtsphäre des Königs zu nahe, indem er fünf der königlichen Räte für exkommuniziert erklärte, wofern sie nicht binnen einer kurz bemessenen Frist zu Rom wegen des Vergehens der Simonie der Kirche Genugthuung gäben. Es gehört zu dem, was diesen Mann so groß machte und was ihm auch in so vielen Fällen den Erfolg sicherte, daß er, wo er mit sich selbst im Reinen war, mit der rücksichtslosesten Kühnheit vorschritt: Bann und Drohungen, Strafen und Absetzungen fielen nach allen Seiten. Von den weitesttragenden Folgen aber war, daß auf dieser Synode eine Maßregel getroffen wurde, welche alle Simonie an der Wurzel treffen sollte: es wurde den Geistlichen verboten, überhaupt ein geistliches Amt aus den Händen eines Laien zu empfangen, und ebenso sollte dem weltlichen Herrn, der ein solches Amt einem Geistlichen zu übertragen wage, der Zugang zur Kirche versagt sein, bis er das Unrecht lasse.

Gregor und Heinrich.

Dies betraf die sogenannte I n v e s t i t u r. Der König, so war das Herkommen, übergab dem von ihm bestimmten oder irgendwie gewählten und ihm genehmen Abt oder Bischof einen Ring und einen Stab: er wies ihn

Investiturstreit: lateranische Dekrete.



Investitur eines Bischofs durch den König.
Aus einem Kodex (Leben eines heil. Bischofs, X. Jahrh.)
in der Bibliothek zu St. Omer.

damit in die Lehen ein, welche mit dem Bistum oder der Abtei verbunden waren, und empfing dann von dem so Belehnten den Vasalleneid. Ohne diese Investitur war also ein wirklicher Antritt des geistlichen Amtes nicht denkbar, wohl aber war er denkbar ohne eigentlichen Wahlakt, der sich auch schließlich leicht bewerkstelligen ließ, auf bloße königliche Ernennung hin. Der Schritt, den Gregor jetzt that, schloß eine ungeheure Revolution und in Wahrheit eine Unmöglichkeit in sich. Weder konnten die weltlichen Herren auf das Recht verzichten, die Übertragung des Lehens an die Bedingungen zu knüpfen, auf welchen ihre eigne Stellung beruhte — noch auch war die Kirche in der Lage, auf den Lehensbesitz, der sich an die geistlichen Stellen, die Bistümer, Abteien, herkömmlich knüpfte, zu verzichten. Von dem letzteren war auch nicht die Rede; es lag Gregor nur daran, das Prinzip absoluter Unabhängigkeit der Geistlichen von jeder weltlichen Gewalt auszusprechen; wäre das Prinzip anerkannt worden, so hätte er ohne Zweifel sich, wie er oft schon hatte thun müssen, in den einzelnen Fällen des wirklichen Lebens diesen Bedürfnissen der Wirklichkeit zu bequemen gewußt. Auch jetzt gab er dem Dekret keine unmittelbare Folge; er wolle darüber mit Heinrich sich verständigen, ließ er sich vernehmen.

Bruch mit König Heinrich. 1075.

Allein die sonstigen Beschlüsse reichten aus, um alles, was in der Lombardei und in Deutschland gegen dieses Reformstürmen war, in Aufregung zu bringen. In Mailand ward der Führer der papistischen Partei in einem Aufruhr getötet und die meisten der lombardischen Bischöfe scharten sich um die Fahne des heiligen Ambrosius in nachdrücklicher Opposition gegen Rom. Auch in Rom selbst flammte der Aufruhr empor. In der heiligen Nacht 1075 wurde Gregor während der Messe von dem Führer der tusculanischen Partei, Cencius, überfallen; Cencius schleppte ihn mit dem Gewalthaufen, der mit ihm in die Kirche eingebrochen war, nach seinem Turm in der Nähe des Pantheons. Aber bald versammelte sich die Menge, aufgeregt durch das Gerücht, daß Gregor, der allerdings in dem wüsten Getümmel eine Wunde empfangen hatte, tot sei: man befreite ihn mit Gewalt und Cencius flüchtete. Um dieselbe Zeit folgte auch der Bruch mit König Heinrich. Dieser hatte sich an den über

seine Räte ausgesprochenen Bann ebensowenig gekehrt, als an das Verbot der Laieninvestitur; klug wie er war, überschätzte er doch die eigene Macht und unterschätzte die päpstliche weit; indes war nichts geschehen, was eine Verständigung nicht hätte noch immer hoffen lassen und die Korrespondenz zwischen Gregor und Heinrich war nicht unfreundlich gewesen. Jetzt aber gab der Papst den Gesandten, welche er im Dezember 1075 an das königliche Hoflager schickte, neben einem verhältnismäßig glimpflichen Schreiben, den Auftrag mit, dem König sein unkirchliches Leben nachdrücklich vorzuhalten, ihm die Trennung von den gebannten Räten neuerdings zu gebieten und ihm eine Art Frist zu setzen, bis zu welcher den Forderungen der Kirche genügt sein müsse, widrigenfalls er von der Gemeinschaft derselben ausgeschlossen werden würde. Der König, jung, leidenschaftlich, im Gefühl des jüngst über den hochgefährlichen Fürstenaufstand errungenen Sieges, geriet in heftigen Zorn und wenn er sich seither den reformistischen Ideen nicht abgeneigt gezeigt hatte, so warf er sich jetzt alsbald auf die entgegengesetzte Seite. Die päpstlichen Gesandten wurden von dem Hoflager zu Goslar weggewiesen und sogleich gingen die königlichen Boten nach allen Richtungen, um die Bischöfe und Äbte zu einem Nationalkonzil nach Worms zu entbieten, das in der That noch in demselben Monat, Januar 1076, im dortigen Dome eröffnet wurde. Es fehlte nicht an gemeinen und lächerlichen Beschuldigungen und Verleumdungen: mit diesem groben Geschütz bekämpfte man sich hüben und drüben; gegründeter war die Behauptung, daß die Wahl Gregors unregelmäßig und widerrechtlich geschehen sei. Er ward demgemäß nicht länger als Papst anerkannt; nur wenige hegten Skrupel, die meisten unterschrieben. Das königliche Schreiben, das diesen Beschluß notifizierte, trug die Aufschrift: „Heinrich, nicht durch Anmaßung sondern durch Gottes Einsetzung König, an Hildebrand, nicht mehr den Papst, sondern den falschen Mönch" — der Schluß lautete: „Ich, Heinrich von Gottes Gnaden mit allen unsern Bischöfen sage dir, steige herab, steige herab."



„Heinrichus rex." — „Diusburc."

Silberdenar von Duisburg mit dem Bildnisse Heinrichs IV.

Der König mit dem Bischofsstabe: wohl auf den Investiturstreit bezüglich. Aus der Sammlung des Herrn Landgerichtsrat Dannenberg in Berlin.

Es war gegenüber der Stellung der weitüberwiegenden Mehrzahl der deutschen Geistlichkeit in der That ein sehr gewagter Schritt, den Gregor gethan; die lombardischen Bischöfe traten auf einer Synode zu Piacenza den Wormser Beschlüssen bei. Aber es war auch ein Schritt, der, einmal geschehen, nicht zurückgethan werden konnte, und Gregor VII. war völlig gefaßt und entschlossen, den ganzen Weg zu gehen. Die übliche Fastensynode war Exkommunikation des Königs.

im Februar 1076 im Lateran zusammengetreten. Die königlichen Gesandten langten mit dem Schreiben des Königs und dem der Bischöfe an: ihr Führer hatte die Kühnheit, sich in der Mitte der Versammlung — es waren Bischöfe aus Mittel- und Süditalien, aus Burgund und Frankreich — seines Auftrags entledigen zu wollen; er wäre in dem Tumulte, der sich erhob, getötet worden, wenn nicht der Papst selbst ihn geschützt hätte. Am folgenden Tag führte Gregor seinen Gegenschlag. In der Form eines Gebets an den heiligen Petrus schloß er den König Heinrich aus der Gemeinschaft der Kirche aus, untersagte ihm die Reichsregierung in Deutschland und Italien, und löste kraft der von Gott dem heiligen Petrus verliehenen Vollmacht zu binden und zu lösen alle Christen von den Banden des ihm geleisteten Eides. Er schloß mit jenen Worten der Schrift, Matth. 16, 18 — „du bist Petrus: auf diesen Fels will ich meine Gemeinde gründen und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen" — Worte, deren einfachen und ursprünglichen Sinn niemand mehr unbefangen zu würdigen verstand und die hier, im Mund eines mutigen Mannes und bei so feierlicher Gelegenheit von besonderer Wirkung, den Gipfelpunkt der ungeheuerlichen Usurpation bezeichnen, kraft deren das oberste Regiment auf Erden, die eigentliche und einzige Souveränität und unbedingte Entscheidung einem einzigen Menschen gebührte, in welchem die Welt mit einer kindlichen Anschauung oder in Kraft einer gedankenlosen Phrase den „Stellvertreter Christi" oder gar den „Statthalter Gottes" zu sehen glaubte. Der Beschluß, welcher den Bann, mit dem andern Fürsten seither wohl gedroht worden war, über den ersten von ihnen wirklich verhängte, wurde durch päpstliche Schreiben an alle Mächte allenthalben kund gemacht. Es war ein Schlag, unter dem die Welt erzitterte. Ein Kampf auf Leben und Tod begann zwischen den zwei höchsten Gewalten: und so wenig Treue und Gewissenhaftigkeit im ganzen in den Menschen jener Zeit war, es ist doch anzunehmen, daß der Konflikt, der hier ausbrach, nicht wenige Gemüter aufs tiefste erschütterte. Welches Rechtsverhältnis stand auf der Welt noch fest, wenn der dem König geleistete Lehens- und Unterthaneneid ungültig war?

Absetzung des Papstes. Der König befand sich zu Utrecht, als er die Beschlüsse der Synode erfuhr; er glaubte sich Sieger, als er die Wormser Beschlüsse erreicht hatte und fuhr fort, seinen Erfolg über den sächsischen Aufstand auszubeuten. Er geriet in höchsten Zorn, und es fand sich sofort ein Bischof — eben der von Utrecht, Wilhelm — welcher das Anathem über Hildebrand aussprach; in förmlicherer Weise sollte dies durch ein Konzil geschehen, welches auf einen nahen Termin nach Worms ausgeschrieben wurde; bald erfuhr man, daß von den lombardischen Bischöfen das Hildebrandische Anathem zu Pavia mit dem ihrigen erwidert worden war. Allein Gregor kannte die Welt und seine Macht besser als der König die seinige. Er übersah die Notwendigkeit nicht, zu dem bevorstehenden schweren Waffengange seine politische Stellung zu stärken; der Sympathien des römischen Volkes war er jetzt sicher und er gab ihm durch Mißhandlung der königlichen Gesandten ein willkommenes Schauspiel; mit Robert Guiscard und den Normannen, mit denen allerlei Mißhelligkeiten vorgekommen, suchte er das Einverständnis herzustellen und eine unbedingt zuverlässige Stütze in nächster Nähe fand er in der Macht der Markgräfin Mathilde von Tuscien,

welche ihren höchsten Ehrgeiz darin setzte, eine Magd des heiligen Petrus zu sein. Auch in Deutschland aber hatte er Verbündete und er wußte dies wohl. Die cluniazensische Richtung verbreitete sich auch in diesem Lande mehr und mehr; von den dortigen Bischöfen schwankten einige sogleich, ein und der andere aus wirklicher innerer Hinneigung zu den päpstlichen Gesinnungen, etliche aus Berechnung oder weil ihr Gegner zum König hielt —, andre hielten zurück und warteten ab, ließen sich gewinnen; vornehmlich die Klostergeistlichkeit war ganz überwiegend papistisch, denn ihre Idee war es, die Gregor verfocht: vor allem aber war es die unter den Fürsten vorwaltende Gesinnung, auf welche der Papst zwar noch nicht offen aber sicher rechnen konnte. Dies zeigte sich alsbald; die Versammlung zu Worms war so spärlich besucht, daß man die entscheidenden Schritte auf eine neue nach Mainz zu berufende vertagte. Der Bischof Hermann von Metz trat jetzt offen zur Partei Gregors über und entließ die sächsischen Edeln, die ihm nach der letzten Katastrophe zur Haft übergeben waren; in Sachsen flammte alsbald der Aufstand aufs neue empor; und wenn auch in Mainz nun von einer etwas zahlreicher besuchten Versammlung die Exkommunikation über Gregor ausgesprochen wurde, so fand Heinrich doch nötig, die von der letzten Rebellion her in seiner Haft befindlichen Großen selbst zu entlassen. Der Eid, den er ihnen abnahm, half wenig, da der Eidbruch, am König verübt, jetzt als Gehorsam gegen die Kirche und mithin als ein verdienstliches Werk gelten konnte.

Noch im gleichen Jahre 1076 hatte sich das Blatt völlig zu Ungunsten des Königs gewendet. Während er erfolglos gegen die Sachsen einen Kriegszug unternahm, schlossen sich seine Gegner in Oberdeutschland zusammen und traten mit dem Papst in Verbindung, der sich jetzt den Schein der Mäßigung gab und den Vorteil seiner kirchlichen Stellung ausnützte; auch Otto von Nordheim, der eine Zeitlang hoch im Vertrauen des Königs gestanden hatte, trat wieder zu dessen Gegnern über. Die Herzöge von Schwaben, von Bayern und von Kärnthen und eine Anzahl Fürsten und Bischöfe traten in Ulm zusammen und schrieben auf den Oktober dieses Jahres einen allgemeinen Fürstentag nach Tribur aus, wo der Friede des Reichs und der Kirche hergestellt werden sollte. Diese Versammlung war zahlreich besucht, die Feinde des Königs obenauf; mit einer gewissen Ostentation zeigten sie sich so papistisch wie möglich: ihr Ziel war, wie längst bekannt, die Absetzung des Königs. Allein dies war so leicht nicht zu bewerkstelligen. Der König selbst befand sich mit einer Streitmacht auf der andern, linken Seite des Rheins; aber er war entmutigt und ließ sich zu jeder Bürgschaft künftiger Besserung bereit finden. Trotzdem wäre ein so schroffes Vorgehen von seiten der Versammelten mißlich gewesen, und der Akt hätte nicht einmal genügt, da der Abgesetzte doch durch einen neu zu Wählenden ersetzt werden mußte, und über diesen sowie über manches andre unter den Versammelten keine Einigkeit war. Den halben Verrat nahmen sich wenige übel, den ganzen zu vollziehen, fehlte vielen der Mut. Auch der Papst selbst zögerte. So sehr ihn die Idee der kirchlichen Allgewalt beherrschte, so hatte er doch eine Empfindung für den Gedanken des Rechts und er mochte sich die Frage wohl überlegen, ob er seine großen Ideen mit diesen Fürsten und

Fürstenverschwörung. Tag von Tribur. 1076.

Bischöfen, welche nur vom Eigennutz bewegt wurden, und mit einem von ihnen gewählten, also machtlosen König würde durchführen können.

Die Fürsten und Gregor VII.

So war das Ergebnis eine halbe Maßregel, bei welcher, wie man glaubt, der Abt Hugo von Clugny, der einst den König aus der Taufe gehoben, die Vermittlung übernommen hatte. Der König sollte sich vom Papst die Lösung vom Banne erwirken, bis zum 22. Februar des folgenden Jahres spätestens; gelänge dies nicht, so habe er für immer die Krone verwirkt. Auf den 2. Februar aber wurde ein Fürstentag angesetzt und zu diesem, der in Augsburg gehalten werden sollte, der Papst eingeladen, damit er das Urteil fälle. Der Sinn dieser Beschlüsse war kein andrer, als die Unterwerfung der deutschen Krone unter einen Schiedsspruch des römischen Papstes: jede selbständige Regierungshandlung war dem König untersagt, ebenso wie der äußere Apparat und Schmuck der königlichen Macht, bis er die Lösung vom Banne erwirkt habe.

Das Ereignis von Canossa. 1077.

Dies und nicht was unmittelbar darauf folgte, ist der Moment der tiefsten Demütigung Deutschlands: freiwillig, ohne Not, aus Beweggründen, die bei keinem völlig rein, bei den meisten sehr unlauter waren, machte dieser Fürstenkonvent den Papst zum Schiedsrichter und Herrn der deutschen Dinge. Sie wollten die Absetzung des Königs und wagten sie nicht; weit mehr als Gregor hätte hoffen dürfen, war ihm hier von dieser geistlichen und weltlichen Aristokratie — vorwiegend von der letzteren — von selbst dargeboten: der Schlußstein seiner Theorie, daß die weltliche Gewalt ein Ausfluß der geistlichen, von dieser nach ihrem Ermessen zu geben und zurückzunehmen sei, konnte dort in Deutschland bei der Augsburger Versammlung unverrückbar eingefügt werden. Die stillschweigende Voraussetzung bei ihrem Vorgehen war, daß es dem König nicht gelinge, vor dem Zusammentritt der Augsburger Versammlung die Absolution zu erlangen. Zu Speier, wohin Heinrich sich zurückgezogen hatte, sah er sich mißtrauisch bewacht, und Gregor machte sich seinerseits fertig zur Reise, während er schon die Demütigung nicht weniger Anhänger des gebannten Königs genoß, welche die Alpen überstiegen, um persönlich bei ihm die Absolution zu erflehen. In einem sehr hochmütigen Schreiben — alle amtlichen Kundgebungen dieses Papstes tragen diesen Charakter hochmütiger Demut oder demütigen Hochmuts und haben ihn auf alle Folgezeit des Papsttums vererbt — kündigte er seine demnächstige Ankunft an, und schon war er in Mantua angelangt, als er hörte, daß König Heinrich auf dem Wege nach Italien sei. Er dachte nicht anders, als daß dieser in feindlicher Absicht komme, daß er die Absolution mit Gewalt erzwingen wolle, und er hatte ein Recht zu der Annahme, da er den Wunsch des Königs, persönlich in Rom die Absolution nachzusuchen, schroff abgewiesen hatte. Erschreckt warf er sich nach dem tuscischen Kastell Canossa, der festesten unter den Burgen seiner getreuesten Anhängerin, der Markgräfin Mathilde; auch in der ganzen Lombardei, wo man Gregor tödlich haßte, glaubte man nicht anders, als daß Heinrich komme, um mit den Waffen die Usurpation des Papstes zu züchtigen.

Diesmal aber sollte der scharfblickende, welterfahrene Gregor an dem siebenundzwanzigjährigen König seinen Meister finden. Vergebens hatten die



Trümmer der Burg Canossa. Nach der Natur von Fr. Preller d. J.

Fürsten, die seine Klugheit fürchteten, ihn mit allen möglichen Bedingungen wie mit einem Netze eingehegt: er durchschaute die Lage der Dinge und fühlte, daß er von der zusammenwirkenden Macht des päpstlichen Bannes und der Feindschaft der Fürsten erdrückt werde und daß auf der Augsburger Versammlung der Haß der letzteren den Papst zwingen würde, gegen ihn zu entscheiden, selbst wenn dieser nicht von selbst dahin neigen sollte: es galt, diese Verbindung seiner Feinde zu sprengen und damit jene Versammlung zu vereiteln. Klug und scharfblickend beschloß er die Absolution zu erzwingen — aber nicht mit Waffengewalt, sondern durch moralische Nötigung. Mit einer Energie und klaren Folgerichtigkeit, die man bewundern muß, führte er diesen Plan aus. Er entwich aus Speier, ging in dem ungewöhnlich kalten Winter 1076/77 mit seiner Gemahlin Bertha, deren Wert er jetzt hatte kennen und schätzen lernen, und seinem dreijährigen Söhnlein über die Alpen, den Mont Cenis, und blieb seinem Entschlusse treu, auch als auf lombardischem Boden alle Gegner des Papstes, Bischöfe, Grafen, Capitane, Valvassoren sich ihm zur Verfügung stellten. Er verfolgte seinen Weg; der Papst sah sich überlistet, seine Pläne gekreuzt; aber er konnte einem Sünder, der Buße zu thun gekommen war, doch nicht den Weg versperren; so langte der König mit mäßigem Gefolge vor der Burg an, welche ein Kloster und eine Kirche einschloß. Drei Tage hintereinander erschien er im Gewande der Büßer, in härenem Rock, barfuß, vor der Pforte, Einlaß begehrend: am zweiten Tage vom Morgen bis zum Abend, während drinnen der Abt Hugo von Clugny und die Markgräfin selbst dem Papste Vorstellungen machten, der sich nach heftigem Sträuben erst am dritten Tage der moralischen Notwendigkeit besiegt gab. Die Pforte der inneren Ringmauer öffnete sich: der Papst nahm die Kirchenbuße des Königs an, hob die Exkommunikation auf und brach die Hostie mit dem wieder in die Gemeinschaft der Kirche Aufgenommenen, den er am folgenden Tage mit dem apostolischen Segen entließ.

Wohl hatte er seine Bedingungen gestellt — der König versprach, daß er auch nach seiner Freisprechung dem Papst stets unterthan und gewärtig sein wolle, und wenn er diesem seinem Versprechen untreu werde, solle die Lösung vom Bann ungültig sein: das alles verhüllt nur die Niederlage, die Gregor erlitten, macht sie aber nicht ungeschehen. Die seit lange geläufige Auffassung sieht in der vielberühmten Szene die äußerste Entehrung des Königs — die tiefste Demütigung des Königtums und den höchsten Triumph der päpstlichen Gewalt: sie ist nur insofern ein Triumph des Papsttums gewesen, als der vornehmste der Könige damaliger Welt sich vor der Idee der Kirche in der Person ihres Oberhaupts demütigte — bekannte, daß er gesündigt habe, Buße that in den Formen, welche die Kirche verlangte, die Absolution erlangte von dem Priester, dessen Sache es war, dem reuigen Büßer sie zu erteilen. Im übrigen aber war der Besiegte von Canossa Papst Gregor VII. und der Sieger war König Heinrich IV. Die Bußhandlung an sich hatte nichts Entehrendes — was that Heinrich anders, als was der große Kaiser Theodosius einst zu Mailand gethan? — und die Lombarden warfen ihm nicht diese Handlung an sich, sondern nur das vor, daß er sie vor diesem Papste, seinem und ihrem Tod-

Erklärungstafel.

Rex rogat Abbatem! Mathildim supplicat atque,
Der König bittet den Abt und fleht Mathilden an.

Kaiser Heinrich IV., auf dem Haupte die von der gewöhnlichen Vorstellung abweichende Diademkrone, auf deren Reif drei lilienartige Aufsätze, kniet vor der Markgräfin Mathilde zu Canossa.

Gleichzeitige Darstellung aus der Pergamenthandschrift des Mönchs Donizo im Kloster zu Canossa: „Leben der Mathildis", welches derselbe für Mathilde schrieb und in ihrem Todesjahre 1114 vollendete. Parteiisch gegen Heinrich IV., für Mathilde, Gregor und Heinrich V. Genaue Nachbildung.

Jetzt in der Vatikanischen Bibliothek zu Rom.



Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld u Leipzig.

Kaiser Heinrich IV kniend vor der Markgräfin Mathilde zu Canossa.

Gleichzeitige Darstellung. Siehe Erklärungstafel.

feinde, geleistet habe. Mit der Lösung vom Banne aber, die er erzwungen, war er wieder König, — der König, dem man nach geschworenem Eid und göttlichem Worte Gehorsam schuldig war. Die Augsburger Versammlung war eigentlich jetzt gegenstandslos, und was immer der Papst zunächst vornehmen wollte, er trat damit aus seiner geistlichen Rolle, aus dem Boden, wo er unüberwindlich war, heraus auf ein Gebiet hinüber, wo er das Recht nicht für sich hatte: vor allem aber, er hatte das — stillschweigende oder ausdrückliche — Abkommen mit den deutschen Gegnern des Königs gebrochen, die ihm nicht mehr vertrauen konnten. Nicht umsonst hatte er sich gesträubt, — er hatte Grund, die Kirchenbuße Heinrichs für nicht aufrichtig zu halten und vielleicht hatte er recht: sie war ebenso wahr und ebenso unwahr wie Gregors eigne Stellung, der selbst unaufhörlich Geistliches und Weltliches vermengte, und der hier von dem jüngern Manne mit seinen eignen Waffen geschlagen wurde.

Dies zeigte sich alsbald. Die Lombarden waren anfangs sehr ungehalten über den König, und er sah sich bei seiner Rückkehr schlecht empfangen. Aber er verlängerte seinen Aufenthalt in dem Lande und man verstand sich bald wieder. Die radikale Partei unter den deutschen Fürsten aber mußte jetzt offen hervortreten. Sie vollendeten ihren Hochverrat, indem sie nun, betroffen und verwirrt über die neue Wendung der Dinge — wie ein Donnerschlag hatte sie die Nachricht von der Absolution Heinrichs getroffen — eine Fürstenversammlung nach Forchheim beriefen, zu der sie auch den Papst einluden, und auf dieser Versammlung (März 1077), die nichts weniger als vollzählig war und z. B. nur dreizehn Bischöfe zählte, den Herzog von Schwaben, Rudolf, Heinrichs Schwager, zum Könige wählten. Es geschah in Gegenwart päpstlicher Legaten, aber ohne ausdrückliche Billigung Gregors, der auch sich weigerte, den Bann gegen Heinrich zu erneuern und Rudolf sofort anzuerkennen: noch immer war es sein Gedanke, förmlich als höchster Richter über die deutsche Krone zu verfügen. Die Krönung des neuen Königs, der die Stimmen von vornherein mit lästigen Versprechungen hatte erkaufen müssen, wurde durch einen im Fahnenwechsel geübten Mann, den Erzbischof Sigfried von Mainz vollzogen: der Lebenswandel des Gegenkönigs war übrigens, so viel ersichtlich ist, keineswegs besser als der Heinrichs gewesen, ohne daß die Kirche und ihr Oberhaupt sich daran besonders gestoßen hätten.

Wirkungen. Gegenkönig Rudolf.

Ein langer, furchtbarer, verderblicher Bürgerkrieg nahm jetzt seinen Gang. An der Spitze der Fürstenpartei, die sich einen ohnmächtigen Wahlkönig gegeben, stand Otto von Nordheim, ihr Führer in jeder Hinsicht im Rat wie im Felde. Die Kräfte waren ziemlich gleich gewogen. Heinrichs Stellung aber hatte sich offenbar bedeutend verbessert: überall trat eine Partei für ihn hervor, auch auf den Kanzeln wurde seine Sache geführt, und die Landgeistlichkeit war vielfach für ihn, da sie ihre Stellen und ihre Frauen durch den kirchlichen Radikalismus der Gregorianer gefährdet sahen. Alles scharte sich um ihn, was bei der bestehenden Rechtsordnung seine Rechnung gefunden hatte; die Rechtsfragen wurden untersucht und erörtert; höchst zweideutig aber benahm sich fortwährend der Papst, welcher von zwei Königen sprach und



Die eherne Grabplatte Rudolfs von Schwaben im Dom zu Merseburg.

als im November sein Legat den Bann wider Heinrich erneuerte, dieses Verfahren nicht anerkannte. Mit Vorliebe pflegte er das Wort des Propheten anzuführen: „verflucht, wer seine Hand vom Blute enthält", und blutig genug ging es in der That zu: für wen das Blut zu vergießen sei, sagte er nicht. König Heinrich aber zeigte sich jetzt als ein Gegner von nicht gewöhnlicher Furchtbarkeit. Er bewies sich versöhnlich, empfing die päpstlichen Legaten im Anfang des Jahres 1078 sehr achtungsvoll, verabsäumte aber darüber seine kriegerischen Vorbereitungen keineswegs und namentlich im Felde zeigte er, eine militärische Natur, sich im vorteilhaftesten Lichte. Rudolf hatte seinen Sitz inmitten des sächsischen Landes, auf dem seine Stärke beruhte, in Goslar genommen; Heinrich verteidigte das wichtige Würzburg, den Schlüssel zum oberen Deutschland. Bei einem neuen Anmarsch der Sachsen gegen diese Stadt, August 1078, kam es bei **Melrichstadt** in Franken zu einer Schlacht, bei der Rudolf sich keine Lorbeern errang, die aber keine Entscheidung brachte; nur wilder und zerstörender wurde bei der gegenseitigen Erbitterung der Krieg. Seine festeste Stütze hatte Rudolf in dem Hasse der Sachsen gegen Heinrich,

---

Inschrift:

Rex hoc Rodulfus patriae pro lege peremptus
plorandus merito conditur in tumulo.
Rex illi similis, si regnet tempore pacis,
Consilio gladio non fuit a Karolo.
Qua vice res viruit, hic sacra victima belli
— mors sibi vita fuit — ecclesiae cecidit.

Übersetzung:

König Rudolfus, der für der Heimat Rechte gefallen,
Zu beklagen mit Recht, ruhet hier aus in dem Grab.
Einen König, der ihm, hätt' in Friedenszeit er geherrschet,
Gleich war in Rat und in That, gab es seit Karolus nicht.
Wo seine Sache gesiegt, da als ein heiliges Opfer
(Leben ward ihm der Tod) fiel für die Kirche er selbst.

während dieser ihm in seinem eignen Herzogtum, in Schwaben, wo Rudolf nie beliebt gewesen war, einen gefährlichen Feind erweckte in einem Grafen Friedrich von Büren oder von Staufen, dem er im folgenden Jahr (1080) seine einzige Tochter Agnes verlobte. Im Januar dieses Jahres stieß man wiederum zusammen bei Flarchheim, zwischen Mühlhausen und Langensalza. Rudolf und der gefährlichste der Gegner des Königs, Otto von Nordheim, errangen diesmal den Sieg, aber diese Schlachten entschieden nichts und der zerstörende Krieg ging weiter. Im März desselben Jahres (1080) nahm endlich Gregor VII. offen Partei für Rudolf und erneuerte den Bann gegen den rechtmäßigen König. In der Rede, die er vor der römischen Synode bei dieser Gelegenheit hielt, erkennt man deutlich, wie die Leidenschaft und die unsinnige Theorie, welche er sich oder, wenn man will, die sich allmählich von selbst über die Omnipotenz des heiligen Petrus und seines Nachfolgers gebildet hatte, seinen klaren Geist verdunkelte; der Bann übte auch keineswegs die Wirkung mehr wie das erste Mal. Auch die Gegenpartei ward jetzt allmählich beredt und konnte es sein, da sie sich im guten Recht fühlen durfte: auch wußte die Mehrzahl der deutschen Bischöfe wohl, um was es sich handelte und daß die Sache des Königs gegen den Papst und die deutsche Laienaristokratie ihre eigne war: „der gefährliche Mensch," sagten sie von Gregor, „will allmächtig sein und den Bischöfen, als wären sie seine Meier, gebieten." Zunächst entsetzte eine Synode zu Mainz Gregor und beschloß die Wahl eines neuen Papstes. Diesem Beschlusse trat eine zahlreichere Versammlung geistlicher und weltlicher Herren zu Brixen bei und hier ward auch von den deutschen und lombardischen Bischöfen der Gegenpapst gewählt — der Erzbischof Wibert von Ravenna, ein Mann, der selbst seinen Gegnern eine gewisse Achtung abnötigte, dessen Anerkennung aber nicht von der Güte seiner Person, seiner Sache und seiner Gründe, sondern nur von dem Geschick des Krieges abhing.

Gregor selbst warf sich jetzt mit voller Leidenschaft in diesen Krieg: überall schaute er nach Bundesgenossen aus und seine Legaten bereisten verschiedene Höfe; die Grenzlinien zwischen Geistlichem und Weltlichem waren, wie es bei der menschlichen Natur und bei solchem Streit fast unvermeidlich ist, seinem Blick entschwunden, und er mußte bei diesen ungeistlichen Bestrebungen auch eine Reihe von Enttäuschungen erfahren. Die bitterste stand ihm unmittelbar bevor. Im Oktober 1080 waren sich die Heere in der Naumburger Gegend so nahe gerückt, daß es bald zum Zusammenstoße kam: bei Hohen-Mölsen unweit der Elster. Die Tapferkeit und geschickte Leitung Ottos von Nordheim errang den vollständigsten Sieg: aber wie er von der Verfolgung des geschlagenen Feindes zurückkehrte, fand er eine große Bestürzung im sächsischen Lager: ihr König Rudolf lag schwer verwundet in seinem Zelte. Es war kein Gedanke an Rettung; die rechte Hand war ihm abgehauen, ein Schwerthieb oder Lanzenstoß ihm in den Leib gedrungen; noch in der Nacht verschied er. Wenn je ein Gottesurteil für eine gläubige Zeit einleuchtend war, so war es dieses: es war die Schwur-

Bürgerkrieg in Deutschland. Rudolfs Tod. 1080.



Die abgehauene Hand Rudolfs von Schwaben.
In der Sakristei des Doms zu Merseburg.

hand, jene Rechte, mit welcher er einst seinem König Treue gelobt hatte, und jene späteren Erzählungen, daß der Sterbende noch den Umstehenden die Verantwortung für sein Königtum zugewälzt und Reue kundgegeben habe, und daß der königstreue Neffe des Herzogs Gottfried von Niederlothringen und dessen Nachfolger im Herzogtum, Gottfried von Bouillon, der noch zu einer rühmlichen Rolle aufgespart war, ihm die Reichslanze in den Leib gestoßen, spiegeln jenen ersten tiefen Eindruck wieder. Das Gewicht dieses Gottesurteils, das jetzt die Partei St. Peter — dies war ihre Losung in der Schlacht gewesen — verwirrte und das allenthalben die Anhänger des Königs belebte und vermehrte, ward noch verstärkt durch die zuversichtlichen Worte, mit welcher Gregor selbst den baldigen Tod des falschen Königs — er meinte Heinrich — vorausgesagt hatte.

Heinrich in Italien. Gegenkönig Hermann.

Die Unterhandlungen, welche nach diesem Ereignis zwischen den Parteien in Deutschland gepflogen wurden, führten zu keinem Ergebnis. Der Kriegszustand blieb; immerhin aber hatte Heinrichs Lage sich so weit gebessert, daß er den Gedanken fassen konnte, durch einen Zug nach Italien die Entscheidung zu suchen. Der Gedanke war gut: Gregor hatte dort viel von seinem Anhang verloren, die Normannen und der „Schlaukopf“ Guiscard, der sie führte, dachten an ihre Interessen und nicht an die der Kirche; selbst unter den Vasallen der Markgräfin nahm der Abfall überhand und Heinrich, der staatsmännischen Geist und die Kunst seinen Gegner ins Unrecht zu setzen besaß, zeigte sich mit guter Absicht keineswegs unversöhnlich: nur mit mäßigem Kriegsvolk erschien er diesseits der Alpen. Man suchte auch Gregor für eine Versöhnung zu gewinnen, aber ganz vergebens. Nie war, soll man sagen sein Glaube, soll man sagen sein Selbstgefühl, zuversichtlicher: die Eidesformel, welche er für den etwa an Rudolfs Stelle zu Wählenden aufsetzte, war selbst für das Bewußtsein jener Zeit eine Thorheit: er verlangte, daß dieser ihm, dem Papste, den Vasalleneid leisten solle. Der Zug nach Rom (Mai 1081), den Heinrich mit geringer Streitmacht unternahm, mißglückte. Die Proklamation, die er an Klerus und Volk richtete, so klug und gemäßigt sie war, hatte jedoch keine Wirkung und in Deutschland schritten seine Gegner, aufs neue durch diesen Mißerfolg ermutigt, zu einer neuen Königswahl, welche auf einen reichen Herrn aus dem luxemburgischen Hause, Hermann, fiel, der dann vom Erzbischof Sigfried von Mainz, aber zu Goslar, auf sächsischem Boden, gekrönt wurde (Dezember 1081). Die Wage stand hier in Deutschland, wo der Bürgerkrieg damit wieder eröffnet war, gleich: weder konnten die Sachsen dem Papst, noch die Partei Heinrichs ihrem Könige Beistand bringen, und ein zweiter Zug Heinrichs vor Rom (März 1082) war erfolglos wie der erste gewesen. Doch blieb sein Heer vor der Stadt zurück, welche ohne Entsatz sich nicht lange halten zu können schien. In Deutschland wurde die Angriffskraft des Gegenkönigs durch den Tod Ottos von Nordheim, des bedeutendsten Mannes der Partei, gelähmt (1083), und Hermann zog sich nach Sachsen zurück, anstatt nach Italien vorbrechen zu können. Im Jahre 1083 nahm Heinrich den Angriff auf Rom energisch wieder auf; Anfang Juni drang seine Streitmacht ein und sein Papst wurde in St. Peter als Clemens III. ausgerufen, während Gregor in der Engelsburg den Bann gegen den König erneuerte.

Weshalb Heinrich den halben Sieg nicht vervollständigte, ist nicht recht deutlich: er unterhandelte mit dem römischen Adel und mit dem griechischen Kaiser, welcher ihren gemeinsamen Feind, die Normannen, niederwerfen wollte: in dieser verworrenen Lage berief Gregor eine große Synode nach dem Lateran, auf welcher der Streit entschieden werden sollte und deren Spruch er sich unterwerfen wollte. Eine trügliche Hoffnung auf Versöhnung zeigte sich; — man bestürmte den Papst, als diese Synode, wenig besucht, eröffnet ward, um diese Versöhnung: aber er konnte sich nicht überwinden, oder er glaubte fortwährend, die Sache Gottes zu führen. Allmählich aber wurde die Bürgerschaft Roms der Opfer müde. Heinrich bemächtigte sich des Laterans, und wenn auch Gregor die Engelsburg, und einige der Adeligen, welche ihm anhingen, ihre Burgen und Kastelle in der Stadt behaupteten, so konnte der König nun doch Clemens III. als Papst weihen lassen, worauf dieser ihm und seiner Gemahlin die kaiserliche Krone aufs Haupt setzte (März 1084). Gregor zeigte große Festigkeit und blieb in der Engelsburg, welche belagert wurde; er hoffte auf den Normannenherzog Robert Guiscard, der in der That endlich ein Heer heranführte, während der Kaiser und Papst Clemens die Stadt wieder verlassen hatten.



Heinrich IV. mit Krone, Zepter und Reichsapfel thronend.
Miniature aus Mönch Ekkehards von Aurach Kaiserchronik vom J. 1113. Handschrift zu Cambridge.

Die Szene änderte sich abermals. Die Normannen, ein zahlreiches Heer, aber eine ziemlich gemischte Gesellschaft, auch Sarazenen von Sizilien darunter, bemächtigten sich ohne viel Gegenwehr der Stadt und befreiten so den Papst. Aber die Tötung eines herzoglichen Vasallen weckte den Grimm des hochmütigen Normannenfürsten, der nun über die Stadt ein barbarisches Strafgericht verhängte, indem er sie seinen Raubscharen überließ. Sie hausten allen Nachrichten zufolge schlimmer, als irgend ein andres Volk an dieser Stätte gehaust hat, und sie schnitten damit das Band zwischen der römischen Bevölkerung und dem Papst Gregor, der Zeuge dieser Scheußlichkeiten sein mußte und im Grunde für sie die Verantwortung trug, auf immer entzwei. Er konnte sich allein nicht mehr in Rom halten: es war nirgends mehr für ihn Raum als im Lager der Normannen, welche doch noch wesentlich andere Interessen hatten, als die des heiligen Petrus. Mit ihnen zugleich verließ Gregor die

Die Normannen in Rom.

Stadt. Seine Laufbahn endete, wie ein beredter Geschichtschreiber sich ausdrückt, in den Trümmern Roms.

Untergang Gregors. 1085.

Er war eine gefallene Größe: obgleich er sofort, in Salernum angelangt, neue Pläne entwarf und Legaten in die Welt sandte, schwand doch die Hoffnung bald, wieder im Lateran einzuziehen, da sein Verbündeter, Robert Guiscard, auf einem Kriegszuge gegen den griechischen Kaiser, bei dem er sogar Konstantinopel zu erobern gedachte, sehr schlechte Geschäfte machte. Er war am Ziele: im Mai 1085, zu Salernum, starb Gregor VII. Eines seiner letzten Worte, „ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt, deshalb sterbe ich in der Verbannung," beweist, daß er bis zu seinem Lebensende seinen Glaubensanschauungen getreu blieb. In der That findet Reue, die Frucht aufrichtiger und unbefangener Selbstprüfung, bei solchen Männern und namentlich bei Priestern, welche mehr als andre der Gefahr der Knechtung durch bloße Worte ausgesetzt sind, keine Stelle und zu bereuen allerdings hatte Gregor insofern nichts, als ihm gemeine Beweggründe — gemeiner Ehrgeiz, gemeine Eigensucht, gemeiner Haß oder Neid gänzlich fern waren. Jene von der ursprünglichen Religion Jesu Christi so weit abliegende Vergöttlichung der sichtbaren Kirche, welcher der arme, feurige und doch schwache Fischer vom See Genezareth als eine Art von Gott galt, hat Gregor nicht erfunden, sondern sie ward ihm schon als Glaube der ganzen Zeit und als Bestandteil einer schon lange vorher entwickelten Gedankenwelt entgegengebracht: und wir dürfen von ihm sagen, daß er mit einem unserem heutigen Bewußtsein schwer begreiflichen aber aufrichtigen Idealismus sich in die Anschauung versenkte, daß die weltlichen Mächte alle, welche immer sie seien, der geistigen, göttlichen, kirchlichen, päpstlichen sich zu unterwerfen hätten. Denn, so geht der einfache Gedankengang für den, der einmal sich diese doch sehr wirkliche und in dieser Wirklichkeit sehr menschliche Kirche idealisiert, — Geistliches ist höher als Weltliches, Göttliches höher als Menschliches, und so ziemt es sich, daß dieses jenem, nicht jenes diesem gehorche: eine Anschauung, der eine gewisse Erhabenheit nicht abzusprechen ist, wenn man einmal davon absieht, wie ungöttlich sich diese Dinge in Wirklichkeit entwickelt haben. Jene weltgeschichtliche Selbsttäuschung aber, welche in unserm Jahrhundert mehr und mehr zur Lüge wird, — die kirchlich gleich göttlich, päpstlich gleich kirchlich und so päpstlich gleich göttlich nimmt — war in ihm eine Wahrheit, an welche er wirklich geglaubt hat: und durch seine mächtige Persönlichkeit gewann diese Lüge, oder milder ausgedrückt diese Vorspiegelung religiöser Phantasterei erst recht Kraft. Aber freilich nicht jene Kraft, welche Gregor und die Idealisten, welche ihm folgten, in ihr suchten — die Kraft, die Menschen zu bessern und die Welt christlich zu machen. Vielmehr trat das Umgekehrte ein, daß die Kirche verweltlichte: sie hörte mehr und mehr, von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr auf, Kirche zu sein und wurde von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr zu einem S t a a t e, der seinen in vieler Beziehung sehr weltlichen Charakter bald mit mehr, bald mit weniger Glück unter feierlichen Formen und mit allerlei Selbsttäuschung verhüllt und vor sich selbst verbirgt. Immerhin hat ein Idealismus wie der Gregors etwas Großes, aber zugleich etwas in seiner Rücksichtslosigkeit Furchtbares: „verflucht sei, wer seine Hand enthält vom Blute:" über seine Zeitgenossen hat er mit dieser Rücksichtslosigkeit, die einen unfehlbaren Geist erfordern

würde, den nur ein kindlicher oder kindischer Wahn einem Menschen zuschreiben kann, unendliches Unheil gebracht und von wohlthätigen Wirkungen der maßlosen Ansprüche der geistlichen Gewalt, die er auf die Spitze trieb, ist auch in der Folgezeit wenig zu spüren.

Letzte Zeit Heinrichs.

Der Kampf dauerte fort, da seine Partei ihn überlebte; indes verliert er doch an unmittelbarem Interesse und er ist in seinen einzelnen Erscheinungen und Wechselfällen den bisherigen so gleich, daß man seine weitere Geschichte bis zum Tode Heinrichs IV. kurz zusammenfassen kann. Im Jahre 1084 war Heinrich als Kaiser nach Deutschland zurückgekehrt und blieb nun dort bis zum Jahre 1090. Der Krieg dauerte fort und machte seine zerstörenden Wirkungen geltend: die Raubburgen erhoben sich und die Klosterbauten mußten erweitert werden, weil sie nicht alle faßten, welche hinter ihren Mauern dieser greulichen Welt entfliehen wollten. Im Volke — unter allen denen, deren Leben nicht auf Krieg gestellt war — sehnte man sich nach Frieden und die Idee des „Gottesfriedens", welche sehr populär geworden war, wurde auch in der That in einer Reihe von Sprengeln durchgeführt; die königstreue Diözese Lüttich, ihr Bischof Heinrich und sein Klerus machten den Anfang 1081; die große Diözese von Köln schloß sich an 1083: den Reichsfrieden aber konnte man, obgleich es an Versuchen nicht fehlte, nicht finden. Im August 1086 verlor Heinrich noch einmal eine Schlacht bei Pleichfeld in der Nähe von Würzburg gegen seinen Widersacher Hermann, der aber gleichwohl keine eigentlichen Fortschritte machte und im Sommer 1088 sein unnützes Leben einbüßte; der ehrgeizige und verräterische Markgraf Ekbert von Meißen, der dessen Rolle fortsetzte, wurde, als er sie bereits ausgespielt hatte, 1090 von einigen Kaiserlichgesinnten auf sächsischen Boden erschlagen, und im Jahre 1090 war der Friede in Deutschland wenigstens so weit gesichert, daß Heinrich nach Italien gehen konnte, wo seine Gegner das Übergewicht besaßen und von wo aus sie es in ihrer Macht hatten, den Aufruhr in Deutschland immer wieder neu zu entzünden.

Krieg in Deutschland. Urban II.

Nach Gregors Tode war dessen Partei in einiger Verlegenheit, da niemand die Erbschaft antreten wollte. Der Abt Desiderius von Monte Cassino entschloß sich endlich dazu. Er, Viktor III., hatte während seines kurzen Pontifikats die schwersten Tage: um Rom, in Rom selbst tobte der Kampf zwischen seinen Anhängern und denen Clemens' III., und die Umgegend der Peterskirche, ja diese selbst ward zum Kriegsschauplatz. Als er 1088 gestorben, wählte die gregorianische Partei zu Terracina den Bischof Leo von Ostia, Urban II., der in seinen Grundsätzen ebenso streng als Gregor, Franzose von Geburt, geschmeidiger und klüger war als dieser. Er ward anerkannt in Spanien, in Frankreich, in England, in einem großen Teil Italiens, aber in Rom konnte er sich nicht festsetzen, ehe des Kaisers Macht gebrochen war. Er befestigte die Verbindung der italischen und der deutschen Gegner des letzteren durch Vermählung des jungen Welf, des siebzehnjährigen Sohnes des Hauptes der deutschen Gegner Heinrichs, mit der mehr als vierzigjährigen Markgräfin Mathilde, die auch dieses Opfer einer zweiten Scheinehe ihrem Eifer für den heiligen Petrus brachte. In den Jahren 1090 bis 1092 war der Kaiser in Italien, mit wechselndem Glück; fast wäre im Jahre 1092 seine schlimmste Feindin, die Markgräfin, in Canossa selbst in seine Hände gefallen. Die bedenklichen Zustände in Deutschland riefen ihn dorthin zurück. Aber das Unglück verfolgte ihn hier in einer neuen Gestalt. Er hatte sich

im Jahre 1088 zum zweitenmal, mit der Witwe des Markgrafen der Nordmark, einer Fürstin russischer Abkunft, Eupraxia oder Praxedis, welche in Deutschland den Namen Adelheid annahm, vermählt; aber die Ehe gedieh zum Unglück und eben dieses Weib war mit thätig, seinen Sohn aus der Ehe mit Bertha, den jetzt neunzehnjährigen König **Konrad**, zum Verrat an seinem Vater zu verleiten.

Abfall Konrads.

Die Motive dieses Verrats, der im Jahre 1093 zu Tage trat, sind nicht völlig klar: der Jüngling wird als ein schöner, gewandter, gebildeter Mensch geschildert, „durchaus katholisch“, wie eine Quelle rühmt, und so waren es wohl kirchliche Skrupel und Meinungsverschiedenheiten, welche die Entzweiung herbeiführten, Meinungsverschiedenheiten, die sich freilich auf beiden Seiten mit sehr weltlichen Interessen unaufhörlich verflochten und verschmolzen. Es geschah auf italischem Boden und der Anhang Urbans und der Markgräfin machte ihn zum Haupt und Bannerträger der päpstlichen Partei. Aufs neue wurden jetzt die früheren Mittel, mit denen man den Kampf gegen den Kaiser geführt und geschürt hatte, hervorgeholt und diesmal mit nicht geringem Erfolg, da seine Gemahlin selbst schamlos genug war, um den gehaßten Gemahl zu verderben, ihre eigene Schuld und Schande vor aller Welt kund zu thun. Mit diesem Weibe verbündete sich die große Gräfin, welche ihr Biograph mit Debora vergleicht: man wird es müde, diese Heldenthaten des frommen Hasses und der Parteiwut zu erzählen. In Italien gewann diese Partei Urbans und der Gräfin so die Oberhand, während man in Deutschland des Kämpfens allmählich müde wurde und die Gottesfriedensbewegung, an deren Spitze der Kaiser selbst sich hielt, immer mehr Boden gewann. Eine neue Erregung der Geister, die wir bald kennen lernen werden, setzte die kirchlichen Triebfedern in neue und rasche Bewegung, — der Gedanke, den schon Gregor mit Eifer gehegt hatte, das heilige Grab und die übrigen heiligen Stätten den Ungläubigen zu entreißen, war plötzlich praktisch geworden, und Papst Urban war ganz der Mann, diese Bewegung den Zwecken kirchlicher Macht dienstbar zu machen: im Jahre 1095 hielt er die große Kirchenversammlung zu **Clermont** ab, deren Glanz und Begeisterung nach Italien zurückwirkte. Rom selbst blieb freilich seit den Greueln der Normannen im Jahre 1084 für einen Papst der gregorianischen Partei ein unsicherer Besitz. Erst Ende 1096 zog er zu längerem und ruhigerem Aufenthalte dort ein,



Der junge Konrad, Heinrichs IV. Sohn.

Gleichzeitige Darstellung aus der Pergamenthandschrift des Mönchs Donizo von Canossa: „Leben der Mathildis,“ 1114 vollendet. Jetzt in der vatikanischen Bibliothek zu Rom.

während Heinrich, der in den letzten Jahren ziemlich machtlos auf italischem Boden gelebt hatte, jetzt Italien verließ und nach Deutschland zurückkehrte, nachdem er mit dem Hause Welf, dessen Habgier die Markgräfin Mathilde getäuscht hatte, seinen Frieden gemacht hatte.

Beginn der Kreuzzüge. Friedliche Zeit.

Es kam eine verhältnismäßig ruhigere Zeit, da durch die beginnenden Kreuzzüge die Interessen in der That eine andre Richtung nahmen, und Heinrich bemühte sich den Friedenszustand durchzuführen, was denn auch im größeren Teil von Deutschland, in Bayern, Schwaben, Sachsen gelang. Es war eine Zeit, wo man wieder Hoffnung schöpfen konnte und wo die persönliche Bedeutung Heinrichs, die staatskluge sichere Haltung, die er sich allmählich errungen, wirksam hervortrat. Wir haben Schilderungen dieses glücklichen Friedenszustandes, bei dem das Volk wieder aufatmete und der Stand der kriegerischen Vasallen, der durch die seitherigen Kämpfe zahlreich und übermütig geworden war, wieder etwas zurücktrat: aber es war freilich noch immer ein schwankender Boden und namentlich auf die Bischöfe konnte der Kaiser sich nicht mehr sicher verlassen, weniger weil auch in den Kreisen der deutschen Geistlichkeit allmählich die gregorianischen Ideen sich verbreiteten, als weil sie sich vor den aufstrebenden städtischen Bevölkerungen, der festesten Stütze Heinrichs, fürchteten. Im Jahre 1099 (Juli) starb Urban, wenige Tage, nachdem das Heer der Kreuzfahrer die heilige Stadt erobert hatte. Aber dem Kaiser und seinem Gegenpapst kam dieser Todesfall nicht zu gute. Ohne Zögern wählten die Kardinäle einen neuen Papst, Paschalis II.; Clemens III., der seit zwanzig Jahren die undankbare Rolle eines kaiserlichen Papstes spielte, starb im folgenden Jahre 1100. Von der Aufstellung eines Gegenpapstes nahm Heinrich einstweilen Umgang, obgleich Versuche zur Erhebung eines solchen in Rom gemacht worden waren. Mit rühmlichem Nachdruck setzte er seine Bemühungen um den Landfrieden fort. Im Jahre 1099 (Juni) war sein zweiter Sohn, der damals sechzehnjährige Heinrich, zu Aachen zum König gekrönt worden; im Jahre 1101 starb zu Florenz der ältere, der unglückliche König Konrad, der zu spät gemerkt hatte, wie wenig er bedeutete und daß er Zwecken diente, welche nur den Schein des Gottwohlgefälligen und die Maske des Kirchlichen trugen. Heinrich IV., der früh zu altern begann, trat einem Gedanken näher, den das neue Zeitalter, das mit der Kreuzfahrt begonnen, ihm darbot. Die Begeisterung für diese Züge hatte sich jetzt auch einigermaßen den deutschen Bevölkerungen mitgeteilt, welche diese Idee anfangs nur mit neugierigem Staunen aber kalt aufgenommen hatten: er sprach zu Mainz (1103) seine Absicht aus, nach dem heiligen Lande zu ziehen und die Regierung seinem Sohn zu übergeben.

Allein einen so versöhnenden Schluß sollte dieses von allen Dämonen gehetzte Leben nicht finden. Heinrich gedachte erst die Beruhigung des Reiches zu vollenden: an demselben Tage, an dem er jenen rühmlichen Entschluß aussprach, wurde ein Reichsfriede beschworen, von dem gemeldet wird, daß er mehrere Jahre leidlich gehalten worden und daß er dem niederen Volke namentlich, den erwerbenden Klassen, den Kaufleuten, Bauern, Juden zu gute gekommen sei, Volksklassen, für deren Interessen Heinrich IV. immer Verständnis gezeigt hatte. Das Ansehen des Kaisers war offenbar im Steigen, und selbst die Erneuerung des Bannfluchs durch Paschalis II. hatte keine rechte Wirkung, da ihr ein einleuchtender Grund oder Vorwand abging. Nichts destoweniger

war es für ihn ein Unglück, daß er mit dem Papsttum — dem reformierten Papsttum, dessen Nimbus durch die Erfolge im Osten für den Augenblick noch ungemein gestiegen war — zu keinem Abkommen gelangen konnte, und der lange Bürgerkrieg hatte außerdem überall Keime, Ansätze, Beweggründe oder Vorwände zu neuen Unruhen hinterlassen. Auch gab es bei den damaligen gesellschaftlichen Zuständen Deutschlands nicht wenige, denen mit einem dauernden Frieden überhaupt nicht gedient war.

Neue Fürstenverschwörung. König Heinrich.

So entstand in dem gepriesenen Lande der Treue ohne deutlich erkennbaren Grund abermals eine Fürstenverschwörung, und sie suchte und fand ihr Haupt in dem gekrönten König und Thronfolger Heinrich selbst. Seine spätere Geschichte zeigt, daß er herrschgierig und zum Herrschen fähig war; die Regierung des Vaters dauerte ihm zu lang; auch fürchtete er vielleicht, daß unter diesem die königliche Macht noch weiter geschwächt werden würde: ein harter, böser, verschlagener Mensch gab er sich zu der Rolle her, welche ihm die verschworenen Fürsten anboten und bei deren Durchführung er auf die Partei der Gregorianer zählen konnte, wobei er freilich im voraus die Absicht hegte, sie zu täuschen. Im Dezember 1104, als er den Kaiser bei einem Zug gegen einen ungehorsamen Vasallen und Landfriedensbrecher nach Sachsen begleitete, verließ er das kaiserliche Lager, begab sich nach Bayern, schickte Botschaft an den Papst, und bald sammelte um ihn von neuem sich alles, was aufrichtiger Haß, Verlangen nach Neuerung, papistischer Fanatismus gegen den Kaiser waffnen konnte, der, wie man sich jetzt wieder plötzlich erinnerte, noch immer im Banne war. König Heinrich hatte von seinem Vater eines geerbt, die Kunst der Verstellung, und namentlich wußte er mit großer Virtuosität den Devoten zu spielen: der päpstliche Segen fehlte dieser Sache nicht, wenngleich der König keineswegs überall nach den neukirchlichen Grundsätzen verfuhr. Im Jahre 1105 rückten die zwei Heere, Vater und Sohn, Kaiser und König, wider einander ins Feld, und im August trennte, nachdem Unterhandlungen sich zerschlagen hatten, nur der Fluß Regen diese Heere. Der Sohn aber, klug genug, wich selbst dem Kampfe aus: er wolle nichts, ließ er sich vernehmen, als daß sein Vater sich mit dem Papste versöhne: er hatte Verbindungen bei dem Heere jenseits des Flusses und der Kaiser wußte wohl, wie wenig den deutschen Fürsten zu trauen war. Er gab selbst seine Sache auf und verließ sein Heer, das sich auflöste. Die Macht des Königs stieg, der Kaiser, ohne Heer und entmutigt, kam im Oktober 1105 nach Mainz, aber verließ diese Stadt wieder, welche nun dem Könige, seinem Sohne, sich unterwarf. Heinrich IV. schwankte in seinen Entschlüssen eine Zeitlang: er stellte sich endlich zu einer Unterredung mit seinem Sohne zu Coblenz. Dieser spielte hier seine Rolle mit vollendeter Kunst: er beschwor seine kindliche Gesinnung, seine Vasallentreue, wenn jener nur mit dem apostolischen Stuhl seinen Frieden machen wolle. So gewann er ihn in seine Gewalt: statt ihn nach Mainz zu führen, wohin eine Fürstenversammlung entboten worden, wo die Bevölkerung aber sehr kaiserlich gesinnt war, brachte er ihn nach der Burg Böckelheim an der Nahe, und hier endlich, durch Drohungen und Mißhandlungen, zu denen der Bischof von Speier herbeibeschieden war, mürbe gemacht, das Äußerste befürchtend, entschloß Heinrich IV. sich zur Abdankung, welche der Bischof am 27. Dezember den zu Mainz um den König versammelten Fürsten überbrachte.

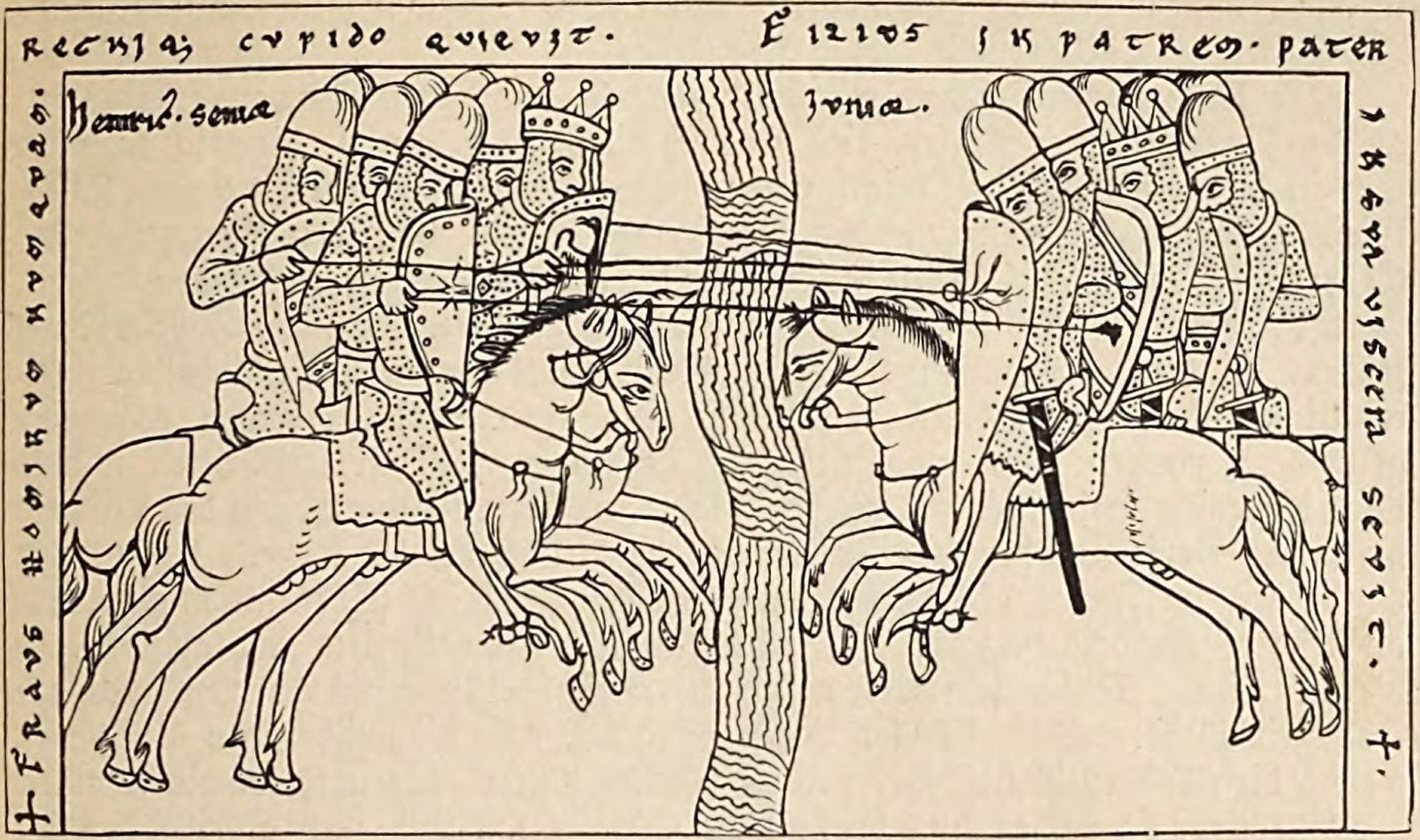


Abbildung aus der Jenenser Handschrift von Ottos von Freising Chronik, den drohenden Zusammenstoß Heinrichs IV. mit seinem Sohne Heinrich (später dem V.) bei Regensburg darstellend.

Höchst charakteristisch für Kriegsrüstung und Kampfweise der Zeit. Jede der beiden Parteien sprengt mit eingelegten Lanzen gegen die andere, der Fluß Regen trennt sie noch. Kaiser Heinrich IV. ist kenntlich am einköpfigen Reichsadler auf dem Schilde und der Überschrift „Heinricus senior“. Der Sohn ist bezeichnet „Heinricus junior“. Die Umschrift des Bildes lautet:

„Fraus hominum numquam regnique cupido quievit;
Das Unrecht der Menschen und die Begier nach der Herrschaft hört niemals auf;
Filius in patrem, pater in sua viscera sevit.“
Der Sohn wütet gegen den Vater, der Vater gegen sein eignes Fleisch und Blut.

Die Stelle in Ottos von Freising Weltchronik, geschrieben um 1144, lautet: „So nimmt jeder von beiden, der Sohn und der Vater, am andern Ufer des Flusses Regen St llung Schon sind die Lager aufgeschlagen, schon die Schlachtreihen geordnet, schon entflammen zu dem mörderischen Verbrechen die Anhänger den Vater gegen den Sohn, den Sohn gegen den Vater. Aber diese ruchlosen Versuche wurden durch den zwischen ihnen fließenden Fluß verhindert.“

Die Reichsinsignien wurden nach Mainz gebracht, der Erzbischof übergab sie dem König, welchem die Fürsten dann den Schwur der Treue erneuerten.

Den Kaiser hatte man, nachdem der römische Legat noch einmal die Rache der Kirche an ihm gekühlt hatte, indem er ihn erst beichten ließ und ihm dann die Absolution versagte, in Ingelheim zurückgelassen. Die Sache schien zu Ende, aber der Kaiser, der Grund hatte um sein Leben besorgt zu sein, verließ die Stadt, und sah sich nun allenthalben in den Städten, wo die Kunde von den letzten Vorgängen den höchsten Unwillen erregt hatte, mit warmen Sympathien empfangen. Dies entfachte auch in ihm noch einmal den königlichen Mut: zu Lüttich, der Stadt des Gottesfriedens, wo die Bürgerschaft ihn aufs beste empfing, nahm er seinen Aufenthalt, widerrief die ihm teils abgeliftete teils durch Drohungen entrissene Entsagung; aufs neue griff man zu den Waffen. An der Stadt Köln gewann der Kaiser einen festen Stützpunkt, und vergebens belagerte sie im folgenden Jahre der König. So verging zwischen Vorbereitung zu neuem Kampfe und Unterhandlungen die erste Hälfte des Jahres 1106. Briefe und

Gesandte gingen herüber und hinüber: aber am 7. August jenes Jahres starb der Kaiser zu Lüttich nach kurzer Krankheit.

Er hatte seinen Frieden mit Gott gemacht und das Sakrament empfangen: an den Sohn, dem er verzieh, ließ er noch die Bitte gelangen, diejenigen, welche ihm in den letzten Nöten beigestanden, ihre Treue nicht entgelten zu lassen. Diese versöhnliche Stimmung des Sterbenden wurde von den Vertretern der Körperschaft, welche sich die christliche oder die katholische Kirche, oder den heiligen Petrus, oder irgendwie sonst nannte, nicht erwidert. Einige Jahrhunderte früher, bei dem sogenannten Dreikapitelstreit, hatte man in kirchlichen Kreisen ernstliche Skrupel gehegt, ob es statthaft sei, das Anathema Toten gegenüber geltend zu machen: man war seither im geistlichen Hasse fortgeschritten und so blieb die Leiche Heinrichs IV. fast fünf Jahre, nachdem sie auf Befehl des Bischofs aus ihrer Gruft gehoben worden war, in einer ungeweihten Kapelle liegen, und wurde erst im Jahre 1111 im Dome zu Speier, wie er selber gewünscht, nach christlichem Brauche beigesetzt. Die Urteile über ihn klärten sich langsam, da die Parteiung, in die sein Leben fiel, in wenig veränderten Formen auch alle Folgezeit füllte. Seine Fehler liegen offen da, wie die mildernden Umstände, welche dieselben entschuldigen. Als Kind des Vaters beraubt, wächst er unter der Hut einer schwachen und beschränkten Mutter auf und wird als Knabe schon in den Strudel der Parteikämpfe hineingezogen: er fand niemand, der ihm in den Jahren der Entwickelung zum Manne durch reine Tugend und wirklich überlegenen Geist Achtung abgewonnen hätte. So verfiel er den Leidenschaften und Sünden einer zuchtlosen Jugend und ließ einer eigenwilligen Natur die Zügel schießen: soviel wird man immer glauben müssen, auch wenn alles einzelne durch den giftigen Parteiklatsch, den die Geistlichen zu allen Zeiten am schonungslosesten gegen ihre Gegner aufgerührt haben, entstellt und verzerrt ist. Nach und nach, immerhin früh, faßte er sich und entfaltete nun nicht gemeine Talente: die lange Reihe seiner Gegner, vor allen deren größter, Papst Gregor, gibt davon Zeugnis: sie würden ihn weniger gehaßt haben, wenn sie ihn nicht so sehr gefürchtet hätten, und diese ihre Furcht endete nur mit seinem Tode. Was immer aber er gefehlt haben mochte, reichlicher hat niemals ein Mensch hier auf Erden seine Sünden abgebüßt, als dieser unglückliche und hochbedeutende Mann, dessen Leben ein unaufhörlicher Kampf gegen eine Verbindung von Kräften war, wie sie nicht furchtbarer gedacht werden kann. Das Höchste und das Niedrigste, das Erhabendste und das Gemeinste umfaßte diese Verbindung: die größte menschlicher Ideen, die Idee eines Gottesreiches auf Erden, vertreten von einem Manne hochfliegenden Geistes wie Gregor auf der einen, die niederträchtigste Selbstsucht in jeder ihrer verwerflichen Gestalten auf der andern Seite — gegen ihn verstanden und verbanden sie sich, und wenn auf jener Seite Gregor so tief herabsank, mit den räuberischen Banden Robert Guiscards gemeinschaftliche Sache zu machen, so hob auf der andern die Idee der Kirche selbst diese Raubscharen in ihren eignen Augen und in denen ihrer Zeitgenossen und gab ihnen eine Art von Legitimation. Indes war Heinrichs Kampf nicht vergebens gekämpft. Er stand ein für das Königsrecht und damit für das Recht des weltlichen Staates d. h. für das Recht überhaupt; und so unglücklich er endete, er hat der Partei St. Peter den Sieg auf deutschem Boden mindestens geschmälert und das Unglück einer Priesterabsolutie von diesem

deutschen Boden abgewendet. Diesen Gedanken seines Lebens nahm sein Sohn und Nachfolger, Heinrich V., auf, der von den Menschlichkeiten seines Vaters — seinen menschlichen Tugenden und seinen menschlichen Fehlern — völlig frei war.

Ehe wir seine Regierung verfolgen, müssen wir einen Blick auf die übrigen europäischen Staaten und ihre seitherige Entwickelung und auf jene merkwürdige Bewegung der Kreuzzüge werfen, in welcher zum erstenmal ein europäisches Gesamtleben deutlicher in die Erscheinung tritt.



„+ Heinricus D(e)i Gra(tia) Rex."
Königssiegel Heinrichs IV. Um ein Drittel verkleinert.

Viertes Kapitel.

Die außerdeutschen Staaten Europas bis zum Ende des elften Jahrhunderts.

Es ist nicht bloß das natürliche Interesse für die Geschichte der eignen Nation, welches uns bestimmen muß, bei der Darstellung der mittelalterlichen Dinge Deutschland in den Vordergrund zu rücken. Deutschland war in der That das Land der Mitte, und die Verbindung des deutschen Königtums mit der höchsten Würde, die es überhaupt auf der Erde gab, dem römischen Imperium, war teils eine Folge, teils eine Anerkennung dieser überwiegenden Stellung, welche auch wohl gelegentlich von fremden Herrschern ausdrücklich ausgesprochen wurde. Indes hatte allenthalben die Bildung eigener Nationalitäten und nationaler Staaten neben dem Kaisertum, das als eine würdige und unter Umständen mit Erfolg diplomatisch zu verwendende Erinnerung und Fiktion festgehalten wurde, angesetzt und wir müssen ehe wir weiter schreiten uns vergegenwärtigen, wie weit diese

Die einzelnen Länder des Imperium Romanum.

Bildung einer europäischen Staatenwelt bis um die Wende des elften und zwölften Jahrhunderts fortgeschritten war. Die allen geläufige Anschauung unterscheidet in der Bevölkerung Europas drei ethnische Hauptbestandteile, mit denen verglichen die übrigen nur eine untergeordnete Rolle spielen — das germanische, romanische, slavische Element: und da wo es sich um eine übersichtliche Darstellung des europäischen Lebens handelt, wird man stets zu dieser bequemen Unterscheidung zu greifen geneigt sein. Nur darf man für diese erste Periode nicht übersehen, daß die Nationalitäten, die wir jetzt romanische nennen, sich erst und zwar durch Auseinandersetzung mit den im ganzen Westen, in Italien, Gallien, Spanien, überaus starken germanischen Elementen bildeten und daß die damalige europäische Welt noch ein Ferment besaß, welches auf die Geschichte des Südwestens, Italiens, selbst Galliens, namentlich aber Spaniens von größtem Einflusse war, die Araber.

Araber. Spanien. Mit der Gründung der spanischen Mark durch Karl den Großen (785; 797; 802) war dem Vordringen der letztern an dieser Stelle ein Damm entgegengesetzt worden. Im Westen, den Bergen der spanischen Nordküste bestand bereits das kleine Königreich Asturien, in welchem die Kraft der christlichen Bevölkerung sich sammelte. Nach und nach bildeten sich — auf verschiedene Weise aus Grafschaften oder Herzogtümern durch Teilungen und Kriege — mehrere solcher Reiche: Leon, Kastilien, Navarra, welches letztere unter Sancho dem Großen († 1035) den beherrschenden Mittelpunkt des christlichen Spaniens bildete. Nach seinem Tode fiel dieses Reich wieder auseinander. Kastilien und Leon, seit der letzte König des letztern im Kampfe gegen Ferdinand I. von Kastilien gefallen war (1037) vereinigt, bildete den Hauptstaat im Westen, Aragonien im Osten. Dasselbe Jahr 1037 war das Todesjahr des omajadischen Khalifats in der pyrenäischen Halbinsel: die Geschichte desselben ist die gewöhnliche Geschichte muhamedanischer und überhaupt orientalischer Despotien. Im Anfang des elften Jahrhunderts war die fürstliche Gewalt soweit geschwächt, daß ein Khalif aus dem rivalisierenden, im nordwestlichen Afrika seit 785 herrschenden Hause der Edrisiden zu Cordova ausgerufen wurde (1016). Diese innere Entzweiung der Muhamedaner belebte die christlichen Angriffe; der Erfolg schwankte. Um die Mitte des Jahrhunderts zerfiel das arabische Spanien in eine Reihe kleiner ephemerer Herrschaften, welche nach dem Zufall der Kämpfe ihre Herrscher wechselten, und so gelang Alfons VII. von Kastilien im Jahre 1085 der gewaltige Schlag der Einnahme von Toledo. Der Stern des Islam stieg jedoch wieder: eine glaubenseifrige Sekte oder ein frischer Stamm, die Almoraviden oder Morabeten, hatten in Marokko im jenseitigen Land ein neues Reich gegründet und, von den bedrängten Glaubensgenossen zu Hilfe gerufen, rückte ihr Heer, von dem achtzigjährigen Jussuf geführt, heran: bei Salaccas am Guadiana traf dieser mit Alfonso zusammen. Der Tag der Schlacht war durch eine seltsame Art von Vereinbarung festgesetzt: am Freitag nicht der Moslemen wegen, am Samstag des jüdischen Sabbats, am Sonntag der Christen wegen nicht: also am Montag. Die Christen erlitten eine ungeheure Niederlage. In diese Zeit des heißesten Ringens fällt die durch Poesie verklärte Heldenlaufbahn eines großen christlichen Kriegsmanns, des Ritters Ruy Diaz, — Cid oder Herr genannt — der im Jahre 1094 in Valencia einzog; aber nach seinem Tode 1102 war die Stadt wieder arabisch.

Was das alte Land der Mitte, Italien, betrifft, so fällt seine Geschichte für die ganze Zeit von 476 bis zum Beginn der Kreuzzüge mit der deutschen zusammen. Zwei germanische Völker, die Ostgoten, nach ihnen die Langobarden, hatten dauernd Besitz von einem großen Teil des Landes genommen, und wie wenige auch die oströmische Restauration von jenen ersteren übrig gelassen haben mochte und wie wenig zahlreich im Verhältnis zu der eingeborenen Bevölkerung die letzteren gewesen sein mögen, so war doch namentlich in Oberitalien unter dem Adel und der Landbevölkerung viel deutsches Blut. Einwanderungen in größerem Stil haben nach der langobardischen nicht mehr stattgefunden. Die Ansiedlung der wenig zahlreichen normannischen Ritter oder Söldner in Unteritalien darf nicht als solche bezeichnet werden, so wichtig auch dieses normannische Element war; eine große Zahl einzelner germanischer Männer aber kam seit Karl dem Großen in das Land und zwar meist in sehr einflußreichen Stellungen als Grafen, Markgrafen, Herzöge, Bischöfe, Erzbischöfe. Dies germanische Element verschmolz sich ohne Schwierigkeit mit den Eingeborenen. Wir sahen, daß die Einfälle der Ungarn und die der Araber diesen Prozeß beschleunigten, der außerdem durch die gemeinsame Religion und durch den Umstand, daß die lateinische Sprache die allgemeine Kirchen- und Kultursprache war, erleichtert wurde. Ein italisches Gemeingefühl aber bildete sich vorläufig nicht; vielmehr zerfiel dieses Land, das von der Natur selbst zu einem Einheitsstaate bestimmt scheint, in eine ungewöhnlich große Zahl von Gemeinwesen und das Streben der einzelnen Teile nach Selbständigkeit überwog durchaus. Um den Süden, Sizilien und die Landschaften Apulien und Calabrien rangen Araber und Griechen: den Normannen gelang es dann beider Herr zu werden. Robert Guiscard, wie erzählt, starb als Herzog von Apulien und Calabrien (1085); sein jüngerer Bruder Roger eroberte sich (seit 1066) auf Sizilien eine eigne Herrschaft; die Fürstentümer Benevent, Salernum, Capua wechselten ihre Herren, aber blieben selbständig und derselbe Trieb der Vereinzelung herrschte auch im übrigen Italien unter mancherlei Formen. Wir erwähnten die Eifersucht der Stadt des heiligen Ambrosius gegenüber den Prätentionen der Nachfolger des heiligen Petrus: und auch andre dieser Kirchenfürsten hegten diesen partikularistischen Geist, den die Bürgerschaft ihrer Stadt in der Regel teilte; er war überhaupt das Lebenselement der Städte, der alten Munizipien des Landes, welche die Träger des allen Hindernissen zum Trotz fortschreitenden Wohlstandes und der wachsenden Bildung waren. Sie trugen jede und die meisten seit langer Zeit, den ihnen aus ihrer Geschichte erwachsenen besonderen Charakter, und wenn solchen Städten wie Mailand, Genua, Ravenna ihre fast schon nach Jahrtausenden zählende Vergangenheit ihren Stolz gab, so zogen ihn andre, wie das höchst eigentümlich sich entwickelnde Gemeinwesen von Venedig, vielmehr aus ihrer Jugend. Entsprungen aus den Flüchtlingsansiedelungen, welche sich in den Tagen Attilas und Alboins auf den zahlreichen Inseln der Pomündungen bildeten, anfangs völlig demokratisch gestaltet, vereinigten sich hier nach und nach diese einzelnen Inselgemeinden, an deren Spitze gewählte Chefs oder Tribunen standen, zu einem wirklichen Staate, der sich durch Wahl seinen ersten Dux oder Dogen in Paulucci Anafesto gab (697). Im Jahre 810 wurde der Sitz der Zentralregierung auf den Rialto, die mittlere und größte der Inseln verlegt, und die kleinen Eilande wurden so Quartiere einer großen Stadt. Italien.

In ausgesetzter Lage im Kampfe gegen die Seeräuber, gegen Istrier und Araber entwickelte sich die Seetüchtigkeit dieses neuen Volks, und im Jahre 1000 war die Stadt längst den stolzen Schwesterstädten aus römischer oder etruskischer Zeit ebenbürtig geworden. Das Papsttum aber, das sich eben jetzt so gewaltig aufnahm, vermochte am wenigsten der Einigung der verschiedenen politischen, gesellschaftlichen und nationalen Elemente zu dienen. Der römische Sondergeist war in schwerem Kampfe niedergezwungen, aber nicht um einer italienischen Nationalpolitik Platz zu machen, sondern um einer Macht aller Mächte zu dienen, welche über allen Nationen stand und schließlich eben an diesem ihrem Universalismus zu Grunde gehen sollte.

Gallien. Einen andern Verlauf nahmen die Dinge in Gallien, obgleich auch dieses Land sehr verschiedenartige Bevölkerungselemente enthielt. Der Grundstock war die romanisierte keltische Urbevölkerung des Landes, welches sich in einzelnen Teilen, wie der Bretagne, noch in ihrer ursprünglichen Art erhalten hatte: das Leben der höheren Klassen, ihre Sprache und Denkweise war schon durchaus römisch, als das germanische Element in mannigfaltiger Ausprägung, Goten, Burgunder, Alemannen, Franken, ins Land drang. Wir haben gesehen, wie alle diese Elemente sich im fränkischen Reich in Krieg und Frieden auseinandersetzten und in dem durch Karl den Großen erneuerten Imperium Romanum friedlich bei einander wohnten; zu dem Bande, das die gemeinsame Religion und Kirche um sie schlang, gesellte sich jetzt noch die gemeinsame staatliche Ordnung, welche ihre weltlichen Primaten und ihre Bischöfe auf häufigen Reichstagen zusammenführte und die namentlich, so lange sie von einem überlegenen Herrscher gehandhabt wurde, ihre unzweifelhaften Vorteile nach allen Seiten entfaltete. Die Kämpfe der Söhne Ludwigs des Frommen noch bei seinen Lebzeiten und nach seinem Tode führten durch den Vertrag von Virodunum die Trennung in ein Ost- und ein Westfrankenreich herbei, die in der alten Einteilung in Austrasien und Neustrien schon vorgebildet war. In jenem waren die deutschredenden Stämme vereinigt, in diesem überwog die aus dem Vulgärlatein sich entwickelnde romanische Sprache, und das romanische Wesen erlangte hier umsomehr die Herrschaft, als es weder jetzt noch später gelang, den dritten Reichsteil, Lothars Anteil, Lothringen, in welchem gleichfalls Deutsche wohnten, für das Westfrankenreich dauernd zu gewinnen. Schon unter Karl dem Kahlen aber fing die Wurzel des karolingischen Königtums an abzusterben. Dieses Königtum, dieser König zeigte sich unfähig, die normannischen Seeräuber, die Plage der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts, abzuwehren. Was einen der vielen Vorzüge Frankreichs bildet, seine dem atlantischen Meere in gewundenem Laufe zufließenden wasserreichen Ströme, das erwies sich, weil man unterlassen hatte sich zu rechter Zeit eine Seemacht zu schaffen, vielmehr als äußerst verderblich: diese Flüsse waren eben so viele gebahnte Straßen, welche den Wikingern den Weg in das Innere des Landes öffneten. Schon nach Karls des Dicken Tode (888) wählte, wie früher erwähnt, ein Teil der Großen einen König aus anderm Hause, doch behauptete sich das karolingische Haus noch über ein Jahrhundert im Westfrankenreich. Die Auffassung, daß die Dinge in dieser Zeit denselben Lauf genommen wie nach dem Tode Chlodwigs, trifft nicht völlig zu: die Westfrankenkönige aus Karls des Großen Stamm waren keineswegs Schwächlinge wie die letzten Merowinger: vielmehr lag in der Verfassung des Landes etwas,

was notwendig die Monarchie schwächen mußte. Die Lehensverfassung gab den Inhabern der großen Kronlehen, indem sie dieselben in den Stand setzte, ihren großen Besitz wieder in Beneficien an zahlreiche Untervasallen auszuthun und diese ihrem besonderen Dienste zu verpflichten, eine gewaltige Macht; der Sondergeist in den einzelnen Landschaften, Aquitanien, Burgund, verband sich mit dieser Macht und dem aus ihr entspringenden Stolze der großen Vasallen und schon unter Karls des Kahlen zweitem Nachfolger, Ludwig III., trennte sich Burgund ab, dessen Herzog Boso von einer ihm ergebenen Partei (879) als König ausgerufen wurde. Dem Beispiel folgten im Jahre 888 Rudolf, der von seinen Anhängern zu St. Moritz als König des Gebirgslands zwischen Jura und peninischen Alpen, als König von Hoch-Burgund anerkannt war; und was man hier gewahrte, daß die Vasallen in ihrem nächsten Lehensherrn und nicht in dem König des gesamten Landes ihren eigentlichen Gebieter sahen, zeigte sich auch in den andern großen Lehen Vermandois, der Champagne, Bretagne, Gascogne, Toulouse, Aquitanien, deren Geschichte im einzelnen wahrscheinlich interessanter weil fruchtbarer sein würde, als die des westfränkischen Reichs als eines Ganzen. Im Jahre 911 kam zu diesen Herrschaften noch eine neue hinzu. Im Jahre 893 setzte jenem Grafen Odo von Paris, den ein Teil der Großen nach Karls des Dicken Tode zum König erhoben hatte, eine andre Partei oder eine Verschwörung, welcher auch ein geistliches Haupt, Erzbischof Fulko von Rheims, nicht fehlte, den mittlerweile herangereiften Karolinger Karl entgegen, der dann nach Odos Tode 898 auch als alleiniger König anerkannt wurde. Dieser kam auf den verzweifelten guten Einfall, der Normannenplage dadurch zu steuern, daß er ihrem damals gefürchtetsten Anführer Rollo die untere Seinegegend als westfränkisches Lehen anbot: Rollo ward Christ und vermählte sich als Robert, Herzog der Normandie, mit einer Tochter des Königs. Die Verheerungen durch die Normannen hörten in der That hier auf. Den Kämpfen und Intriguen um Lothringen, welche Karl und seine Nachfolger, Ludwig IV., Lothar, beschäftigten und die sich mit andern Kämpfen mit Gegenkönigen kreuzten, brauchen wir nicht mehr zu folgen: die Macht des Königtums stärkten sie nicht und als im Jahre 987 Lothars Sohn und Nachfolger, Ludwig V. starb, welcher in der Geschichte den Namen Faineant führt, weil er in dem Jahr seiner Regierung, März 986 bis Mai 987, nicht viel Gelegenheit hatte, weder Gutes noch Böses zu thun, da wurde zu Noyon der Herzog Hugo von Francien, der Landschaft der mittleren Seine mit Paris, von einer wohlvorbereiteten Versammlung zum König gewählt und kurze Zeit darauf zu Rheims von dem Erzbischof Adalbero gekrönt. Der Herzog Karl von Lothringen, der dieses sein Herzogtum vom deutschen König zu Lehen genommen hatte, der letzte vom karolingischen Hause, ward durch das der Zeit geläufige Mittel des Verrats in die Gewalt des neuen Königs gebracht und starb bald darauf als dessen Gefangener.

Hugo Capet (987—996) — der Beiname scheint von der Tracht der Laienäbte entnommen, ohne daß wir die nähere Beziehung verstehen — war der erste einer langen Reihe. Die bereits erworbenen Privilegien und Schenkungen blieben den Großen, die ihn erhoben, und der neue König war zunächst auch nicht viel mehr als der erste unter vierzig großen und vielen kleinen Magnaten: aber während der Besitz der Karolinger sich zuletzt auf die Stadt Laon beschränkt hatte, brachte Hugo dem Königtum wieder eine stattliche Hausmacht Die Capetinger. 988.

zu, das große Herzogtum Francien, die Landschaften zu beiden Seiten der mittleren Seine, welches für die Begründung eines starken Königtums die denkbar günstigste Lage besaß. Im Jahre 996 folgte ihm unangefochten sein Sohn Robert, ein gebildeter und frommer Fürst nach der Weise der Zeit; man sagt ihm nach, daß er sich ungestraft die goldenen Tressen von seinem Königsmantel habe stehlen lassen, weil der Dieb, wie er meinte, sie ohne Zweifel nötiger hätte als er, der König. Nicht weniger als dreimal wallfahrtete er nach dem heiligen Grabe. Seine Regierung hatte wenigstens das eine Verdienst, daß sie lange dauerte (996—1031) und so sich die Bevölkerungen an die neue Dynastie gewöhnten. Es folgte sein Sohn Heinrich I., der schon vor des Vaters Tode 1027 zu Rheims gekrönt worden war und der wiederum lange, von 1031—1060, herrschte. Während seiner Regierung kam, wie schon erwähnt, das Königreich Burgund — ein Jahrhundert früher (930) waren die beiden Reiche dies- und jenseits des Jura zu dem einen Königreich, das von seiner Hauptstadt Arles als das arelatische bezeichnet wird, verschmolzen worden — an das deutsche Herrscherhaus (1032). Um dieselbe Zeit ungefähr begann die Bewegung zur Herbeiführung des Gottesfriedens, welche mit der Durchführung wenigstens eines von der Kirche gleichsam garantierten Waffenstillstands, einer Regelung des Fehdewesens endigte. Charakteristisch für die Schwäche der königlichen Gewalt ist, daß diese treuga Dei in Francien selbst zunächst noch keinen Eingang fand. Das Königtum aber, wie schwach es noch sein mochte, hätte niemand mehr entbehren wollen. Wir erfahren seine vielen und zum Teil unglücklichen Kämpfe mit trotzigen Vasallen, welche sich einer königlichen Entscheidung widersetzten — von den viel zahlreicheren Fällen, wo die königliche Autorität Rechtsverhältnisse begründete, Rechtsstreitigkeiten entschied, wo mithin das Vorhandensein einer solchen Autorität sich wohlthätig erwies, erfahren wir nichts, weil nur das aufbewahrt zu werden pflegt im Gedächtnisse der Menschen, was außer der Ordnung geschieht. In Anwesenheit des Königs, von einer zahlreichen Versammlung wurde im Jahre 1059 zu Rheims sein Sohn Philipp als König gewählt oder anerkannt, denn von einer wirklichen Wahl, die ihm erst seinen Rechtstitel geschaffen hätte, war nicht die Rede. Persönlich war Philipp I. (1060—1108) nicht bedeutender als seine beiden Vorgänger. Seine Regierung bildet eine Art Parallele zu der ihm fast ganz gleichzeitigen des deutschen Königs Heinrich IV.: unmündig zum Throne, jung zur Regierung gelangt wie dieser, ausschweifend wie dieser, geriet er wie dieser in einen schweren Konflikt mit Gregor VII. Auch hier in Frankreich erregte die Kirchenreformation und das rücksichtslose Vorgehen Gregors Unzufriedenheit und Verwirrung; in den maßlosesten Ausdrücken schildert Gregor die Zustände des Reichs und schmäht dessen König; diesem zog nach Gregors Tode seine zuchtlose Lebensweise, als er, obgleich seine rechtmäßige Gemahlin noch lebte, mit der Gemahlin eines Grafen Fulko von Anjou sich vermählte (1092), den Bann zu, welchen Papst Urban II. auf dem berühmten Konzil zu Clermont im Jahre 1095 erneuerte und von dem der König erst im Jahre 1104 durch eine sehr demütige aber ebenso heuchlerische Unterwerfung sich löste. Zwei bedeutungsvolle Ereignisse fallen in diese Regierung: die Eroberung Englands durch den mächtigsten der französischen Vasallen, den Herzog Wilhelm II. von der Normandie (1066) und der Beginn der Kreuzzüge, deren Gedanke eben hier in Frankreich den dankbarsten Boden fand (1096).

Die erstere bildet insofern einen Bestandteil der französischen Geschichte, als die normannischen Eroberer schon nach Sprache und Sitte der neuen Nationalität, die sich aus romanischen und germanischen Elementen auf gallischem Boden gebildet hatte, angehörten, und als die neue Stellung den jetzt zum Souverän gewordenen Vasallen und seine Nachfolger in ein ganz andres Verhältnis zu ihrem Lehnsherrn brachte als seither: ihre nächste Bedeutung, die Bedeutung einer großen Umwälzung hatte diese Expedition für die englischen Zustände. Britannien.

Die britischen Inseln waren zuletzt von den Ländern Europas in den Zusammenhang des römischen Reiches gezogen worden, und dieser Zusammenhang hatte sich für sie am frühesten und am vollständigsten gelöst. Schon als noch römische Legionen auf der Insel standen, befanden sich in diesen viele Germanen. Die zahreichen Königtümer, welche die Angelsachsen seit Ende des fünften Jahrhunderts im Kampfe mit den eingeborenen Briten gründeten, waren rein germanische und auch die Religion der Besiegten, das Christentum, wurde mit Erbitterung von ihnen bekämpft. Aber nachdem der Sturm vorüber, das keltisch-römische Element verdrängt oder geknechtet war, noch im sechsten Jahrhundert, verbreitete sich dank der gemäßigten und klugen Leitung der Mission durch Papst Gregor I. das Christentum rasch. Auch die angelsächsischen Sieger wandten ihre Blicke nach der allgemeinen Orakelstätte, Rom, das ein neuerer Geschichtschreiber nicht uneben das Delphi des Mittelalters genannt hat. Im Gefolge des Christentums kam die Kultur: in den Klöstern von Mercia und Northumberland wurde Virgil und Cicero gelesen und die Namen des ehrwürdigen Beda, Winfried, Alkuin, Scotus Erigena weisen auf diesen großen Zusammenhang hin. Die Volkszustände zeigen ein starkes demokratisches Element, die Gleichheit von Kriegern, welche Bauern geworden sind: doch kam neben den edlen Geschlechtern, den Edelingen, die hier wie bei den festländischen Sachsen vorhanden sind, ein Lehens- und Beamtenadel auf, und die Bischöfe verstärkten dieses aristokratische Element, traten den Earls zur Seite und berieten als Witans oder Weise in Versammlungen, Witenagemots, die Könige: durch Ekbert von Westsex und Sussex ward die Vielherrschaft zur Einherrschaft, zum Königreich Anglia († 836). Briten und Angelsachsen.

Aber auch diese Insel — und sie vor allen — wurde von den Normannen, welche hier als Dänen den Schrecken ihres Namens verbreiteten, heimgesucht und sechs Generationen hindurch wütete der Kampf der zwei germanischen Stämme, welcher die junge angelsächsische Zivilisation schwer gefährdete. 871 bestieg ein edler und großer Herrscher, Alfred der Große, den Thron: in schwerem Kampfe drängte er die Dänen zurück und rettete die christliche Bildung, die er mit preiswürdiger Wißbegier sich mühsam aber vollkommen selbst aneignete. Auch die Normannen, welche im Lande blieben, nahmen das Christentum an, und Alfred hoffte an ihnen einen Schutz gegen ihre nachdrängenden Volksgenossen zu gewinnen. Aber nach seinem Tode (901) drangen die Dänen aufs neue vor. Sein zweiter Nachfolger, König Äthelred, suchte sich ihrer durch ein blutiges und gewagtes Mittel, einen plötzlichen Überfall (1002) zu entledigen, dem allerdings viele einzelne unter schweren Greueln zum Opfer fielen, der aber nur die Folge hatte, neue rachgierige Scharen auf die Insel herüberzuziehen. Mit einem gewaltigen Schwarm kam im Jahre 1013 der alte König Swen, Heide, herüber und unterwarf das ganze Land. Sein Tod gewährte nur einen kurzen Stillstand, die Angelsachsen und Dänen.

Eroberung wurde durch seinen Sohn Knut vollendet, der die gänzlich bezwungene Insel — Äthelred selbst war während des dänischen Angriffs auf London gestorben (1016) — zu einer Provinz seines großen Reiches machte. Nach Beseitigung des jungen Edmund, des Sohnes Äthelreds, ward Knut zu London gekrönt und gab den angelsächsischen Großen bündige Versicherungen, die er hielt. Die greulichen Verheerungen des Landes hörten auf, Knut war Christ und setzte seinen Stolz darein, mit dem christlichen und gebildeten Europa in enge Beziehung zu treten: wir sind ihm bei der Krönung Konrads II. in Rom begegnet. Eine Garde, die Husceorlas, 3—6000 Mann, umgab den Fürsten; das Land blieb ruhig, auch als er nach Dänemark zurückkehrte. Die friedliche Arbeit ward allenthalben wieder aufgenommen und blieb in fröhlichem Fortgang. Das Große war ihm gelungen, das seither nie wieder geschehen, die Vereinigung des ganzen europäischen Nordens: denn auch das nördliche Königreich der Insel, Schottland, unterwarf sich noch kurz vor seinem Tode, der ihn nach achtzehnjähriger glücklicher Regierung im Jahre 1035 auf englischem Boden ereilte. Die Vereinigung so vieler Kronen und Länder ließ sich jedoch nicht behaupten. In England verfügten die Großen, dänische und angelsächsische, über den Thron, und als im Jahre 1042 der zweite von Knuts Söhnen und Nachfolgern, Hartiknut gestorben war, beriefen sie Äthelreds Sohn, Edward, dessen frommen Sinn und Begünstigung der Geistlichkeit diese mit dem Beinamen des Bekenners ihm gedankt hat — also den Stamm der alten sächsischen Könige zur Regierung. Er zeigte wenig Energie. Den Zwistigkeiten einiger Großen, der Grafen Godwin von Kent und Leofric von Mercien, wußte er nicht zu steuern; den Sohn des ersten, Harald, bezeichnete Edward, der kinderlos war, bei seinem Tode im Januar 1066 als seinen Nachfolger. Des einen Angriffs, der von einer einheimischen Partei in den nördlichen Grafschaften gegen dieses neue Königtum gemacht ward, wurde Harald Meister; der gefährlichere aber drohte von Süden her, wo der alte Feind in neuer Gestalt und aus bequemerer Nähe, die Normannen der gegenüberliegenden gallischen Küste sich anschickten, das Werk der Eroberung Englands zu vollenden, das ihnen von ihren Vorfahren vererbt schien.

Normannen. Wilhelm der Eroberer. 1066.

Freilich waren die Normannen in der Normandie gewissermaßen ein sehr modernes Volk; die heidnischen Piraten waren Christen und Ritter geworden, hatten Sitte und Sprache der höheren Kreise Galliens angenommen und sich, wie wir schon wahrgenommen, der neuen Richtung in der Kirche, der Partei des heiligen Petrus aufs engste angeschlossen. Ihr damaliger Herzog Wilhelm II. hegte denselben Ehrgeiz, wie die glücklichen Abenteurer seines Volkes, welche in jener Zeit in Süditalien ihre Eroberungen machten, und er hegte ebensowenig Gewissensskrupel wie diese: wie diese stand er in enger Verbindung mit der Partei Hildebrands, des leitenden Hauptes der kirchlichen Reformpartei. Für geeignete Vorwände, soweit jene Zeit derselben bedurfte, hatte er längst gesorgt; er hatte Harald selbst früher bei einem Aufenthalt in der Normandie Versprechungen abgepreßt; ein Heer ward gesammelt, dem der Papst Alexander II. selbst eine Fahne zuschickte: den neuen Ansprüchen der Kirche konnte es nur förderlich sein, wenn neue Gewalten in der Welt aufkamen, welche ihrer Sanktion bedurften. Die Landung gelang im September 1066, während Harald noch im Norden beschäftigt war; und nicht weniger als 60000 zählte die Armee Wilhelms, der sich viele beutegierige Abenteurer, bei deren Auswahl man nicht

sehr peinlich verfahren war, angeschlossen hatten. Nach altnormannischem System legten sie zunächst bei Hastings, wo die Landung geschehen, eine Verschanzung an und verwüsteten von dieser aus das Land weit und breit. Harald eilte herbei; er scheint zu rasch den Angriffsstoß geführt zu haben, ehe er die überlegene Streitmacht, auf die er hätte zählen können, beisammen hatte; einige Meilen landeinwärts, bei dem Orte, der jetzt den Namen Battle-Abbey führt, erfolgte die große Schlacht der beiden germanischen Heere. Ein Scheinmanöver, eine verstellte Flucht, brach die festen Reihen der anfangs siegreichen Angelsachsen, welchen dann die furchtbarste Waffe des Herzogs Wilhelm, seine Reiterei, in den Rücken kam. Mit äußerster Tapferkeit fochten die Sachsen, selbst als nichts mehr zu hoffen war; auch ihr König fiel, dessen entstellte Leiche man am folgenden Tage auf dem Schlachtfeld unter vielen Tausenden mit Mühe rekognoszierte. Die Eroberung war mit diesem einen Schlage, der die Angelsachsen mit der Person ihres Königs ihres Sammelpunktes beraubte, entschieden, wenn auch der Kampf im einzelnen noch eine geraume Zeit fortdauerte. Dieser hartnäckige, aber immer vereinzelte Widerstand erlag der starken Militärmacht, welche Wilhelm gestattete für gewöhnlich sogar seinen Aufenthalt in der Normandie zu nehmen. Das Land wurde in 60215 Lehen zerfällt, von denen der neue König 1400 für sich behielt, mit welchen er dann seine Beamtenschaft ausstattete; nicht weniger als 28015 kamen in den Besitz oder blieben im Besitz der Kirche; der Rest gehörte den etwa 700 Baronen, die sie an Afterlehensleute verliehen. Die wertvollste Urkunde der älteren englischen Geschichte, das Dooms-day-book, in welchem die ungeheure Umwälzung der Territorialverhältnisse im einzelnen verzeichnet ist und das aus dieser Zeit selbst stammt, gibt mit Zahlen und Namen den Besitz- und Gesellschaftszustand, wie er durch die normannische Eroberung sich gestaltete. Mancherlei Verdienst um den neuen König fand hier seine Belohnung: auch sein Lieblingsspielmann, sein Minstrel oder Joculator, ward mit einem Besitztum in Gloucestershire ausgestattet.*)

König Wilhelm hatte eine Art Recht auf die Krone beansprucht und es hatte die Form einer Wahl in London stattgefunden (1066); auch zeigte er anfangs eine gewisse Mäßigung. Erst der Widerstand und die Erhebungen nach geschehener Entscheidung gaben ihm den Anlaß zu den großen Landkonfiskationen, durch deren Neuverteilung die Fremdherrschaft vollständig wurde. Selbst Äbte und Bischöfe von englischer Nationalität wurden entsetzt, und der Eroberer konnte dies wagen, ohne sich mit Gregor VII. zu verfeinden, der in diesen normannischen Despoten seine Meister fand. Es war eine drückende Fremdherrschaft, besonders charakteristisch die harten Forstgesetze: auf Tötung eines Hirsches oder Ebers — denn der König liebte das große Wild wie ein Vater, nach dem Ausdruck einer Chronik — ward Blendung als Strafe gesetzt, und der König zog aus dem Lande ein großes Einkommen, von dem er einen Teil zur Bezahlung von fremden Söldnertruppen verwendete. Das milde Regiment Knuts des Großen hatte mit der Ausschließung der dänischen Nachfolge geendigt. Dieser Gefahr wollte Wilhelm sich und seine Nachfolger nicht aussetzen. Das Feudalsystem ward also hier mit Strenge durchgeführt, doch gestaltete es sich auf diesem Boden wesentlich anders

Normannenherrschaft.

*) Percy, Reliques of Ancient English Poetry I, 24.

als in Frankreich, wo es die Macht der Krone fast auf nichts gebracht hatte. Denn auch die größten Lehen, welche Wilhelm an seine Barone verlieh, konnten sich an Umfang und Bedeutung weit nicht mit den großen Lehen der französischen Krone messen, und eine sehr bemerkenswerte Neuerung führte Wilhelm insofern ein, als er, während das Prinzip des Feudalsystems sonst nur einen Eid, den des Vasallen an seinen unmittelbaren Lehensherrn, zuließ, im Jahre 1085 zu Salisbury einen Lehenseid sowohl von denen, welche von ihm selbst belehnt waren, als von den von diesen seinen „Hauptvasallen" Belehnten sich schwören ließ. Im übrigen führten diese normannischen Barone ein hartes und drückendes Regiment. Wenn man die schnelle Unterwerfung Englands zum Teil daher leiten zu dürfen glaubte, daß zu wenig Kastelle, zu wenig befestigte Punkte im Lande gewesen seien, so konnte man über diesen Mangel bald nicht mehr klagen. Allenthalben erhoben sich die Zwingburgen des normannischen Adels, der den ganzen Hochmut einer äußerlich angeeigneten feinen Bildung mit der ganzen Brutalität der Kriegerkaste eines Raubvolkes verband; sie redeten eine fremde Sprache, die sie auch in die Gerichtsverfassung hineintrugen, und dies schied sie vollends von der Masse des einheimischen Volkes und seines Adels, welche dieser Fremdherrschaft einen stummen aber ingrimmigen Haß entgegensetzten. Nur einen Vorzug hatte diese Herrschaft: sie duldete keinen andern Räuber auf den Inseln. Von Einfällen von Dänemark oder Norwegen her war keine Rede mehr; und auch im Innern wurde den Privathändeln, welche sonst mit dem Schwerte ausgemacht wurden, und der Wegelagerung ein Ende gemacht; man rühmte wohl, daß selbst ein Mädchen mit einer Last von Gold sicher durch das ganze Königreich gehen könne. Indes ein großes zivilisatorisches Verdienst wird einer Regierung gleichwohl nicht zugemessen werden können, welche in der Nähe von Winchester eine ganze Gegend wüste legte, damit der König ein geräumiges Jagdrevier habe, und wir können die üblen Folgen der Eroberung mit sicheren Zahlen — Beispielszahlen — belegen: von 1607 Häusern, welche York zur Zeit Edwards des Bekenners zählte, weist das England des Dooms-day-book noch 967, von 721 in Oxford noch 273, von 487 in Chester noch 205 auf.

Nachfolger Wilhelms I.

Wilhelm starb 1087 zu Rouen. So gedemütigt waren die Sachsen, daß von den Berechtigten ihres Stammes oder den Söhnen Haralds nicht die Rede war. Ruhig folgte dem Eroberer sein jüngerer Sohn Wilhelm II. Rufus als König (1087—1100), während der ältere, minder tüchtige, Robert die Normandie erhielt. Die Streitigkeiten der beiden Brüder sind ohne weiteres Interesse, außer insofern, als sie bereits den König von England mit dem Oberlehensherrn der Normandie, dem König von Frankreich, in Krieg brachten. Noch jung, kaum 40 Jahre alt, erlag der zweite der normannischen Könige einem jähen Todesgeschick. Auf einer Jagd im Walde von Winchester hatte er sich von seinem Gefolge verloren; am Abend fand man den Leichnam, von einem Pfeil durchbohrt; eine unbekannte aber vermutlich eine sächsische Hand hatte das Geschoß gerichtet. Er hinterließ auch bei den Normannen nur ein schlechtes Andenken; der jüngere Bruder, Heinrich I., folgte, der in einer Art Proklamation oder Wahlkapitulation Abschaffung der Mißbräuche der vorigen Regierung versprach. Er überwand den älteren Bruder Robert, der vom Kreuzzuge zurückgekehrt seine Ansprüche auf die Nachfolge im Königreiche geltend machen wollte, und beraubte vielmehr ihn selbst nach längerem Kampfe der Normandie. Im

Jahre 1120 Sieger über alle seine Gegner, schiffte er sich nach einem längeren Aufenthalt in Frankreich wieder nach England ein; bei der Überfahrt aber erlitt er ein schweres Unglück: das Schiff, welches seinen Sohn Wilhelm, den Thronfolger trug, scheiterte, und der Prinz war unter den Ertrunkenen. Heinrich hatte keine berechtigten Söhne mehr und verfolgte den Plan, seiner Tochter Mathilde — der Witwe Kaiser Heinrichs V. — die Nachfolge zu verschaffen, die in zweiter Ehe mit einem Grafen Gottfried von Anjou sich vermählte. Im Jahre 1135 starb Heinrich I.: bei dem Streit um die Nachfolge, der sich trotz der Mathilde und ihren Nachkommen geschworenen Eide erhob, behauptete sich der Neffe Heinrichs, **Stephan von Blois**. Die Lage des unterworfenen Volks, der Druck der Fremdherrschaft hatte sich noch wenig geändert: wo man zwei oder drei Berittene auf einen Flecken zureiten sah, machte sich wohl die Bevölkerung aus dem Staube, und es war eine gemeine Rede unter dem sächsischen Volke, das trotz seiner heißen Gebete kein Ende seiner Leiden sah, daß Christus und seine Heiligen im Schlafe lägen*).

Verflechtung der Geschichte Englands und Frankreichs.

Eine unzweifelhaft günstige Folge hatte das Ereignis von 1066 insofern, als England wieder mehr und dauernder als jemals mit dem kontinentalen, dem gesamteuropäischen Leben verflochten wurde: und zwar geschah dies auf politisch-gesellschaftlichem Gebiet, indem das Lehenssystem, welches den Kontinent beherrschte, nunmehr auch hier in aller Folgerichtigkeit durchgeführt wurde und es geschah auf kirchlichem Gebiete, indem das neue Königtum sowie der normannische Adel ganz in dem Gesichtskreise der hierarchischen Ideen, wie sie jetzt in Rom vorherrschten und von da aus auch überall sonst die Herrschaft erlangten, sich bewegte. Der einflußreichste Mann bei Wilhelm dem Eroberer und von ihm auf den erzbischöflichen Stuhl von Canterbury erhoben war kein andrer als der Verfasser des liber de corpore et sanguine Domini, der große Dogmatiker und Dialektiker des Jahrhunderts, der die für die Priesterherrschaft und die neue Richtung der Zeit so wichtige Lehre von der Transsubstantiation zum Abschluß gebracht hatte, **Lanfranc**. Von der größten Bedeutung aber war, daß diese Verbindung Englands mit dem Kontinent eben in dem Augenblick erfolgte, wo dieses europäische Leben und seine tonangebenden Stände, der ritterliche Lehensadel und die Geistlichkeit, durch die Kreuzzüge einen so folgenreichen Aufschwung nahmen.

Skandinavien.

Eine solche befruchtende Wechselwirkung im Verkehr mit den übrigen Völkern desselben Kulturkreises läßt sich von derjenigen Gruppe germanischer Bevölkerungen, welche man die **skandinavische** nennt, nicht aussagen. Soweit sie an ihrem Heimatboden, Dänemark, Schweden, Norwegen, haften blieben, nahmen sie an dem gesamten europäischen Leben keinen Teil, und die Rückwirkung der von dem Grundstamm des skandinavischen Volkes losgelösten Volksgenossen, der süditalischen oder der nordfränkischen Normannen, auf diese ihre ursprüngliche Heimat war nur eine äußerst geringe. Auf der sogenannten skandinavischen Halbinsel, auf den Inseln und Jütland ist eine finnische Bevölkerung von einer germanischen verdrängt worden, und diese letztere lebte, in einzelne Stämme geteilt, unter Stammhäuptern oder kleinen Königen dahin, bis der geringe Anbau

*) Bei Hallam, State of Europe during the Middle Ages II, 101 †.

in dem von der Natur wenig begünstigten Lande die wachsende Bevölkerung nicht mehr ernährte und diese oder einen erheblichen Teil derselben zwang, ihre Ernten fortan auf dem Meere zu suchen. Von den drei Gruppen oder Ländern die sich bildeten, Dänemark, Schweden, Norwegen, war das erstgenannte am meisten begünstigt: wir sahen seine Fürsten bei dem Sachsenkriege Karls wenigstens unmittelbar beteiligt, und trafen seinen König Harald an Ludwigs des Frommen Hofe, wo er zu Mainz die Taufe nahm. Aber die Eindrücke, die er dort bekam, stark, wie der Dichter dieses Hofes sie beschreibt, hielten nicht vor: Harald ward wieder Heide und nahm 841 als Heide teil an dem Kriege Kaiser Lothars gegen seine Brüder. Es folgte die Blütezeit des Seeraubs, der aber nicht zur Befestigung der Einheit oder Macht der Heimat diente; erst gegen Ende des Jahrhunderts erlangte der König auf Seeland, Gorm, schon ein Greis, eine Art Oberkönigtum, und er, dessen Haus aus völlig heidnischem Lande stammte, rottete die spärlichen Keime des Christentums, die von dem deutschen Bistum Hamburg ausgestreut worden, wieder aus (um 890). Die Fortschritte, welche das Christentum durch die Könige und Kaiser der sächsischen Dynastie jenseits der Elbe machte, und die Hemmungen, die es erfuhr, haben wir kennen gelernt: ein höheres Dasein begann für das Volk erst mit Knut dem Großen, der, nachdem er England erobert, durch den Tod eines Bruders auch König von Dänemark wurde (1018), und eine Zeitlang alle Reiche des Nordens, Norwegen, Schweden, auch Schottland, neben England unter seiner Herrschaft vereinigte. Durch ihn, sahen wir, siegte das Christentum. Mit seinem frühen Tod — er war noch in den dreißigen — fiel das Gebäude seiner Macht auseinander, und in Schweden, wo im Anfang des Jahrhunderts König Olaf (1008) das Christentum angenommen hatte, gewann die Verehrung Thors und Odins wieder die Oberhand. Das gemeinsame Heiligtum der zwei Hauptbestandteile der Bevölkerung, der Goten und der Schweden, zu Upsala behielt sein Ansehen. Norwegen, wo das Christentum gegen Ende des zehnten Jahrhunderts durch Olaf Trygves Sohn eingeführt worden war, kam nach Knuts Tode (1035) an dessen Sohn Magnus, der den Versuch machte, die ganze Macht seines Vaters wiederherzustellen, aber schon 1047 starb; bei seinem Tode hatte er auch in Dänemark das Übergewicht gehabt. Ein Neffe Knuts, Swend Estrithsohn, erlangte den dänischen Thron, welcher von da an bei dessen Hause blieb. Auch in Schweden gelangte um diese Zeit ein Jarl, der dem alten Königshause verwandt war, Stenkil, zum Throne, dessen Haus sich behauptete. Der Kampf des Christentums und Heidentums schwankte noch hin und her, und die Bestrebungen Gregors VII., dessen Eifer und Ehrgeiz sich auch bis in jene fernen Gegenden erstreckte, blieben ohne durchgreifenden Erfolg. Die Sitten blieben noch lange heidnisch; Blutrache, harte Sklaverei, nichts von Lehensverfassung; die freien Bauern bildeten das Volk, und kein Adel noch Priesterstand stellte sich zwischen König und Volk, das in Versammlungen (Ting) nach altem Recht seine Angelegenheiten besorgte. Am frühesten bildete sich ein Adel in Schweden, obwohl auch hier bei dem bewaffneten Volke seine Macht gering war.

Slavenländer.

Die Ursache, weshalb in diesen nordischen Ländern die demokratischen Lebensformen, entgegen der Entwickelung im übrigen germanischen und romanischen Europa sich so lange erhielten, lag zum großen Teile darin, daß die be-

waffnete Auswanderung und das viele Generationen hindurch fortgesetzte Seeräuberleben nicht allein die zu Führern Berufenen dem Heimatlande entzog, sondern jedem kräftigen Manne es leicht machte, indem er einem solchen „Seekönig“ sich anschloß, drückenden oder verdrießlichen Verhältnissen in der Heimat sich zu entziehen. In Frankreich, in Italien, in England wurde aus diesen Eindringlingen ein Herrenstand, und früher schon hatten sich andre Schwärme nach dem Osten gewendet und sich den schwachen und wenig entwickelten slavischen Stämmen der Ostseeküstenländer nicht minder furchtbar gemacht, als ihre Volksgenossen den Landschaften des europäischen Westens. Wir werden weiterhin sehen, wie der heutige Führerstaat der slavischen Welt, das russische Reich, seine Ursprünge auf einen dieser Normannenhäuptlinge zurückführt, der mit seinem Kriegergefolge in einer der unaufhörlichen Streitigkeiten, in denen die kleinen Gemeinwesen des weitgedehnten gleichförmigen Landes sich bewegten, zum Einschreiten berufen worden war: in demselben neunten Jahrhundert geschah es, daß andre Schwärme der Nordmänner nach Island, ja einzelne ihrer Abenteurer nach Grönland und an die Küste der nordöstlichsten Teile von Amerika gelangten. Indes lagen jene ostslavischen Länderstrecken und das Volk, das sie bewohnte, noch fast ganz außerhalb der Gedanken- und Interessensphäre der westeuropäischen Welt, deren Entwickelungen und Umschwünge sie nicht berührten, und was die Westslaven betrifft, so braucht dem, was gelegentlich bei der deutschen Geschichte erwähnt worden ist, vorerst nichts weiter hinzugefügt zu werden. Die Versuche, ein großslavisches Reich zusammenzuhalten, mißlangen: das mährische Reich, das im zehnten Jahrhundert Swatopluk zusammengebracht hatte, zerfiel wieder und ward den Deutschen und den Ungarn zur Beute: der Rest, das jetzige Mähren, blieb mit Böhmen vereinigt und teilte dessen Geschicke; auch die großen auf die Gründung eines mächtigen christlichen Slavenreiches gerichteten Pläne Boleslaws I. († 1025) hatten sich nicht verwirklicht. Die beiden Führerstaaten, Polen und Böhmen, blieben selbständig, und in Böhmen wurde 1053 durch den Herzog Bretislaw ein Erbfolgegesetz eingeführt, nach welchem immer der älteste Sohn ungeteilt die Regierung führen sollte. In diesen beiden Slavenländern waren die staatlichen Verhältnisse einigermaßen geordnet und der Sieg der katholischen Kirche entschieden, so daß sie, anders als die Ostslaven, mitberührt wurden von den geschichtlichen Ereignissen der nächsten Jahrhunderte, welche die westeuropäische Welt auf neue Bahnen führten.

Allgemeine Entwicklung Europas.

Man ist geneigt, in unserer Zeit den Wert dessen, was man Nationalgefühl nennt, für den menschlichen Fortschritt etwas zu überschätzen; in jedem Fall fördert das Nationalgefühl den Kulturfortschritt nur dann, wenn es sich mit einem gewissen Humanitätsgefühl — einem mehr oder weniger klaren Bewußtsein von der Gemeinsamkeit der Völker in Beziehung auf ihre ethischen Ziele verbindet. Es bleibt das unvergängliche Verdienst der christlichen Kirche, daß sie in jenen dunklen Jahrhunderten ein solches Gemeingefühl unter den Völkern wach erhielt und verbreitete, und wieviel Aberglauben, Selbstsucht, Fanatismus auch durch die Priesterherrschaft und die Mönche in Umlauf gesetzt worden sein mag, so ist doch daran kein Zweifel, daß die Reformbewegung, die wir mit dem Namen des aquitanischen Klosters Clugny bezeichnen, einen großen Fortschritt teils herbeiführte, teils wenigstens ankündigte und einleitete. Der großartige Idealismus, der sich in der Idee des Gottesfriedens bekundete, und

der auf diesem Boden doch einige Erfolge dem wilden Raub- und Fehdeleben abgewann, zeigt sich, wenn auch in etwas getrübter Gestalt und mit mancherlei unreinen Elementen versetzt, auch in den übrigen Forderungen der Partei, die jetzt am Ende des elften Jahrhunderts die westeuropäische Gesellschaft beherrschte — der Abwehr der Simonie und des Nikolaismus: wenn sie gleich mit der Maßlosigkeit ihres durch kein umfassenderes wissenschaftliches Studium geklärten Denkens den Begriff der ersteren so sehr überspannten, daß das weltliche Regiment seine Würde und seinen selbständigen Adel verlor, und wenn sie auch mit der Forderung des Cölibats der Priester eine sehr rohe, unbiblische und unchristliche Anschauung von der Ehe und dem Familienleben bekundeten und mehr gewisse Scheintugenden der Askese als wirkliche Sittlichkeit förderten. Der mächtige Schwung, der durch die kraftvolle und in vielen Richtungen überlegene Persönlichkeit Gregors VII. in diese Bewegung gekommen war, gab den Gedanken etwas Kühnes, Angriffslustiges, Kriegerisches und vielleicht auch umgekehrt — der kriegerische, in Fehde und Krieg unablässig sich umtreibende Sinn der weltlichen Kreise wirkte auf jene kirchliche Bewegung zurück und Veränderungen, die mittlerweile in der östlichen Welt vor sich gegangen waren, hatten diesem angriffslustigen Sinn ein würdiges Ziel gezeigt in der Zurückeroberung des heiligen Landes. Diese Zurückeroberung des heiligen Landes bildete den Schlußstein in dem Gebäude gewaltiger Pläne, mit denen Hildebrands mächtiger Geist sich getragen hatte; mit Kummer sah er den Teufel geschäftig, die Christen jenseits des Meeres dem katholischen Glauben abwendig zu machen, und einen überschwenglichen Ruhm glaubte er denen in Aussicht stellen zu können, welche sich bereit finden ließen, als Krieger des himmlischen Königs das Meer zu überschreiten*).

*) Jaffé, Monumenta Gregoriana II, 37. S. 101.

Drittes Buch.

Vom Beginn der Kreuzzüge bis auf Rudolf von Habsburg.

1096—1273 n. Chr.



Erstes Kapitel.

Die ersten Kreuzzüge. — Deutschland und Italien unter Heinrich V., Lothar von Sachsen und dem Staufer Konrad.

Zustände im Osten. Die Seldschukken.

Die merkwürdige und folgenreiche Bewegung, welche wir mit dem Namen der Kreuzzüge bezeichnen, ist ein Glied in der Kette des großen Kampfes zwischen Orient und Occident, der sich, die Farben und Formen wechselnd, durch die ganze Geschichte hinzieht, und bei dem bald die Kräfte des Orients und bald die des Occidents die Rolle des Angreifenden übernehmen. Christentum und Islam machten beide den Anspruch, Weltreligionen zu sein: so vieles sie äußerlich und durch Herübernahme christlicher Ideen in den Islam gemeinsam hatten, so schlossen sie sich doch schlechthin aus: ihr Verhältnis konnte nur das des Kampfes sein. In diesem Kampf neigte sich im Westen Europas gegen Ende des elften Jahrhunderts der Sieg auf die christliche Seite: aus

Sizilien hatten die Moslemen weichen müssen, Fraxinetum, ihr letzter Punkt in Gallien, war wenige Jahre nach Ottos I. Tod von den Eingeborenen jener Gegenden genommen und zerstört worden, und auch in Spanien waren sie, wie oben erzählt, im Zurückgehen. Dagegen hatten die Dinge im Osten eine für das Christentum und seine vorkämpfende Macht, das oströmische Reich, bedrohliche Wendung genommen. Ein turkomanischer Stamm, der sich oder den man nach dem führenden Häuptling Seldschuk die Seldschukken nannte, war zu Anfang des elften Jahrhunderts in den Ländern des Khalifen von Bagdad eingebrochen: die nicht zahlreiche aber einheitliche Kriegerschaft, über welche sie verfügten, gab ihnen das Übergewicht über die in allerlei Hader sich verzehrenden moslemischen Häupter und Häuser jener westasiatischen Landschaften. Um dieselbe Zeit, wo die Morabeten im westlichen Afrika dem muhamedanischen Bekenntnis einen neuen Schwung verliehen, gründeten die Seldschukken in Syrien und Kleinasien ihre Sultanate. Seit im Jahre 1071 ihr Haupt, der Sultan Alp Arslan — es geschah auf armenischem Boden, bei Manzikert — dem griechischen Kaiser Romanus Diogenes eine schwere Niederlage beigebracht hatte, waren sie in Kleinasien die Herren, und auch die heiligen Stätten, das Land Palästina, war in ihren Händen. Der Kaiser selbst war in ihre Gefangenschaft geraten, sein Nachfolger, Michael VII., wandte sich an den Papst Gregor VII. um Hilfe. Er ließ einen hohen Preis blicken, die Wiedervereinigung der östlichen mit der westlichen Kirche.

Frühere Pilgerfahrten.

Die neue Wendung, welche die Dinge im heiligen Lande nahmen, regte im Westen von selbst schon die Gemüter auf. Die Pilgerfahrten nach dem heiligen Grabe und den übrigen heiligen Stätten hatten im Westen eigentlich niemals aufgehört; wo selbst die Wallfahrt nach San Jago di Compostella oder nach Rom zu den Gräbern der Apostel Petrus und Paulus den Dienst versagte, da fand ein gequältes Gewissen, ein vom Drang nach außergewöhnlichem geistlichem Verdienst umgetriebenes Gemüt durch eine Pilgerreise nach dem heiligen Lande um so gewisser seine Ruhe. Immer zahlreicher wurden unter dem Einflusse der Ideen, deren Gewalt wir schon kennen, die Wanderer mit Muschelhut und Pilgerstab: die großartige Prozession, welche im Jahre 1064 unter dem Erzbischof Sigfried von Mainz, der ein Leben voll Untreue und Ränken abzubüßen hatte, nach Palästina zog, wird auf 7000 Köpfe geschätzt. Diese Pilger beteten am Grabe des Heilands, badeten sich im Jordan und brachten, wenn es gut ging, allerlei Erinnerungszeichen und Reliquien mit nach Hause, wofern sie nicht, was auch nicht selten geschah, auf dem langen und gefährlichen Wege ausgeplündert oder getötet worden waren. Im allgemeinen hatten die muhamedanischen Herren des Landes diesen Pilgerfahrten kein Hindernis in den Weg gelegt. Dies aber ward jetzt anders: die Seldschukken waren sicherlich nicht unbekannt mit den Unterhandlungen, welche zwischen Konstantinopel und Rom hin und hergingen und richteten sich danach ein: man vernahm von Bedrückungen und Mißhandlungen und Erpressungen, denen neuerdings und in steigendem Maße die Besucher des heiligen Grabes ausgesetzt seien.

Gregor VII., dessen ins Ungemessene schweifender geistlicher Ehrgeiz sich in andre Kämpfe verstrickte und schließlich in ihnen unterging, hatte seinen großartigen Plan, die Wiedervereinigung der Kirchen und die Eroberung des heiligen

Landes nicht ausführen können: im Gegenteil, sein wilder Verbündeter, der Normannenherzog Robert Guiscard, hatte das byzantinische Reich angefallen, als es eben durch einen neuen Kaiser, Alexius, aus dem Hause der Comnenen (Alexius I., seit 1081), einen tapferen und tüchtigen Herrscher, so weit erstarkt war, um wieder in Kleinasien gegen die Seldschukken zum Angriff überzugehen. Guiscards Angriff scheiterte; auch eines gefährlichen Anfalls des wilden Volkes der Petschenägen, welche vom Balkan her vordrangen, ward Alexius Herr; um aber die Seldschukken aus ihrer drohenden Stellung in Kleinasien zu verdrängen, reichte die Kraft des geschwächten Reiches nicht aus: er wandte sich an Papst Urban II. um Hilfe.

Der Gedanke selbst, in einem gottwohlgefälligen Kampfe die heiligen Stätten den Heiden zu entreißen, hatte längst im Westen Wurzel geschlagen. Der Gottesfriede und das christliche Gewissen verdammte die brudermörderischen Kämpfe zwischen Christen und Christen, und der gleichwohl unzähmbaren Kampflust wurde hier ein würdiges Ziel gezeigt. Auf einer zahlreich besuchten Kirchenversammlung zu Piacenza (März 1095) erschienen auch die Gesandten des Alexius, und nicht wenige verpflichteten sich, dem christlichen Kaiser in Konstantinopel zu Hilfe zu ziehen. Denn darum handelte es sich zunächst, unter dieser Gestalt stellte sich der erhabene Gedanke zuerst dar: aber schon schwoll die Bewegung an und die Gedanken flogen weit über dies erste Ziel hinaus: und als nun der Papst auf seinem heimatlichen französischen Boden anlangte — er war damals hier der Herr und nicht König Philipp — und eine Synode nach Clermont berief, da strömte außer den geistlichen Häuptern, den Hunderten von Bischöfen und Äbten, auch eine zahllose Menge von Laien, hohe und niedere dorthin. Und als nun Papst Urban dort unter freiem Himmel — denn kein Gebäude konnte diese Tausende fassen — über die Bedrängnisse der Christen durch die „Söhne der Hagar" redete, da riß ihn selbst die eigne Begeisterung fort und der Enthusiasmus der Versammelten überholte den seinen noch: mit einem tausendstimmigen, einstimmigen Deus lo volt, Gott will es, billigten, verlangten, begannen sie das große Unternehmen, dessen Ziel jetzt die Eroberung Jerusalems, nicht bloß die Hilfe für Alexius wurde. Gleich hier, wird erzählt, hätten sich viele ein rotes Kreuz auf ihr Gewand nähen und so als Streiter Christi bezeichnen lassen: als der erste von allen der Bischof von Puy, Ademar, den auch Urban zu seinem bevollmächtigten Führer bei dem Zuge ernannte, dessen Oberbefehl persönlich zu übernehmen der kluge Papst gerechtes Bedenken trug. *Urban II. Versammlung zu Clermont.*

Unter den geistlichen Volksrednern, welche den Gedanken weiter trugen, zeichnete sich besonders ein Eremit, Petrus, aus der Diözese von Amiens aus, dem die Sage und die in ihren Spuren gehende Geschichtsdarstellung einen größeren und unmittelbareren Anteil an der Bewegung zuschreibt, als er in Wirklichkeit gehabt hat. Indes predigten diese Männer sehr empfänglichen Ohren. Unter dem niederen Volke, wo bei der großen Unwissenheit die abergläubische Phantasie den freiesten Spielraum hatte, versprach man sich alle himmlischen und irdischen Belohnungen von der Teilnahme an dem Unternehmen, und die Kirche kargte nicht mit Versprechungen, Nachlaß kirchlicher Strafen und andern Lockmitteln: auch Eigennutz und Habgier, nicht bloß frommer Glaube, träumten die wildesten Träume, die dem einen goldene Schätze, dem *Agitation für den Kreuzzug.*

andern eine weltliche Herrschaft im Lande der Ungläubigen vorspiegelten. Die Idee war vor allem in Frankreich ungemein populär und verbreitete sich wie eine Epidemie; etwas langsamer zündete sie in Italien, Spanien, in England und Skandinavien; in Deutschland aber verhielt man sich noch völlig skeptisch, als schon im Frühling 1096 große Scharen ohne Ordnung — Bauern, Mönche, Wildfänge aller Art — unter zwei Rittern, von denen der eine den bezeichnenden Namen Senzavehor oder Senzaveir, Walter von Habenichts trug, ungeduldig in die Rheinlande drangen und Peter von Amiens, der mit ihnen kam, in Köln zu predigen begann. Der aufgestörte Fanatismus that sich hier, in den Rheinstädten, vielfach in Greueln gegen die Juden gütlich, welche die Bischöfe mit Ernst, aber wie es scheint mit wenig Erfolg, zu schützen suchten: sie — vielmehr freilich einige ihrer Vorfahren vor tausend Jahren — hatten den Herrn gekreuzigt und sie beuteten, was man ihnen wohl mit größerem Rechte vorwarf, die Not mancher der fahrenden Pilger wucherisch aus: so billige Vorwände nahm der Fanatismus, so weit er überhaupt solche brauchte. Diese vorauseilenden Horden ohne Zucht und Lenkung kamen notwendig in Zusammenstoß mit den Bevölkerungen der Länder, durch die sie zogen. Ein großer Schwarm — angeblich 200000 Menschen aus verschiedenen Nationalitäten gemischt, von einigen Edeln geführt — geriet in Ungarn in offenen Krieg mit dem König Koloman (seit 1093) und seinem Volke und ward zum größten Teile niedergemacht. Peter von Amiens kam glücklich mit seinem Haufen, vielleicht 40000 Menschen, nach Konstantinopel: er war verständig genug, dort auf einen Zuzug ernsthafterer Streiter warten zu wollen, aber die Haufen drängten vorwärts, er mußte sie nach Asien hinüberführen, wo sie dann in ungleichen Kämpfen mit einem seldschuktischen Heer fast insgesamt Leben oder Freiheit verloren. Der Eremit Peter selbst kehrte nach Konstantinopel zurück: man darf wohl annehmen, daß schon mehr als Hunderttausend umgekommen oder verkommen waren, noch ehe das eigentliche Heer sich in Bewegung setzte.

Das Hauptheer.

Es gehört zu dem Eigentümlichen dieses ersten Zuges, über dem ein besonderer Zauber der Romantik schwebt, daß keiner der großen Landesherren, von denen zwei, der deutsche und der französische König, im Banne waren, sich an die Spitze der Bewegung gestellt hatte. Es waren die großen Feudalherren, welche einzeln ohne eingehendere Verabredungen ihre Vasallen und was diesen sich anschließen mochte, um sich sammelten: in Frankreich der reiche Herr der Provence, Raimund Graf von Toulouse, der Graf Hugo von Vermandois der Bruder des Königs Philipp, Stephan Herr von Blois und Chartres, der Herzog Robert von der Normandie der Bruder des Königs Wilhelm II. von England, und Graf Robert von Flandern; von deutschen Herren zunächst nur der Herzog von Niederlothringen (seit 1089), Gottfried von Bouillon mit seinen zwei Brüdern, Eustachius und Balduin; in Italien zwei normannische Fürsten, Boemund, ein Sohn Robert Guiscards, und sein Neffe Tancred. Daß bei den Fürsten das religiöse Motiv nicht allein waltete, zeigen schon diese Namen: der Kampf bloß um Gottes Willen war nicht die Sache dieser normannischen Abenteurer und ihre Gedanken richteten sich von Anfang an auf die Erwerbung von Land und Leuten in den östlichen Reichen.

Die Kreuzfahrer vor Konstantinopel.

Eine gemeinsame Lenkung war somit nicht vorhanden: jeder der Fürsten zog mit seiner Streitmacht auf dem ihm bequemsten Wege nach Konstantinopel, so die Lothringer unter Gottfried die Donaustraße, so Raimund mit den Provençalen über Dalmatien, so ein Teil der Franzosen und Normannen von Apulien aus zur See. Für den Kaiser Alexius war diese überreiche Hilfe ein sehr ernstes Problem: gegen die nächsten Gefahren suchte er sich dadurch zu schützen, daß er für die zu erobernden Länder von den großen Führern den Lehenseid verlangte. Am wenigsten Schwierigkeit machte darin derjenige, dem am wenigsten zu trauen war, Boemund; auch der vornehmste unter den Führern, Graf Hugo, hatte den Eid ohne Bedenken geleistet; dagegen weigerte sich Gottfried, der mit den Deutschen am 23. Dezember 1096 in der Nähe von Konstantinopel anlangte. Nach vergeblichen Unterhandlungen, am Charfreitag 1097, schritt Alexius zu einem förmlichen Angriff, in welchem er die Lothringer schlug. Diesem Gottesurteile unterwarf sich ihr Herzog und die übrigen nach und nach eintreffenden Herren leisteten den Eid gleichfalls, mit Ausnahme Raimunds, eines aus Stolz und mönchischer Demut, Frömmigkeit und Habgier seltsam gemischten Charakters, für welchen dann schließlich eine Eidesformel gefunden wurde, die er sich gefallen ließ.

In Kleinasien.

Das Heer, das im Mai 1097 nach Kleinasien hinüberging, wird auf die ungeheure Zahl von 3—400000 Bewaffneten geschätzt: daß der Abgang von Anfang an sehr groß war, liegt am Tage, da die Kriegführung dieser Zeit, vollends in diesen Landschaften, diesen Entfernungen von der Heimat, auf solche Massen gar nicht eingerichtet war. Der erste Angriff galt dem gutbefestigten Nicäa, der Hauptstadt Kilidsch-Arslans, des mächtigsten unter den seldschukkischen Emiren oder Sultanen Kleinasiens. Beim Kampfe im offenen Felde zeigten sich die westeuropäischen Ritter weit überlegen. Am 20. Juni fiel die Stadt, indem kraft geheimen Übereinkommens die byzantinischen Truppen eingelassen wurden: die Pilger entschädigte Alexius, für welchen der Besitz dieser Stadt von größtem Werte war, durch ein reiches Donativ. Zehn Tage später trafen die Kreuzfahrer in der Ebene von Doryläum auf ein großes Seldschukkenheer, das Kilidsch-Arslan zusammengebracht hatte. Auch hier siegten die Christen und ihr weiterer Marsch quer durch Kleinasien wurde, so beschwerlich ihn Hitze und unregelmäßige Verpflegung machte, von Feinden nicht weiter gestört. Die seldschukkische Macht war nicht tiefgewurzelt und litt an Uneinigkeit wie die ganze muhamedanische Welt: auch besaßen die Kreuzfahrer bereits Verbündete in den Armeniern, welche in die Landschaft zwischen dem mittleren Euphrat und dem Taurus eingewandert waren und hier einige Fürstentümer gegründet hatten. In diesem Lande erhob sich schon Streit zwischen Tancred, dem Normannen, und Gottfrieds Bruder Balduin: dem letztern gelang es, indem er während des Winters sich durch erfolgreiche Bekämpfung der Seldschukken der Bevölkerung empfahl, zu Edessa den einheimischen Fürsten zu verdrängen und so sich selbst eine Herrschaft zu gründen.

Belagerung von Antiochia.

Am 21. Oktober 1097 langte das Hauptheer vor dem volkreichen, wohlbefestigten, wohlversehenen Antiochia an. Hier kam die Unternehmung auf längere Zeit ins Stocken, ja in die äußerste Gefahr. Die einheitliche Führung fehlte dem Heere, das aus verschiedenen Nationen zusammengesetzt und mit einer großen Menge unlenksamer Nichtkombattanten oder Gelegenheitskombattanten

beschwert war. Daß Gottfried von Bouillon Oberbefehlshaber gewesen, ist eine unbegründete Annahme; vielmehr erscheint als der Hervorragendste, wenn auch keineswegs Höchstbefehlende oder gar Alleinbefehlende Boemund. Die ziemlich planlose Belagerung machte gleichwohl Fortschritte: eine Menge neuer Pilger war meist auf genuesischen und pisanischen Schiffen — denn schon hatte auch Spekulation und Handelsgeist sich der Bewegung beigesellt — an der Orontesmündung ans Land gesetzt worden: zu einer Einigung, um die wichtige Stadt dem Islam zu retten, kam es unter den muhamedanischen Herrschern zu Bagdad und Kairo nicht. Aber schon war ein großes Heer unter dem Emir von Mosul am Euphrat, Kerbogha, im Anzug. Die Gefahr war dringend: Boemund aber hatte eine Verbindung in der Stadt angeknüpft mit einem armenischen Renegaten, und der Sohn Guiscards verkaufte seinen christlichen Brüdern jetzt die Rettung um den Preis der Zusicherung Antiochias zu eignem Besitz. An der mit dem Armenier verabredeten Stelle begann er den Sturmangriff, der die Belagerten überraschte, und glückte (2. Juni 1098). Jedoch gelang es den Seldschukken, die hochgelegene Citadelle im Süden der Stadt zu behaupten und nach wenigen Tagen, als Kerbogha mit seinem großen Heere anlangte, sahen sich die Christen ihrerseits und unter den ungünstigsten Umständen belagert. Schon war die Not auf das äußerste gestiegen und nicht wenige von ihnen waren ihrem Gelübde untreu geworden und hatten sich an Stricken die Mauer hinabgelassen, um das Freie zu gewinnen, als noch einmal die Exaltation des religiösen Enthusiasmus einen großen Triumph errang. Ein Provençale geringen Standes, Peter Bartholomäus, eröffnete seinem Herrn, daß ihm im Traume der heilige Andreas erschienen sei und ihm den Ort gezeigt habe, wo eine Reliquie von unbezwinglicher Kraft, der Speer mit welchem der heilige Leib des Herrn einst durchstochen worden, verborgen liege. Man grub nach und fand: die Not und die Begeisterung stellte auf eine kurze Zeit die Einigkeit der Christen und ihrer Führer her, während sie in dem moslemischen Lager fehlte: nachdem man die Kampflust mit jedem Mittel entflammt hatte, wurde mit dem Morgen des 28. Juni der große Ausfall unternommen, der mit einer vollständigen Niederlage und mit der Auflösung des Belagerungsheeres endigte. Aber nur einen Augenblick ward durch den großen Erfolg die Einigkeit hergestellt, die sich, als neues Unheil durch ansteckende Krankheit hereinbrach — auch Ademar, der päpstliche Legat, erlag ihr — alsbald wieder verlor: selbst die religiöse Kritik erwachte hier durch den Hader der Provençalen und der Normannen, indem von den letzteren die Echtheit der von jenen entdeckten heiligen Lanze bestritten wurde. Mit Ungeduld wartete die Menge, deren Blicke sich immer sehnsüchtiger nach der heiligen Stadt, ihrem letzten Ziele, spannten; endlich wurde die Stimmung so bedrohlich, daß die Fürsten sich zum Aufbruch bequemten. Dasselbe wiederholte sich, als Graf Raimund von Toulouse sich ein Fürstentum, Tripolis auf dem Wege erobern wollte, wie sein Feind Boemund Antiochien vorweggenommen hatte: es ging vorwärts und am 7. Juni 1099 langte das Heer auf dem Höhenrücken an, von welchem die heilige Stadt sichtbar war. Der Sturm der Begeisterung erneuerte sich mit seiner ersten Kraft: Alles fiel auf die Kniee und pries den Herrn, der sie dies hatte erleben lassen.

Die Stadt war von einer Streitmacht des fatimidischen Herrschers von Kairo besetzt, welche sein Vezir Alafdhal befehligte, und die Zahl der Streitfähigen im christlichen Heere war nicht mehr groß. Man nimmt sie zu etwa 20000 an; ein erster Sturm mißlang. Man fand Bauholz und einen Wald in einiger Entfernung, welche die Errichtung zweier Wandeltürme ermöglichten, denn die Belagerungskunst bewegte sich noch in den aus dem Altertum überlieferten Formen; zur rechten Zeit waren genuesische Schiffe mit Vorräten und Werkzeugen im Hafen von Joppe gelandet. So ward, nachdem man den Eifer durch eine bewaffnete Prozession rund um die Stadt aufs neue entfacht hatte, am 14. Juli das ungeheure Wagnis eines Sturmangriffs wiederholt. Am 15. morgens 9 Uhr, nach andern am Nachmittag, gelang es vom östlichen Turm die Fallbrücke auf die Mauer zu bringen und an einer andern Stelle ward eine Bresche gestoßen: dort drangen Gottfried und sein Bruder, hier die Normannen Tancred und der Herzog Robert ein: bald darauf, an einem dritten Punkt, befeuert durch die Erscheinung eines himmlischen Streiters vom Ölberg her, die Provençalen. Das Ziel war erreicht, allerdings mit ganz ungeheuren Opfern an Menschenleben: und ob der Preis diese Opfer lohnen werde, war noch die Frage. Die erste Belohnung der Sieger bildete die Sättigung der Rache — die Niedermetzlung alles Sarazenischen in der eroberten Stadt. Die Berichte ergehen sich in apokalyptischen Bildern vom Blute der Erschlagenen, das bis an das Gebiß der Pferde gereicht habe: in der Regel sind solche Berichte blutiger als die Wirklichkeit: daran aber ist kein Zweifel, daß hier und in diesen Stunden, wenn irgendwo und irgendwann auf Erden, unermeßliche Greuel geschehen sind, Greuel, an denen das Betrübendste und Beschämendste ist, daß sie noch überdies dem trunkenen Fanatismus als Verdienst gelten konnten. Die Krieger reinigten sich alsdann vom Blut und Staub des Kampfes und Mordes und die ganze Menge zog bußfertig nach dem heiligen Grabe. Jerusalem erstürmt. 1099.

Indes war die Lage von der Art, daß sofort Vorkehrung zur Sicherung der großen Eroberung getroffen, — eine Regierung aufgerichtet werden mußte. Es ist sehr charakteristisch, daß die Geistlichen im Heere — ganz in Übereinstimmung allerdings mit den ausschweifenden Ideen von der Erhabenheit des Göttlichen über das Menschliche, des Geistlichen über das Weltliche, was dieser Zeit, und ihrem Stande vor allem, als ganz dasselbe erschien — die Aufrichtung eines Kirchenstaates, die Erwählung eines Patriarchen verlangten: und ebenso charakteristisch ist, daß die Fürsten, von denen auch wohl manche wußten, daß man wichtige Probleme der Politik nicht mit Worten löst, dem widersprachen und die Wahl eines weltlichen Herrschers beschlossen. Einen Skrupel machte der Titel des zu kürenden Oberhauptes: es ist ganz wohl möglich, daß der Zweifel, ob es nicht sündhaft sei, an dieser Stätte den Königsnamen zu führen — eine Königskrone zu tragen, wo der Erlöser die Dornenkrone getragen, nicht bloß den engen Geist des Grafen Raimund von Toulouse, dem die Herrschaft zuerst angeboten ward, beunruhigt hat. Die Stimmen einigten sich auf einen verdienten Führer, der ganz die Frömmigkeit jener Zeit besaß und dabei ausreichend in weltlichen Geschäften umgetrieben und erfahren war und der überdies die schätzenswerte Eigenschaft hatte, nach keiner Seite hin allzusehr hervorragend zu sein: Gottfried von Bouillon. Er nahm den Titel eines Beschützers des heiligen Grabes an und bekam unverzüglich Gelegenheit, ihn zu bewähren. Königreich Jerusalem.

Der fatimidische Gouverneur Alafdhal hatte sich, vermutlich mit einem ansehnlichen Teil der Verteidiger Jerusalems, gerettet, Verstärkungen an sich gezogen, die ihm jetzt bei der wachsenden Aufregung in der muhamedanischen Welt reich zuströmten, und er stand mit einer starken Macht bei Askalon. Vor den Thoren dieser Stadt kam es zu einer Schlacht; das christliche Heer, von Gottfried geführt, errang gegen große Überzahl einen vollen Sieg; für die nächste Zeit war die Gefahr vorüber.

Die Eroberung des heiligen Landes war indes nur eine sehr oberflächliche und sie war doch hauptsächlich durch die Uneinigkeit, die Zerrüttung, den Mangel an Organisation auf Seiten der Muhamedaner gelungen. Aber dieselbe Uneinigkeit bemächtigte sich alsbald auch der Sieger und es begann hier eine Reihe von Kämpfen und Wirren, welche das nächste Jahrzehnt erfüllt, ohne ein tieferes Interesse zu bieten. Die bedeutendste Position war das Fürstentum Antiochia, das Boemund mit gutem Blick und geschicktem Griff sich gesichert hatte — und das ihm doch von allen Seiten, von den rivalisierenden Fürsten, von dem Kaiser Alexius, von den Emiren der Seldschukken mißgönnt wurde: im Kampfe gegen einen der letzteren geriet er in Gefangenschaft, ungefähr um dieselbe Zeit, als Gottfried in Jerusalem starb (1100). Schon jetzt entstand Zwist zwischen der geistlich-normannischen Partei und der des Fürsten Balduin von Edessa: der letztere, ein Bruder Gottfrieds, ward gewählt und er verschmähte den Königstitel nicht mehr, da der erste Idealismus christlicher Demut den ersten Herrscher in Jerusalem nicht überlebte. So weit war man schon ernüchtert, um zu erkennen, daß es auf dem heiligen Boden nicht anders zuging, als auf gemeinem, und daß hier am wenigsten der königliche Name und was von Macht an diesem Namen hing, fehlen dürfe.

Die Erfolge des Jahres 1099, von den heimkehrenden Pilgern allenthalben erzählt und übertrieben, entfachten im Abendlande große Begeisterung, und gewaltige Scharen machten sich neuerdings auf den Weg, Lombarden, Franzosen, Deutsche: aber diese Kräfte verzettelten sich und das neue Heer, das, auf dem Boden Kleinasiens angelangt, vielleicht 200000 Mann zählte, und bei dem man schon von der Eroberung Bagdads sprach, vermochte nicht einmal Boemund zu befreien, und ging kläglich zu Grunde (1101). 1103 wurde Boemund gegen ein hohes Lösegeld von dem Emir von Siwas entlassen, und er vereinigte eine christliche Streitmacht, mit welcher er das wichtige Haran, das alte Karrhä, zu erobern gedachte. Allein diese Streitmacht holte sich an diesem für die Waffen des Westens so unglücklichen Orte nur eine schwere Niederlage. Hierauf begab Boemund, indem er Tancred in Antiochia zurückließ, selbst sich nach Italien. Allenthalben eilten die Ritter dem berühmten Führer zu, der einen neuen Heereszug verkündigte, dem der regierende Papst Paschalis seinen Segen gab: aber sein Zug galt vielmehr, als er 1107 sein Heer beisammen hatte, dem griechischen Reiche und mißlang ebenso vollständig, wie die Expedition seines Vaters im Jahre 1085 mißlungen war. Mit neuen Rüstungen beschäftigt starb Boemund auf apulischem Boden im Jahre 1111. Während dieser Kämpfe drangen die Seldschukken wieder in Kleinasien vor: doch behauptete Kaiser Alexius den Gewinn, den ihm der erste Kreuzzug gebracht hatte. Er starb 1118: im heiligen Lande war es inzwischen schon zu Kämpfen zwischen den Kreuzfahrern selbst gekommen: aufs neue erhob sich der alte Streit zwischen den Normannen und

den Provençalen, Tancred in Antiochien und Bertrand, dem Sohne Raimunds von Toulouse, dem endlich die Aufrichtung eines Fürstentums Tripolis gelang, das er von der Krone Jerusalem zu Lehen nahm. Mit Mühe behaupteten sich schon jetzt, 20 Jahre nach der Eroberung Jerusalems, die Kreuzfahrerstaaten in den unaufhörlichen Kämpfen gegen die Muhamedaner, deren vereinzelte Angriffe zwar durch keinen größeren Erfolg gekrönt, aber auch durch keine entschiedene Niederlage entmutigt wurden.

Schicksale der neuen Gründung.

Was dieses Königreich Jerusalem selbst, den Mittelpunkt und die wichtigste dieser hierarchisch-ritterlichen Gründungen oder Kolonisationen betrifft, so war mit dem Regierungsantritt Balduins I. dem hierarchischen Hochmut und der klerikalen Thorheit ein Sieg abgewonnen: auf der Tapferkeit des Königs und seiner Ritter stand die Hoffnung der neuen Schöpfung, der vor allem eins, die Grundlage einer bestimmten Nationalität, fehlte: die eingeborenen Christen, Pullanen, Surianer, welche ihre Grundlage hätten bilden müssen, waren ein unkriegerisches und unzuverlässiges Geschlecht. Sehr zahlreich war diese Ritterschaft nicht; sie zählte, wenn es gut ging, nach Hunderten, die dann freilich oft plötzlich durch die Ankunft neuer Pilgerschwärme auf viele Tausende anschwoll, solange bis der Zufluß mit derselben Raschheit, wie er gekommen, sich wieder verlor. Der Ägypter erwehrte man sich so in den ersten Jahren: nur konnte man ihnen das wichtige Askalon nicht entreißen. Der Zustrom der Pilger erfolgte in der nächsten Zeit fast ausschließlich zur See, auf pisanischen, genuesischen, venetianischen Schiffen, da der Landweg gesperrt, in Kleinasien die Macht der Seldschukken keineswegs gebrochen war, und Ansiedlungen geschickter Bürger dieser Städte, welche man durch Einräumung von Privilegien begünstigte, führten dem kleinen Staate in der That einige Kräfte zu: im Mai 1104 gewann so König Balduin I. den Hafenplatz Akkon seinem Reiche und die Christen verfügten nun wenigstens über zwei Küstenorte, Akkon und Tripolis; 1110, mit Hilfe eines Geschwaders norwegischer Kreuzfahrer unter ihrem König Sigurd, wurde Sidon genommen, während in Tyrus die Muhamedaner sich hielten. Auf einem seiner vielen Kriegszüge, einem Vorstoß gegen Ägypten, der ihn bis an den Nil führte, 1118. starb König Balduin.

Ohne Schwierigkeit folgte der Graf von Edessa sein Neffe Balduin II., der sofort dem von den mesopotamischen Seldschukken bedrängten Antiochien zu Hilfe kam. Die Dinge schienen sich zum Guten zu wenden, als 1122 der gefährlichste jener Fürsten, der Emir von Mardin starb. Aber bei diesen Unternehmungen walteten allerlei tückische Zufälle: mitten in der Ausbeutung der Gunst der Verhältnisse ward Balduin II. durch einen muhamedanischen Trupp in einem Hinterhalt abgefangen. Im folgenden Jahre wurde trotzdem mit Hilfe einer großen venetianischen Flotte Tyrus eingenommen (1124) und Balduin selbst ward wieder frei: der Scheik, in dessen Händen er war, lies ihn frei gegen das eidliche Versprechen, eine bestimmte Loskaufssumme zu zahlen und sich nicht mit seinen Feinden zu verbinden. Weder Balduin selbst, noch der Patriarch von Antiochien empfanden Gewissenszweifel, diesen Eid zu lösen; ohne Skrupel that der König alsbald das Gegenteil von dem, was er gelobt hatte. Indes war im Jahre 1130 die Lage der Dinge in Palästina eine ziemlich befriedigende. Die Beziehungen der einzelnen Kolonien — so darf man sie wohl nennen — Jerusalem, Tripolis, Antiochien, Edessa zu einander waren

zufriedenstellend; die seßhafte Bevölkerung war gestiegen, der Verkehr mit dem Abendlande nahm eine gewisse Regelmäßigkeit an; und die ritterliche Tapferkeit der „Franken" hatte auf die Morgenländer einen tiefen Eindruck gemacht. Ihre Kraft hatte sich in zwei mönchisch-ritterlichen Vereinen gesammelt und gefestigt, welche für diese Züge und Kriege und Staaten im höchsten Grade charakteristisch sind: dem Orden der Krieger des Tempels und dem Orden der Hospitaliter oder Johanniter. Jener ward um 1118 von einigen französischen Rittern gegründet, welche den drei Mönchsgelübden ein viertes, das des Kampfes für die Pilger und die heiligen Stätten, hinzufügten, von König Balduin eine Wohnung im Palaste neben dem Platze, wo einst der salomonische Tempel gestanden, angewiesen erhielten, und bald, nachdem einige der Brüder in Frankreich für die Sache geworben und die Unterstützung hervorragender Männer gefunden hatten, unter einer der des Benediktinerordens nachgebildeten Regel zu einer festen Organisation, durch Zuzug und Schenkungen schnell zu Macht und Reichtum gelangten. Ihr Abzeichen war der weiße Mantel mit rotem Kreuz, den nur die Ritter trugen, neben denen die Kaplane und die dienenden Brüder, die Waffenknechte, eine untergeordnete Stellung einnahmen. An der Spitze dieser gutorganisierten „Miliz des heiligen Grabes" stand ein Großmeister, der Magister der Templarier, der bald in der Welt, nicht bloß in Jerusalem, eine große Figur machte. In dem zweiten dieser Orden, den Hospitalitern, ward die fromme Stiftung eines Bürgers von Amalfi, welche noch vor den Kreuzzügen hauptsächlich zur Pflege kranker Pilger gemacht worden war, unter den kriegerischen Impulsen der neuen Epoche in zeitgemäßer Weise erneuert. Auch die Krankenpfleger des Johanneshospitals, die Ritter mit dem weißen Kreuz auf schwarzem Mantel, nahmen den Kampf gegen die Ungläubigen in den Kreis ihrer Pflichten auf: ihre Verfassung war der der Templer nachgebildet und erhielt wie diese die Bestätigung durch den Papst. Ihre Dienste waren nötig, da seit 1127 den Ansiedlungen ein sehr gefährlicher Feind in dem neuen Emir von Mosul Emadeddin Zenki erwuchs und seit dem Unglücksjahre 1131, in welchem Balduin II. wie der zweite Boemund von Antiochien starben, die Uneinigkeit unter den Ansiedlungen aufs neue überhand nahm. Im Königreich folgte der Graf Fulko von Anjou, der Gemahl der ältesten Tochter Balduins; in Antiochien Graf Raimund von Poitou; und ein Glücksfall war es, daß man mit dem seldschukkischen Emir Anar von Damaskus gegen Emadeddin ein Bündnis schließen konnte. Die Zustände schienen sich zu befestigen, und unter Fulko scheint das Gesetzbuch des Reichs, die „Assisen des Königreichs Jerusalem" abgefaßt zu sein, dessen Name wie Inhalt beweist, daß in den Ansiedlungen das französische Element bei weitem überwog. Es war ein Lehensstaat, — an der Spitze der König mit den Großkronbeamten, ein Lehensadel mit seinen Unterthanen; daneben die großen Korporationen der beiden Ritterorden; in den



Gewappneter Templer in seiner Ordenstracht.

wenigen Städten mit Privilegien ausgestattete Bürgerschaften, sowie allenthalben ein einflußreicher Klerus: das heidnische Kampfgericht, das Gottesurteil durch Zweikampf, bestand auch auf diesem Boden.

Indes wurde noch bei Fulkos Lebzeiten dieses rings von Feinden bedrohte und in sich selber schwache Reich noch durch einen neuen Gegner bedrängt. Der kraftvolle Nachfolger des byzantinischen Kaisers Alexius, sein Sohn Johannes (seit 1118), der in glücklichen Kämpfen sich gegen seine Feinde in Europa gewaltig Raum gemacht hatte, beschloß, seine Lehenshoheit auch gegenüber den Kreuzfahrerstaaten, besonders Antiochia, zur Geltung zu bringen, und im Jahre 1137 gelang ihm dies. Im Jahre 1142 erschien er ein zweites Mal mit einem Heere: dies war die Lage, als König Fulko im Jahre 1143 starb. Sie änderte sich nicht durch den gleichzeitigen Tod des Kaisers Johannes, da dessen jüngster Sohn, Manuel, den die Truppen erhoben, seine Herrschertugenden wie seine Ansprüche erbte.

Die Eroberung des Jahres 1099 war, wie man sieht, nur zu halten, wenn die großen Landesherren des Abendlands sich dieser Schöpfungen annahmen, denen sie seither nur eine mittelbare und laue Unterstützung hatten angedeihen lassen.

Der Mächtigste von ihnen, der König Heinrich V. von Deutschland, besaß seit 1106 die übelerworbene Herrschaft. Wenn die hierarchische oder papistische Partei jemals in ihm einen König nach ihrem Sinn, ein willfähriges Werkzeug des Sacerdotiums zu haben gedacht hatte, so war sie im Irrtum gewesen. Das eigentliche und letzte Motiv seiner Empörung gegen seinen Vater war vielmehr wahrscheinlich eben die Erwägung gewesen, daß dieser nach seiner ganzen Vergangenheit der hierarchischen Partei keinen erfolgreichen Widerstand mehr würde leisten können: deren Haß drückte ihn, den Sohn, nicht, und er kannte die Münze wohl, mit welcher man die Priester bezahlte. Er verstand sich auf die Kunst der Worte wie nur einer und auf theatralische Szenen; er besaß ganz die Klugheit seines Vaters und ließ sich dabei nicht, wie dieser, von der Leidenschaft fortreißen; von herrischem, ungeselligem Wesen wußte er die Schwächen der Menschen, die er leicht durchschaute, für seine Zwecke zu benutzen.

Der Westen. Heinrich V.



Silbermünze Heinrichs V. von Goslar.

Die brennende Frage der Zeit war die Investiturfrage und sie war vom Papst Urban nicht gelöst, sondern nur erschwert worden durch das unbedingte Verbot der Investitur, — die Aufstellung des Grundsatzes, daß kein Kleriker in irgend einer Lehensabhängigkeit von einem Laien stehen dürfe. Heinrich V. übte das hergebrachte Recht, den gewählten Bischof zu belehnen, indem er ihm den Ring und den Stab nach altem Herkommen übergab oder durch einen Bevollmächtigten übergeben ließ: damit trat der Bischof oder Abt den Landbesitz und die Regierungsrechte an, welche mit der bestimmten Stelle verbunden waren und leistete dementsprechend dem König den Lehenseid, der sehr bestimmte Pflichten einschloß: die ungeheure Naivetät der gregorianischen Partei bestand darin, daß sie die Rechte und Nutzungen der geistlichen Würden ohne deren Pflichten und notwendigen Bedingungen verlangte. Den deutschen

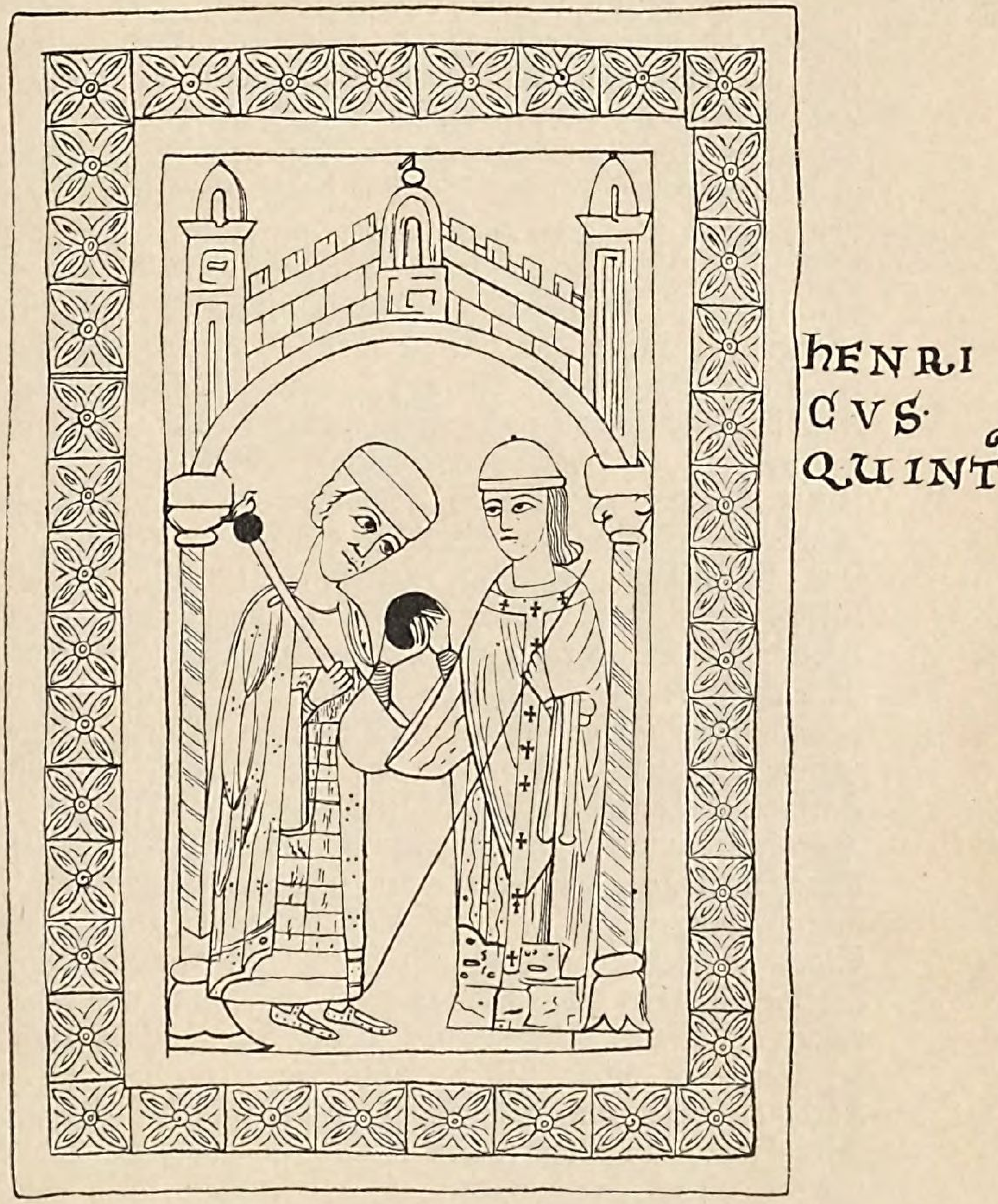
Die Investiturfrage.

Bischöfen und hohen Geistlichen entging es nicht, daß wenn sie ihrer Lehensabhängigkeit vom König entledigt waren, die Folgerung nahe lag, sie auch ihrer Lehensgüter zu entledigen und daß die völlige Unabhängigkeit den Laien gegenüber sie um so vollständiger den hierarchischen Oberen und in letzter Instanz dem Papste unterwerfen, sie zu seinen Meiern machen würde, denen er befehlen könne, was er wolle, wie sie zu Gregors Zeiten geklagt hatten. Auf einem Konzil zu Troyes (1107) beklagte sich Papst Paschalis II., daß er in den germanischen Herzen die Demut nicht finde, die er hätte erwarten dürfen. Weiter aber vorzugehen wagte er eben deswegen nicht, die Sache blieb in der Schwebe; jedoch wurden die Unterhandlungen nicht abgebrochen, und das Verhältnis des Königs und des Papstes war erträglich. Im Jahre 1110, nachdem ihm die Jahre 1108 und 1109 mit Kriegszügen im Osten, Polen, Böhmen, Ungarn, ohne viel Erfolg vergangen waren, begab sich Heinrich V. von Regensburg, wo er die Fürsten von seiner Absicht in Kenntnis gesetzt hatte, über die Alpen. Er führte ein großes und aus zuverlässigen Leuten bestehendes Heer mit sich, denn die Zahl der ritterlichen Krieger-Vasallen hatte sich in dem letzten Kriege sehr vermehrt und einem guten Teil von ihnen fehlte es augenblicklich an Beschäftigung. Er hatte unter seinem Gefolge auch einige Gelehrte (literati), Leute also, welche die Rechtsfragen studiert hatten und darin Bescheid zu geben wußten: man sieht, der lange Krieg — Bürger- und Parteienkrieg — unter Heinrich IV., ein gewaltsamer Lehrer nach dem treffenden Worte des altgriechischen Historikers, hatte die Menschen den Gebrauch auch dieser Waffe gelehrt. König Heinrich trat in Oberitalien sehr fest und bestimmt auf: auch ward er überall gut aufgenommen und der Adel eilte nach seinem Hauptquartier in Parma; auch die Markgräfin Mathilde zeigte sich reichstreu, während der Papst von einer Reise, die er nach Süditalien zu den Normannenfürsten unternommen hatte, von diesen alten Freunden der Kirche nichts als Worte zurückbrachte. Gesandte des Königs waren in der Stadt Rom selbst gut empfangen worden: der Papst war in diesem Augenblick ganz machtlos, und Heinrich ließ es ihm gegenüber an glimpflichen und ehrerbietigen Worten nicht fehlen. Noch auf dem Marsche erhielt er im Sinne einer vermittelnden kirchlichen Partei vom Papste das Anerbieten, daß er, der König, auf die Investitur verzichten solle, wogegen dann „die Kirchen" auf die Lehen und Lehensrechte, „die herzoglichen, gräflichen, markgräflichen, die Vogteirechte, Münzrechte, Zölle und alle Regalien" verzichten würden: „sie müssen sich mit ihren Zehnten und den freiwilligen Darbringungen begnügen" soll er den königlichen Gesandten gesagt haben.

Heinrich V. und Paschalis. 1110.

Wenn der Papst mit diesem undurchführbaren Vorschlage — der das ganze gesellschaftliche Gebäude auf den Kopf gestellt und eine ungeheure Umwälzung bedeutet hätte — dem König, wie übrigens nicht wahrscheinlich, eine Grube graben wollte, so fiel er vielmehr in diese Grube, die jedoch auch in der Sache selbst, in den Verhältnissen gegeben war, selbst hinein. Heinrich nahm an, die nötigen Sicherheiten wurden gegeben, in fröhlicher Stimmung, von der Bevölkerung der Stadt aufs beste empfangen, zog der König ein. Die Kaiserkrönung sollte stattfinden, sobald der Vertrag publiziert wäre. Heinrich hatte dafür gesorgt, daß die Peterskirche von seinen Gefolgsleuten bewacht wurde: der Vertrag wurde verlesen: aber ein ungeheurer Tumult erhob sich bei der

Publizierung dieses ungeheuerlichen Aktenstücks, das Geistliche und Weltliche gleichmäßig ihres Besitzes beraubte und ein Chaos hervorrufen mußte. Die sehr begreifliche Entrüstung, namentlich der deutschen Bischöfe in Heinrichs Gefolge, wendete sich gegen den Papst und es soll Blut in dem Getümmel geflossen sein: der Papst verlangte jetzt den Verzicht auf die Investitur, der König die vertragsmäßig zugesicherte Kaiserkrönung: dieser letztere aber hatte in diesem Augenblicke die Macht und mit raschem Entschluß ließ er den Papst in Haft nehmen. Auf dem heißen Boden Roms verweilte er nicht; nach einem blutigen Tage verließ er die Stadt, führte aber den Papst und eine Anzahl Kardinäle mit sich; er hatte die Interessen für sich und hatte darum wagen können, was kein König vor ihm gewagt hatte. Paschalis war kein Gregor VII.; man bestürmte ihn nachzugeben, und der König, ein geübter Rollenspieler, machte jetzt das Wort wahr, das er im Anfang seiner Regierung dem, der jetzt sein Gefangener war, hatte entbieten lassen: er werde die Kirche als seine Mutter, den Papst wie seinen Vater behandeln. Er warf sich diesem wie einst seinem Vater zu Füßen, bat um Vergebung, gelobte Gehorsam: nur möge ihn der Papst das Recht seiner Vorgänger üben lassen. So geschah es, der Papst verzichtete: der frei und ohne Simonie Gewählte, Bischof, Abt empfängt vom König die Belehnung



Heinrich V. von Papst Paschalis II. die Reichsinsignien empfangend.

Miniature aus Mönch Ekkehards von Aurach Kaiserchronik vom Jahre 1113. Handschrift zu Cambridge. Hauptquelle für die Zeit Heinrichs V., dem der Verfasser wahrscheinlich persönlich nahestand.

und niemand darf geweiht werden, ehe er vom König investiert ist. Mit dem besiegten Papste kehrte Heinrich nach Rom zurück, empfing nun ohne weitere Schwierigkeit die Kaiserkrönung und begab sich wieder nach Deutschland, wo er jetzt auch — und unter großer Beteiligung der Bischöfe und Fürsten — die Leiche seines Vaters im Dome zu Speier beisetzen ließ.

Heinrich in Deutschland.

Seine Autorität war unbestritten, eine reiche Ernte trug dazu bei, im Volke eine gute Stimmung zu verbreiten. Aber natürlich suchte der Papst, was ihm durch List und Gewalt abgedrungen war, wieder rückgängig zu machen. Die Männer der gregorianischen Partei überhäuften ihn mit Vorwürfen und auf einem Konzil im Lateran, das diese Partei beherrschte, wiederrief er alles und bekannte sich zu den Dekreten seiner glückseligen Vorgänger, Gregors VII. und Urbans II.; zum Bann wider den Kaiser wagte man aber doch nicht zu schreiten (1112). Die Fürsten ihrerseits verdroß, daß Heinrich V. mit Entschiedenheit in die Bahnen der Politik seines Vaters zurücklenkte, den Bürgerschaften der Städte sich näherte und in der oberrheinischen Tiefebene, gestützt auf die Städte Speier, Mainz u. a. eine Macht aufrichtete, wie sie Heinrich IV. einst im Sachsenland aufzurichten versucht hatte. Das alte Spiel begann nun von neuem; eine Fürstenverschwörung bildete sich; den schlimmsten, den Erzbischof Adalbert von Mainz, bekam der Kaiser in seine Hände, und eines Aufstandes im Sachsenlande wurde er gleichfalls Meister: als er 1114 im Januar seine Vermählung mit der englischen Prinzessin Mathilde, der Tochter des Königs Heinrich I., feierte, zu Mainz, umgab ihn aller Glanz eines legitimen Herrschers. Die Herzöge von Bayern, von Schwaben, Kärnthen, Böhmen hatten sich eingefunden, und auch der von Sachsen, Lothar Graf von Supplimburg, dem er nach dem Tode des letzten vom Hause der Billunger (Magnus 1106) das Herzogtum übergeben, und welcher bei dem Aufstand eine nicht ganz unzweideutige Haltung beobachtet hatte, war erschienen und hatte des Kaisers Gnade gesucht. Aber seine Autorität beruhte allzusehr auf der Furcht vor seiner Macht und seiner Unversöhnlichkeit; die Bürger der mächtigen Stadt Köln wußten, daß er ihnen ihre Haltung im Jahre 1106 nicht vergessen hatte; an dem Widerstande dieser Stadt bei Gelegenheit einer Expedition des Kaisers nach Friesland entzündete sich die Flamme des Fürstenaufruhrs aufs neue und verbreitete sich über Lothringen, Westfalen, Thüringen, Sachsen; man gewahrt leicht den staatlosen Stand der Dinge in diesen Zeiten, wenn man liest, wie ein päpstlicher Legat, der Kardinal Kuno von Präneste, ohne Auftrag des Papstes, ein Fanatiker auf eigne Hand, den Bann gegen den Kaiser aussprach und von Ort zu Ort trug und daß dieses gewissermaßen private Anathem doch nicht ohne Wirkung war. In diesem Kampfe, welcher das ganze nördliche Deutschland erfüllte, war Heinrich nicht glücklich. Er erlitt 1115 in Thüringen bei Welpesholt, Welfesholz, eine Niederlage, die ihn den tüchtigsten seiner Ministerialen, seinen Feldhauptmann, den Grafen Hoier von Mansfeld kostete. Den auf kaiserlicher Seite Gefallenen weigerte, heidnischen und christlichen Grimm vereinigend, der Bischof von Halberstadt, der bei den Aufständischen war, das Begräbnis; der kirchliche Fanatismus blies wieder mit vollen Backen in die Flamme. Heinrich aber war klüger als sein Vater; er wußte, wenn nicht Recht gegen Recht, so doch Interessen gegen Interessen zu setzen; es gelang ihm, eine offene Parteinahme des Papstes für die Aufständischen zu hindern, und wie nun

im gleichen Jahre die Nachricht vom Tode der Markgräfin Mathilde von Tuscien anlangte, überließ er den Kampf in Deutschland seinen Anhängern, vor allem seinen staufischen Vettern, und begab sich mit seiner Gemahlin, aber ohne Heer, nach Italien. Ohne weiteres setzte er sich hier in den Besitz der umfangreichen Erbschaft, von der ihm die Reichsgüter nicht streitig gemacht werden konnten, und von der alles dasjenige, bei dem sich zweifeln ließ, ob es Reichs- also Lehngut, oder Allodium war, mindestens vorläufig mit Recht ihm zukam. Er hatte damit die Mittel, Treue zu belohnen, Anhänger zu kaufen, und er machte davon reichlichen Gebrauch; durch Freibriefe an die Städte, Schenkungen an den Adel schuf er sich eine, wenn auch nur augenblickliche, aber für den Augenblick wirksame und große Macht.

Mit dem Papste ward unterhandelt; dieser, ein Mann von Mäßigung und von Gewissen, war selbst in einer üblen Lage zwischen den fanatischen Gregorianern, den Adelskoterien und dem tumultuierenden Volke von Rom. Er war in seiner Stadt nicht sicher und diese Lage benutzte der König gewandt und fest; er kam selbst nach Rom (1117), vergab seinen Investituransprüchen nichts; doch wurde der Streit nicht zum Abschluß gebracht, der vielmehr noch längere Zeit in der Schwebe blieb; denn auch die gregorianische Partei für sich konnte nicht weiter gehen, und Papst Paschalis, den sie nicht bewegen konnten den Bann gegen Heinrich zu erneuern, starb unter diesen verworrenen Verhältnissen Anfang 1118, nach achtzehnjährigem Pontifikat. Gelasius wurde gewählt: da er aber sich dem Kaiser entzog, ließ dieser unter Friedenserbietungen ihn zur Rückkehr auffordern, und als Gelasius unter Vorwänden, welche zeigten, daß er das zweideutige System seines Vorgängers fortsetzen wolle, sich weigerte, rasch einen neuen Papst wählen, der sich Gregor VIII. nannte. Gelasius war in Rom keineswegs sicher, auch als es ihm gelungen war, dorthin zu kommen. Die Wut der Parteien war so groß als je: er entfloh nach Frankreich, wo die Gregorianer die Übermacht hatten. Bald darauf starb er (1119) und nun ward hier der eifrigste der Gegner des Kaisers, der Erzbischof Guido von Vienne, der auch einst auf eigne Hand den Bann über ihn ausgesprochen hatte, als Kalixtus II. gewählt. Das Schisma war vollständig; die Anathemen, mit denen Papst und Papst sich und ihre Anhänger gegenseitig belegten, flogen hin und her. Man darf vielleicht hier bemerken, daß die christliche Sittlichkeit unter diesen Streitigkeiten, welche doch die Gewissen verwirren mußten, weniger litt, als man denken sollte. Die Wenigen, welche Leben und Lehre Jesu Christi über diesen Streitigkeiten, die wenig mit ihr zu thun hatten, nicht vergaßen, blieben was sie waren; die große Menge, vornehm oder gering, war so gut oder so schlecht unter der einen Fahne wie unter der andern.

Heinrich V. und Kalixtus.

Heinrich war mittlerweile nach Deutschland zurückgekehrt (Herbst 1118). Der Krieg hatte das Land zerrüttet und es wimmelte von Räubern und Mordbrennern, doch blieben große Teile des Reichs, Schwaben, Bayern, Oberlothringen, von demselben ziemlich unberührt. Man sehnte sich nach Frieden und auf einem zahlreich besuchten Reichstage zu Tribur (1119), auf welchem der Kaiser sich sehr verständig und versöhnlich zeigte, kam auch ein Reichsfriede zu stande, nicht aber die Beseitigung des Schisma, obgleich auch hierüber Verhandlungen eröffnet wurden. Man fühlt bei diesen Verhandlungen doch überall, daß ein mäßigendes Moment in denselben Platz gegriffen hatte, das dem stürmenden

Das Wormser Konkordat. 1122.

Geiste Gregors VII. zwar nicht ursprünglich völlig fremd gewesen, aber mehr und mehr fremd geworden war, — das juristische. Man kam sich sogar ziemlich nahe; doch aber scheiterten die Unterhandlungen abermals, vielleicht an gegenseitiger Unredlichkeit, in jedem Falle an gegenseitigem Mißtrauen. Kalixtus erneuerte zu Rheims auf einem Konzil, das den Frieden zurückzugeben berufen schien, den Bann gegen Heinrich V.; der Krieg in Deutschland flammte wieder auf; aber 1121 bei Mainz, als schon die Heere des Kaisers und der aufständischen Herren und Bischöfe zu einem entscheidenden Kampfe sich gegenüberstanden, wurde ein Ausgleich durch die Fürsten gefunden, denen sich eine Gelegenheit bot, jetzt als Schiedsrichter zwischen Kaiser und Papst, zwischen Reich und Kirche, wie eine Quelle sagt, zwischen Königtum und Priestertum (regnum et sacerdotium) aufzutreten. Ein Ausschuß von zwölf und zwölf Fürsten von beiden Seiten ward niedergesetzt und sie gelangten zu einem befriedigenden Abkommen, kraft dessen sie gemeinsam Abgeordnete an den Papst Kalixt absandten, der mittlerweile aus Frankreich nach Italien zurückgekehrt und seines Gegenpapstes Meister geworden war (1121). Er schickte einen Legaten mit versöhnlicher Instruktion, und zu Worms auf einer großen Versammlung, welche zugleich deutsches Nationalkonzil und Reichstag war, kam dann das Werk der Verständigung zu unermeßlicher Genugthuung aller Beteiligten und der gesamten Nation zu stande. In zwei Urkunden verbrieften der Kaiser und der Papst sich die Rechte, welche das Abkommen festsetzte. Der König verzichtet auf jede Investitur mit Ring und Stab, gestattet kanonische Wahlen und freie Weihen; dagegen werden diese Wahlen der Bischöfe und reichsunmittelbaren Äbte in Gegenwart des Kaisers vollzogen, ohne Simonie und ohne Zwang; der Kaiser belehnt die Gewählten dann durch das Zepter mit den Regalien und sie leisten die damit verbundenen Dienste; der Belehnung folgt in Deutschland die Weihe, in den andern Ländern des Reichs geht sie ihr voraus; von beiden Seiten ward zugleich ein voller Friede für die beiderseitigen Anhänger, eine Amnestie gewährleistet. Das Religiöse, wie man sieht, war hier von dem Weltlichen rein geschieden, Gott was Gottes, dem Kaiser wa des Kaisers war, gegeben.

Dies war das Wormser Konkordat (1122), das dann noch überdies durch ein Konzil im Lateran 1123 seine Sanktion erhielt; im Frieden starb Kalixtus (Dezember 1124) im Lateran. Sein Andenken ist minder großartig, aber es ist reiner als das Gregors; denn durch das Wormser Abkommen ward ein dauernder Rechtszustand begründet, an dessen Herbeiführung Kalixtus II. durch seine ernste Mäßigung einen wesentlichen Anteil hatte. Weniger Glück hatte er mit Niederhaltung der Kräfte, die sich innerhalb der Geistlichkeit selbst und in Rom und dessen Umgebung ungebärdig regten: in sehr tumultuarischer Weise wurde schon sein Nachfolger, Lambert von Ostia Honorius II. gewählt.

Heinrichs Tod.

1125 folgte ihm Heinrich V. im Tode, zu Utrecht. Seine letzten Lebensjahre vergingen ihm unter neuen Zerwürfnissen mit Herzog Lothar von Sachsen, der völlig unabhängig schaltete, unter Zwiespalt auch mit seinen Neffen, den staufischen Brüdern, und unter allerlei Plänen gegen Frankreich, zu welchen seine Verbindung mit dem englischen Königshause den Anlaß gab. Er starb kinderlos, erst dreiundvierzig Jahre alt. Über seine Persönlichkeit, seine privaten Lebensgewohnheiten sind wir nur wenig unterrichtet. Schreiben der Fürsten vor der neuen Wahl sprechen von einem schweren Joch der Knechtschaft, das auf ihnen gelegen, und ein harter,

ungeselliger Fürst war er in der That gewesen; doch läßt sich ihm zum Ruhme nachsagen, daß er mit überlegener Klugheit und mit klarer Festigkeit das Regiment geführt und das Reich in einem weit befriedigerenden Zustande zurückgelassen habe, als er es angetreten.

Wirft man einen Blick auf die Entwickelung Deutschlands in den fast genau hundert Jahren, welche die Könige aus dem salischen Hause ausfüllen, so findet man den universalen Charakter des deutschen Königtums in der Theorie noch völlig unangetastet: es ist ein politisches Axiom, daß der deutsche König zugleich römischer Imperator sein soll, und die übrigen Fürsten und Länder in einer Art dienendem Verhältnis zu diesem König-Imperator stehen. Thatsächlich aber bedeutete das Imperium, während es Burgund hinzuerwarb, in Frankreich und England nichts mehr, Ungarn war so gut wie selbständig, und Böhmen und Polen beim Tode Heinrichs V. wenigstens weit selbständiger, als sie es beim Regierungsantritt Konrads II. gewesen. In Deutschland und Italien war theoretisch die Macht des Kaisers groß, ihr Nimbus steigerte sich sogar eben jetzt durch das wiederaufkommende Studium des römischen Rechts, und von großem Werte war die Beilegung des kirchlichen Streits, welche wenigstens insofern für das Königtum (regnum), die weltliche Gewalt, günstig war, als die maßlosen Ansprüche Gregors einer nüchternen Scheidung des geistlichen und des weltlichen Moments in der Stellung der großen Kleriker gewichen waren. Daß diese maßlosen Ansprüche freilich nicht auf immer beseitigt waren, liegt in der Natur oder Unnatur der Stellung, welche die Zeitanschauung den Geistlichen anwies: indem sie ihnen eine Stellung außerhalb der gewöhnlichen Menschheit bestimmte, deren Idealen und Pflichten doch nur sehr wenige gewachsen sind, zwang sie die große Menge derselben, ihre Befriedigung im Streben nach Macht und Reichtum zu suchen, — ein Streben, welches darum nicht minder unrein und menschlich war, weil man es mit dem großen Namen der Kirche zudecken konnte. Rückblick auf die Zeit der Salier.

Die Verhältnisse der deutschen Staatsgesellschaft hatten in dieser Zeit eine gewisse Festigkeit und Stetigkeit erlangt. Man muß sich daran erinnern, daß so viel auch von Krieg und Kriegsgeschrei die Rede ist, man doch dabei selten an große Heeresmassen denken darf und daß, wenn auch selten ein allgemeiner Reichsfriede zu stande kam, doch teils der Gottesfriede, teils der Friedenszustand, den einzelne Große, Grafen, Herzöge, Bischöfe, Städte in ihrem eignen Interesse innerhalb ihres Machtbereichs einzurichten und aufrecht zu halten wußten, der erwerbenden Thätigkeit des Volkes zu gute kam. Ein Heimatsgefühl, ein deutsches Vaterlandsbewußtsein hatte sich gebildet, das die Fahrten in die Fremde, die Römerzüge nur stärkten. „Er überwand die Schwierigkeiten der Alpen,“ sagt schon ein Geschichtschreiber des elften Jahrhunderts, der Bischof Thiedmar von Merseburg, von seinem Kaiser Heinrich II., „und sah unsre Gefilde wieder, die ihn so heiter anlachten, denn die Luft und die Bewohner jenes Landes stimmen doch nicht zu unsrer Natur. Viel Tücke und Hinterlist herrscht leider im Römerlande und in der Lombardei. Alle, die dorthin kommen, empfängt nur wenig Liebe: alles, dessen die Fremden bedürfen, muß bezahlt werden und zwar immer noch mit Gefahr des Betrugs.“

Die Staatsgesellschaft hatte einen ausgesprochen aristokratischen Charakter angenommen. Zu oberst der König und sein Hof, dem wenigstens in Worten alle Ehrerbietung dargeboten wurde: hier aber trat der große Mangel zu Tage,

daß das Königtum keine bleibende Stätte, keinen festen Sitz gefunden hatte und so Deutschland eines wirklichen Mittelpunktes, einer Haupt- und Residenzstadt entbehrte: das Streben aber der Fürsten aus dem salischen Hause, dem Königtum eine solche zentrale Stelle zu verschaffen, hatte keinen Erfolg gehabt. Die nächsten im Range waren die geistlichen Fürsten, die sechs Erzbischöfe, Mainz, Köln, Trier, Magdeburg, Bremen, Salzburg, und die Bischöfe der dreiundvierzig Sprengel, welche man im damaligen Deutschland zählte: eine geistliche Aristokratie, für welche der Ausgang des Investiturstreits insofern vorteilhaft gewesen war, als sie jetzt mehr vom Papst als vom König abhängig waren und jene erstere Abhängigkeit sie zunächst wenig drückte. An dritter Stelle kamen die weltlichen Großen fürstlichen Ranges, die Laienaristokratie der Herzöge, Markgrafen, Pfalzgrafen, Landgrafen, Burggrafen, Männer eines großen Besitzes und eines hohen Reichsamts, das jetzt nicht mehr oder nur in seltenen Fällen noch widerruflich, sondern vielmehr nicht nur lebenslänglich, sondern erblich oder so gut wie erblich geworden war; ebenso die Grafen, die gleichfalls nicht mehr Regierungsbeamte sondern Inhaber einer Würde waren, also einen Amts- und Besitzadel zugleich bildeten; — unter diesen sind, die nächste Stufe bildend, die freien Herren, Dynasten, welche Freie, Besitzer eines Freiguts, zu Vasallen hatten, die Ritter; und die Gemeinfreien, deren Zahl sehr zusammengeschmolzen war. Mit Bestimmtheit vollzog sich in der deutschen Laienwelt die Scheidung des Bürger- und Bauernstandes; neben den freien Vasallen hatten sich die königlichen Dienstleute heraufgemacht und das Lehensverhältnis hatte nichts Entwürdigendes, da es die allgemeine Gesellschaftsform war und eine rechtlich gesicherte wie sittlich geheiligte Stellung gab. Der Volksfreiheit aber eröffnete sich eine neue, wenn auch noch ziemlich entfernte Aussicht in der Entwickelung der Städte, welche eben in der Zeit der fränkischen Herrscher in Deutschland mehr hervortreten. Die Freien in den Städten bildeten einen Adel, ein Patriziat, dem gegenüber die Unfreien, je nach ihrem Gewerbe, sich in Zünfte zusammenschlossen: bei jenen aber trat der Grundbesitz in den Hintergrund vor dem beweglichen Vermögen, dessen zunehmende Bedeutung fühlbar wurde, und die naturgemäßen Bedingungen und Folgen städtischen Zusammenlebens mußten hier bald die demokratischen Momente wieder zur Geltung bringen, die aus dem übrigen deutschen Leben verschwunden oder wenigstens in den Hintergrund getreten waren.

Geistiges Leben.

Dieser aristokratische Charakter zeigt sich auch in dem geistigen Leben. Denn alles, was man höhere Bildung nennen kann, war an die Kenntnis des Lateinischen gebunden: ihre Pfleger waren noch immer die Geistlichen und diese wandten sich vorzugsweise an die aristokratischen Kreise, zu denen sie selbst gehörten. In geistiger Entwickelung war Frankreich und das von Franzosen beherrschte England den Deutschen weit voraus. An der Spitze einer neuen theologisch-dogmatischen Entwickelung, welche der hierarchischen zur Seite ging, stand, wie schon erwähnt, der Erzbischof Anselm von Canterbury, und bald machte dort in Frankreich ein kühner Denker und großer Lehrer, Peter Abälard, von sich reden; neue Orden erhoben sich hier, zur Seite der Cluniazenser, deren Kraft sich etwas erschöpft zu haben scheint: die Karthäuser, von dem Thal La Chartreuse bei Grenoble so genannt (1086), von einem Kölner Bruno gestiftet; der der Cistercienser, vom Kloster Citeaux, das 1098 bei Dijon an-

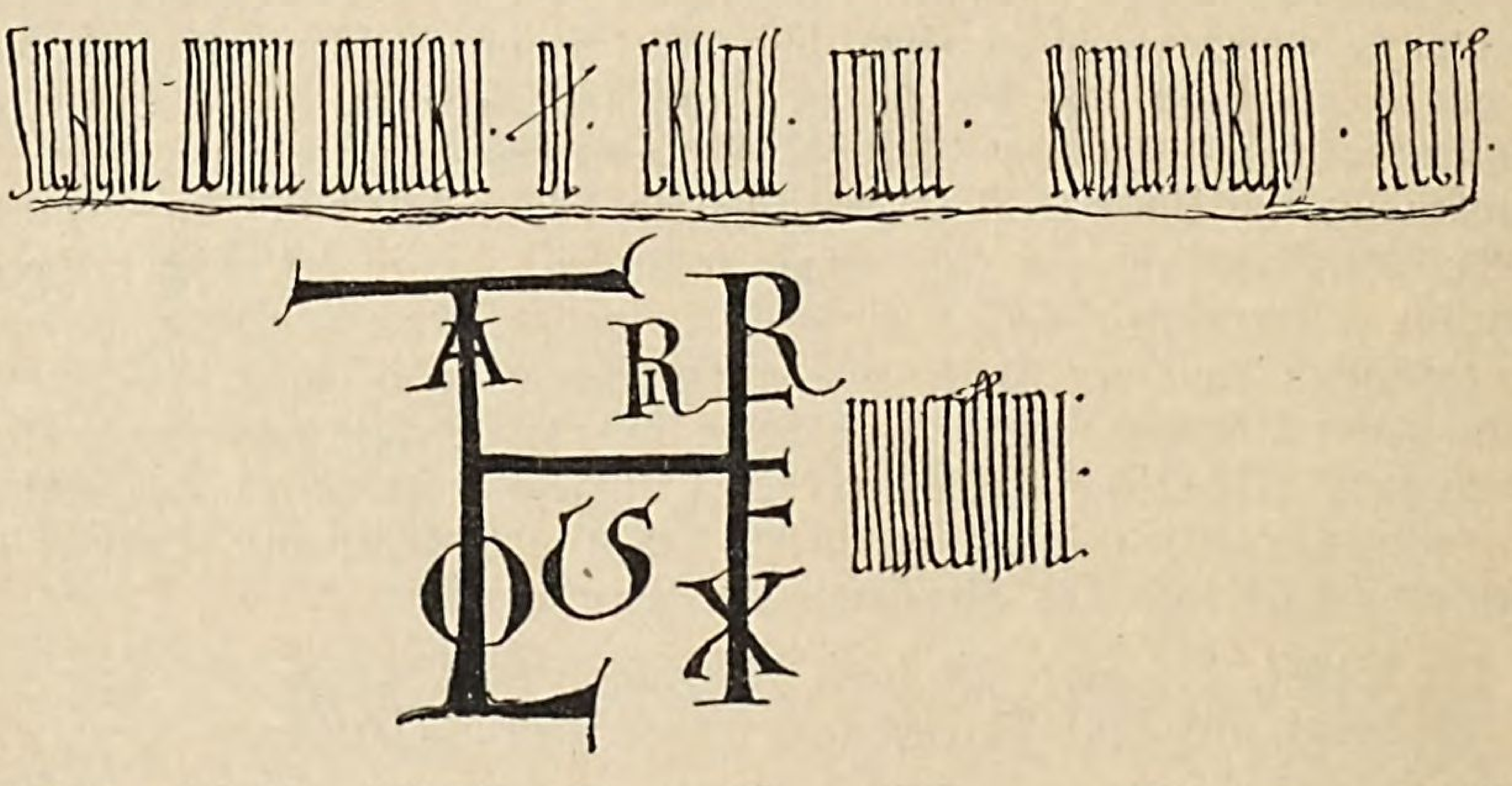
gelegt worden, genannt, die bald eine große Kongregation, die von Clugny erneuernd und überholend, bildeten und in einem burgundischen Adligen, dem jungen Bernhard, Abt von Clairvaux, einen Leiter fanden, dessen großen Einfluß wir weiterhin kennen lernen werden (1115 Abt), — und der der Prämonstratenser, den ein Chorherr aus Xanten Norbert stiftete. Im Jahre 1120 hatte dieser eine öde Gegend im Bezirk von Laon zu seinem Wohnsitz genommen, und später zum Erzbischof von Magdeburg gewählt, gewann er von diesem letzteren Orte aus für die noch nicht sehr weit fortgeschrittene Bekehrung der Wenden eine große Bedeutung. Auch auf weltlichem Gebiete zeigte sich in Südfrankreich eine große Regsamkeit. Die Kunst der fahrenden Spielleute und Sänger Aquitaniens, welche einst bei der Hochzeit Heinrichs III. in Deutschland so schlechte Geschäfte gemacht hatten und, wie wir sagen würden, mit der Polizei in Konflikt gekommen waren, wurde in den höheren ritterlichen Kreisen gepflegt und veredelt: die Poesie, welche in Süd- wie in Nordfrankreich geübt ward und hier erzählende Gedichte, epische Dichtungen von Karl dem Großen oder von König Artus hervorrief, ging von Laien aus und wirkte zunächst wieder auf die Laienwelt, wenngleich vielleicht da und dort selbst ein cluniacenser Mönch zu beichten haben mochte, daß auch er etwas davon in einer schwachen Stunde gelesen habe. Erst von hier aus ward dann das Gleiche in Deutschland geweckt. Die Lieder und Erzählungen, mit denen das Volk sich hier unterhielt, sind für uns ganz verschwunden und ein reiches geistiges Leben hat auf keinen Fall bestanden: der älteste Roman, der Ruodlieb, ein sehr mäßiges Produkt, ist in lateinischer Sprache geschrieben. Der Antrieb sollte durch die Kreuzzüge kommen, welche, indem sie die europäischen Nationen durch eine große Menge individueller Berührungen einander näher brachten, eben dadurch deren besondere Kräfte und eigentümlichen Geist weckten. An dieser Bewegung der Kreuzzüge aber hatten die Deutschen noch immer nur wenig Anteil genommen, noch auch schien viel Aussicht vorhanden, daß dort bald das Versäumte nachgeholt würde.

Der Streit, der dort seit zwei Menschenaltern hin- und herwogte, hatte noch keineswegs alle seine Formen und Möglichkeiten erschöpft.

Nachdem der letzte vom salischen Stamme im Dom zu Speier, der rühmlichen Schöpfung seines Hauses, beigesetzt war, lud ein Schreiben der namhaftesten Reichsfürsten zur Wahl eines Königs auf den St. Bartholomäustag nach Mainz. Im Volke zweifelte man nicht, daß die Wahl auf den älteren der beiden Neffen des verstorbenen Königs, Friedrich, Herzog von Schwaben, fallen werde. Dieser stand im blühenden Mannesalter — seinem fünfunddreißigsten Jahre — und war durch persönliche Vorzüge wie durch große Familienverbindungen — seine Gattin war die Tochter des Herzogs Heinrich von Bayern — begünstigt. Das Haus hatte sich im südwestlichen Deutschland eine große und sichere Macht bereitet; Burg an Burg, Besitz an Besitz reihend, beherrschten sie das ganze oberrheinische Land mit ihren Dienstmannen und Vasallen. Er selbst scheint an seiner Erwählung nicht gezweifelt zu haben; allein als die Versammlung in Mainz zusammentrat, gewann eine geistliche Intrigue, deren Fäden der Erzbischof Adalbert von Mainz wob und die Friedrich entweder zu spät merkte oder zu durchkreuzen nicht gewandt genug war, die Oberhand und es

Wahl Lothars. 1125.

wurde vielmehr der alte Feind Heinrichs V., den man wohl als das weltliche Haupt der Partei St. Peter in Deutschland bezeichnen kann, Herzog Lothar von Sachsen gewählt. Daß er selbst gern mit der schweren Bürde der deutschen Krone verschont geblieben wäre, ist nicht unglaubhaft: er war den Sechzigen nahe und genoß im Sachsenlande eine so unbedingte Autorität, wie seit den Tagen Ottos des Erlauchten niemand sie besessen. Eine reiche Heirat mit Richenza, der Enkelin Ottos von Nordheim, hatte das Glück des kleinen Grafen von Supplimburg begründet, dessen er sich dann durch eine nicht gewöhnliche Energie und kluge Benutzung der Verhältnisse würdig zeigte: gleichzeitig wie die Staufer im Süden hatte Lothar hier im Nordosten sich nach dem Aussterben der Billunger eine fast königliche Macht gegründet. Er ward zu Aachen gekrönt und als ein treuer Sohn der Kirche, der er war, sandte er nach Rom, um dort seine Wahl als eine Gott wohlgefällige sich bestätigen zu lassen. Sein Gedanke war, im Frieden mit der Kirche die königliche Macht zu üben und zu behaupten, nicht aber ihr bloß zum Werkzeuge zu dienen: denn er besaß Ehrgeiz genug und war kein unbedeutender Mann.



„Signum domni Lotharii dei gratia tertii romanorum regis + invictissimi" („tertius" unter Mitzählung der westfränkisch-karolingischen Lot.are).

Signum Lothars von Sachsen von einer Urkunde datiert „Nussiae" (Neuß), 2. Mai 1131, stammend aus der Abtei Siegburg, bestätigt den Mönchen von „Siegeberch" ihre Rechte im Walde „Osninch." Nach dem Original, jetzt im Geh. Staatsarchiv zu Berlin, um die Hälfte verkleinert. Von Lothar ab ist kein Vollziehungszeichen mehr nachzuweisen.

Lothar und die Staufer.

Die Staufer hatten sich der vollbrachten Thatsache gefügt und dem neuen König gehuldigt. Aber der Zwiespalt brach sofort aus. Lothar wußte einen Verbündeten gegen sie, und den Preis, um welchen derselbe zu haben war: er verlobte seine einzige Tochter Gertrud, ein Mädchen von zwölf Jahren, dem jungen Herzog Heinrich von Bayern, der jetzt eben 1126 nach dem Tode seines Vaters das Herzogtum antrat. So trat er in eine enge Verbindung mit dem Hause der Welfen, das seinerseits sich die größte Zukunft eröffnet sah. Es bestand ein Zwiespalt oder eine Rechtsfrage rücksichtlich des salischen Erbes — was Hausgut, was Reichsgut sei — und Herzog Friedrich, der ohne weiteres dieses Erbe angetreten hatte, weigerte sich, einer Entscheidung, die gegen ihn

fiel, sich zu fügen. Die Achtserklärung gegen ihn folgte 1126 auf einem Reichstage zu Goslar; die Vollstreckung freilich geschah nicht so rasch. Zunächst mißglückte dem König ein Unternehmen gegen Böhmen, wo eine Herzogswahl stattgefunden hatte, die nicht nach Lothars Sinn war: die sächsische Streitmacht, die er gegen den neuen Herzog Sobeslaw entsandte, erlitt im Kulmer Thal eine vernichtende Niederlage, welche das ganze Sachsenland mit Trauer erfüllte. Mit Sobeslaw kam gleichwohl eine Verständigung zu stande und der Böhme leistete eifrig im Kriege gegen Friedrich seinen Beistand; dieser Krieg selbst aber zog sich durch die Tüchtigkeit der beiden staufischen Brüder und durch den kraftvollen Widerstand zweier Städte, Nürnberg und Würzburg, in die Länge. Der Herzog von Bayern, Heinrich, dessen Fähigkeiten nicht ganz seinem ungemessenen Ehrgeiz — man nannte ihn den Stolzen — entsprochen zu haben scheinen, erntete geringe Lorbeern. Die staufische Partei war verwegen genug, im Dezember 1127 den jüngern der beiden Brüder, Konrad, zu Nürnberg als König auszurufen, was die ganze kirchliche Partei in heftigen Zorn versetzte und sofort von den um Lothar versammelten Bischöfen mit dem Banne erwidert wurde. Frühling 1128 ging Konrad nach Italien, wo sich ihm Aussichten zu eröffnen schienen. Der Papst, Honorius II., verfehlte allerdings nicht, auch seinerseits den Bann über ihn und seinen Bruder auszusprechen, aber der alte Hader zwischen Mailand und Rom, der eben damals von neuem aufbrannte, öffnete Konrad die Thore der lombardischen Hauptstadt, und die Mailänder zwangen ihren Erzbischof, dem Gebannten zu Monza die Krone aufzusetzen. Allein damit endigten im wesentlichen die Erfolge; das mathildische Erbe in seine Gewalt zu bekommen oder, wo dieß geglückt war, zu behaupten, gelang Konrad nicht, und auch in Deutschland gewann Lothar die Oberhand. Die beiden Hauptstützen der staufischen Macht, die Städte Speier und Nürnberg, fügten sich nach langem Widerstande (1130); nur in seinem Herzogtum stand Friedrich noch unbesiegt; das staufische Königtum ließ sich nicht durchführen.

Noch ehe die Unterwerfung der Staufer ganz vollendet war, riefen die Angelegenheiten der Kirche, die sich wieder einmal aufs schlimmste verwickelt hatten, den König Lothar nach Italien. Die gregorianische Partei hatte sich bei Lothars Regierungsantritt die ausschweifendsten Hoffnungen gemacht: die Wahl der Bischöfe und Reichsäbte in des Königs Gegenwart zum mindesten — in der That keine leichte Fessel, welche der Wormser Vertrag den klerikalen Ansprüchen angelegt hatte — werde wegfallen, und bei der Königswahl war auch ein Instrument der Art aufgesetzt worden: aber die Hoffart und die streitenden Interessen der großen Kleriker machten es einem so welterfahrenen Manne wie Lothar nicht schwer, die wichtigsten Stellen mit Geistlichen seines Sinnes zu besetzen, wie er zum Beispiel für das hochbedeutende Erzstift Magdeburg die Wahl eines ganz Fremden, Norbert, des Stifters der Prämonstratenser durchzusetzen wußte. In Rom aber wartete schon Honorius II. in seinen mancherlei Nöten, die ihm namentlich nach Herzog Wilhelms Tod (1127) der junge Graf Roger von Sizilien mit seinen Ansprüchen auf das erledigte Herzogtum Apulien machte, mit Sehnsucht des Königs, und als er Februar 1130 starb, da waren, noch ehe sein Leichnam beigesetzt war, die zwei Adelsparteien der Frangipani und der Pierleone in einem Streit, der damit endigte oder vielmehr erst recht begann, daß jede der beiden Parteien an einem und demselben Tage einen Papst wählte, Anaklet II. und Innozenz II.

Lothar in Italien.

Zwei Päpste.

Für den Augenblick hatten die Pierleone die Oberhand, und Innozenz mußte aus Rom weichen. Beide warben um Lothars Gunst, beide boten ihm die Kaiserkrone, beide entschieden die in Deutschland schwebenden Fragen in seinem Sinn, und die Entscheidung zwischen ihnen war insofern in der That nicht ganz leicht zu treffen, als beide in ihren kirchlichen Anschauungen nicht verschieden waren. Ein Moment war, daß Mailand sich für Anaklet erklärte: als Innozenz seine Flucht nach Frankreich fortsetzte, gelang ihm, da die größte geistliche Autorität dieses Landes, der Abt Bernhard von Clairvaux sich für ihn erklärt hatte, die Partei Anaklets zu überflügeln. Auch England erklärte sich für ihn und in Deutschland entschied eine nach Würzburg berufene Synode in gleichem Sinne. Gegenüber diesen transalpinen Reichen suchte Anaklet sich nun auf Italien zu stützen, indem er dem Ehrgeiz des Normannen Roger ein volles Genüge that. Apulien, Capua, Neapel, Sizilien vereinigte dieser zu einem Königreich, dessen Hauptstadt Palermo war und von dem er nur den mäßigen Zins von 600 Goldgulden als Anerkennung seiner Vasallenstellung an den heiligen Petrus zu zahlen haben sollte.

Königreich Sizilien; mathildisches Erbe.

In Lüttich hatte Innozenz mit Lothar eine Zusammenkunft, bei welcher der König dem Papste jene demütige Höflichkeit erwies, welche das Herz dieser Priester erquickte: dem Zug nach Rom aber schoben sich allerlei Hindernisse in den Weg, — die noch unerledigte staufische Fehde und eine Expedition gegen Dänemark, bei welcher Lothar zuletzt die volle Anerkennung des Vasallenverhältnisses, des Hominiums, von seiten des dänischen Königs erlangte. Erst September 1132 trat er die Romfahrt an. Sie wurde durch ein trauriges Vorkommnis auf deutschem Boden eingeleitet, welches uns diese Zeiten und diese Menschen in ihrer trotz Christentum und Priesterherrschaft noch ganz ungezügelten Barbarei zeigt. In Augsburg erwuchs aus einem zufälligen Streit einiger königlichen Kriegsleute mit Bürgern ein Tumult, der zu einem überaus blutigen, mit allen Greueln der Kirchenschändung verbundenen Straßenkampfe und zuletzt zu einer barbarischen Bestrafung der Stadt durch den aufgebrachten König führte. Übrigens hatte Lothar nur eine sehr geringe Streitmacht — 1500 Ritter — bei sich, und der Erfolg war dementsprechend ein sehr mäßiger. Er zog mit Innozenz, der schon länger auf italischem Boden weilte, in Rom ein, aber Anaklet behauptete die Leostadt auf der rechten Tiberseite mit der Engelsburg und der Peterskirche und forderte von dem König eine unparteiische Untersuchung der letzten Wahl. Die Lage war für den König günstig, und wenn der Papst tiefer sah, so konnte ihm nicht entgehen, daß den kirchlichen Interessen durch die fernere Schwächung der königlichen Macht schwerlich gedient war, daß es doch wesentlich die Laienfürsten gewesen, welche durch die Abmachungen von Worms gewonnen hatten. In der That kam Lothar hier, was er schon in Lüttich angeregt, auf die Herstellung des vollen königlichen Investiturrechts zurück, die er aber auch diesmal dem Papste nicht abgewann. Er erlangte nur die feierliche Bestätigung der Festsetzungen des Wormser Vertrags: kein Bischof durfte den Genuß der Regalien antreten, ehe er mit dem Zepter belehnt war und „dem König geleistet hatte, was er nach Recht ihm schuldig sei." Eine andere päpstliche Urkunde übertrug ihm das Allodium der seligen Gräfin Mathilde, aber nur auf die Zeit seines Lebens, nach welchem die römische Kirche in ihr Eigentumsrecht wieder eintreten werde und nur unter der Bedingung eines

Jahrzinses von 160 Pfund Silber an den Papst: man konnte spotten, daß der Kaiser ein Vasall des Papstes geworden, und ein späteres Gemälde stellte einen Vorgang dieser Art dar. Und so völlig ungegründet war dies doch nicht: Lothar stand unter dem Einfluß des eifrigsten Verfechters der kirchlichen Omnipotenz, des Erzbischofs Norbert von Magdeburg, und er ließ sich gefallen, daß in der Urkunde, welche die Kaiserkrönung ausführlich erwähnte, der Papst den Ausdruck gebrauchte, er, der Papst, habe ihn unter Anrufung des heiligen Geistes auf den Gipfel des Kaisertums erhoben. Diese Krönung selbst aber mußte im Lateran vor sich gehen: nachdem Lothar den Titel erworben, verließ er den italienischen Boden wieder, auf dem er kein Blut vergossen, aber auch keinerlei materielle oder moralische Erfolge — mit Ausnahme jenes Titels — errungen hatte (1133).

Lothar in Deutschland. Unterwerfung der Staufer.

Gleichwohl hatte er sich aus der ziemlich demütigen Stellung, welche er bei und unmittelbar nach seiner Wahl einnahm, herausgearbeitet, und genoß, nach Deutschland zurückgekehrt, eine volle Autorität, die sich auch den benachbarten Völkern, Dänen, Ungarn, Böhmen, Wenden, fühlbar machte. Im Jahre 1134, nachdem der Kaiser und sein Schwiegersohn, welche in diesem Augenblick einen ungeheuren Machtbesitz, die Herzogtümer Sachsen, Bayern, die mathildinischen Güter, die slavischen Grenzländer und die Tribute Dänemarks und Polens in ihren Händen vereinigten, in Schwaben einen glücklichen Feldzug gemacht hatten, erkannten auch die Staufer, daß ihre Partie verloren war. Auf einem Reichstag zu Bamberg (März 1135) unterwarf sich Friedrich, der in dem Kaiser einen großmütigen Sieger fand. Der Friede im Reiche war hergestellt, man freute sich der gedeihlichen Zustände; und auf den Reichstagen und Fürstenversammlungen, die sich rasch folgten, zu Quedlinburg, Magdeburg, Merseburg, in den Gesandtschaften fremder Fürsten — selbst von Byzanz erschienen Botschafter des Kaisers Johannes, welche gegen den Seeraub des Normannenkönigs Roger Klage führten — zeigte sich die große Stellung des Reichs und seines Oberhaupts. Im gleichen Jahre unterwarf sich auch Konrad, der „Usurpator des königlichen Namens“ zu Mülhausen im Elsaß. Auch er behielt seine Besitzungen, wie Friedrich sein Fürstentum, sie mußten nur Heeresfolge beim Zuge nach Italien geloben.

Zweiter Zug nach Italien.

Für diesen Zug, der sich namentlich gegen die Normannen, gegen König Roger von Sizilien richtete, wurden großartige Vorbereitungen getroffen. Ein sehr starkes und wohlgerüstetes Heer ging im September 1136 über den Brenner. Noch vorher hatte Abt Bernhard von Clairvaux seinen Feldzug gegen den König Roger und den von diesem geschützten Gegenpapst begonnen und mit großartigem Erfolg; vor ihm her ging der Ruf der Wunder, die er gewirkt; er arbeitete durch eine sehr wirksame Agitation dem kaiserlichen Heere vor, das aus Rittern bestand, welche in den deutschen Kämpfen ihre Schule gemacht hatten und den „lateinischen Kriegern“ sich durchaus überlegen zeigten. Der Zug war siegreich: weiter als seit den Tagen der Ottone drang das deutsche Heer nach Süden vor: Ende Mai trafen sich Lothar und sein Unterfeldherr, sein Schwiegersohn Heinrich von Bayern zu Bari. Die Macht Rogers, der auch zur See durch die Flotte der Pisaner bedrängt wurde, war dem völligen Einsturz nahe: er mußte vom Festlande weichen. Nach Sizilien ihn zu verfolgen, hinderte die wachsende Unzufriedenheit im deutschen Heere, das sich nach der Heimat zurück-



. + . „Lotharius Dei Gratia Imp(erato)r Aug(ustus).“
Kaiserſiegel Lothars von Sachſen. Verkleinert.

ſehnte, und auch wohl die Uneinigkeit zwiſchen dem Kaiſer und dem Papſte, welche ſich über der Frage der Lehenshoheit über Apulien erhob und durch das ſeltſame Abkommen ausgeglichen wurde, daß bei der Zeremonie der Belehnung des neuen Herzogs Rainulf von Alife der Kaiſer den Schaft und der Papſt die Spitze des herzoglichen Banners hielt. Von den Einrichtungen, welche der Sieger auf dieſem ſo glänzenden Feldzuge traf, war die wichtigſte, daß Herzog Heinrich von Bayern zum Markgrafen von Tuscien beſtellt wurde und zugleich nun auch vom Papſte die mathildiniſchen Güter zu Lehen erhielt, — eine gewaltige Macht in Italien alſo vereinigte, welche bei der Lage ſeines deutſchen Herzogtums und ſeinen Ausſichten um ſo ſchwerer ins Gewicht fiel.

Lothars Tod. 1137.

Der alte Kaiſer verlangte, wie ſeine Mannen, nach Deutſchland zurück. Er hatte noch die Mönche von Monte Caſſino, wo er acht Tage verweilte, durch ſeine Frömmigkeit erbaut, aber Rom berührte er nicht mehr: ſchon ſchwand ſeine Kraft ſichtbar und es war fraglich, ob er noch lebend deutſchen Boden erreichen werde. Dies gelang noch: aber in einem tiroliſchen Gebirgsdorf, Breitenwang, in einem Bauernhauſe (vilissima casa) ſtarb der alte Mann, nach zwölfjähriger Regierung, in ſeinem zweiundſiebzigſten Lebensjahr, Dezember 1137. An Biſchöfen, dem frommen Herrſcher die Sterbeſakramente zu reichen, fehlte es nicht; die Inſignien des Reichs waren ſeinem Eidam Herzog Heinrich übergeben; ob dieſer noch mit dem Herzogtum Sachſen belehnt worden, das ihm längſt zugeſagt war, iſt zweifelhaft. Die kaiſerliche Leiche wurde in der Kirche des ſächſiſchen Städtchens Königslutter beigeſetzt.

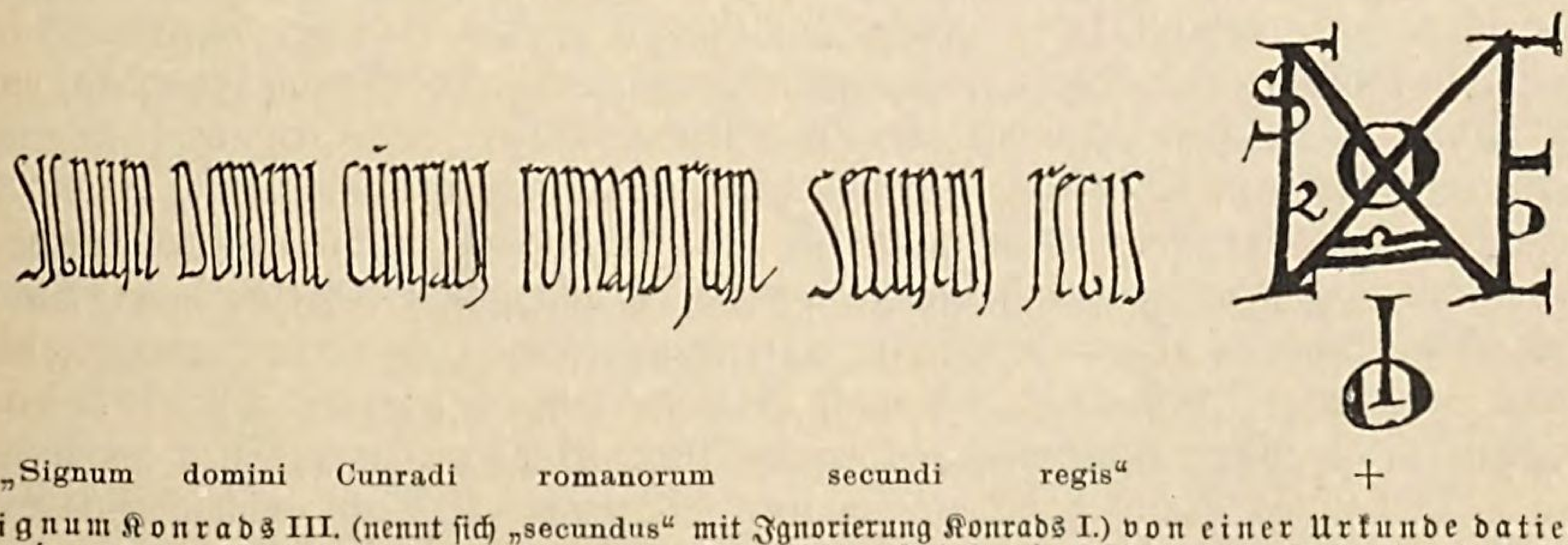
Die Ergebniſſe dieſer Regierung waren doch nicht ganz gering. Der letzte Feldzug in Italien freilich, in ſeinem Verlaufe ſo glänzend, hatte in Wahrheit keinen dauernden Erfolg herbeigeführt. Nicht einmal dem Schisma machte er ein Ende, da Anaklet erſt ein Jahr ſpäter, einen Monat nach dem Kaiſer, und zwar zu Rom ſtarb, und Roger von Sizilien gewann nach dem Abzug des Kaiſers ſehr ſchnell ſeine ganze feſtländiſche Stellung zurück. Nach Herzog Rainulfs Tod hatte der Papſt Innozenz ſelbſt die Kühnheit, ein Heer gegen ihn zu führen, aber mit ſchlechtem Erfolg. Er fiel in einen Hinterhalt (1139)

und schloß nun als Gefangener mit dem König den Frieden, welcher diesen als Herrn in Sizilien, Apulien und Capua anerkannte: daß er dabei Vasall des Papstes war, konnte sehr unbequem für den Lehensherrn werden. Dauerndere Erfolge aber waren Lothar im Norden gelungen, wo er längst vor seiner königlichen Laufbahn als Herzog von Sachsen der mächtigste der nordischen Fürsten gewesen war. Das Christentum ward jetzt erst dauernd in den wendischen Gegenden begründet, und insbesondere **Pommern** demselben gewonnen: es war der Bischof Otto von Bamberg im Bunde mit dem christlichen Eifer des Herzogs Boleslaw von Polen, der sich dieses Verdienst erwarb.

Stellung Heinrichs des Stolzen.

Das Schicksal hatte Lothar einen Sohn versagt, aber er hinterließ dem Gemahl seiner einzigen Tochter, Heinrich, eine Macht, wie sie noch kein Fürst in deutschen Landen besessen hatte. Die beiden großen Herzogtümer Bayern und Sachsen vereinigte dieser mit dem größten Lehen Italiens und ein ungeheurer Allodialbesitz, das Erbe so vieler reichen Familien, kam noch hinzu. Lothar hatte stets aufs ängstlichste sich bemüht, seine in der That große Macht im Einklang mit der Kirche zu halten: die Frage war, ob sie ihm dies jetzt danke und seinen Willen achte, der unverkennbar darauf gerichtet gewesen war, daß sein Eidam Heinrich ihm im Reiche folge.

Allein Heinrich hatte wenig persönliche Sympathien und eine so große Macht bei einem König von so hochfahrendem Wesen war ein Gedanke, der vielen widerstrebte. Seine Wahl aber würde bei den ungeheuren Mitteln, über die er verfügte, schwer zu hintertreiben gewesen sein, wenn die nach Mainz berufene Wahlversammlung in sonstiger Weise gehalten worden wäre. Mit großer Dreistigkeit nahm ein gewissenloser Priester, der Erzbischof Adalbero von Trier, die Sache in die Hand, und da Mainz unbesetzt war und der neue Erzbischof von Köln sich noch nicht im Besitze des geweihten Kleidungsstücks, des Palliums befand, verständigte er sich mit dem päpstlichen Legaten, mit einigen Magnaten der staufischen Partei und mit deren Kandidaten, dem früheren Gegenkönig Lothars, Konrad, selbst: auf eine höchst tumultuarische und anstößige Weise wurde in einer Stadt seines Sprengels, Coblenz, von einer Fürsten- oder Parteiversammlung im März 1138 **Konrad** — Konrad III. — gewählt und am nächsten Sonntag mit aller Hast in Aachen die Krönung vollzogen. So hatte der welsche Priester — er war Franzose von Geburt und ein Freund Bernhards



„Signum domini Cunradi romanorum secundi regis" +

Signum Konrads III. (nennt sich „secundus" mit Ignorierung Konrads I.) **von einer Urkunde datiert Mainz** 17—22. **Mai** 1138, stammend aus der Benediktinerabtei Laach, bestätigt dem Kloster den Hof Bendorf. Jetzt im Geh. Staatsarchiv zu Berlin. Nach dem Original kopiert, um die Hälfte verkleinert. Von den Hohenstaufen ab sind Vollziehungszeichen nicht mehr nachzuweisen.

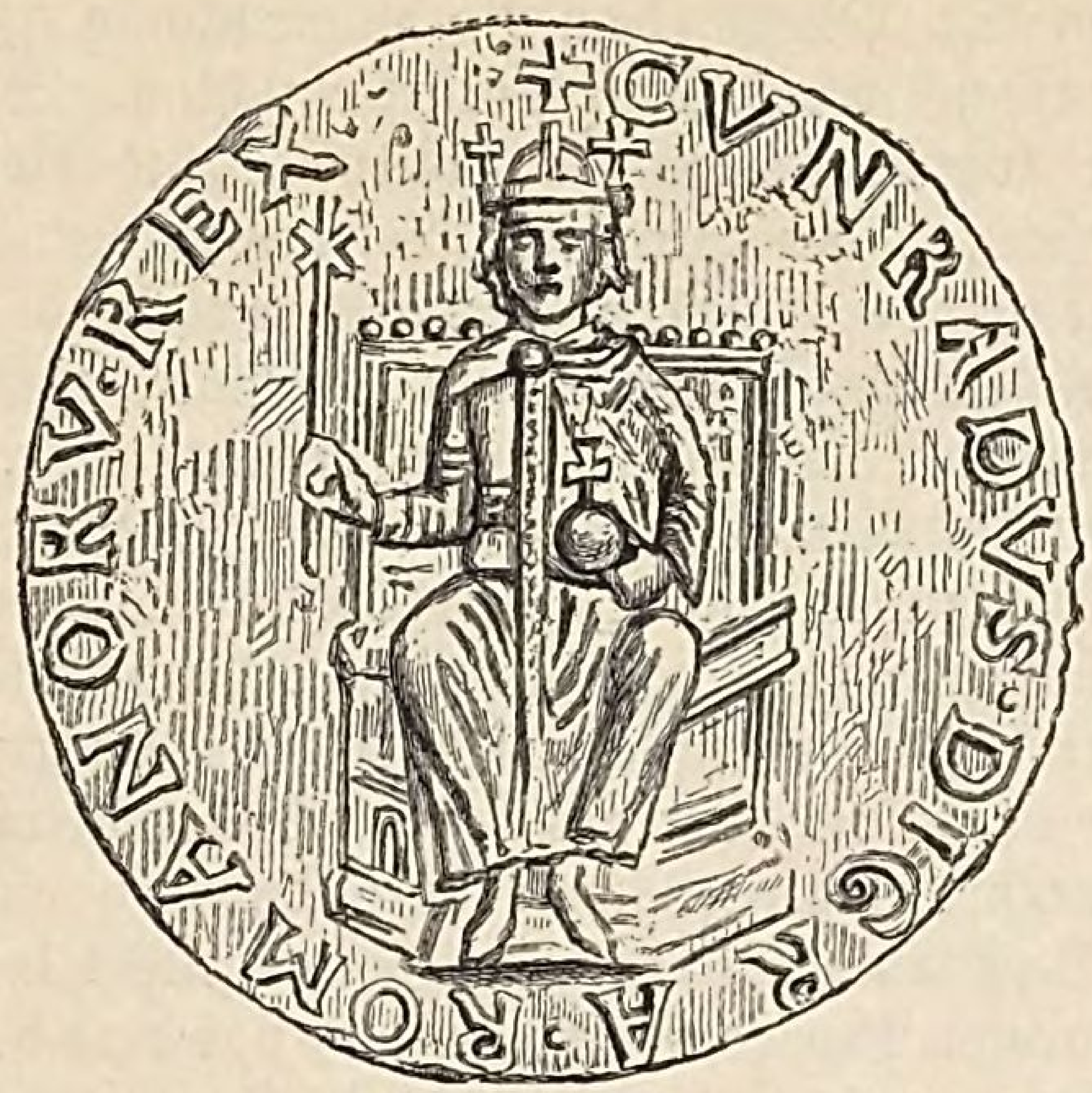
von Clairvaux — mit einem kecken Griff den Kandidaten beseitigt, den seine große Hausmacht den neuen Ansprüchen der Kirche gefährlich erscheinen ließ, und dagegen einen eingetauscht, den seine verhältnismäßige Mittellosigkeit von den geistlichen Fürsten abhängig machte.

Wahl Konrads. 1138.

Diese Wahl war gleich schmählich für die papistischen Intriguanten, denen freilich bei den Anschauungen in denen sie lebten an der Ehre der deutschen Krone wenig gelegen war, wie für den Gewählten selbst, dem seine persönlichen Eigenschaften — sein offenes, ritterliches, leichtlebiges Wesen — eine gewisse Popularität verschafften. Indes es war geschehen, und der nach Bamberg berufene Reichstag oder Fürstentag war gut besucht; auch die Kaiserin-Witwe Richenza hatte sich eingefunden; Heinrich erschien selbst nicht, aber er lieferte die Reichskleinodien, die in seinen Händen waren, ab und unterhandelte: gelang es ihm, Sachsen und Bayern zu erhalten, so war er, wer immer die Krone trug, der mächtigste Mann im Reiche. Allein dies wußte Konrad so gut als der Welfe, und indem er nun das Herzogtum Sachsen dem Markgrafen Albrecht dem Bären übergab, erhöhte er einen Verbündeten, der mächtig und bedeutend genug war, sich in diesem Herzogtum zu behaupten.

Krieg zwischen Welf und Waiblingen.

Die nächste Folge dieser Entscheidung war ein Krieg der Parteien in Sachsen selbst, und daß die unterworfenen slavischen Nachbarn bei so guter Gelegenheit nicht feierten, versteht sich von selbst. Der König sprach dem welfischen Gegner jetzt auch sein zweites Herzogtum, Bayern, ab, der aber nun selbst in Sachsen erschien und sich fast des ganzen Landes bemächtigte. Mittlerweile hatte Konrad sich nach Bayern begeben: das Herzogtum bestimmte er seinem Halbbruder, dem Markgrafen Leopold von Österreich. Er rüstete zum Zuge nach Sachsen und brachte ein stattliches Heer zusammen; der Fürst, dem er seine Wahl verdankte, der Erzbischof von Trier, erschien an der Spitze von fünfhundert Rittern; aber es kam nicht zum Schlagen. Unterhandlungen wurden eingeleitet und ein Abkommen getroffen; der königliche Titel Konrads ward von den Sachsen anerkannt; der König selbst aber zog sich aus dem Lande zurück und Heinrich blieb Herr von Sachsen (1139). Da geschah das Unerwartete: mitten im Erfolg raffte eine Krankheit den fünfunddreißigjährigen Fürsten hinweg zu Quedlinburg, im Oktober jenes Jahres; er fand nur noch Zeit, den zehnjährigen Knaben, den er hinterließ, Heinrich, den sächsischen Großen zu empfehlen. In der That hielt die Partei, welche einst Heinrich IV. bekämpft hatte und die in dem Staufer nun dessen Erben bekämpfte, fest zusammen; die herzogliche Macht in Sachsen war schon sehr eingewurzelt; Markgraf Albrecht machte keine Fortschritte. Auch in Süddeutschland tobte derselbe Kampf: Herzog Leopold, Herzog Friedrich und der König gegen Heinrichs des Stolzen Bruder Welf. Der letztere erlitt eine Niederlage bei dem Städtchen Weinsberg, das dann eine Belagerung aushielt, welche durch die berühmte Erzählung, die dem Burgberge den Namen der Weibertreue geschaffen haben soll, sich im Gedächtnis der Menschen erhalten hat (1140). Den Schwankungen dieser Kämpfe im einzelnen zu folgen, hat kein Interesse; als unter denselben (Oktober 1141) auch Leopold von Österreich gestorben war, ebneten sich die Wege zum Frieden, der im Mai 1142 zu Frankfurt zu stande kam. Der junge Heinrich behielt Sachsen, Markgraf Albrecht erhielt seine Besitzungen zurück; Bayern bekam Leopolds jüngerer Bruder, Heinrich — man nennt ihn zum Unterschied von den unzähligen Heinrichen unsrer Geschichte nach



„+ Cunradus D(e)i Gra(tia) Romanoru(m) Rex."
Königssiegel Konrads III. Um ein Drittel verkleinert.

der Beteurungsformel, die er im Munde geführt haben soll: Heinrich Jasomirgott —, dem die Witwe Heinrichs des Stolzen, Kaiser Lothars Tochter, eine noch jugendliche Frau ihre Hand reichte. Sie war persönlich erschienen und die Tage von Frankfurt schlossen mit einer Hochzeit.

Versöhnung; Erfolge.

Eine kurze Zeit stand Konrad mit einer nicht geringen Autorität im Mittelpunkte der politischen Ereignisse. Mit dem griechischen Kaiser Johannes II. wurde über eine Erneuerung des Bündnisses, das unter Lothar gegen den sizilischen Normannenkönig geschlossen worden war, unterhandelt; von Italien her, wo jetzt die papistische Partei, auch Bernhard von Clairvaux, nicht Schmeichelworte genug für den zuvor aufs heftigste verfluchten König Roger finden konnte, wendete sich an ihn wer immer durch den Umschwung der dortigen Dinge zu Schaden gekommen oder bedroht war; auch von den andern Königshöfen wurde seine Freundschaft gesucht; mit den Herrschern von Polen und von Ungarn stand er in verwandtschaftlichen Verbindungen und dem jungen Böhmenherzoge, (seit 1140) Wladislaw, verschaffte er in einem raschen und glücklichen Feldzuge, den er unmittelbar nach den Festlichkeiten in Frankfurt unternahm, das Übergewicht über eine feindliche Partei, welche dessen Herrschaft bedrohte (1142).

Dagegen war die Beilegung der inneren Wirren in Frankfurt nicht auf lange geglückt, der ohnehin eine Hauptperson, der Bruder Heinrichs des Stolzen, Welf, nicht beigetreten war. Die Persönlichkeit, in welcher sich die Versöhnung vor allem darstellte, die junge Herzogin Gertrud von Bayern, starb schon im Jahre 1143. Es war nicht der große Streit zwischen geistlicher und weltlicher Macht, welcher neue Wirren heraufführte: Konrad hielt sich in gutem Einvernehmen mit der Kirche. Er schützte nach Kräften die einzelnen Kirchen vor Eingriffen und Vergewaltigungen und ihr eigner endloser Hader um ihren weltlichen Besitz brachte sie nach dieser Seite doch, da eine rechtliche Entscheidung nirgends sonst zu finden war, in eine natürliche Abhängigkeit vom Könige; in Rom, wo im Jahre 1143 auf Innozenz II. Cölestin II. gefolgt war, sehnte man den deutschen König herbei, dessen der neue Papst bedurfte, weil er dem

gefährlichsten Vasallen St. Peters, dem Normannenkönig gegenüber eine von der seines Vorgängers durchaus verschiedene Politik einschlug. Was auch jetzt Deutschland nicht zur Ruhe kommen ließ, war vielmehr die rivalisierende Eifersucht der großen Dynastenhäuser, der Staufer, Welfen, Babenberger, Zähringer, die sich in unaufhörlicher Fehde und Intriguen aller Art kund gab und die Reichsgewalt und das Reichsinteresse selbst dann schädigte, wenn augenblicklich der Träger dieser Reichsgewalt in diesen Fehden obenauf war.

Zustände in Italien. Fall Edessas.

Diese Verhältnisse wirkten auf Italien zurück, das einer sicheren Autorität weltlicher Art noch bedürftiger war als selbst Deutschland und ihrer noch mehr entbehrte. Zwei Päpste folgten sich hier rasch: nach Lucius Tode (Februar 1145) wurde der Abt eines römischen Klosters als Eugen III. gewählt; die Stadt aber war in den Händen einer Faktion, welche zugleich eine Art nationaler Strömung oder Bewegung vertrat: man hörte plötzlich wieder von einem Senatus populusque Romanus — einem wiederhergestellten Senat, den ein ehrgeiziger Patrizius, Jordan Pierleone, führte, und vor dem der Papst, ein Schüler Bernhards von Clairvaux, aber ohne dessen Weltklugheit, mehr als einmal aus Rom entweichen mußte. Auch sonst war Italien voll Fehde, die Gegenwart Konrads that dringend not, und er war außerdem durch Vertrag mit dem griechischen Kaiser zur Bekämpfung König Rogers verbunden: aber die Verwirrung in Deutschland spottete jeder dauernden Lösung, und, als wenn das Abendland nicht genug an seinen eignen Wirrnissen gehabt hätte, richteten sich jetzt die Gedanken auch nach dem Morgenlande, wo die Dinge eine schlimme Wendung genommen hatten. Im Dezember 1144, nach heldenmütiger Verteidigung, war Edessa in die Hände des Emirs Emadeddin Zenki gefallen.

Bernhard von Clairvaux; zweiter Kreuzzug.

Diese Nachricht belebte den Geist, der ein halbes Jahrhundert früher so unwiderstehlich sich geltend gemacht, der aber seitdem doch sich nicht auf der ursprünglichen Höhe erhalten hatte, aufs neue, und zwar war es wiederum Frankreich, wo er sich am ehesten und mächtigsten regte. Der junge König Ludwig VII. (seit 1136), der gegründete Ursache zu ernster Reue und Buße hatte, war dem Gedanken einer Kreuzfahrt längst zugeneigt; der Papst Eugen, befragt, erklärte seine Billigung; der heilige Bernhard, „berühmt durch Zeichen und Wunder, und bei den Bevölkerungen Galliens und Germaniens gleich einem Propheten oder Apostel geehrt“, lieh der Sache jetzt seine stürmische Beredsamkeit, deren Wirkungen sich bald über Frankreichs Grenzen hinüber geltend machten. „Seht da, ihr Brüder, — jetzt ist die angenehme Zeit, jetzt ist der Tag des Heils — — Was macht ihr, ihr Helden? was macht ihr, ihr Diener des Kreuzes? werdet ihr das Heiligtum den Hunden, werdet ihr die Perlen den Schweinen geben?“ — im Überschwang seiner Begeisterung glaubte er, daß jetzt die Erfüllung der Zeiten nahe sei, wo die Fülle der Heiden ins Reich Gottes eingehen werde. Am Rhein predigte ein Mönch Radulf auf eigne Hand, indem er, ein wüster und zuchtloser Fanatiker, zugleich zur Verfolgung der Juden aufforderte, welche nun aufs neue die übelsten Tage hatten und vom König und andern wohldenkenden Großen nur mit Mühe und ungenügend geschützt werden konnten. Nun erschien Bernhard selbst in Deutschland: er verdammte das Treiben Radulfs und zwang den unbotmäßigen Mönch, nach seinem Kloster Clairvaux zurückzugehen. Über seine eigne Aufnahme hatte er sich nicht zu beklagen: er rief hier dieselbe Begeisterung wach, wie im Nachbarlande. Zu

Speier, wo Dezember 1146 ein Reichstag zusammentrat, wirkte er dann, was er selbst das Wunder der Wunder nannte: in einer seiner mächtigen Predigten, am 27. Dezember, bestürmte er noch einmal den König Konrad, an welchen er ganz unmittelbar im Dome das Wort richtete. Dieser, der persönlich schon in früher Jugend seine Kreuzzugspflicht erfüllt hatte, besaß in der That die triftigsten Gründe, zu Hause zu bleiben und seinen unmittelbaren und nächsten Pflichten zu genügen, widerstand aber dem wohlgezielten Angriffe nicht und nahm das Kreuz aus der Hand des großen Predigers. Einen Augenblick war die ganze Christenheit aufs neue hingerissen von dem Gedanken und die einzelnen Fehden ruhten, während die Masse der kriegerischen und der unkriegerischen Teilnehmer den Sammelplätzen zuströmten.

Zweiter Kreuzzug, 1147—49.

Diese Unternehmung — der zweite Kreuzzug nach der herkömmlichen Zählung (1147—49) — mißglückte gänzlich. Das große deutsche Heer, siebzigtausend Ritter und viel zuchtloses Gesindel, setzte sich von Regensburg aus in Marsch und zog die alte Donaustraße entlang durch Ungarn: nur die sächsischen Herren fehlten, die sehr vernünftigerweise der Ansicht waren, daß für sie noch heidnisches Slavenland genug in der Nähe ihnen Gelegenheit gebe, ihr Kreuzzugsgelübde zu erfüllen; die Missionsthätigkeit war hier erst in dem letzten Menschenalter ernstlich in Gang gekommen. Die Angelegenheiten aber verwickelten sich nun schon dadurch, daß der König Roger diese Gelegenheit günstig glaubte, einen Angriff auf das griechische Reich zu erneuern, und dadurch den griechischen Kaiser Manuel veranlaßte, mit den Seldschukken in Kleinasien Frieden zu schließen. Die Deutschen, welche jetzt die Grenzen seines Reichs überschritten, waren Manuels Bundesgenossen; aber die Disziplin war schlecht, das Heer zu groß: er war glücklich genug, dieses deutsche Heer, das ihm durch allerlei Exzesse beschwerlich fiel, nach Asien hinüberzubringen, ehe die Franzosen anlangten. Das Heer verlangte rasch vorwärts geführt zu werden und Konrad, welcher dem Unternehmen, das ihm über den Kopf genommen worden war und gegen welches sein Regentenverstand und vielleicht selbst sein Regentengewissen sich sträubte, nicht gewachsen war, folgte diesem Drange, den er teilte, um die unbequeme Sache möglichst schnell zu Ende zu führen. In Nicäa trennte sich ein Teil der Streiter ab, fünfzehntausend Mann; das Hauptheer rückte auf dem Wege, den einst Gottfried von Bouillon genommen, von unnützem Troß beschwert, langsam vor. Bei Doryläum traf man Ende Oktober auf seldschukkische Streitkräfte, welche die fränkischen Ritter durch verstellte Flucht ermüdeten, dann warfen und nun auch die unkriegerischen Haufen der Mitziehenden zersprengten. Ein Rat der Großen, den Konrad berief, beschloß den Rückzug ans Meer, um dann mit den Franzosen vereint wieder vorzugehen: als sie am Meere anlangten, war ein eigentliches Heer schon nicht mehr vorhanden und auch von denen, welche Konstantinopel wieder erreichten, begaben sich viele auf den Heimweg. Auch jene fünfzehntausend, bei denen sich Bischof Otto von Freising, der Geschichtschreiber befand, fanden auf ähnliche Weise ihren Untergang und nur ein geringer Rest rettete sich von Pamphylien, wo Februar 1148 die Katastrophe dieses Korps ereilte, nach Syrien. Mittlerweile waren die Franzosen, welche zwei Monate später als das deutsche Heer aufgebrochen waren und denselben Weg genommen hatten, am Bosporus angelangt: und obgleich unter ihnen nicht wenige einem raschen Anschlag auf Konstantinopel sehr geneigt gewesen wären, gelang es doch dem

griechischen Kaiser, mit ihrem König Ludwig ein befriedigendes Einvernehmen zu finden und das Heer glücklich auf das asiatische Ufer hinüberzubringen. Aber es walteten über ihm keine günstigeren Sterne als über dem deutschen, dessen klägliche Trümmer bei Nicäa zu ihm stießen. Unter dem Einfluß der Erzählungen dieser Gescheiterten schlugen sie einen anderen Weg, südwärts an der Küste hin ein; in Ephesus erkrankte Konrad und kehrte mit seinem Gefolge nach Konstantinopel um. Ludwig zog weiter, erlitt in der Nähe von Laodicea, südlich vom oberen Mäander, eine Niederlage durch die Seldschukken und marschierte dann südwärts nach dem Hafenort Attalia; hier setzten sich, als eine Anzahl griechischer Schiffe angelangt waren, die Herren, Prälaten und Barone, auf diese Flotte und fuhren nach Syrien, während das gemeine Volk der Arglist griechischer Wegweiser und Unternehmer überlassen wurde, welche sie nach Tarsus in Cilicien führen sollten, das aber keiner erreichte.

Verfehlte Unternehmungen.

König Ludwig, seine Gemahlin Eleonore und seine Ritter erreichten das heilige Land, wo unterdessen Emadeddin Zenki allerdings eines gewaltsamen Todes gestorben, aber durch zwei Söhne, von denen der jüngere, Nureddin, hervorragend tüchtig sich erwies, ersetzt worden war. Im März 1148 kam der von seiner Krankheit wiedergenesene deutsche König, und nun vereinigten sich die beiden Herrscher mit dem noch sehr jungen König Balduin III. von Jerusalem zu einem Zuge gegen Damaskus, damit sie doch nicht ohne irgendwelchen Erfolg zurückkehren müßten. Ein Heer von fünfzigtausend Menschen fand sich zusammen; aber an Unfähigkeit, Intrigue und Uneinigkeit der verschiedenen Elemente, Franzosen, Deutschen, Hierosolymiten, scheiterte auch dieses Unternehmen. Ein zweites oder drittes, das geplant ward, ein gemeinsamer Angriff auf Askalon, kam gar nicht zu stande. Im September 1148 reiste König Konrad über Konstantinopel nach Hause. Er kam dort im Frühling 1149 an. Ludwig nahm den Heimweg über Italien, wo er den König Roger von Sizilien und den Papst Eugen III. sah, der von Anfang an mit der Art, wie dieser Kreuzzug ins Werk gesetzt worden, wenig zufrieden gewesen war.

Auch der Kreuzzug der sächsischen Herren, unter denen der junge Heinrich der Löwe und der Markgraf Albrecht sich befanden, hatte keinen besonderen Erfolg: das Christentum unter den Wendenstämmen ward nur insofern durch denselben gefördert, als diese Stämme durch die Furcht vor der gesammelten Macht der Christen vom Rückfall ins Heidentum abgehalten wurden.

Eindruck im Westen.

Der schmachvolle Ausgang des zweiten Kreuzzugs machte im Westen einen tiefen Eindruck und that der Verehrung des Propheten von Clairvaux erheblichen Eintrag, der aber sich nach Priesterart mit dem Bewußtsein, die Sache Gottes geführt zu haben, tröstete und das Mißlingen, an dem sein allen nüchternen Erwägungen unzugänglicher und unzweifelhaft mit einer guten Dosis geistlichen Hochmuts versetzter Eifer doch wesentlich mitschuldig war, den Sünden und Fehlern der ausführenden Werkzeuge zuschrieb. Von diesen hatte Konrad allerdings sich in Hinsicht auf seine Fähigkeiten als Herrscher und Heerführer in einem sehr unerfreulichen Licht gezeigt. In dem bittern Urteil der Annalisten über die Anfänge des Unternehmens, welche mit starken Worten berichten, welche zweideutigen Elemente sich aus allerlei unreinen Beweggründen zu der Kreuzfahrt gedrängt hätten, erkennen wir schon den Rückschlag der Stimmung nach dem Mißlingen des Zuges, der bei nicht wenigen dem kirchlichen Idealismus, der

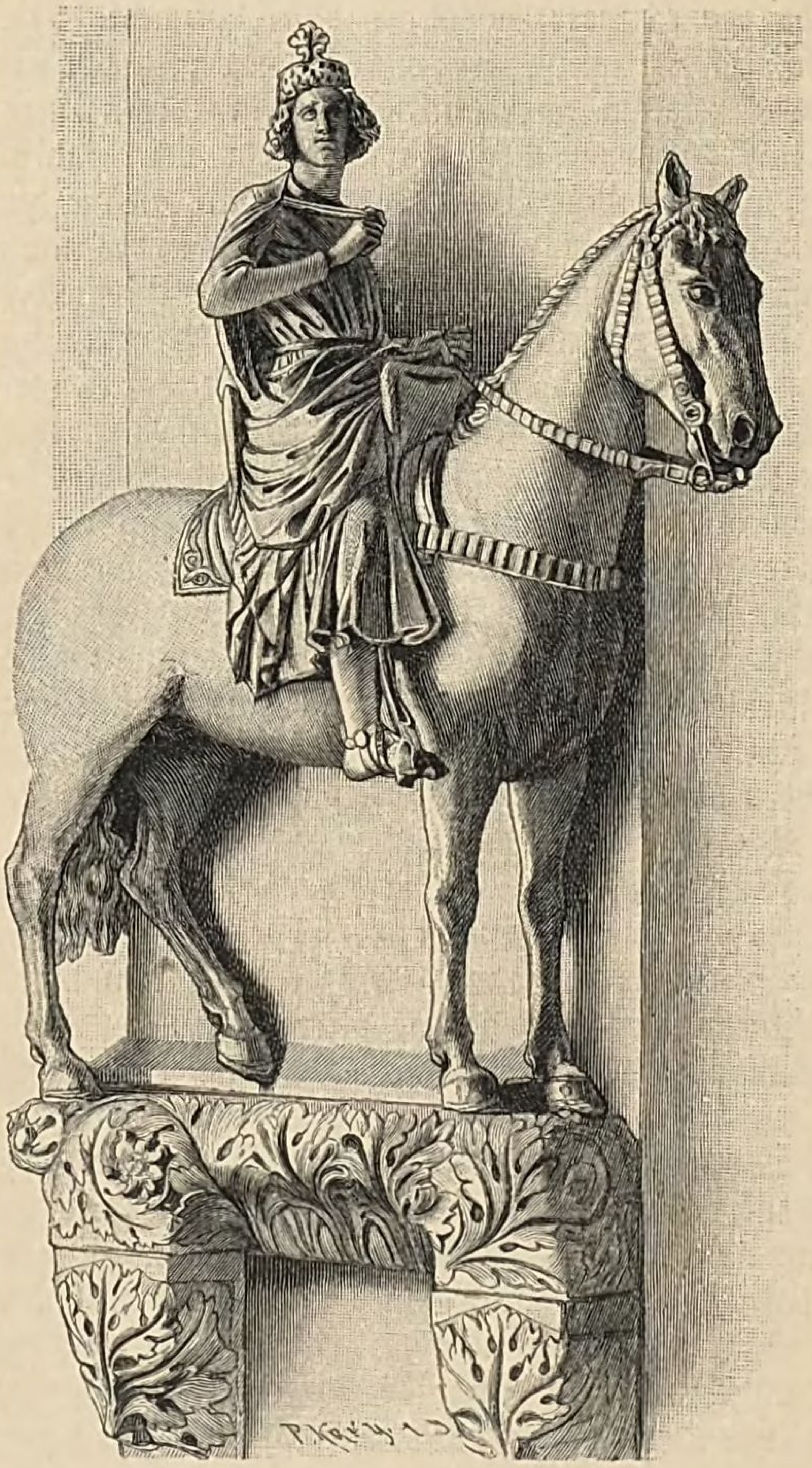
sich hier als ein blinder Blindenleiter erwiesen hatte, einen empfindlichen Stoß gab. Ein neuerer Geschichtschreiber, der tief in die Geschichte dieser Zeiten eingedrungen ist, vergleicht die Rückwirkung dieses Ereignisses auf die allgemeine Stimmung mit dem Eindruck, welchen in unserm Jahrhundert Napoleons Rückzug aus Rußland und die ungeheure Katastrophe des Winters 1812 auf 1813 gemacht habe.

Konrad erlebte auch nach seiner Rückkehr wenig Freude mehr. Er hatte vor seinem Aufbruch nach dem Osten auf einem Reichstag zu Frankfurt im März 1147 seinen Sohn Heinrich zum König wählen lassen und ein Regiment eingesetzt, bei welchem dem Erzbischof Heinrich von Mainz und dem Abt Wibald von Stablo, an die der königliche Knabe gewiesen ward, der Haupteinfluß zukam. Als er zurückkehrte, fand er die Dinge nicht besser und nicht schlechter als vorher. Sein Erscheinen kreuzte die Pläne des Grafen Welf, der mit dem Normannenkönig in engster Verbindung stand; Konrad dachte an einen Zug nach Italien; aber seine Gesundheit war tief erschüttert; erst im Anfang 1150 erholte er sich durch die Kunst eines italienischen Arztes. Konrads Rückkehr.

Er hielt einen Reichstag zu Speier und empfing hier die willkommene Nachricht, daß der Aufstand, welchen Graf Welf nunmehr wirklich gewagt hatte, durch eine Niederlage, die der junge König Heinrich dem Gegner bei Flochberg in der Nähe des schwäbischen Städtchens Bopfingen beigebracht hatte, gebrochen sei. Mit Eifer griff er die Reichsgeschäfte an: aber wenige Monate später starb der dreizehnjährige König Heinrich plötzlich, und die Verwirrung im Reiche nahm überhand. Dem Zug nach Italien, der ihm die kaiserliche Krone bringen sollte, stellte sich die immer bedrohlicher sich gestaltende Verwickelung entgegen, welche die Ansprüche und die wachsende Macht Herzog Heinrichs des Löwen herbeiführten. Dieser hatte vor Konrads Kreuzzug den letztern wegen der Nachfolge im Herzogtum Bayern gemahnt, sich aber einstweilen vertrösten lassen: der Kreuzzug im Wendenlande — der für viele auch wohl bloßer Vorwand war, um sich dem weitaussehenden, von Anfang an nicht gerade vielverheißenden wirklichen Kreuzzug zu entziehen — hatte in jedem Fall einen günstigeren Verlauf gehabt als der syrische, und die Gestaltung der dortigen Verhältnisse vermehrte von Tag zu Tag die Macht des Herzogs, eben weil er in diesen weder dem Kaiser noch dem Papst leicht zugänglichen Gegenden schon die verhältnismäßig größte Macht besaß. Alles schaute nach ihm, und niemand, auch kein Bischof oder Erzbischof, kam hier gegen seinen Willen auf. Sein Gegner und Rivale, Markgraf Albrecht, der sich jetzt nach der Feste und Stadt **Brandenburg** nannte, hatte allerdings an der mittleren Elbe sich eine ähnliche, schon ganz landesherrliche Stellung gegründet, wie Heinrich an der Niederelbe, aber er war, wenn auch dort der erste, so doch in diesen Gegenden nur der durch einen weiten Zwischenraum von dem ersten getrennte zweite. Heinrich machte jetzt seine Ansprüche geltend; der König berief zur Entscheidung über die Frage einen Fürstentag nach Ulm (Juni 1151). Dort erschien Heinrich nicht, der sich schon „von Gottes Gnaden Herzog von Bayern und von Sachsen“ nannte: er ließ aber unterhandeln, und ein neuer Tag ward nach Regensburg im Sommer des gleichen Jahres berufen: wieder ein neuer nach Würzburg. Heinrich erschien auch hier nicht, begab sich vielmehr aus Süddeutschland wieder nach Sachsen zurück, wo er einem baldigen Angriff entgegensehen konnte. Macht Heinrichs des Löwen.

Konrad konnte diesen Angriff ruhig den zahlreichen Feinden und Gegnern des Welfen überlassen, welche die Eifersucht auf solch unerhörte Macht und Ausgang Konrads III 1152.

Reichtum anspornte, ihr Möchlichstes zu thun. Im November, auf einer Zusammenkunft zu Altenburg trafen sich diese Gegner — Landgraf Ludwig von Thüringen, Albrecht der Bär, Konrad, Markgraf von Meißen, die Bischöfe von Halberstadt, Havelberg, Naumburg, Minden, Paderborn, — mit dem König und einigen andern Gegnern des Herzogs. Jener kehrte zu seinen Vorbereitungen für die Romfahrt zurück: im Februar 1152 erschien er, der als deutscher König keine bleibende Stätte besaß, zu Bamberg, wohin die Fürsten berufen waren. Aber er kam schon krank dort an, und er fühlte, daß sein Ende nahe sei. Es gereicht ihm zur Ehre, daß er nicht daran dachte, die Krone an seinen Sohn Friedrich zu bringen, der erst acht Jahre alt war: ihn samt dem Reiche befahl er seinem Neffen, dem Herzog Friedrich von Schwaben, dem Sohn seines älteren Bruders Friedrich, der, sowie die Dinge damals lagen, allerdings gewissermaßen als der natürliche Nachfolger erschien. Am 15. Februar 1152 starb Konrad III.; er fand seine Ruhestätte im Dom zu Bamberg. Man kann ihn nicht den bedeutenderen Fürsten der deutschen Geschichte zuzählen, obgleich er im persönlichen Verkehr etwas Bestechendes gehabt zu haben scheint. Der königliche Ernst scheint ihm etwas gefehlt zu haben: nicht in dem Sinne, in welchem man von königlicher Würde bei den Helden der Bühne und denen, die ihnen gleichen, spricht — aber er nahm die Dinge leicht, begnügte sich mit halben Lösungen, war ohne Folgerichtigkeit und Nachdruck in seinem Handeln, während im Grunde die Zeiten einem kräftigen Königtum günstiger geworden waren, als jemals früher. Er war achtundfünfzig Jahre als er starb: schwerlich würde er bei längerem Leben mehr erreicht haben.



Statue Konrads III. im Dom zu Bamberg.

Zweites Kapitel.

Friedrich Barbarossa.

Ungewöhnlich rasch und einstimmig folgte diesmal die Wahl und in einer sehr zahlreichen Versammlung, welche in Frankfurt abgehalten wurde: man scheint schon bei der Bestimmung des Ortes der Versammlung auf den zu Wählenden, Herzog Friedrich Rücksicht genommen zu haben, dem Mainz, bei dem Gedanken an die Vorgänge des Jahres 1125, bei solcher Gelegenheit kein Ort willkommener Vorbedeutung sein konnte. Das nächste, was mit Notwendigkeit die Blicke auf ihn lenken mußte, war, daß er den beiden vorwaltenden Familien, deren Rivalität die Lage in Deutschland bestimmte, angehörte: den Staufern durch seinen Vater, Konrads III. älteren Bruder Friedrich, den Welfen durch seine Mutter Judith, die Tochter Heinrichs des Stolzen, Schwester des Löwen. Der „Wink Gottes", welchen der Geschichtschreiber Otto von Freising in jener Heirat des Staufers und der Welfin findet, war allzudeutlich, als daß die Fürsten ihn hätten übersehen können. Aber auch die persönlichen Eigenschaften fielen ins Gewicht: ein wohlgebauter Mann mittlerer Größe — denn das staufische Haus zeigt nicht die hohen Gestalten des salischen Geschlechts — im blühendsten Mannesalter von dreißig Jahren, von hellblondem Haar und rötlichem Barte, vollendet in aller ritterlicher Tugend und von einer natürlich-sicheren Würde des Auftretens — von selbständigem Urteil und entschlossenem Wesen. Man rühmte an ihm die Fähigkeit treffenden Ausdrucks — seine Eloquenz — und er bethätigte sie sofort in dem Schreiben, in welchem er dem Papst Eugen III. seine Er-

Wahl Frankfurt.



„Fredericus Romanorum Imperator Augustus.

Friedrich Barbarossa und Bischof Albert von Freising.

Skulptur am Portal des Freisinger Doms. Nach dem Brande des früheren Doms (1159) wurde der Neubau durch Bischof Albert unter besonderer Unterstützung Friedrichs und seiner Gemahlin Beatrix ausgeführt. Die Gleichzeitigkeit der Figuren folgt aus deren unmittelbarem Zusammenhange mit den Bausteinen des Portals. Die Kleidung des Kaisers scheint im XV. Jahrh. eine Überarbeitung erlitten zu haben, da sie den Charakter dieser Zeit trägt.

wählung mitteilte. Die Kirche mit allen ihren Vorrechten zu schmücken und der Hoheit des römischen Imperiums ihre alte Kraft zurückzugeben, werde er sich angelegen sein lassen: denn durch zwei Mächte, die heilige Autorität der Priester und die königliche Macht, werde die Welt regiert. Von irgend einer päpstlichen Einwirkung bei der Wahl war nicht die Rede, und dies war nicht Zufall. Es ist unverkennbar, daß die klägliche Geschichte des zweiten Kreuzzuges ihre Lehren über die Grenzen dessen, was geistlich und was weltlich gerichtet sein wollte, nicht umsonst gepredigt hatte; auch die Stellung des Papstes in Rom war eine höchst unsichere; es ist zweifellos, daß Eugen III. mit einer Romfahrt mehr gedient gewesen wäre, als mit jenem Kreuzzuge.

Erste Zeiten.

Nach der Krönung zu Aachen hielt Friedrich seinen ersten Reichstag zu Merseburg, auf welchem ein Thronstreit zweier dänischer Prinzen entschieden wurde: Swen IV. Petrus, dem die Königswürde zugesprochen wurde, leistete dem neuen König den Lehenseid. Die nächste Sorge war die Entscheidung über das Herzogtum Bayern, überhaupt die Frage der Verteilung der Macht unter die großen Familien. Der neue König, klug die thatsächliche Lage der Dinge bedenkend, hielt sich mit dem welfischen Hause gut; er belehnte den Oheim, den Grafen Welf, mit der Markgrafschaft Tuscien, und suchte den Babenberger Heinrich Jasomirgott zum freiwilligen Verzicht auf das Herzogtum Bayern zu bewegen, das er an Heinrich von Sachsen zu geben sich entschlossen hatte. Der Spruch einer Kommission oder eines Gerichts von Fürsten, welches in Goslar saß, wohin die beiden Heinriche beschieden waren, erkannte die Ansprüche des Welfen, der allein erschienen war, an. Im ganzen hatte Friedrich in anderthalb Jahren nicht allein seine Autorität — das Vertrauen auf seinen Gerechtigkeitssinn und seine Festigkeit — sicher gegründet, sondern auch durch thatsächliche Schlichtung und Erledigung einer Menge von Zwisten und zweifelhaften Fällen das Reich in einen Zustand gebracht, der ihm gestattete, nunmehr den Zug nach Italien anzutreten, der ihm die Kaiserwürde bringen sollte: eine Würde, welche bei einer Persönlichkeit wie der seinen etwas ganz andres bedeutete als bei Königen gewöhnlichen Schlages.

Zustände Italiens. Arnold von Brescia.

In Italien durchlebte man eine große Krisis, welche von einer weit über dies einzelne Land, das überdies als der Sitz der päpstlichen Macht seine besondre Bedeutung hatte, hinausragenden Wirkung war. Die tiefgehende Bewegung im Innern der Kirche, welche uns der Name Gregors VII. ins Gedächtnis ruft, war nicht auf die Bekämpfung gewisser Mißbräuche oder Institutionen beschränkt, noch auch kam sie mit jenem Wormser Konkordat zur Ruhe, welches den berühmten Investiturstreit beschwichtigt aber nicht beendigt hatte. Indem die christliche Religion den Menschen im tiefsten Innern, im Zentrum seines Wesens faßt, wird sie bei jedem Gegensatz, der in ihrer äußeren Erscheinungsform, die man Kirche zu nennen pflegt, an einem bestimmten Punkte auftritt, sofort eine Menge Ideen in Fluß bringen, welche auf den ersten Anblick mit jenem einen Punkte ganz außer Verbindung zu sein scheinen. In derselben Zeit, in welcher die römische Kirche als eine die Gemüter unbedingt beherrschende Macht festgegründet war — wo die Predigt eines französischen Abts, weil aus ihm die Kirche und ihre Forderungen sprachen, genügte, zwei mächtige Könige und Hunderttausende aus allen Ständen kopfüber in ein Unternehmen zu treiben, dem jede weltliche Beratung Tausende von Schwierigkeiten und die siegreichsten Gegen-

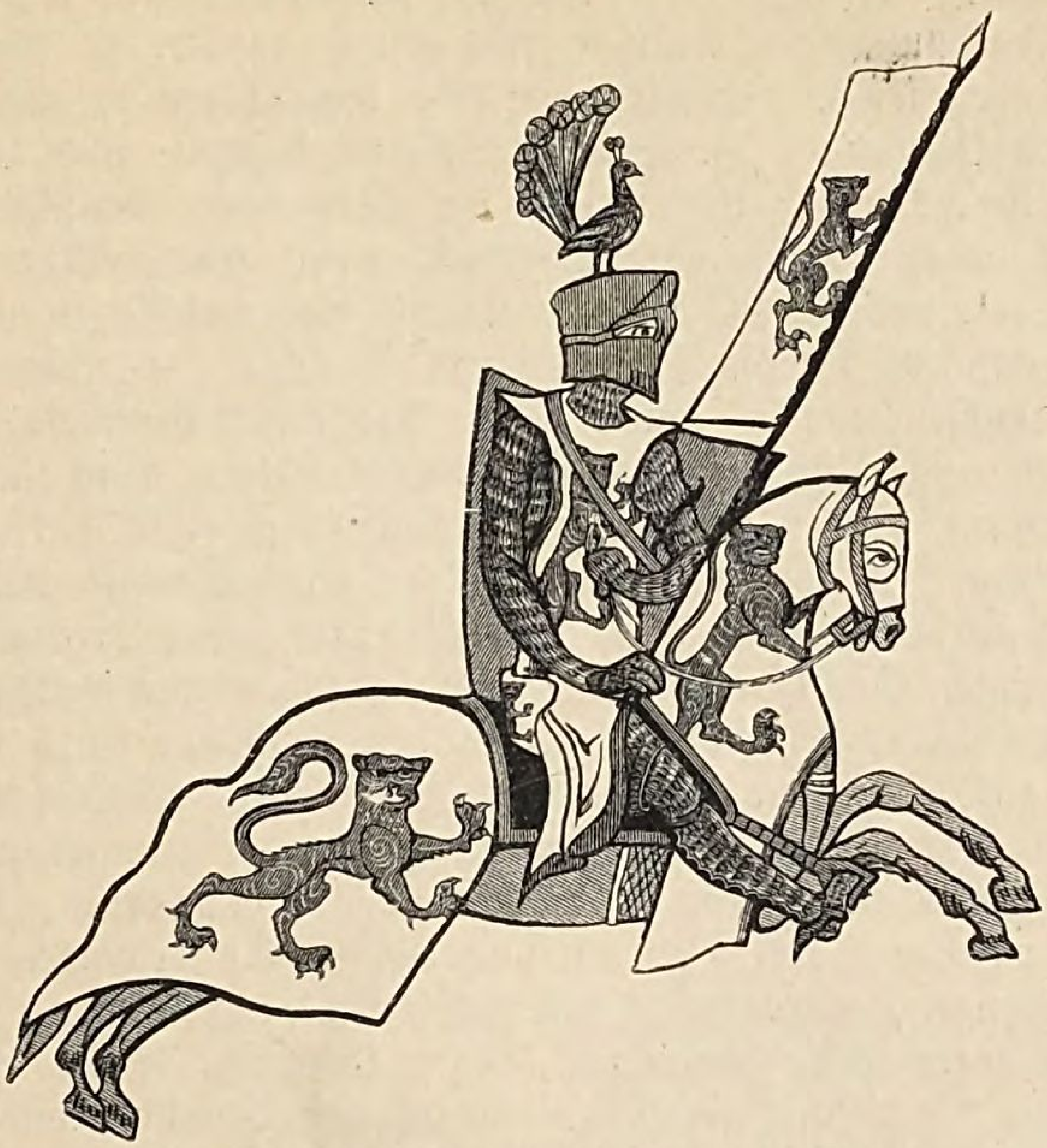
gründe entgegengestellt hätte, — in demselben Augenblick regte zum erstenmal auf diesem Boden der Zweifel, der Geist einer nur mit Vernunftgründen und Schlüssen operierenden Dialektik seine Schwingen. Wie die hierarchische Entwickelung der Kirche mit der Idee päpstlicher Machtvollkommenheit so wie die Cluniazenser und Gregor sie auffaßten, eine Art Abschluß — ihr letztes Wort gleichsam suchte, so strebten andre Geister auf dem Gebiet der Theologie, des christlichen Erkennens, der kirchlichen Wissenschaft, nach dem Abschluß des Systems der Glaubenslehren oder Dogmen, und ein Zeitgenosse Gregors, der Erzbischof Anselm von Canterbury, kann als der bedeutendste Vertreter dieser kirchlichen Wissenschaft oder Scholastik gelten. Ihre Idee ist, den Inhalt der christlichen Wahrheit dem menschlichen Denken zu vermitteln — das Geglaubte als wahr, als denknotwendig zu erweisen: und so hat sich der Scharfsinn Anselms an Fundamentallehren der Kirche — Beweisen des Daseins Gottes, Deduktion der Versöhnungslehre — auf eine Weise erprobt, welche alle Folgezeit beschäftigt hat. Aber damit war in der That auch die Frage des Verhältnisses von Glauben und Wissen gestellt und der kecke Geist fand sich, der, indem er selbst ganz in der Dialektik lebte und zahlreiche Schüler mit der ganzen Anregungskraft eines Forschers und wissenschaftlichen Redners antrieb nach den Vernunftgründen des Glaubens, den rationes fidei zu suchen, dem Glauben sein Erstgeburtsrecht auf bedenkliche Weise zu schmälern drohte. Dieser Mann war der Franzose Pierre Abälard, bald der gefeiertste Lehrer der Theologie und Philosophie zu Paris (seit 1115). Der Argwohn, mit welchem der damals einflußreichste Mann der ganzen abendländischen Kirche, Bernhard Abt von Clairvaux, auf Abälards Lehren und dessen wachsenden Einfluß auf die theologische Jugend blickte, beweist unzweifelhaft, daß kritische und skeptische Elemente überhaupt in der Zeit und zwar in einer, für ein scharfsichtiges Auge zum mindesten, erkennbaren Gestalt vorhanden waren: er verklagte ihn bei Papst und Kardinälen, zog eine Anzahl von Sätzen aus seinen Schriften, welche eine Synode (zu Sens 1140) als Irrlehren verdammte, und wirkte einen Urteilsspruch des Papstes aus, welcher den kühnen Lehrer zur Klosterhaft verdammte. Dies war kein schwerer Sieg, denn wissenschaftliches Forschen auf theologischem Boden war eine noch sehr schwache und sehr wenig tiefgewurzelte Pflanze: in gefährlicherer Weise aber äußerte sich derselbe Geist in einem Schüler Abälards, einem Geistlichen und Sohn eines Klerikers in Brescia, Arnold. Man beschuldigte diesen wohl „ungesunder" Ansichten über das Sakrament des Altars und die Kindertaufe: dies scheint jedoch nicht über einzelne kritische oder skeptische Äußerungen hinausgegangen zu sein und beweist nur, wie gefährlich die Methode Abälards für die Glaubensfestigkeit junger Kleriker war. Eine viel gefährlichere Häresie aber predigte Arnold ungescheut und mit großer Leidenschaft: er machte Ernst mit der Weltverachtung des geistlichen Standes. Kein Eigentum für Kleriker, keine „Regalien" für die Bischöfe, kein Besitz für die Mönche; er zog eben aus den cluniazensischen Ideen nur die letzten Konsequenzen; er durchschaute die tiefe Heuchelei und die verhängnisvolle Lüge, die darin lag, daß diese Priesterschaft über die Seelen der Laien sich die Herrschaft anmaßte und doch gleich ihnen in allen weltlichen Besitz und dessen Gefahren verstrickt blieb. Er fand großen Beifall, denn in Italien hatte der Investiturstreit den kritischen Geist wach gerufen zugleich mit einem trotzigen Selbständigkeitssinn, der sich namentlich

an den altrepublikanischen Erinnerungen und Überlieferungen der großen Munizipien Oberitaliens emporrankte. Es half nichts, daß ein lateranisches Konzil 1139 ihm Stillschweigen auferlegte: Arnold gehörte zu den Männern, welche mit allem offiziellen Kirchentum von vornherein gebrochen haben. In Rom selbst fanden seine Ideen einen mächtigen Widerhall und wirkten mit bei jener Revolution von 1143, wo die wiederhergestellte römische Republik, der Senatus Populusque Romanus, dem Papsttum gegenübertrat. Unter diesen Wirren starb Eugen III. (1153). Es war deutlich genug, daß in dieser zugleich republikanischen und antihierarchischen Bewegung, die wesentlich durch die lange Abwesenheit der imperatorischen Gewalt sich so mächtig vorgewagt hatte, das Papsttum und das Königtum einen gemeinsamen Gegner zu bekämpfen hatten.

Im übrigen war die Lombardei damals in einem Zustand höchster Blüte: die neue Verbindung mit dem Orient, der Aufschwung des levantinischen Handels durch die Kreuzzüge hatte belebend auf die von Natur reiche, durch die zahlreichen Wasserrinnen des Pogebiets und vor allem durch diesen großen Strom selbst begünstigte Landschaft gewirkt: der Adel hatte sich hier den Städten eingegliedert, mit den Gemeinen so weit verschmolzen, daß das Interesse ihrer Stadt, deren Ehrenämter jedem zugänglich waren, hohen und niedern Adel mit den Plebejern vereinigte. Ein städtischer Patriotismus entfaltete sich, fruchtbar und lebenschaffend, aber freilich auch von sehr exklusiver Art: jede der großen Städte befestigte sich gegen mögliche Angriffe der andern.

Friedrichs erster Römerzug. 1154.

Mit einem nicht sehr zahlreichen Heere — 1800 Rittern und deren Knappen — erschien Friedrich im Herbst 1154 zum erstenmal diesseits der Alpen. Auf der roncalischen Ebene südöstlich von Placentia hielt er Heerschau und hörte dann die Beschwerden, die ihm vorgetragen wurden. Die schwersten dieser Beschwerden waren diejenigen, welche gegen die Königin der Lombardei, das stolze Mailand, vorgebracht wurden. Sie hatte ihren Übermut an einigen kleineren Städten, die sich ihrem Willen nicht fügten, Como und Lodi, geübt, diese zerstört oder zu offenen Dörfern gemacht, wie wohl im alten Griechenland geschehen war, wo eine kleine Stadt sich den hegemonischen Ansprüchen einer der Großstädte nicht fügen wollte. Die Entschuldigungen der mailändischen Konsuln wurden ungenügend gefunden, die Acht über die Stadt ausgesprochen, als sie sich nicht fügte. Plündernd durchzog das königliche Heer ihr Gebiet und brach einige ihrer Burgen: die Stadt Tortona, die Verbündete Mailands, welche im Vertrauen auf die Mailänder dem König trotzte, ward nach einer Belagerung von sechs Wochen genommen und zerstört: die Eifersucht der großen Städte unter einander schuf dem König bereitwillige Hilfe, und nachdem er im nördlichen Italien seine Autorität in dieser nachdrücklichen Weise zur Geltung gebracht hatte, zog er südwärts nach Rom, wo Arnold von Brescia sich befand und wo die Dinge in einer so üblen Verfassung waren, daß der Papst über die heilige Stadt selbst das Interdikt auszusprechen sich veranlaßt sah. Mit mehr Recht als sonst wohl wurde dies vom Standpunkt der Religion Jesu Christi mehr als zweifelhafte Mittel — Untersagung alles Gottesdienstes und also im weitesten Umfang Bestrafung des Unschuldigen mit dem Schuldigen — angewendet, denn die Bevölkerung teilte in ihrer großen Mehrheit die Unbotmäßigkeit gegen die päpstliche Autorität.



Gewappneter Ritter zur Zeit der Hohenstaufen.

Miniature aus der gemalten Handschrift der Jahrbücher von Genua, beginnend im XII. Jahrhundert, äußerst wichtig und interessant für die Zeit der Kreuzzüge und die Hohenstaufenkämpfe in Italien.

Seit Ende 1154 war Hadrian IV. Papst, ein Mann von Bedeutung, der ein Beispiel gibt, wie man im Dienst der Kirche ohne Ahnen, ohne Vermögen, ohne Verwandtschaft, durch bloße hervorragende Tüchtigkeit in die Höhe kommen konnte. Er war ein Angelsachse aus niederem Stande, Breakspeare, der, Mönch in einem Kloster seiner Heimat, im Laufe der Zeit zu einem Kardinalbistum gelangt war und als Legat in den nördlichsten Kirchenprovinzen Hervorragendes geleistet hatte. Es war ein schweres Amt in diesen Zeiten, das Schiff der Kirche zu steuern: mit Mühe gelang ihm eine Aussöhnung mit der Bevölkerung von Rom; aber auf der andern Seite ward er genötigt, über den König Wilhelm von Sizilien, der im Jahre 1154 auf Roger II. gefolgt war und der nicht anders als sein Vater die ganze Ungezogenheit eines unentbehrlichen Vasallen übte, den Bann auszusprechen, — die einzige Waffe, welche ihm, ehe das deutsche Heer herankommen konnte, gegen die Gewaltthätigkeiten der Normannen geblieben war. Hadrian ging dem König entgegen, nicht ohne Furcht, daß dieser seine hilflose Lage zu übermäßigen Forderungen mißbrauchen werde. Indes ward er darüber beruhigt, nur eine Etikettefrage trübte ihre erste Begegnung zu Sutri. Der Papst erwartete die herkömmliche Höflichkeit des Steigbügelhaltens von dem König, der seinerseits seine königlichen Prärogative namentlich dieser Macht gegenüber aufs peinlichste hütete, und er versagte, da sie unterblieb, dem König nun seinerseits die Ehre des Friedenskusses: indes ließ Friedrich von den älteren Fürsten in seinem Heere sich belehren, daß das Herkommen in der

Hadrian IV.

That jenen Dienst verlange. Die nötigen Vereinbarungen wurden dann getroffen, eine Abordnung der römischen Kommune, welche in sehr hohem Stil gesprochen zu haben scheint, erhielt einen sehr ungnädigen Bescheid, der König ließ rasch die Leostadt und St. Peter militärisch besetzen, und hier fand dann alsbald die Kaiserkrönung statt, welche die Masse der römischen Bevölkerung erst erfuhr, als sie eine vollbrachte Thatsache war. Ein wilder Aufstand war die Folge, der erst nach einem blutigen Kampf niedergeschlagen wurde. Dabei zeichnete sich besonders Herzog Heinrich von Sachsen — „unser Herzog“ sagt mit Stolz die Sachsenchronik — aus, dessen Bundesgenossenschaft die seitherigen Erfolge Friedrichs eigentlich erst möglich gemacht hatte. Und nun wurde auch Arnold von Brescia, der in die Hände des Kaisers gefallen war, der päpstlichen Rache preisgegeben. Er scheint mit dem Mute eines Mannes und der Fassung eines Christen gestorben zu sein: von einem Widerruf seiner Irrtümer oder dessen, was die begünstigten Gesellschafsklassen — die geistliche und weltliche Orthodoxie — für Irrtümer hielt, ist nicht die Rede; der Leichnam ward verbrannt und man fand für gut, die Asche in die Tiber zu streuen, damit seine Reste nicht vom Volke zum Gegenstand abergläubischer Verehrung gemacht würden.

Kaiser Friedrich. Deutsche Angelegenheiten.

Denn die Stadt Rom war mit nichten völlig bezwungen, und auch der zweite Dienst, welchen Papst Hadrian von dem Kaiser erwartete, die Demütigung der Normannen, wurde nicht geleistet. Dies lag nicht an Friedrich, der auch außerdem gegen den griechischen Kaiser in dieser Sache bestimmte Verpflichtungen hatte: sein Heer aber, oder die großen Vasallen, aus deren Mannschaften es zum Teil bestand, waren nicht in der Stimmung, einen Feldzug in der heißesten Jahreszeit nach dem Süden zu unternehmen. Bereits hatten gefährliche Krankheiten sich gezeigt, und so mußte Friedrich den Befehl zur Rückkehr geben: an der tuscischen Stadt Spoletum, welche die Verpflegung der Truppen beim Durchzug verweigerte und eine Zahlung in betrügerischer Münze geleistet hatte, hatte er noch auf dem Marsche eine furchtbare Strafe vollzogen. Selbst noch auf einer der letzten Stationen zeigte sich die tückische Natur dieses Bodens, der zwar einen großen Eindruck von der kaiserlichen Macht empfangen hatte, aber doch keineswegs völlig gewonnen und befriedet, geschweige bezwungen war. Nachdem der kaiserliche Zug glücklich oberhalb Veronas die Etschbrücke passiert hatte, fand man die Straße an einer Stelle, welche durch einen steilen Felsen beherrscht wird, von einer bewaffneten Schar gesperrt, die sich in das Bergkastell auf der Höhe des Felsens geworfen hatte. Aber Freiwillige erkletterten oder umgingen die Position unter Führung eines entschlossenen Mannes, Ottos von Wittelsbach, welcher das kaiserliche Banner trug. Die Gefangenen, mehrere Hunderte, wurden hingerichtet. Man erachtete für gut, sie als Räuber zu behandeln: wer diese Räuber gedungen, ob ihre That mit den vorhergegangenen Versuchen, die Etschbrücke zu zerstören, in Zusammenhang gestanden, fragte man nicht (1155).

Nach Deutschland zurückgekehrt machte Friedrich das kaiserliche Regiment mit großer Kraft geltend. Er erließ ein durchgreifendes Landfriedensedikt und nicht geringen Schrecken erregte es, als er gegen einige hochgeborene Landfriedensbrecher die herkömmliche tiefbeschimpfende Strafe des Hundetragens erneuerte, welche er nur den Leuten des Erzbischofs Arnold von Mainz, der mit seinem Gegner, dem Pfalzgrafen am Rhein, Hermann, der Hauptschuldige war,

aus Rücksicht auf die kirchliche Stellung ihres Lehensherrn oder wohl auch, weil er ihm von früher her zu besonderem Dank verpflichtet war, erließ.

Reichstag zu Besançon. 1157.

Im folgenden Jahre, 1156, wurde endlich die bayrische Frage, in welcher die Häuser der Welfen und der Babenberger sich gegenüberstanden, zum Austrag gebracht. Heinrich der Löwe, der sich den Kaiser so eben auf dem ersten seiner Römerzüge verpflichtet hatte, wurde zu Regensburg (Oktober 1155) mit dem Herzogtum Bayern belehnt, von diesem aber die Ostmark, Österreich, als eignes Herzogtum abgetrennt. Es waren zwei von den sieben bayrischen Fahnen und diese wurden dem Oheim des Kaisers, Heinrich Jasomirgott und zugleich dessen Gemahlin, einer griechischen Fürstin, als ein selbständiges erbliches Herzogtum übergeben. In demselben Jahre vermählte sich der Kaiser, der von seiner Gemahlin, Adele von Vohburg, aus Gründen, welche der kirchliche Scharfsinn diesmal ungewöhnlich rasch und leicht aufgefunden hatte, geschieden worden war, zum zweiten Male mit Beatrix, der vielumworbenen Erbin der Grafschaft Hochburgund. Er fand die Mittel, die Zähringer Familie, gegen die sein Haus Verpflichtungen hatte, hier zufrieden zu stellen und stellte sein kaiserliches Ansehen in Burgund und in der Provence fest: seine neue Gemahlin hatte über nicht weniger als fünftausend Ritter zu verfügen gehabt. Dasselbe erreichte er im gleichen Jahre am entgegengesetzten Ende des Reichs, durch einen Zug gegen Polen, dessen Herzog Boleslaw IV. längst seine Lehenspflichten vergessen hatte, jetzt aber, nachdem der Kaiser bis Posen vorgedrungen war, dessen Gnade erflehen und mit Bezahlung des rückständigen Tributs erkaufen mußte. Dem Böhmenherzog, der denselben Namen trug, wurden seine Dienste durch die Verleihung des Königstitels belohnt. Im Oktober 1157 hielt Friedrich einen Reichstag zu Besançon auf burgundischem Boden, und hier waren auch päpstliche Legaten zur Stelle, mit welchen eine wenig erfreuliche Auseinandersetzung notwendig war. Das Verhältnis des Kaisers und des Papstes Hadrian war getrübt. Der letztere hatte nicht Unrecht, wenn er über die Erfolge des Römerzuges verstimmt war, dessen Früchte nur dem Kaiser zu gute gekommen waren, ohne daß dieser ihn, den Papst, von seinen Gegnern, der römischen Unabhängigkeitspartei und dem König Wilhelm gründlich befreit



„Conjux Beatrix Comitissa Burgundiae Ao. MCLXI (1161).

Friedrich Barbarossas Gemahlin Beatrix. Skulptur an dem mit ihrer besonderen Unterstützung neugebauten Dome zu Freising. Noch in der unentwickelten Kunstform der Mitte des XII. Jahrhunderts.

hatte. Der Papst hatte demzufolge seine Politik gänzlich geändert, sich mit König Wilhelm verständigt, der nach des Kaisers Abzug wieder obenauf gekommen war, und er hatte dann, gestützt auf den Normannen, den er vom Banne gelöst und von dem er dann den Vasalleneid aufs neue empfangen hatte, auch seinen Frieden mit der römischen Kommune gemacht. Die Legaten hatten ein Schreiben zu überbringen, in welchem der Papst über gewisse Vorkommnisse der letzten Zeit — der Erzbischof von Lund war auf der Rückkehr von Rom in die Hände von Räubern gefallen und man hatte in Deutschland nichts zu seiner Befreiung gethan — Beschwerde führte, und in welchem geklagt war, daß der Kaiser seiner Mutter, der heiligen römischen Kirche, die ihm doch die Fülle kaiserlicher Würde und Ehre übertragen, und ihm, dem Papste, der sich gefreut haben würde, ihm selbst noch größere Benefizien zu gewähren, nur schlecht gedankt habe. Das juristische Studium hatte begonnen und man gewöhnte sich allmählich, die Ausdrücke päpstlicher Schreiben genau abzuwägen: der Kanzler des Reichs, ein vornehmer Sachse von Geburt, Rainald von Dassel, ein hochgebildeter Mann, dessen Ideal eine enge Verbindung der deutschen Kirche mit der kaiserlichen Macht war, übersetzte den Anwesenden die doppelsinnigen Ausdrücke, welche das Kaisertum als ein Lehen des Papstes erscheinen ließen — als ein Geschenk der Priester. Dies erregte großen Tumult; das Kaisertum war im Augenblick sehr populär, das Selbstgefühl und Rechtsbewußtsein der Laien war in der letzten Zeit offenbar gestiegen: und als der eine der Kardinäle, Roland Bischof von Siena, die Zweideutigkeit, nach Priesterweise mit dreisten Worten spielend, fortsetzte und mit einer gewissen Verwunderung fragte, von wem denn der Kaiser das Imperium habe, wenn nicht vom Herrn Papst? da machte einer der Fürsten, Pfalzgraf Otto der Wittelsbacher, ein Gesinnungsgenosse des Kanzlers, mit seinem Schwerte eine drohende Bewegung gegen den Legaten. Friedrich stillte den Tumult, wies aber die päpstlichen Gesandten von seinem Hoflager weg und gab durch ein Schreiben — ein Beispiel, wie in einer großen politischen Frage die Publizität zu Hilfe genommen wurde — seinem ganzen Reiche von den Prätentionen des Papstes Kenntnis, indem er denselben mit Nachdruck den wahren Sachverhalt entgegensetzte — er habe Königtum und Kaisertum in Kraft der Wahl der Fürsten von Gott allein. Er wie sein Kanzler schreckte vor einem neuen Konflikt mit dem Papsttum nicht zurück.

Italien; zweiter Zug. 1158.

Es war für ihn nur günstig, daß diese Dinge jetzt staatsrechtlich untersucht wurden. Eine Juristen- oder Legistenschule war vorhanden, welche auf einen berühmten Lehrer zu Bologna, Irnerius, der ein Menschenalter früher gewirkt hatte, zurückging: auch sie hatten in den Büchern nachgeschlagen, und was sie gefunden, war nicht der schlechteste Teil des Heergerätes, mit welchem Friedrich im Jahre 1158 seinen zweiten Römerzug antrat. Eine dieser streng monarchischen ganz entgegengesetzte Strömung aber waltete in den oberitalischen Städten, welche — mittelbar oder unmittelbar durch den Aufschwung des Handels infolge der Expeditionen nach dem Osten — zu großer materieller Blüte gelangt und auch durch die Verhältnisse an selbständige Politik gewöhnt worden waren. Die stolzeste unter diesen Gemeinden war Mailand, welche nach der Hegemonie über die lombardischen Städte strebte und für diese Bestrebungen in allen diesen Städten Sympathien fand. Sie hatte Tortona wieder aufgebaut, und Lodi und Como dagegen aufs neue vergewaltigt und zerstört. Der Papst dagegen

hatte eingelenkt, gemahnt durch die deutschen Bischöfe und durch das feste Auftreten der kaiserlichen Bevollmächtigten, Rainalds und des Pfalzgrafen Otto, welche der Kaiser voraufgesandt hatte: päpstliche Gesandte brachten dem Kaiser, der in Augsburg eingetroffen war, um von hier die Heerfahrt zu beginnen, ein Schreiben, in welchem den verfänglichen Ausdrücken, die zu Besançon so viel Ärgernis erregt hatten, eine unverfängliche Deutung gegeben und das Wort Benefizium im gewöhnlichen Sinn als Wohlthat erklärt, der feudale Sinn Lehen ausdrücklich abgewiesen war.

Demütigung Mailands. Roncalische Dekrete.

Die beiden Gesandten des Kaisers, Organe einer klaren, festen, ihrer Ziele bewußten Politik gegenüber der schwankenden und zweideutigen des Papstes, hatten dem kaiserlichen Heereszuge gut vorgearbeitet und dabei den Widerstand benutzt, der sich in der Lombardei selbst gegen die Ansprüche Mailands regte. Das Heer Friedrichs war zahlreich, und eine sehr strenge Lagerordnung hielt die sehr verschiedenartigen Elemente, aus welchen dasselbe zusammengesetzt war, in Zucht. Seine Hauptabsicht war, wie er ankündigte, gegen die Rebellion der Mailänder gerichtet, die als Feinde demgemäß in die Acht erklärt wurden. Im Juli begann die Belagerung: doch wurde ein Friede vermittelt, in welchem die Stadt sich unterwarf. Sie versprach, den Wiederaufbau von Como und Lodi nicht zu hindern, zahlte eine erhebliche Straffumme, stellte Geiseln; ihre Konsuln darf sie künftig selbst wählen, sie werden aber vom Kaiser bestätigt, nachdem sie ihm den Eid geleistet haben. Nachdem die Bedingungen vereinbart waren, erschien erst unter Vorantragen der Kruzifixe der gesamte Klerus, dann die Konsuln und die Stadtältesten in demütiger Haltung, barfuß, in entsprechender Kleidung, die Weltlichen mit dem bloßen Schwert um den Nacken. Nach diesem Triumph — so bezeichnet ein Erzähler diese Szene — wurden sie vom Kaiser entlassen (September), der schon einen großen Teil seines Heeres nach Deutschland zurückschicken zu dürfen glaubte. Im November, auf der roncalischen Ebene, wohin eine große Menge zusammenkam, wurde dann, nachdem eine längere Beratung der anwesenden Bischöfe und der Laienfürsten vorangegangen war, das neue kaiserliche Recht verkündet, das Friedrich als eine Wiederherstellung bezeichnete. Das bürgerliche Recht (jura civilia) sei leidlich in Kraft, das Staatsrecht aber (regnorum leges) bedürfe der Beleuchtung, die es dann ganz im Sinne der bolognesischen Schule — es waren namhafte Schüler des Irnerius, welche den Kaiser dabei berieten — hier fand. Das Fundamentalprinzip war, daß das Volk seine ganze gesetzgebende Gewalt dem Kaiser über-

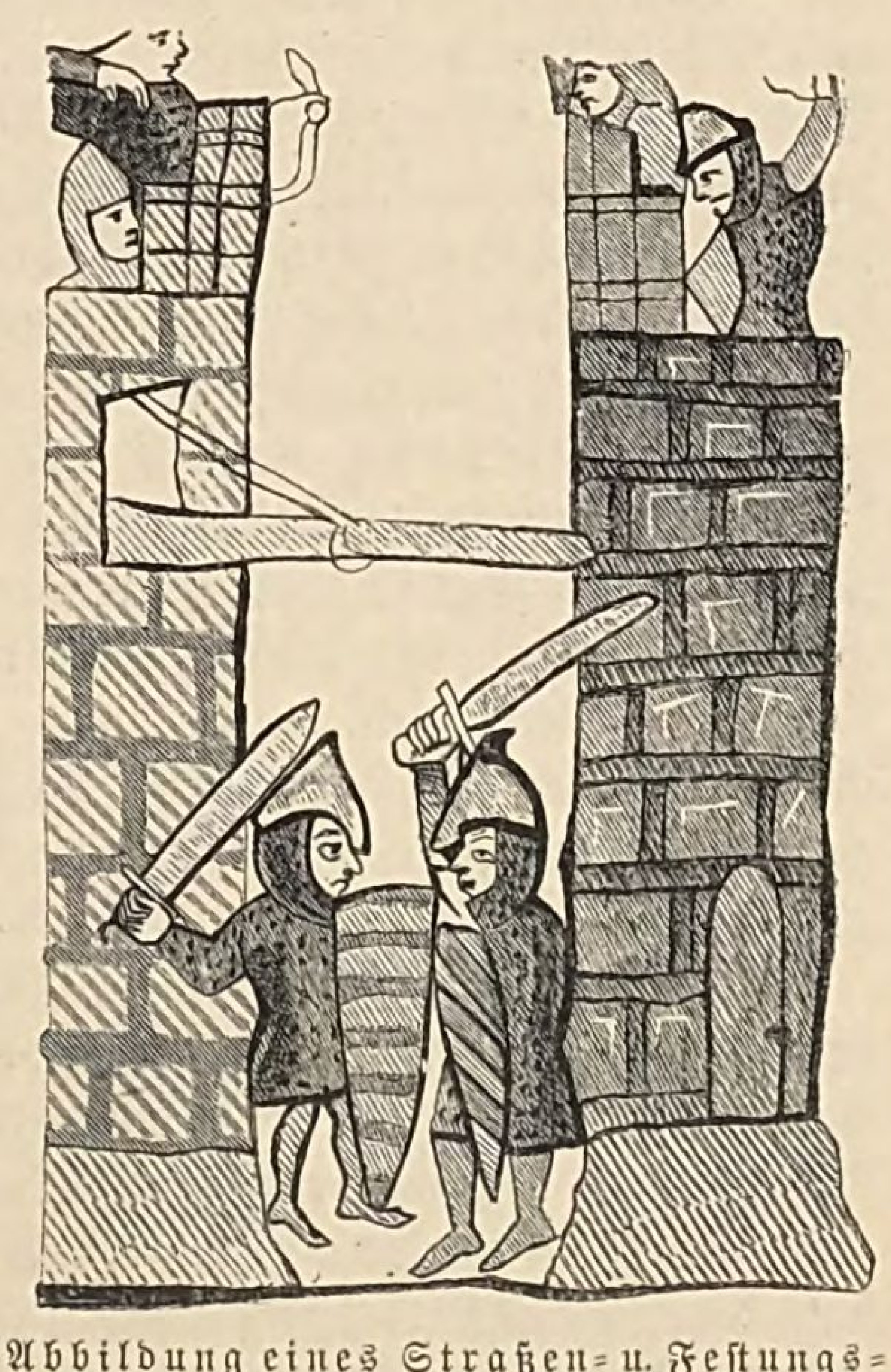
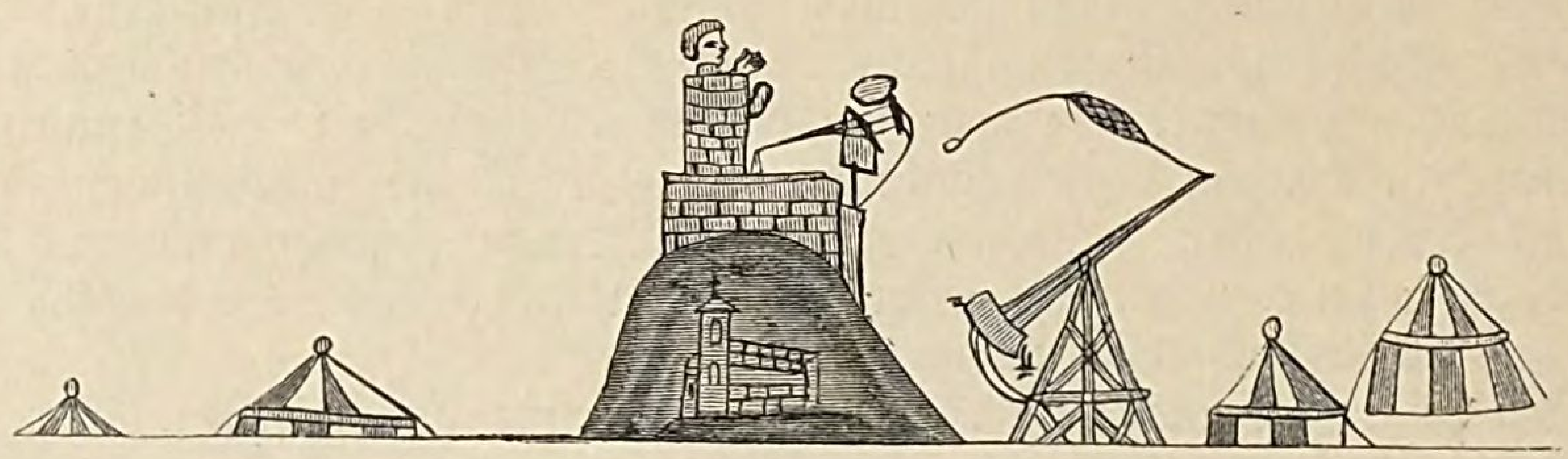


Abbildung eines Straßen- u. Festungskampfes in einer italienischen Stadt.

Aus einem Turm wird ein Mauerbrecher in Bewegung gesetzt; die Schützen oben sind durch Hürden gedeckt. Aus den Abbildungen der Jahrbücher von Genua vom Jahre 1194.



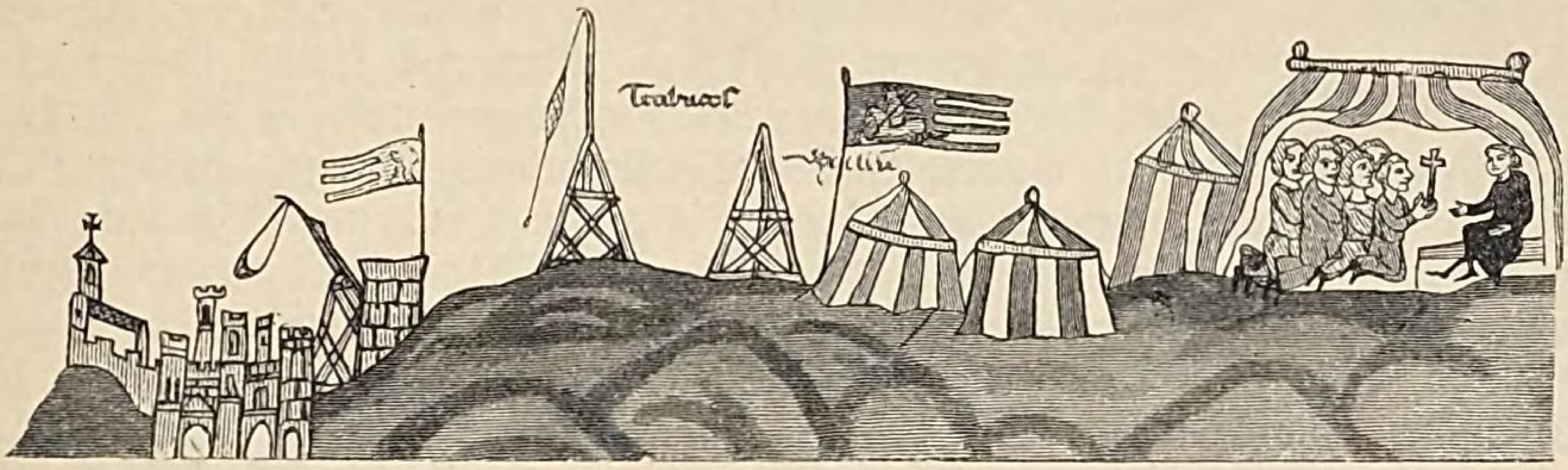
Belagerung einer italienischen Stadt zur Zeit der Hohenstaufen.
Charakteristisch und erläuternd für Städtebefestigung und Angriffsmittel während und kurz nach Barbarossas verschiedenen Stadien der Thätigkeit; ferner die Lagerzelte der Belagerer, da=

tragen habe: demgemäß wurden alle Regalien, herzogliche, markgräfliche, gräfliche Rechte, Zölle, Einkünfte dem Kaiser zurückgestellt, der sie dann, wo ihre Übertragung urkundlich bewiesen ward, den Inhabern beließ und, wo dies nicht möglich war, nach Billigkeit verfuhr; die Konsuln und Magistrate in den Städten ernennt künftig der Kaiser mit Zustimmung des Volkes; alle Veräußerung von Lehen ohne Zustimmung des Lehensherrn ist untersagt; wer sich auf den Ruf des Lehensherrn zu einem angesagten Kriegszug nicht stellt, geht seines Lehens verlustig. Das Gute, welches der Kaiser für diesen gewaltigen Machtzuwachs zu bieten hatte, war eine klar geordnete Rechtsprechung.

Daß diese Beschlüsse oder Dekrete, welche die ganze seitherige Entwickelung auf diesem Boden umkehrten, welche auch zugleich, indem sie den Kaiser in den Besitz großer Einkünfte setzten, alle Errungenschaften der gregorianischen Zeiten in Frage stellten, und denen doch der Kaiser mit der ganzen ihm eigenen ruhigen und strengen Kraft Nachdruck gab, Widerstand fanden, läßt sich denken. Die neue Bestimmung der Ernennung der Potestates oder der Podestas in den Städten durch den Kaiser war gegen das im Jahre zuvor mit Mailand getroffene Abkommen, welches nur die kaiserliche Bestätigung vorbehielt. Bei den Verhandlungen mit Mailand soll dort das berüchtigte Wort gefallen sein, als man die Vertreter der Stadt an den Treueid erinnerte, daß sie den Eid allerdings geschworen, aber nicht versprochen hätten, ihn zu halten. Das kaiserliche Heer hatte sich durch Zuzug aus Deutschland und Italien selbst ergänzt, die Acht ward nun aufs neue ausgesprochen, und zunächst wendete sich Friedrich gegen das mit Mailand verbundene Crema, das sich mit ausdauerndem Hasse wehrte.

Stellung des Papstes.

Währenddem hatte auch der Papst den roncalischen Dekreten seine Forderungen entgegengestellt. Er protestierte gegen die unmittelbare Herrschaft über Rom, wo die Regalien vielmehr dem heiligen Petrus gebührten, und gegen die Abgabe des fodrum auf päpstlichem Gebiet, verlangte Rückgabe der Besitzungen der römischen Kirche, besonders des mathildinischen Territoriums und forderte, daß die Bischöfe Italiens dem Kaiser nur einen Eid der Treue, nicht aber den Lehenseid, das Hominium, leisten sollten. Der Kaiser antwortete, dann müßten sie auch auf die Regalien verzichten und empfing eine Gesandtschaft der Stadt Rom, die er gnädig entließ. Während er ein Wort von „Befestigung des Senats“ seinen Gesandten dorthin mitgab, beschlossen die feindlichen Städte,



Aus den Miniaturen der Jahrbücher von Genua vom Jahre 1227.
Zeit. Die Abbildung zeigt die Steinschleudern (von denen eine erläuternd mit „trabucos“ bezeichnet ist), in zwischen das Heerbanner („vexillum“ bezeichnet); rechts ist die Übergabe dargestellt.

Piacenza, Brescia, Mailand und das belagerte Crema ein geheimes Abkommen mit dem Papste, des Inhalts, daß sie ohne ihn keinen Vergleich mit dem Kaiser schließen würden; auch der König Wilhelm von Sizilien wurde ins Einverständnis gezogen. Unter diesen Wirren starb Hadrian.

Bei der Schroffheit, mit welcher die Parteien einander gegenüberstanden, war eine Doppelwahl nicht zu vermeiden. Die sizilische Partei — so nannte man die antikaiserliche jetzt — wählte eben jenen Kardinal Roland, welcher auf dem Reichstage zu Besançon eine so dreiste Stirn gezeigt hatte. Er nannte sich Alexander III.; es war die Majorität, vierzehn Kardinäle. Die kaiserliche Partei, zwar nur neun Kardinäle, aber wie sie geltend machten, nicht gleich den andern durch einen sündhaften Eid im voraus gebunden, wählte den Kardinal Octavianus als Viktor IV. Friedrich wußte aus diesem beginnenden Schisma Vorteil zu ziehen. Er berief eine Synode nach Pavia, welche die Entscheidung zwischen den beiden Päpsten treffen sollte: dieselbe, im Februar 1160 zusammengetreten, entschied, wie sich denken läßt, zu Gunsten Viktors, der zugegen war und dem Friedrich nun sehr willig die herkömmlichen Ehren erwies. Ein Rundschreiben der namhaftesten Teilnehmer des Konzils setzte die Welt von dieser Entscheidung in Kenntnis, welcher Alexander seinerseits die Exkommunikation des Kaisers entgegenstellte. Damit war wenig für ihn gewonnen; dem Bann wurde der Bann entgegengesetzt; die Frage war, wer zunächst in Italien sich als der Mächtigere erweisen würde. Schisma. Alexander III. und Viktor IV.

Die Stadt Crema war mittlerweile gefallen. Den Bewohnern wurde das Leben geschenkt und gestattet, mit allem was sie auf den Schultern würden forttragen können die Stadt zu verlassen, die alsdann der Plünderung und weiterhin den Flammen übergeben wurde. Mit Genua verständigten sich die kaiserlichen Kommissare. Der entscheidende Kampf entbrannte jetzt um Mailand. Das Schisma blieb; Gesandte beider Parteien warben an den verschiedenen Höfen; der Krieg in der Lombardei dauerte das ganze folgende Jahr 1161 fort. Mit gewohnter Folgerichtigkeit erstrebte Friedrich das nächste Ziel, die Niederwerfung Mailands. Verstärkungen und Ablösung kam aus Deutschland; bald war die Einschließung der Stadt vollständig. Aber der Haß dauerte aus und erst im März 1162, nachdem die Bevölkerung das Äußerste erduldet, entschloß sie sich zu dem letzten, was der Hunger notwendig machte, der bedingungslosen Unterwerfung. Zu Lodi erschienen erst die Konsuln mit einigen andern Mailand zerstört. 1162.

Vornehmen Mailands vor dem Kaiser mit dieser Erklärung; am folgenden Sonntage erschienen sie wieder mit größerem Rittergefolge und überbrachten die Stadtschlüssel. Der dritte Tag war der härteste: niemals ist die Übergabe auf Gnade und Ungnade in grausameren Symbolen ausgesprochen worden. Die gesamte Bürgerschaft erschien mit Stricken um den Hals und Asche auf dem Kopf; die Fahnen der einzelnen Gemeinden oder Quartiere wurden herbeigebracht und dem Sieger übergeben. Dann ward das Wahrzeichen der Stadt, der Carroggio, der Wagen, in dessen Mitte an einem hohen Mastbaume die Stadtfahne mit dem Bilde des heiligen Ambrosius, darüber ein Kruzifix, befestigt war, vor den Thronsitz des Kaisers gefahren; auf seinen Wink senkte sich der mächtige Balken, und die Fahne ward abgelöst. Die ganze Menge fiel auf die Kniee und flehte seine Gnade an. Den Personen wurde sie bewilligt, der Stadt versagt. Ihre Mauern wurden, soweit dies bei einer Stadt dieses Umfanges möglich ist, niedergerissen, die Gräben ausgefüllt, bei welcher Zerstörungsarbeit dem Kaiser die bereitwillige Hilfe andrer italienischer Bevölkerungen nicht fehlte. Die Stadt völlig zu zerstören, war natürlich eine Unmöglichkeit: aber man verbot, gewisse Teile derselben zu bewohnen, und außerdem sicherte sich Friedrich durch eine große Zahl von Geiseln. Man kann ihn nicht tadeln, daß er hier mit der äußersten Strenge verfuhr: man wußte jetzt in Italien, daß dort an hoher Stelle ein unbeugsamer Wille vorhanden war. Man hatte bei der ganzen Unterwerfungsszene an Friedrichs Gesicht keine Regung bemerkt, weder Haß noch Mitleid: geschehen mußte, was die Staatsnotwendigkeit verlangte. In der That half dieses Beispiel; auch Alexander konnte sich in Italien nicht halten und floh nach Frankreich, wo er ehrenvolle Aufnahme fand; ob die politischen Verhältnisse, von denen er mehr als je abhing, sich zu seinen Gunsten wenden würden, war sehr die Frage (1162).

Dritter Zug. 1163; die Erzbischöfe Rainald und Christian.

Friedrich ließ, indem er nach Deutschland zurückkehrte, seinen Kanzler Rainald in Italien zurück: er selbst kam im Herbst 1163 wieder einmal auf kurze Zeit und ohne Heer dorthin. In Deutschland war eine schwere That geschehen: in Mainz war der Erzbischof Arnold, der sich durch die im Dienste des Kaisers notwendigen Kriegsauflagen verhaßt gemacht hatte, durch eine Revolution längere Zeit von seinem Sitze fern gehalten, und als er endlich einer trüglichen Versöhnung zufolge zurückgekehrt war, in einem neuen Tumult ermordet worden. Der Kaiser nahm an den Schuldigen die gebührende Strafe für die Gewaltthat an einem der höchsten Reichsbeamten und ließ der Stadt einen Teil ihrer Mauer einreißen. Der neue Erzbischof ging zur Partei Rolands über; in dem folgenden aber, der im Jahre 1166 erhoben wurde, Christian, hatte der Kaiser einen ganz ergebenen und überaus fähigen und energischen Anhänger, und da es gelang, im Jahre 1165 Rainald zum Erzbischof in Köln zu machen, so war in Westdeutschland seine Autorität gesicherter, als jemals die eines Königs seit Otto I. gewesen. Gestützt auf ein großes zusammenhängendes Domanialgebiet in der Rheinebene, in Burgund und in Italien, das ihm reiche und regelmäßige Einkünfte brachte, auf eine zahlreiche Ritterschaft, die ihr Interesse an ihn fesselte, auf eine große Menge von Burgen und Festen, die er stetig zu vermehren beflissen war, wie auf die Mehrzahl der deutschen Bischöfe, die ihrerseits eine große militärische Macht ihm zur Verfügung stellten, war er jedem Widerstande gewachsen. Die Kirchenspaltung

aber dauerte fort. Als im April 1164 Viktor IV. gestorben war, da ließ Rainald von dessen Kardinälen in Lucca sofort einen neuen Papst, Paschalis III. wählen. Freilich waren die Sympathien der strenger Kirchlichen auch in Deutschland für Alexander: es wird erzählt, daß der Erzbischof von Magdeburg, als er auf seiner Wallfahrt ins heilige Land in türkische Gefangenschaft geriet, das Gelübde that, wenn ihn Gott aus dieser Gefangenschaft befreie, zur Obedienz Alexanders überzutreten. Auf einem Reichstage zu Würzburg 1165 ließ Friedrich die anwesenden geistlichen und weltlichen Fürsten sich eidlich verpflichten — er machte mit ihnen eine Konjuration, wie der Bericht sich ausdrückt — niemals einen andern als Paschalis, und wenn dieser sterbe, einen von dessen Partei als Papst anzuerkennen, und er schritt mit Härte gegen diejenigen ein, welche seinem Papste den Gehorsam versagten. Mit Thränen unterschrieb mancher das Jurament, um nicht die Regalien zu verlieren, gegen seine Überzeugung oder zum mindesten ohne Überzeugung.

Mittlerweile aber gelang es Alexander, mit Hilfe der sizilischen Partei und des Königs Wilhelm I. nach Rom zurückzukehren (Ende 1165). Die Verhältnisse in Italien gestalteten sich so, daß Friedrich aufs neue persönlich einzugreifen sich veranlaßt sah, die Dinge in Deutschland dagegen, wo die wachsende Macht Heinrichs des Löwen eine große Koalition geistlicher und weltlicher Fürsten des Sachsenlandes, Norddeutschlands also, hervorrief, sich selbst überließ. Erzbischof Rainald, welcher einflußreicher als je war und bei jener Bekämpfung Heinrichs gleichfalls seine Hand im Spiele hatte, zog voran nach Italien, im Spätherbst 1166 ging der Kaiser selbst zum vierten Male über die Alpen. Unter dem Druck und gegenüber den Ausschreitungen der kaiserlichen Beamten hatten sich hier die Ideen kommunaler Freiheit weiter und weiter verbreitet. Mit schonungsloser und oft tyrannischer Hand wurden von den deutschen Beamten die Regalien geübt, die Einkünfte und Steuern eingezogen; die Meinung der städtischen Partei, die sich in häufigen Zusammenkünften stärkte, war, daß es besser sei, mit Ehren zu sterben, als in solcher Schande zu leben. Mit mailändischen Abgeordneten trafen sich solche von Cremona, Bergamo, Brescia, Mantua, Ferrara: und indem sie mit Worten die Treue gegen den Kaiser vorbehielten, faßten sie die Herstellung Mailands ins Auge. Trotz der Anwesenheit des Kaisers und trotz seiner Erfolge erstreckte sich dieser Bund bald über weitere Städte, Venedig, Verona, Piacenza, Bologna u. a.; ihr Programm war die Herstellung des Zustandes, wie er von Heinrich V. bis auf den Regierungsantritt Friedrich Barbarossas gewesen war. Der Kaiser lag vor Ancona, das er belagerte, während Erzbischof Rainald mit einer geringen Mannschaft gegen Rom vorging. Vor einer großen Übermacht der Römer mußte er sich nach Tuskulum werfen und es ward im Lager vor Ancona überlegt, ob man nicht dieses Unternehmen aufgeben und vor allem den Erzbischof aus seiner Lage ziehen solle. Dies ward in dem Kriegsrat Friedrichs verworfen, die Belagerung fortgesetzt; nur der Erzbischof Christian nahm eine kleine Macht, 500 Ritter und 800 Soldknechte, zusammen und zog seinem Konfrater zu Hilfe. Die beiden Geistlichen verstanden wie die Staatsgeschäfte, so auch den Krieg; durch geschickt kombinierten Angriff brachten sie dem Heer der Römer, das wohl nicht aus den zuverlässigsten Elementen zusammengesetzt war, wie schon seine große Zahl 30000 beweist, bei Tuskulum eine ungeheure Niederlage bei. Darauf erschien Friedrich selbst

Vierter Zug. 1166.

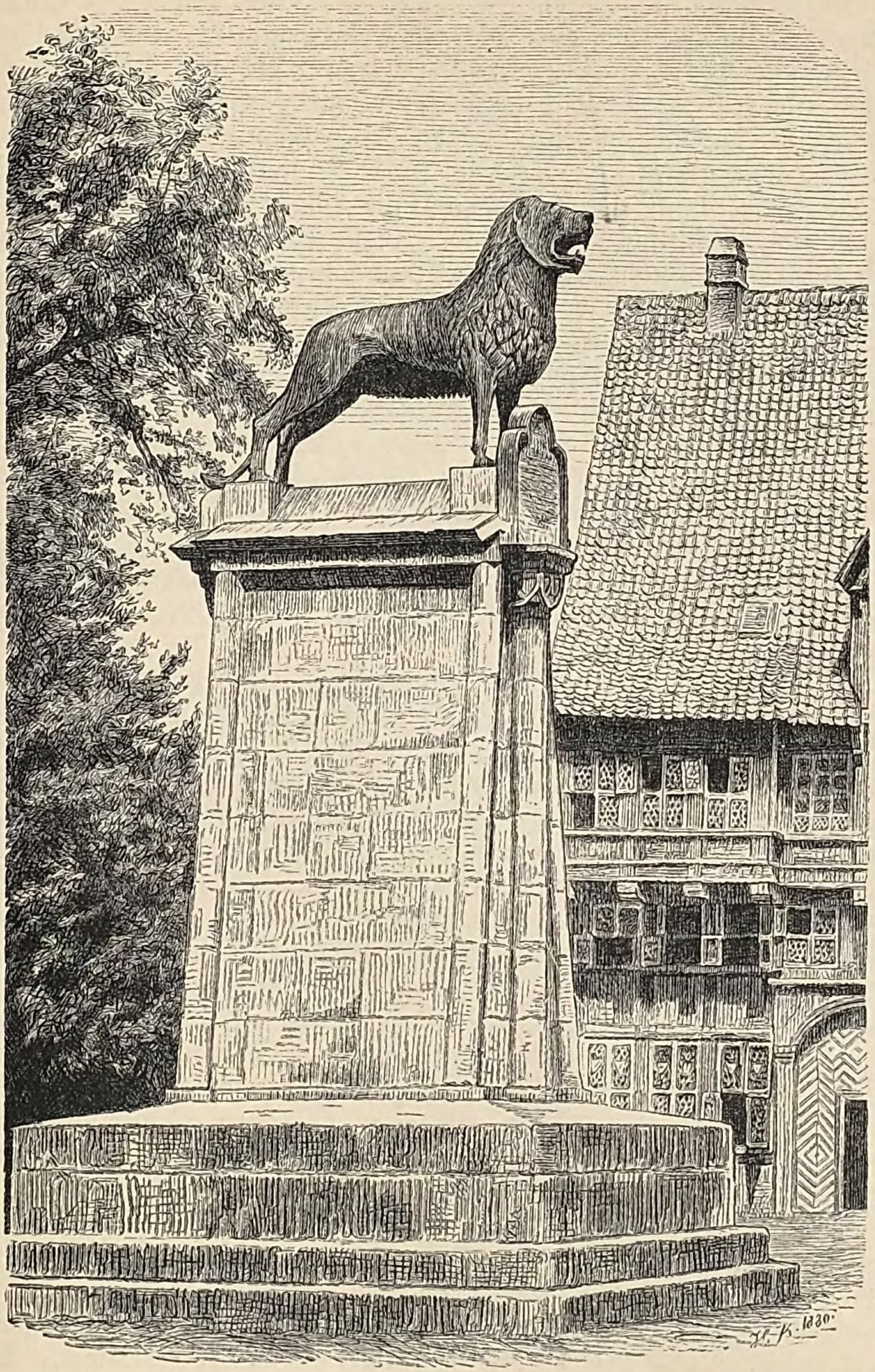
mit dem Hauptheere und führte seinen Papst Paschalis III. in die Stadt, aus welcher der Gegenpapst Kardinal Roland verkleidet nach Gaeta und weiterhin nach Benevent entfloh. Friedrich pflanzte sein Banner auf dem Mons Marius auf, Paschalis nahm von dem Lateran Besitz. Mit der Bevölkerung, welche die Überlegenheit deutscher Waffen aufs neue erprobt hatte, ward ein Einverständnis gewonnen.

Sieg und Katastrophe.

Aber dieser Boden brütete andre Gefahren aus: im August brach eine verderbliche Epidemie aus und verbreitete sich mit verheerender Schnelligkeit in der Stadt und unter dem Heere. Eine ganze Anzahl hervorragender Männer, Laienfürsten und Bischöfe, unter ihnen auch der unschätzbare, unersetzbare Rainald von Dassel, wurden hinweggerafft. Das Heer schmolz unter den Händen der Führer hinweg, „Ritter, Fußgänger, Schildknappen:“ und auch dessen moralische Haltung war erschüttert, da Aberglaube und Parteigeist von einem Strafgerichte Gottes sprach, und die Menschen jener Zeit solchen Zuflüsterungen der Deisidämonie wenig Widerstand entgegenzusetzen hatten. Für den Augenblick war Friedrich machtlos. Er ging nach dem treuen Pavia zurück. Aber die Föderation der lombardischen Städte, der Veroneser Bund, ergriff jetzt Stadt um Stadt, und im März 1168 kehrte Friedrich mit einem geringen Rest seiner Streitmacht nach Deutschland zurück: seinen Rückzug sicherte er sich, indem er einige der Geiseln, die er mit sich führte, an der Straße aufknüpfen ließ und zu erkennen gab, daß er damit fortfahren werde, so lange man ihn verfolge. Einmal, wie bekannt, rettete er sich nur dadurch, daß einer seiner Mannen, Hartmann von Siebeneichen, der von ähnlicher Gestalt war wie sein Herr, den Kaiser spielte. Der Bund hatte Muße, die Stadt Mailand, seine Vorkämpferin, wieder herzustellen: es dauerte sieben Jahre, ehe Friedrich wieder persönlich auf italischem Boden erschien.

Friedrich in Deutschland. 1168—75.

Das Unwetter in Norddeutschland, der Krieg weltlicher und geistlicher Fürsten gegen Heinrich den Löwen hatte während dieser Zeit fortgedauert, doch war es der Vermittelung des Kaisers gelungen, einen Waffenstillstand herbeizuführen. Jetzt kehrte Friedrich zurück. Auf einem Reichstag zu Bamberg beklagte er sich lebhaft über den Tumult im Sachsenlande, welcher den Lombarden die Gelegenheit zu ihrem Abfall gegeben habe. Nach wiederholten Verhandlungen auf verschiedenen Reichstagen brachte er einen Frieden zu stande, in dem der Welfe keinerlei Einbuße erlitt. Eben in diesen Tagen schloß Heinrich eine königliche Heiratsverbindung: Mathilde, die Tochter König Heinrichs II. von England wurde seine Gemahlin. Seine Macht war gewaltig, der königlichen ebenbürtig; im Nordosten war die letztere augenblicklich so gut wie überflüssig; auch der Kirche in seinem Lande war er vollkommen mächtig. Die Bischöfe von der Obedienz des Paschalis, die er einsetzte, waren ganz von ihm abhängig. Daß Friedrich die Gefahr nicht gekannt haben soll, welche seinem eignen Hause durch diese gewaltig aufstrebende Fürstenmacht drohte, ist nicht anzunehmen; auch der erste seiner Räte, der Erzbischof Rainald, dessen Gebiet mit dem des Welfen sich berührte, war dessen Gegner gewesen; aber Friedrich scheint es nicht ungern gesehen zu haben, daß die fürstliche Eifersucht, welche sich seither so leicht gegen die Stellung des Königs richtete, hier auf einen ihresgleichen abgelenkt wurde: er benutzte seinerseits die Gelegenheit, die sich ihm in



Der von Heinrich dem Löwen im Jahre 1166 zu Braunschweig als Zeichen fürstlicher Oberhoheit errichtete eherne Löwe.

Das Postament ist mehrmals erneuert worden.

diesen Zeiten reichlich bot, seinen Hausbesitz namentlich in Schwaben zu vermehren und dadurch ein Gegengewicht gegen die große Macht des Herzogs zu gewinnen. Er sicherte sich auch die reiche Erbschaft des ältern Welf, dessen Sohn gestorben war, und dem Friedrich, klüger als sein Neffe der Herzog, gegen Sicherung des Erbes das nötige Geld gab, dessen der Welfe bedurfte, um sein Leben, das sich in keinem Sohn seines Namens fortsetzen sollte, nach seiner Weise zu genießen. Es beweist Friedrichs praktische Art und politischen Blick, daß er sich bei Gelde zu halten wußte: die Kreuzzüge, die beständigen Kriege und ihre Wechselfälle, wie noch die jüngste Pest in Rom, brachten manches wertvolle Gut auf den Markt. Unter den Opfern jener Krankheit war auch der junge Herzog Friedrich von Schwaben, Sohn König Konrads III. gewesen: ohne Schwierigkeit nach dem Antrag Christians von Mainz wurde jetzt (1169) auf einem Reichstage zu Bamberg des Kaisers vierjähriger Sohn Heinrich zur Nachfolge im Reich bestimmt und in Aachen von Rainalds Nachfolger, dem Erzbischof Philipp von Köln als König gekrönt. Der Friede in Deutschland erhielt sich; im Jahre 1170 starb Markgraf Albrecht von Brandenburg, und im Jahre 1172 unternahm Heinrich der Löwe eine Pilgerfahrt nach Palästina; schon war Erzbischof Christian als kaiserlicher Statthalter nach Italien abgegangen, und im gleichen Jahre wurden auf dem Reichstage zu Worms die Vorbereitungen zu einem neuen Zuge unter des Kaisers eigner Führung getroffen.

Italien: fünfter Zug. 1174.

Die Lage in Italien war verwickelt. Es wäre für die deutschen Bischöfe, welche wegen des lang andauernden Schismas keinen Rückhalt an einem allgemein anerkannten Papst hatten, von Wichtigkeit gewesen, daß dieses Schisma beseitigt würde; sie waren geneigt, Alexander anzuerkennen, wenn dieser dagegen die unter seinem Gegenpapst eingesetzten Bischöfe als rechtmäßig anerkannte. Man unterhandelte darüber, aber man kam nicht zum Ziele, und so wurde Alexander in die Verbindung mit den Lombarden getrieben, während die deutschen Bischöfe sich enge zum Kaiser halten mußten. Der Tod Paschalis' III. hatte so auf kaiserlicher Seite nur die Erhebung eines neuen kaiserlichen Papstes Kalixtus III. zur Folge; zum Trotze gaben die lombardischen Föderierten, deren Bund bereits 36 Städte umfaßte, der Feste, welche sie auf dem rechten Ufer des mittleren Padus, auf dem Gebiet von Pavia erbauten, den Namen ihres Papstes Alessandria. Diese Feste bildete, als Friedrich 1174 seinen fünften Heereszug unternahm, sein erstes Angriffsziel. Er war mit allem Belagerungsgerät damaliger Zeit wohl versehen, gelangte aber nicht zum Ziele. Die verbündeten Städte hatten ein sehr ansehnliches Heer zusammengebracht, doch kam es zu keiner Hauptschlacht. Es wurden Unterhandlungen eingeleitet und Friedrich ließ auch den Papst Alexander zur Teilnahme auffordern. Dieser schickte drei Kardinäle; der Kaiser war zu Zugeständnissen bereit, verlangte aber die Schleifung von Alessandria: an dieser Forderung scheiterte der Friede, nachdem er schon so gut wie abgeschlossen gewesen war. Die Verlängerung des Krieges kam den Lombarden bei der Eigentümlichkeit der deutschen Kriegsverfassung mehr zu statten als dem Kaiser. Die Zuzüge von Deutschland waren spärlich, und gerade in diesem Augenblicke versagte sich ihm der mächtigste der deutschen Fürsten, Heinrich von Sachsen-Bayern. Unsre Berichte wissen von einer persönlichen Zusammenkunft der beiden großen Häupter, die zu Chiavenna oder in Barden-

kirke, Partenkirchen in Oberbayern stattgefunden habe, Einzelheiten zu erzählen: der Herzog habe geklagt, daß er schon zu viel an Leuten zugesetzt hätte, er habe seine Jahre, auch die Exkommunikation des Kaisers vorgeschützt; selbst einen Fußfall habe dieser vor seinem Vasallen gethan oder ihm angeboten: genug Heinrich versagte seinen Beistand, und die Verstärkungen, welche dem Kaiser im Mai 1176 der Erzbischof Philipp von Köln zuführte, reichten nicht aus. So geschah eine große Katastrophe: bei Legnano (Melegnanum) zwischen Mailand und Lodi kam es zu einer Schlacht, welche nach sechsstündiger Dauer und anfänglichen Erfolgen des deutschen Heeres durch den tapfern Widerstand einer städtischen erlesenen Truppe und durch einen überraschenden Angriff der Mannschaften von Brescia zu einer großen Niederlage für die Kaiserlichen wurde. Das Bürgerheer, das allerdings über eine große Überzahl verfügte, hatte den Rittern einen Sieg abgewonnen. Die Städtischen verfolgten die Geschlagenen und Zersprengten bis zum Ticinus und kehrten dann nach dem Schlachtfelde zurück, wo sie am folgenden Morgen den Kaiser selbst unter den Toten suchten. Aber Friedrich lebte: mit wenigen Begleitern war er nach Pavia unverletzt entkommen.

Friedrich I. gehörte zu denjenigen Staatsmännern, welche von den Ereignissen eine Lehre annehmen und in den Wechselfällen des Lebens einen Blick für das Erreichbare sich bewahren. Er wußte sehr gut, daß der Bund des Papstes mit den Lombarden nur einer vorübergehenden Gemeinschaft der Interessen entsprungen war — daß jenem bei der Bundesgenossenschaft mit den trotzigen Stadtgemeinden nicht ganz wohl zu Mut sein konnte und daß ihm, dem Papste, vor allem an der Wiederherstellung des Kirchenfriedens gelegen sei, welche ohne den Kaiser nicht möglich war; auch war Friedrich wohl schon darüber im klaren, daß die wichtigere politische Arbeit ihn jetzt nach Deutschland und gegen die Übermacht des Welfenhauses rufe. So kam es bald nach der Schlacht, welche den Kaiser übrigens noch keineswegs völlig wehrlos machte, zu Unterhandlungen. Den Papst von den Lombarden zu trennen, gelang nicht, denn auch dieser kannte die Welt und seinen Vorteil; hier verhandelten wirkliche Staatsmänner mit einander, deren jeder einen Begriff von der Bedeutung des andern hatte und die ihm anvertrauten Interessen nach ihrer vollen Wichtigkeit würdigte. Die Gedanken richteten sich also notwendig auf einen allgemeinen Frieden, und ein Kongreß zur Herbeiführung eines solchen trat zu Venedig zusammen. Die Unterhandlungen waren lang und schwierig. Im Juli 1177 aber kam der Friede zu stande, der allerdings für die Lombarden nur einen Waffenstillstand auf sechs, für den König Wilhelm II. von Sizilien (seit 1166) einen solchen von fünfzehn Jahren bedeutete. Die Lombarden erklärten sich bereit, das zu leisten, was beim Tode Heinrich V. für sie rechtens gewesen: man gelobte sich gegenseitig, während des Waffenstillstandes einen dauernden Frieden zu suchen. Eine ähnliche Bestimmung war in Betreff der mathildinischen Besitzungen getroffen, welche den wichtigsten weltlichen Differenzpunkt bildeten: zunächst behielt der Kaiser die Nutznießung für die nächsten fünfzehn Jahre. Der andre Hauptpunkt, die Beseitigung des Schismas, bot keine unüberwindliche Schwierigkeit: das Bedürfnis einer Einigung war für die deutsche Kirche und ihre Häupter gleich groß wie für den Papst, das Haupt der allgemeinen Kirche. Kalixt ward aufgegeben, übrigens von dem Sieger, einem hochgesinnten Mann ohne kleinliche Gedanken der Rache oder persönlicher Feindschaft, anständig be-

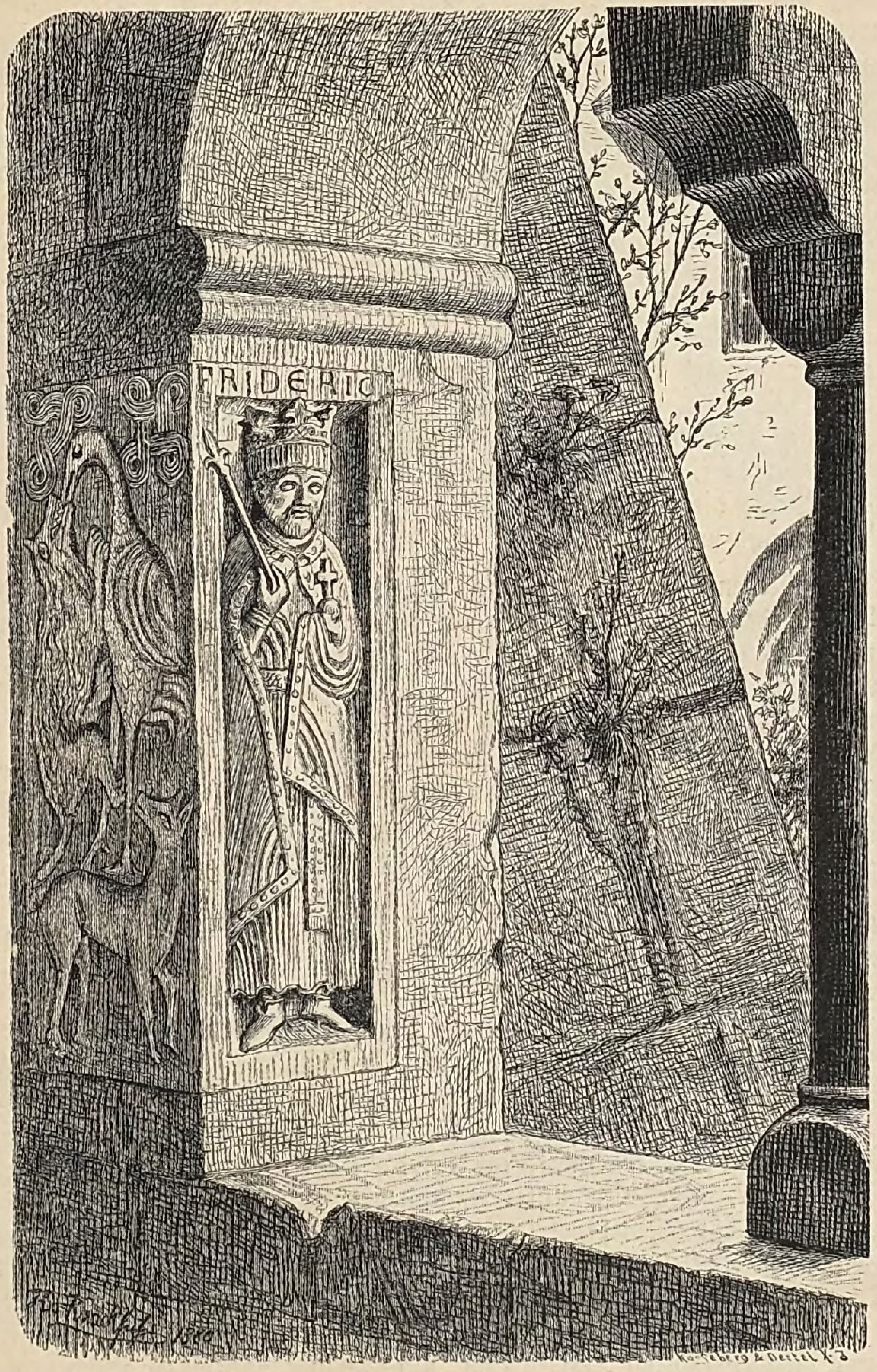
Schlacht bei Legnano. 1176; Kongreß zu Venedig 1177.

handelt. Die Exkommunikation gegen den Kaiser und seine Diener und Anhänger wurde aufgehoben. Die große Versöhnungsfeier fand im St. Markusdome zu Venedig statt. Vor dem Dom stand Alexander mit den Bischöfen, von dem Dogen und dem Patriarchen geleitet erschien der Kaiser: „vom göttlichen Geist berührt, Gott in Alexander verehrend“, wie ein Erzähler sagt, warf er sich vor dem Haupt der Kirche nieder, worauf Alexander ihn sofort aufhob und ihm den Friedenskuß gab. So gingen sie in die Kirche, der Kaiser nahm — so genau war das Zeremoniell vorgezeichnet — den Papst bei der rechten Hand und führte ihn in das Gotteshaus, wo er dann von ihm den Segen erhielt. Alexander vollzog alsdann in dem sich daran schließenden Konzil die nötigen Ernennungen und Bestätigungen nach dem Sinn des Kaisers. Er bestätigte also die während des Schismas eingesetzten Bischöfe der Gegenpartei; am ersten August wurde die feierliche Rede gehalten, und Friedrich erklärte hier, daß er in die Finsternis der Unwissenheit gehüllt gewesen sei, jetzt aber zur Wahrheit zurückkehre, den Herrn Alexander III. als katholischen Papst annehme und so der Kirche, dem erlauchten König von Sizilien und den Lombarden den Frieden zurückgebe. Der Papst war nicht in der Lage, des kaiserlichen Schutzes ganz entraten zu können; der kriegerische Kanzler, der Erzbischof Christian von Mainz, den er mit den andern bestätigt hatte, blieb zu diesem Zweck in Mittelitalien zurück. Der Kaiser selbst begab sich 1178 nach Burgund und hielt im Januar 1179 zu Worms wieder einen Reichstag auf deutscher Erde.

Deutschland: Sturz der Welfen. 1180.

Hier harrte die Sache Heinrichs des Löwen der Entscheidung, welche beide Teile beim Kaiser suchten. Die Lage des Herzogs war ungünstig, seine Widersacher, geistliche und weltliche, waren zahlreich und er hatte nicht gut gerechnet, wenn er den Kaiser durch die italienischen Angelegenheiten auf lange beschäftigt glaubte. Es wurde jetzt nach dem Recht verfahren und Friedrich konnte sich den Schein der Mäßigung geben: dreimal ward Jenem ein Tag angesetzt, zu Speier, zu Magdeburg, zu Goslar, aber Heinrich erschien nicht, entweder weil er es nicht wagte oder weil ihm sein Stolz es nicht gestattete. Das endgültige Urteil erfolgte 1180 auf einem Reichstage zu Würzburg: gemäß Lehensrechts, bei offenbarer Majestätsbeleidigung wurden ihm seine beiden Herzogtümer sowie alle seine Reichslehen abgesprochen und anderweitig darüber verfügt. Sachsen ward geteilt: das Land westlich von der Weser ward als Dukatus von Westfalen der Kirche von Köln — dem Erzbischof Philipp — zugeteilt; das Land Engern, Herzogtum Sachsen östlich von der Weser, erhielt der Sohn Albrechts des Bären, Bernhard; Bayern empfing der verdiente Bannerträger Friedrichs, Otto von Wittelsbach, in dessen Hause das Land, von welchem Steiermark als besonderes Herzogtum abgetrennt wurde, fortan blieb.

Indes mußte dieser Spruch des Fürstengerichts erst durch einen längeren Krieg vollstreckt werden, der sich über ganz Nordwestdeutschland ausdehnte und in welchem Heinrich zuerst glücklich war. Allein der Kaiser selbst führte im Sommer des Jahres ein Heer heran, die Burgen des Herzogs am Harz ergaben sich ohne viel Widerstand, und sein Sturz entschied sich im Jahre 1181 durch die Unterwerfung Lübecks, welcher Stadt der Kaiser ihre Freiheiten beließ: sie blieb, wozu Heinrichs Politik sie bei ihrer Gründung bestimmt hatte, ein Herd der höheren Kultur für diese Gegenden und gelangte zu großer Blüte. Zu spät rief jetzt Heinrich die Gunst des Kaisers an, die er so lange genossen;

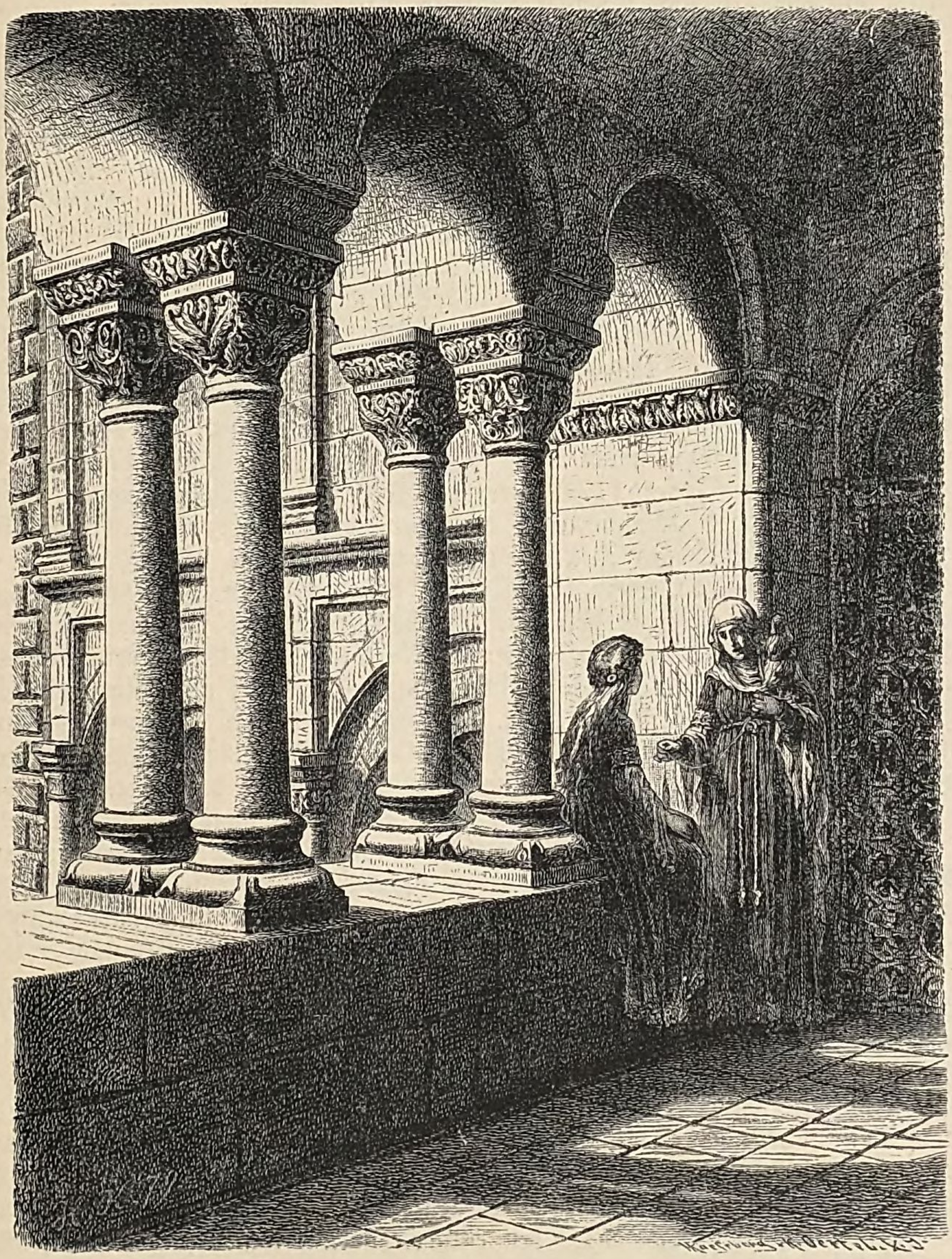


Steinbildnis Friedrich Barbarossas
am Eckstein eines Fensters im Kreuzgange des Klosters S. Zeno bei Reichenhall in Bayern.

auf einem Reichstage zu Erfurt mußte er seine Kniee beugen und Haß und Eigennutz der Fürsten ließen keine Milderung der getroffenen Verfügungen zu, auch wenn Friedrich selbst dazu geneigt hätte. Nur seine Erbgüter, sein Patrimonium, blieben ihm, mit Braunschweig und Lüneburg: er selbst mußte das Land meiden, bis der Kaiser ihn zurückrufe. Mit seiner Familie begab er sich nach England. Die französische Hilfe, auf welche er gehofft hatte, blieb ihm aus, da Friedrichs Macht zu sehr gefürchtet war. Es war ein großer Rechtsakt, den Friedrich mit Strenge, oder ohne persönliche Härte vollzog. Die alte deutsche Verfassung war damit wiederhergestellt, der Kaiser war jetzt auch in Norddeutschland Herr und die kaiserliche Verwaltung erstreckte sich bis zum Meere. Für jene Lande selbst war es sicherlich kein Glück, daß das kraftvolle Territorialregiment, das der königliche Herzog geübt hatte, zertrümmert wurde: ein Erzähler wendet auf den Zustand des Landes nach Heinrichs Sturz die Worte an, mit welchen das Buch der Richter in alten Tagen anarchische Zerrüttung eines Landes beschreibt: „um jene Zeit war kein Richter in Israel und jedermann that, was ihm gutdeuchte.“ Insbesondere machten sich die neue Lage der Dinge die Dänen zu nutze, deren König Waldemar zum Sturze der welfischen Macht mitgewirkt hatte.

Friede von Konstanz. 1183.

In demselben Jahre (1182) starb Alexander III., im folgenden, auf italienischem Boden, der Erzbischof Christian von Mainz, ein Mann der neuen Schule, der trotz seines geistlichen Kleides mehr Reichsfürst als Kirchenfürst gewesen und elf Jahre lang in Italien die Hoheit des Reichs verteidigt hatte: ein Mann, in dem sich die Stellung der deutschen Kirchenfürsten, wie sie in der Verfassung der Zeiten Ottos I. gewesen war, erneuerte. Übrigens kam eben in diesem Jahr (1183) auf einem Reichstage zu Konstanz, wo die Gesandtschaften der lombardischen Stadtgemeinden sich zahlreich eingefunden hatten, ein dauernder Friede zu stande, bei welchem Friedrich dem neuen städtischen Element, das sich jetzt allenthalben mächtig aufnahm, staatsweise Zugeständnisse machte, auf die Durchführung der roncalischen Beschlüsse verzichtete, aber im ganzen sich doch als der Stärkere erwies. Den Städten wurden die Regalien — die Autonomie nach ihren alten Gewohnheiten — zugestanden, ihre Magistrate, die Konsuln werden von den Städten gewählt und alsdann von dem Bevollmächtigten des Kaisers oder wo der Bischof kraft alten Rechts oder kaiserlichen Privilegiums die Grafenrechte (den comitatus) hat, von diesem investiert; diese Konsuln werden aus denen gewählt, welche dem Kaiser den Treueid geleistet haben, oder sie leisten denselben nach geschehener Wahl; die Städte dürfen Befestigungen anlegen und haben das Recht, Bündnisse unter einander zu schließen; sie leisten aber dem Kaiser, wenn er ihr Gebiet betritt, das Fodrum — sorgen für die Verpflegung des Heeres und halten Wege und Brücken in stand; alle zehn Jahre werden die Eide (fidelitates) erneuert. Bei weitem nicht alle ihre Forderungen hatten die Städte durchgesetzt: die Regalien übten sie nur innerhalb ihrer Mauern und auf ihrem unzweifelhaften Territorium, nicht in der ganzen Grafschaft oder dem Bistum, in welchem sie lagen. Sie waren also überall „wie Inseln“ von Landen kaiserlichen Rechts umgeben, bildeten kein zusammenhängendes Gebiet; es machte sich die kraftvolle Stellung geltend, welche Friedrich seit der Zerstörung des Welfenstaats einnahm.



Barbarossas Pfalz zu Gelnhausen.

Nach den erhaltenen Resten und den im Anfang dieses Jahrhunderts noch erhalten gewesenen, von Hundeshagen abgebildeten weiteren Überbleibseln. Rekonstruiert von H. Knackfuß.

Tapferkeit, welche namentlich in den Ritterorden sich aufs glänzendste zeigte, der moslemischen Übermacht den Sieg: eine Zeitlang gelang ein Zusammenwirken mit dem griechischen Kaiser Manuel, dessen Nichte im Jahre 1157 sich mit König Balduin III. von Jerusalem vermählte, und in den ersten Jahren seines Bruders und Nachfolgers Amalrich (1162—1173) bot eine Entzweiung der muhamedanischen Welt den Christen neue Aussichten. Nureddin plante die Unterwerfung Ägyptens, dessen Dynastie, die Fatimiden, kraftlos und als schiitisch von den übrigen Gläubigen gehaßt war. Statt diese letztere zu unterstützen, benutzte Amalrich die Schwäche des fatimidischen Sultans zu einem schmachvollen Raubzug (1167). Dies führte zu einer Annäherung des letzten der fatimidischen Khalifen an Nureddin, der dem Ägypter seinen Feldherrn Schirkuh an die Seite setzte, dem dann sein Neffe Salaheddin in diesem Vezirate folgte: und dieser, Saladin, beherrschte nun nach dem Tode des letzten Fatimiden (1171) Ägypten als Nureddins Vasall oder Bevollmächtigter. Während dieser Ereignisse hielten die Christen sich ruhig: man war froh, wenn man nicht selbst angegriffen wurde, und so ward Heinrich dem Löwen, der 1172, wie erwähnt, mit ansehnlichem Gefolge seine Pilgerfahrt machte, gar keine Gelegenheit zu irgend einer Heldenthat gegeben. Im Jahre 1174 aber, ein Jahr nach König Amalrich starb Nureddin, und dieses Ereignis, das die Christen sonst als ein glückliches begrüßt haben würden, ward ihnen vielmehr der Anfang des Verderbens.

Sultan Saladin.

Saladin, Eyubs Sohn, im Dienste seines Oheims Schirkuh emporgekommen, hatte die gleichen Ziele wie Nureddin: erst nach und nach hatte er sich in die ernste Rolle eines kriegerischen Vorkämpfers des Islam hineingefunden, während er in seiner Jugend, die er in Damaskus verlebte, nur wissenschaftliche und gesellige Neigungen gezeigt hatte. Er befestigte sich in Ägypten, wo eine fatimidische Partei sich gegen ihn verschwor, die sich, um ihn zu stürzen, sogar auf eine Flotte der sizilischen Normannen stützte; und bei dem Streit, welcher in Syrien und Mesopotamien um das Erbe Nureddins ausbrach und bei dem er in loyaler Weise für Nureddins Sohn eintrat, entledigte ihn dieser letztere selbst durch feindselige Haltung fernerer Verpflichtung. Saladin nahm nun den Sultanstitel an und das Gefährlichste, was man längst hatte fürchten müssen, war für die christliche Kolonie in Palästina jetzt eingetreten: Ägypten und Syrien war in denselben Händen, und zwar in sehr fähigen Händen vereinigt (1176). Es war dasselbe Jahr, in welchem der griechische Kaiser Manuel in Kleinasien gegen die Seldschukken, die er mit einem Schlage niederzuwerfen sich gerüstet hatte, eine schwere Niederlage (bei Myriokephalon) erlitt, die allen Hoffnungen von dieser Seite her ein Ende machte. Der neue König von Jerusalem, Balduin IV. (1173) war minderjährig: die Regentschaft übernahm der Graf Raimund von Tripolis. Die Frist, welche den Christen dadurch gegeben ward, daß Saladin seine Macht nach verschiedenen Seiten hin erst zu befestigen hatte und darum nicht im stande war, den entscheidenden Stoß gegen das christliche Königreich zu führen, ward nicht benutzt. Es charakterisiert die frivole Planlosigkeit dieser jeder festen Autorität und Lenkung entbehrenden Politik, daß einer der großen Ritter, die im Lande ihr Wesen trieben, Rainald von Chatillon, von seiner Burg jenseits des Jordans den Krieg auf eigne Hand mit Raubeinfällen führte und dadurch die Rache selbst herbeizog. So schlecht aber die Regierung war, so befand sich doch das Land in einem Zustand hoher mate-

rieller Blüte. In den Zwischenräumen der Kriegszüge, ja selbst trotz derselben und neben denselben blühte der Handel, für welchen das Land sehr günstig gelegen ist, und ebenso die Industrie, welche seit alter Zeit an diesem Boden haftete, die Seidenzucht, die Glasbereitung, die Purpurfärberei. Hand in Hand mit diesen gewinnbringenden Gewerben ging freilich der ritterliche Raub, der unter allen mitunter das einträglichste war, und zugleich eine schlimme Sittenlosigkeit, gemeine Liederlichkeit, der selbst hohe Geistliche frönten: es war, wie wenn dergleichen auf diesem heiligen Boden weniger zu sagen hätte, als anderwärts. Zu allem Unheil führten nun die raschen Thronwechsel — Balduin IV. starb 1184, wie er eben zu seinen Jahren gekommen, 1186 der Knabe, dem er das Reich hinterlassen, sein Neffe Balduin V. — zu neuen Zerwürfnissen, die ohnehin in dieser ritterlichen Gesellschaft kein Ende nahmen. Der nächste Verwandte, Guido von Lusignan, Gemahl einer Schwester Balduins IV. ward König; den Vorwand zum letzten Schlage gegen die Christenherrschaft, für welchen Saladin jetzt gerüstet war, gab ein Raubanfall Rainalds von Chatillon auf eine Karawane, bei welcher auch eine Schwester Saladins sich befand. Genugthuung wurde verweigert, Saladin zog seine Streitkräfte zusammen, und im Juni 1187 erfolgte westlich vom See Genezareth die Entscheidung in einer Reihe von Kämpfen. Der letzte, bei Hattin oder Hiddin, am 5. Juli 1187 war bei der Lage des christlichen Heeres schon aussichtslos; nur wenigen einzelnen gelang es sich durchzuschlagen, das gesamte Heer ward vernichtet, — getötet oder gefangen, unter den Gefangenen der König Guido, der Großmeister der Templer und Fürst Rainald; diesen letztern stieß Saladin, wie er gelobt hatte, mit eigner Hand nieder und die gefangenen Templer und Johanniter ließ er hinrichten. Widerstand im offenen Felde war nicht mehr möglich; das muhamedanische Heer breitete sich über die Landschaft aus; eine Stadt nach der andern, eine Burg nach der andern fiel: am 19. September konzentrierte sich die moslemische Streitmacht vor Jerusalem, das nach einer matten Verteidigung kapitulierte. Am 2. Oktober wurden die Thore geöffnet. Die Kreuze wurden herabgestürzt, die Glocken zerschlagen und die heiligen Orte nach moslemischer Sitte mit Rosenwasser und Wohlgerüchen neu geweiht. Nur Tyrus, Tripolis und Antiochien wurden von den Christen behauptet.

Dieses traurige Ereignis machte dem Streit zwischen dem Papst und dem Kaiser sofort ein Ende. Gesandte des im Oktober jenes Jahres gewählten Papstes **Clemens** III. erschienen im März 1188 zu Mainz vor dem Kaiser und baten ihn, der zerstörten **transmarinen** Kirche kraft seines Kaiserberufs zu Hilfe zu kommen. Dieser war dazu schon entschlossen — es war bei der Stimmung, welche die Niederlage des christlichen Namens hervorrief, eine moralische Notwendigkeit und alles richtete diesmal die Blicke auf ihn als den ersten Fürsten der Christenheit: selbst wenn nicht auch er das verletzte christliche Gemeingefühl geteilt hätte, blieb es seinem Scharfblick nicht verborgen, daß hier eine Gelegenheit, ja die Notwendigkeit gegeben war, die Idee des Kaisertums, der er wie kein Kaiser seit Karl dem Großen gelebt hatte, vollends zu einer Wahrheit zu machen. *Jerusalem verloren. 1187.*

Dieser **dritte Kreuzzug** (1188—1192) zeigte in manchem Betracht einen von den frühern verschiedenen Charakter. Auch diesmal wie schon beim vorigen waren es die großen Landesfürsten, welche die Sache in die Hand nahmen: *Dritter Kreuzzug. 1189.*

denn auch die Könige von England und Frankreich, werden wir sehen, bequemten sich alsbald dem stürmischen Verlangen ihrer Nationen. Aber das geistliche, insbesondere das mönchische Element trat zurück, wie das volkstümlich plebejische: sehr verständigerweise wurde die Teilnahme am Kreuzzug an eine Art Census, den Nachweis von drei Mark Silber (etwa hundertzwanzig Mark) Reisegeld geknüpft, wodurch das Gesindel, welches die beiden ersten Züge beschwert und zu großem Teile verdorben hatte, ausgeschlossen war. Auch sonst wurden die Vorbereitungen mit großer Umsicht getroffen. Gesandtschaften gingen ab an den König von Ungarn, an den griechischen Kaiser, an den seldschukkischen Sultan Kilidsch Arslan, welcher die Übermacht Saladins ungern sah, sowie an den letztern selbst, dem dann, nachdem er eine Art Ultimatum abgelehnt hatte, der Krieg förmlich erklärt wurde: man sieht, daß hier nicht mehr die rohe und formlose Kriegführung des ersten Kreuzzuges statthatte und daß die Formen staatlichen Verkehrs würdigere geworden waren. Die Stellvertretung des Kaisers in der Heimat machte keine allzugroßen Schwierigkeiten. Er konnte die Reichsregierung seinem Sohne Heinrich überlassen, der aus Italien zurückkam. Nur ein Umstand war bedenklich: Heinrich der Löwe war aus England zurückgekehrt und es war notwendig, sich zu vergewissern, daß er die Abwesenheit des Kaisers nicht zur Störung der bestehenden Rechtsordnung mißbrauchen werde. Da er die Teilnahme am Kreuzzuge, die ihm vorgeschlagen wurde, ablehnte, wurde ihm auferlegt, aufs neue drei Jahre „die Heimat abzuschwören," also das Land abermals zu verlassen. Zu Regensburg im April 1189 auf einem Reichstage wurde die letztere Maßregel getroffen. Der zweite Sohn Friedrichs, Herzog Friedrich von Schwaben, machte den Zug mit: die Massen bewaffneter Pilger, denen dieser Platz als Vereinigungspunkt bezeichnet wurde, kamen heran und ein Heer, wie man es nie zuvor gesehen, hunderttausend Ritter, wohlbewaffnet, wohlorganisiert, wohlgeführt, setzte sich auf der alten Straße Gottfrieds von Bouillon die Donau hinab in Marsch (Ende April 1189).

Friedrich vor Konstantinopel.

Die Anfänge waren gut. In Ungarn hatte König Bela für vertragsmäßige Verpflegung Sorge getragen und das Heer hielt gute Mannszucht. Schwerer wurde das Unternehmen, als man hinter Belgrad die griechische Grenze überschritt. Hier war eben in diesen Jahren das Haupt der Komnenen mit Kaiser Andronikus gestürzt (1185) und eine neue Dynastie, das Haus der Angeli, eine in Asien begüterte Adelsfamilie, war mit Isaak Angelus erhoben worden, der sich durch einen Sieg über die Normannen, welche Thessalonich eingenommen hatten und sich schon zum Marsch auf Konstantinopel anschickten, legitimierte. Er war, wie sein Volk, den Franken feindlich gesinnt und, wie denn bei diesen Zügen jetzt die Politik über die Scheidung der Religionen weg ihre Rolle spielte, würde er vielmehr eine Verbindung mit Saladin gegen den Seldschukkenfürsten Kilidsch Arslan, seinen nächsten und ihren gemeinsamen Gegner, vorgezogen haben. Der böse Wille der Griechen gab sich unzweideutig zu erkennen; Kaiser Isaak behandelte Friedrichs Gesandte als Gefangene und weigerte ihm selbst den kaiserlichen Titel; man mußte das Land deshalb als feindliches behandeln und es hätte leicht zum Sturze des byzantinischen Kaisertums kommen können: im letzten Augenblicke aber lenkte Isaak ein und März 1190 wurde der Zug von Adrianopel aus, wo das Heer den Rest des Winters

Friedrich Barbarossa als Kreuzfahrer.

Titelminiature einer von einem bayrischen Geistlichen (Propst Heinrich) im Jahre 1188 an den Kaiser gerichteten Schrift. Genaue Nachbildung des Originals in der Vatikanischen Bibliothek zu Rom.

Die Inschriften lauten:

Bei den Figuren:

Fridericus Romanorum Imperator. — Heinricus präpositus dedicat.
(Friedrich, Kaiser der Römer.) (Gewidmet von Propst Heinrich.)

Oben links und rechts:

Hic est depictus Rome Cesar Fridericus
(Abgebildet ist hier der Kaiser von Rom Fridericus,)
Signifer invictus celorum regis amicus.
(Siegreicher Bannerträger, des Himmelköniges Liebling.)

Äußerer Rand:

Cesar magnificus pius augustus Fridericus
(Möge der herrliche Kaiser, der fromme, erhabene Friedrich)
De terra domini pellat gentem Saladini.
(Aus dem Lande des Herrn des Saladin Heiden vertreiben.)

Innerer Rand:

Nulli pacificum Sarraceno Fridericum
(Ihn, den niemals für Sarazenen friedreichen Friedrich)
Dirigat iste liber ubi sit locus a nece liber.
(Möge dies Buch geleiten zu Stätten wo Tod ihn verschonet.)



Friedrich Barbarossa als Kreuzfahrer.

Miniature eines bayrischen Geistlichen vom Jahre 1188. Genaue Nachbildung des Originals in der Vatikanischen Bibliothek. Zum erstenmal publiziert.

Verlag von Velhagen & Klasing. in Bielefeld und Leipzig.

zugebracht hatte, fortgesetzt: kraft eines durch Geiseln verbürgten Vertrages wurden die deutschen Truppen auf griechischen Schiffen über den Hellespont geschafft.

Feldzug in Kleinasien. Friedrichs Tod 1190.

Hier begann der schwierigste Teil des Marsches, da unglücklicherweise ganz kurz zuvor im Seldschukkengebiet ein Thronwechsel und damit ein totaler Wechsel der Politik stattgefunden hatte: der Nachfolger Kilidsch Arslans hatte sich mit Saladin gegen die heranziehenden Franken verbündet. Selten ist ein rühmlicherer Feldzug gemacht worden, als dieser Marsch des von Friedrich geleiteten Heeres quer durch Kleinasien, im Kampfe mit den Hindernissen der Natur, den schlimmen Folgen mangelhafter und unregelmäßiger Verpflegung und zahlreichen wohlgerüsteten Feinden. Das Verdienst gebührt größtenteils dem greisen Kaiser selbst, dessen persönliche Tapferkeit, Umsicht, ruhige Energie sich hier aufs glänzendste bewährte; was er in einem langen, an Erfolgen reichen Regentenleben gelernt, bewährte er hier bei einem Heere, dessen Zahl, Zusammensetzung und Zucht selbst einen der größten seiner Erfolge bedeutete, da niemals noch ein deutscher Fürst an der Spitze eines solchen deutschen Heeres gestanden hatte. Ihm und der frischen Kraft seines Sohnes, des Herzogs von Schwaben, gelang die große Waffenthat der Einnahme von Ikonium; glücklich ward auch die letzte Gefahr, der Marsch über den Taurus, überwunden und mit Freude sah sich das trotz seiner bei dem langen Marsch und auf diesem Boden starken Verluste noch immer zahlreiche Heer wieder auf christlichem Boden, in Cilicien, der reichen Ebene, dem Thal des Kalykadnus oder Salef, bei Seleucia: als es völlig unerwartet die härteste und grausamste aller Heimsuchungen traf. Der greise Kaiser ward als Leiche aus dem Flusse gezogen: nach dem einen Berichte ertrank er, als er dem Heere voran das reißende Wasser überschreiten wollte, nach dem andern ward er beim Baden in dem Flusse vom Schlage gerührt (Juni 1190). So endete, inmitten einer wichtigen und erfolgreichen Unternehmung, dieser ausgezeichnete Herrscher in seinem siebzigsten Lebensjahre. Ihm war, vollständiger als irgend einem seiner Vorgänger, sein kaiserliches Werk, die Herstellung einer geordneten, starken und doch nicht despotischen Monarchie im Herzen Europas gelungen, welche ohne Zweifel neue Kraft aus dem Gelingen des großen Unternehmens gezogen haben würde, in dessen Durchführung er begriffen war. Die Trauer war groß, das Unglück schwer: wie eine Herde ohne Hirten in der Wüste erschien sich das Heer und schon begann es sich aufzulösen: doch brachte der Herzog Friedrich immerhin noch eine ansehnliche Streitmacht nach Antiochien, wo in der dortigen Peterskirche die Leiche Kaiser Friedrichs beigesetzt wurde.



„FRIDERICVS IMPERATO“

Kaisermünzen: Brakteat Friedrichs I. Barbarossa. (Silber.) Gefunden im Odenwald, vielleicht in Mainz geprägt (die einzige Münze, welche den Kaiser bärtig zeigt).

Der Kaiser mit Schnurrbart, Krone und Kappe, in der Rechten das Lilienzepter, in der Linken den Reichsapfel. Der Thron, ein Faltstuhl, ist auf der rechten Seite in der Prägung schlecht gekommen. Links ist Tierkopf und Tierfuß deutlich. Aus der Sammlung des Herrn Landgerichtsrat Dannenberg in Berlin.



Drittes Kapitel.

Ende des dritten Kreuzzuges. — Heinrich VI. — Philipp von Schwaben und Otto IV. — Anfänge Friedrichs II.

Fortsetzung des Kreuzzuges.

Die Erzählung muß, ehe sie nach Deutschland sich zurückwendet, dem Verlaufe des dritten Kreuzzuges bis zu Ende folgen, bei dem in kraft des widrigen Geschicks, welches bis dahin die deutsche Nation bei ihrer Beteiligung an diesen in den Augen der damaligen Welt so verdienstlichen Zügen verfolgt hatte, nunmehr der deutsche Teil gegenüber dem englisch-französischen in den Hintergrund tritt. Die Könige beider Länder, Heinrich II. von England und Philipp II. August von Frankreich, die in heftigem Streite lagen, hatten sich unter dem Druck der erregten Stimmung, welche die Einnahme Jerusalems hervorrief, versöhnt; indes erst nachdem der erstere gestorben war und sein Sohn Richard I. den Thron bestiegen hatte (1189), kamen die Rüstungen in Gang, und auch als die beiden Könige zu Messina sich zusammengefunden hatten, hemmten Streitigkeiten die Abfahrt, zu welchen das wilde Wesen des englischen Königs den Anlaß gab. Der französische König segelte im März 1191 allein ab. Richard folgte und erreichte die Insel Cypern, die ein Prinz des komnenischen Hauses, Isaak, mit dem Kaisertitel beherrschte. Sie ward von den Engländern erobert, welche dann im Juni in dem Zeltlager vor der Stadt Akkon anlangten, die seit zwei Jahren belagert wurde. Die kleine Streitmacht der einheimischen Christen wurde durch gelegentliche Landungen von Kreuzfahrern aus allen fränkischen Ländern verstärkt, machte aber, durch Saladin bedroht und gehemmt durch eignen Hader, der immer aufs neue sich entzündete, keine Fortschritte. Alle Übelstände, an welchen die ganze Unternehmung der Kreuzzüge von Anfang an krankte, — das Gelegentliche, Regel-

lose, Zufällige der Mittel, der Wechsel zwischen drückendem Mangel und verführerischem Überflusse, das Hin- und Herschwanken zwischen tollkühnem Wagemut, höchster Begeisterung und gänzlicher Verzagtheit, mönchischer Askese neben gemeiner Liederlichkeit — das alles konzentrierte sich in diesem Lager, in dem sich alle Nationalitäten des Westens und des Ostens begegneten. Die Hoffnung auf eine einheitliche Führung, welche vor allem not gethan hätte, schwand mit dem Tode des Kaisers Friedrich; im Winter 1190/1 stieg der Mangel auf eine bedenkliche Höhe und erzeugte verheerende Krankheiten; der Herzog von Schwaben, der mit dem Rest des deutschen Heeres eingetroffen war, hatte eben noch Zeit, dem neuen deutschen Orden für Krankenpflege, welchen einige Pilger aus Bremen und Lübeck angeregt hatten, seine Gunst zu erzeigen, als auch er von der Seuche befallen und dahingerafft wurde. Die sichere Lenkung, deren die Belagerungsarmee bedurfte, kam auch durch die beiden Könige nicht, von denen Philipp der einen der schon bestehenden Parteien, der des Markgrafen Konrad von Montferrat, Richard der andern des Königs Guido beitrat. Indes auch Saladin fand bei seinen Glaubensgenossen nicht die feurige Unterstützung, die er, der begeisterte Moslem und Streiter des einen Gottes, zu erwarten berechtigt war, und im Sommer 1191 fiel Akkon.



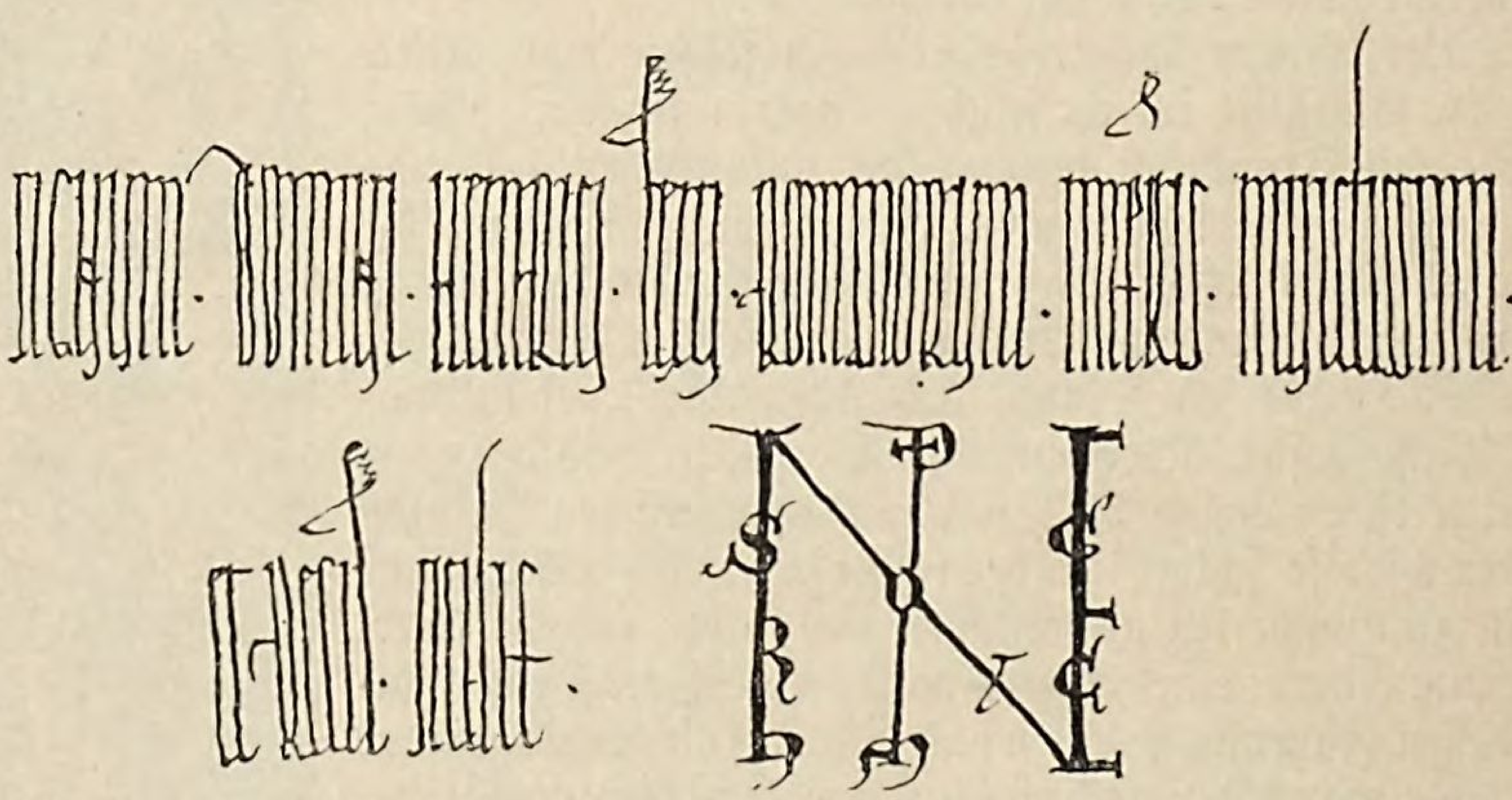
Richard I. (Löwenherz) Grabmal im Kloster Fontevrault.

Akkon erobert. Richard Löwenherz.

Dieser Erfolg, soweit es noch ein solcher war, stellte jedoch die Einigkeit im christlichen Lager nicht her. König Philipp von Frankreich benutzte die gute Gelegenheit und kehrte jetzt heim; die Aufgabe, Jerusalem zu erobern, die Pilger zu diesem letzten Siege zu führen, fiel so dem König Richard von England zu. Er war unzweifelhaft der tapferste Ritter des Heeres, ein Mann, dem jedes Abenteuer in demselben Maße gefiel, als es unmöglich erschien, und der ganz nach ritterlicher Laune bald mit muhamedanischen Prinzen Gastfreundschaft schloß, bald in Berserkerwut moslemische Geiseln zu Hunderten niederstoßen ließ; aber er war überhaupt zum Führer eines Heeres unfähig, geschweige eines solchen, dessen Führung zu allen möglichen Feldherrntugenden, fast möchte man sagen noch einige unmögliche hinzuverlangte. So erfüllte er allerdings die Moslemen mit Bewunderung seiner Heldenkraft, der „König Richard" wurde ein Popanz für ihre Kinder; aber seine Laufbahn im heiligen Lande, die er trotz der üblen Nachrichten, die ihm aus England zukamen, nicht zur rechten Zeit abzubrechen wußte, endigte mit einem Vertrag, den er September 1192 mit seinem großen Gegner abschloß, kraft dessen die Christen die Küstenorte von Joppe bis Tyrus behielten, Askalon geschleift wurde und der friedliche Besuch der heiligen Stätten frei gegeben ward, Jerusalem selbst aber mitsamt der kostbaren Reliquie des heiligen Kreuzes, das bei Hiddin in die Hände der Moslemen gefallen war, Saladin verblieb.

Richard kehrt zurück. Gefangenschaft. 1192.

Am 9. Oktober verließ Richard Syrien; aber die Heimreise war nicht ohne Gefahren für ihn, da er den deutschen wie den französischen König zu Feinden hatte, und er in England selbst, wo sein Bruder Johann eine zweideutige Stellung einnahm, eines guten Empfanges nicht versichert war. Mit derselben Virtuosität, das Verkehrteste zu thun, die er schon im heiligen Lande bewiesen, segelte er das adriatische Meer hinauf, um irgendwo in Italien zu landen und dann durch Deutschland auf befreundetes welfisches Gebiet und von da nach England zu gelangen. In der Nähe von Aquileja erreichte er das Land. Verkleidet durchzog er Kärnten: er befand sich auf dem Territorium seines Todfeindes, des Herzogs Leopold von Österreich. Diesen hatte er nach der Einnahme von Akkon aufs Blut beleidigt, indem er das herzogliche Banner von Österreich — Leopold hatte zu König Philipp und dem Markgrafen Konrad gehalten — in den Kot werfen ließ; in der Nähe von Wien ward er erkannt, ergriffen und auf die Burg Dürrenstein an der Donau in ritterliche Haft gebracht: zu großer Freude König Heinrichs VI., der ihn als Verbündeten der Welfen und der ihm feindlichen Partei in Sizilien zu fürchten Ursache hatte und der aus diesem Grunde auch gegebenen Falls ihn als Feind zu behandeln nicht unberechtigt war (Dezember 1192). Ihm wurde der große Gefangene demnächst ausgeliefert, und bis die schwere Summe, die ihm als Lösegeld gesetzt wurde, zusammen war, ward derselbe nach der Burg Trifels gebracht.



„Signum domini Heinrici sexti romanorum imperatoris invictissimi et regis sicilie“ +

Signum Heinrichs VI. von einer Urkunde, datiert „Gailinhusin“ (Gelnhausen) 28. Oktbr. 1195, bestätigt der Kirche zu Magdeburg die Schenkung der Güter Möckern und Schalen durch den Markgrafen von Brandenburg. Nach dem Original im Geh. Staatsarchiv zu Berlin um die Hälfte verkleinert.

Heinrich VI. Regierung.

Dies hing schon mit der Fortsetzung oder mit dem Wiederaufleben der welfischen Wirren zusammen, welche auch für Heinrich VI. die erste und schwerste Regierungssorge bildeten. Heinrich der Löwe kehrte noch in demselben Jahre, in welchem Kaiser Friedrich den Kreuzzug angetreten hatte, aus England zurück mit Verletzung oder gemäß der laxen Moral der Zeit mit sophistischer Umdeutung des geschworenen Eides, der ihn für die Zeit des Kreuzzuges band. Er setzte sich in den Besitz der dem Grafen Adolf von Holstein, welcher mit auf dem Kreuzzuge war, zugesprochenen Länder und nahm nach Kräften Rache



Grabfiguren Heinrichs des Löwen und seiner Gemahlin Mechthild in dem von ihm 1172 bis 1194 erbauten Dome zu Braunschweig.

englische König, der eine wichtige Figur in dem großen Intriguenspiel bildete, in die Hände Leopolds geriet, den der Kaiser 1192 mit Steiermark belehnte: dies lähmte diese Verschwörung oder diesen Fürstenbund, dessen Heinrich so ohne Kampf Herr wurde. Auf einem Reichstag zu Speier, 1193, wurden die Bedingungen der Freilassung Richards festgesetzt. Es war kein schlechtes Geschäft: 150000 Mark Lösegeld, von denen ein schöner Teil, 50000 für den österreichischen Herzog abfielen; der englische König mußte sich als Lehensmann des römischen Reichs bekennen. Im Anfang des Jahres 1194 erhielt er seine Freiheit wieder.

Versöhnung mit den Welfen. 1194.

Diesem Ereignis folgte im gleichen Jahr, 1194, die Versöhnung mit dem welfischen Hause. Es war ein kleiner Roman dabei mit im Spiele: der Sohn Heinrichs des Löwen, der jüngere Heinrich, und Agnes, die Tochter des Pfalzgrafen Konrad, des Bruders Friedrich Barbarossas, waren als Kinder für einander bestimmt worden und liebten sich; Kaiser Heinrich war gegen diese Verbindung und hatte sie vereitelt; hinter dem Rücken des Kaisers und des Pfalzgrafen — wenigstens beschwor dieser später, daß er nicht um die Sache gewußt — ließ die Mutter der Jungfrau, Irmengarde, den Bräutigam eines schönen Abends im Jahre 1194 in die Burg Stahleck bei Bacharach am Rheine ein und gab das Paar sofort zusammen. Der Kaiser fügte sich der vollbrachten Thatsache und zu Tilleda, am Fuße des Kyffhäusers kam dann auf einer Zusammenkunft des Kaisers mit dem alten Herzog die Aussöhnung zu stande. Der junge Herzog von Braunschweig begleitete Heinrich VI. auf dessen zweitem Zuge nach Italien.

Zweiter Zug nach Italien. 1194.

Dieser ging glücklich von statten. Im Sommer 1194 war Tancred gestorben. Heinrich nahm den Weg durch Tuscien, unterwarf, ohne nachhaltigen Widerstand zu finden, Campanien und Apulien: noch im gleichen Jahre, am Tag der Geburt des Herrn, ließ er sich als König von Sizilien zu Palermo krönen. Konstanze, welche in jenen Tagen ihrem Gemahl einen Sohn gebar, wurde auf dem Reichstage zu Bari als Regentin eingesetzt (Ostern 1195): eine Anzahl feindlicher Großen, welche mit mehr oder weniger Recht der Teilnahme an einer Verschwörung gegen das Leben des Kaisers beschuldigt werden konnten, führte er mit sich oder schickte sie unter sicherer Hut nach Deutschland, und ebendahin, nach der Burg Trifels, ließ er den größten Teil der reichen Geldmittel bringen, welche der wohlgefüllte Schatz der Normannenkönige zu Palermo geborgen hatte.

Große Pläne: Kreuzzug.

Sie kamen ihm für die großen Pläne, die ihn beschäftigten, wohl zu statten. Der eine dieser Pläne bezog sich auf die östlichen Verhältnisse und wurde während der ersten Hälfte des Jahres, die Heinrich in Italien zubrachte, weiter verfolgt: der Kaiser nahm noch zu Bari das Kreuz und gewaltige Aussichten zeigten sich für einen Kreuzzug, dem diesmal alles entgegenzukommen schien. Heinrich war Herr in Italien, dessen zentrale Stellung wieder voll zur Geltung kam. Die muhamedanischen Fürsten auf der Nordküste von Afrika sandten ihm Tribut; der armenische Fürst Leo II., der seine Herrschaft über ganz Cilicien ausgedehnt hatte und nach dem Königstitel verlangte, hatte schon im Jahre 1194 durch eine Gesandtschaft sich als Lehensmann des römischen Reichs bekannt und dasselbe geschah jetzt durch Amalrich von Lusignan, den Bruder des letzten Königs von Jerusalem und König von Cypern; in Palästina selbst waren die Aussichten so günstig als je, da Saladin im Jahre 1193 gestorben war und seine Herrschaft nun unter seine sehr zahlreichen Söhne — es waren nicht weniger als siebzehn — geteilt wurde. Vor allem aber bot das griechische Reich

Gelegenheit zu großen politischen Kombinationen. Der Kaiser Isaak Angelus, ein sehr unfähiger Herrscher, hatte die Hilfe des Kaisers Heinrich in Anspruch genommen gegen die mannigfachen Gefahren, die seinen Thron bedrohten. Heinrich hatte die Bedingung gestellt, daß ihm oder dem westlichen Reich das Land zwischen Dyrrhachium und Thessalonich abgetreten werde: kurz darauf, eben in den Tagen von Bari, wurde dann Isaak von seinem Bruder Alexius geblendet und eingekerkert und Heinrich hatte damit gegen den letzteren einen Rechtsgrund oder Vorwand: um so mehr, als Isaaks Tochter, Irene, welche dem Sohne des Usurpators Tancred bestimmt gewesen war, zu Palermo mit der übrigen Siegesbeute in die Hände Heinrichs gefallen und seinem Bruder Philipp, der ihr in jenen Tagen ritterliche Dienste geleistet hatte, verlobt worden war; die mathildinischen Güter und Toskana waren zur Ausstattung des Paares bestimmt. Den Papst aber hielt das bloße Zauberwort eines Kreuzzugs in Schranken, wenn er gleich sich schwerlich verhehlen konnte, daß, wenn dieser Kreuzzug gelinge, das westliche Kaisertum eine Macht und einen Glanz erlangen werde, neben denen jede andre Macht in die zweite Stelle zurücktreten mußte.

Kaiser Heinrichs Stellung war, als er im Sommer 1195 nach Deutschland zurückkehrte, großartig genug, um ihm die Verfolgung eines andern Planes zu gestatten, den die Erfolge der Regierung seines Vaters ihm nahe legten und dessen Ausführung vielleicht schwieriger war als jene orientalischen Pläne: die Umwandlung des deutschen Wahlreichs in eine Erbmonarchie, wie sie in Frankreich und in England bestand. Er bot dagegen den weltlichen Fürsten die Erblichkeit ihrer Reichslehen und die Lehensfolge auch für die weiblichen Erben, sowie die Vereinigung des sizilischen Reichs mit dem großen Ganzen, was mindestens vielen einzelnen Vorteile in Aussicht gestellt hätte. Den Geistlichen bot er den Verzicht auf das sogenannte Spolienrecht — das Recht des Kaisers auf die bewegliche Hinterlassenschaft verstorbener Prälaten: und er gewann sich in der That die vorläufige Zustimmung von 52 Reichsfürsten. Der Reichsfürstenstand nämlich hatte sich allmählich nach unten zu gegen die nächste Schicht der großen Adeligen abgeschlossen, sie waren die geborenen Ratgeber des Königs, der nichts Größeres ohne sie unternahm: es hatte etwas Verlockendes, diese Stellung durch eine abschließende Verfassung für die eigene Familie zu sichern. Aber eine solche Änderung bedurfte der Einstimmigkeit oder einer Mehrheit zum mindesten, die einer solchen nahe kam, und besonders die Bischöfe und andre geistliche Fürsten, deren Macht durch eine solche Verfassungsänderung geschmälert worden wäre und denen der Kaiser für den Einfluß, den ihnen das Wahlreich gab, keinen Ersatz zu

Heinrich in Deutschland. 1195.



„Heinricus D(e)i Gra(tia) Romanor(um) Imp(erato)r e(t) semp(er) Augustus."
Kaisersiegel Heinrichs VI. (Verkleinert.)
Vorzüglich schöner Abdruck in braunem Wachs, an einer Urkunde im städtischen Archiv zu Frankfurt a. M.

bieten hatte, waren dagegen: ein unerhörtes Vorhaben (novum et inauditum decretum) nennt es ein Erzähler. Heinrich hatte den staatsmännischen Blick seines Vaters: bei aller Großartigkeit seiner Pläne besaß er das sichere Gefühl dessen, was für den Augenblick erreichbar war. Er hatte eine große Partei gewonnen und besaß die Mittel, den Eifer in seinem Dienste königlich zu belohnen, und er stand an der Spitze der „Reichsministerialen", einer überaus zahlreichen, seinem Hause unbedingt ergebenen Beamtenschaft vom Harz bis zur sizilischen Meerenge. Der namhafteste Vertreter des selbständigen deutschen Großfürstentums, Heinrich der Löwe, war soeben, August 1195, gestorben; er konnte eine günstige Zeit abwarten und ließ so den Gedanken für den Augenblick fallen. Er begnügte sich mit der Anerkennung seines Söhnleins als König, welche auf einem Tage zu Frankfurt gegen Ende des Jahres 1196 geschah.

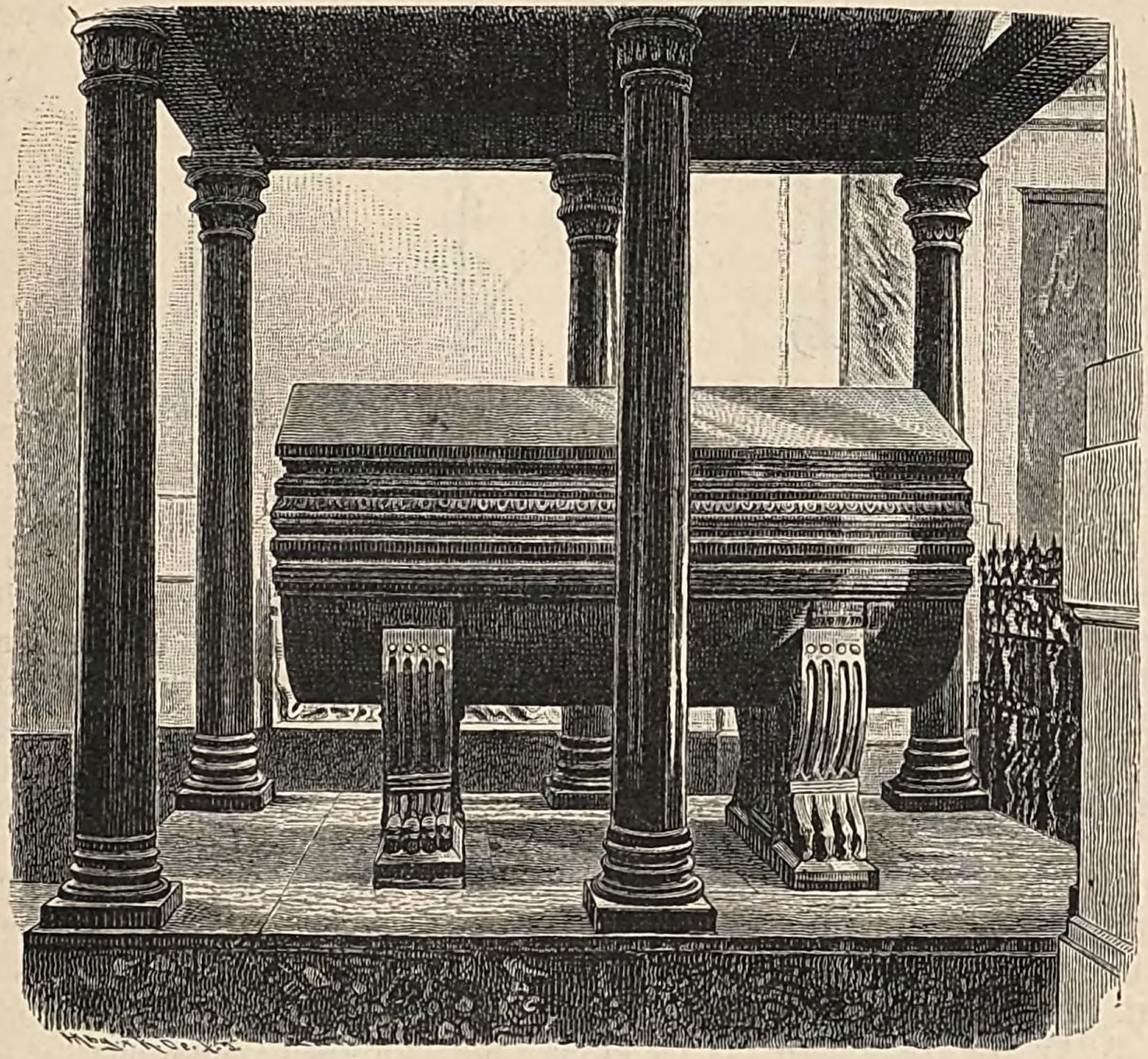
Rückkehr nach Sizilien.

Eine große Anzahl von Fürsten und Rittern hatte sich zum Kreuzzug verpflichtet, der unter den obwaltenden Umständen sehr lohnend zu werden versprach. Heinrich VI. selbst begab sich im Sommer 1196 wieder nach Italien, um die letzten Vorbereitungen zu der großen Heerfahrt zu treffen. Er unterhandelte mit dem Papst, der seinen Sohn — derselbe war noch ungetauft und führte den Namen Konstantin — taufen und als König krönen sollte. Cölestinus aber ließ sich nicht zu einer Handlung herbei, welche die Anerkennung der Vereinigung des Königreichs Sizilien mit der deutschen Krone bedeutet haben würde und verlangte vielmehr von Heinrich den Lehenseid. Dieser begab sich nach Sizilien: in seiner Abwesenheit hatte sich hier in dem Normannenreiche eine Verschwörung gebildet, der, wie das Gerücht ging, selbst seine Gemahlin Konstantia nicht fremd gewesen wäre; wenigstens teilte sie die Abneigung der Einheimischen gegen das deutsche Regiment; es war ein Nachfolger bestimmt, wenn die Ermordung des Kaisers gelinge. Allein die Verschwörung ward entdeckt und mit furchtbarer Strenge schritt Heinrich diesmal ein. Dem unglücklichen Gegenkönig wurde eine Krone mit eisernen Nägeln angemessen und mit Verbrennen und Ertränken „spielte er den Nero" (neronizavit) nach dem Worte eines italienischen Berichts. Und nun wurde es Ernst mit dem Kreuzzuge: die herrliche zentrale Lage von Sizilien, welche diesmal, eigentlich zum erstenmal im Laufe der Weltgeschichte, zur Geltung kam, zeigte sich in ihrer vollen Bedeutung: schon im März 1197 segelten 30 Schiffe von Messina aus nach Syrien ab. Große Massen zogen zu Lande durch Italien und sammelten sich an der apulischen Küste. Die Niederdeutschen hatten, wie schon bei dem dritten Kreuzzug zum Teil, den Seeweg um die pyrenäische Halbinsel herum genommen und an der portugiesischen Küste die ersten Kämpfe mit den dortigen Bekennern des Islam bestanden: im Anfang September, geführt von Heinrichs Kanzler Konrad, dem Erzbischof von Mainz, stach die große Flotte in See. Ein vollständiger Erfolg, wie man ihn diesmal mit Sicherheit erwarten konnte, würde die Gestalt der Welt verändert haben: schon bei den letzten Unterhandlungen fanden die Griechen, daß Heinrich wie ein Herr der Herren, wie ein König von Königen auftrete.

Sein Tod. 1197.

Aber diese großen Pläne standen auf dem gebrechlichen Grunde eines Menschenlebens. Heinrich war erst zweiunddreißig Jahre alt, ein Mann mittlerer Größe, schmächtigen Körpers: von seinem Vater hatte er weder die kraftvoll gedrungene Gestalt, noch die gewinnende freie Art sich zu geben ererbt, wohl aber die Festigkeit des Willens und jene echte Energie, welche ein hohes aber erreichbares

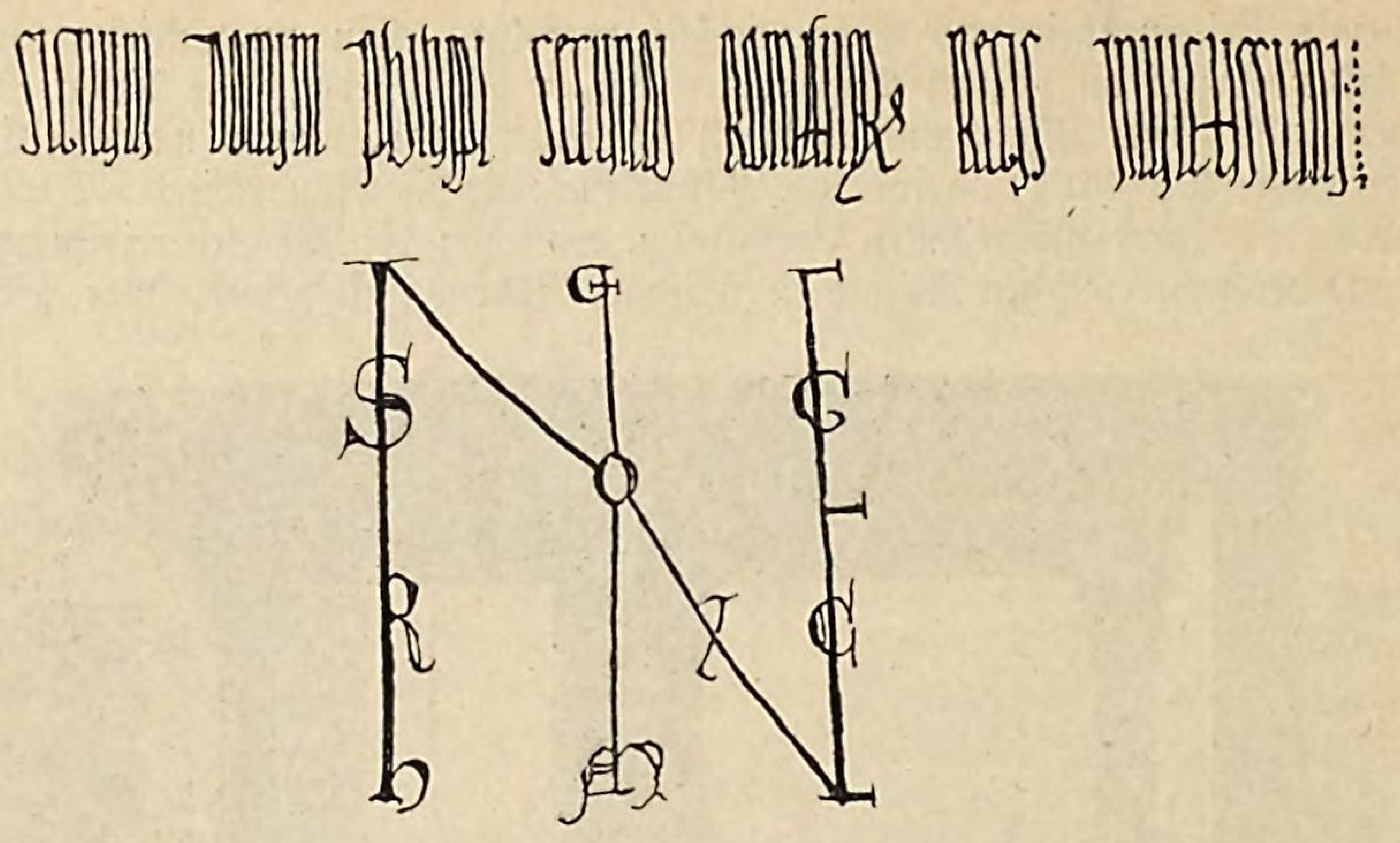
Ziel mit Besonnenheit und Beharrlichkeit verfolgt. Ein unglücklicher Zufall, ein kalter Trunk an heißem Tage warf ihn in ein Fieber, das diesen Mann in der Fülle seiner Macht und in der Blüte seiner Jahre binnen wenigen Tagen (Ende September 1197) dahinraffte. Wiederum war die Monarchie der Deutschen im Momente ihrer glorreichsten Entfaltung, wo schon die Wiedervereinigung des ost- und des weströmischen Reiches in greifbare Nähe gerückt gewesen war, geknickt.



Kaiser Heinrichs VI. Grabmal im Dom zu Palermo.

Parteien in Deutschland. Doppelwahl.

Und so wenig gefestigt war bei allem Glanze dieses Königtum, das in so kühnen Plänen die Welt umspannte, daß der unzeitige Todesfall nicht weniger als alles in Frage stellte. Des Königs Bruder **Philipp**, welchem Heinrich 1195 das Herzogtum Schwaben übergeben hatte und dessen Vermählung mit Irene oder Maria, wie man die Griechin in Deutschland nannte, 1197 in Augsburg gefeiert worden war, befand sich auf der Reise nach seines Bruders Hoflager, um dessen Knaben nach Deutschland abzuholen und die kaiserlichen Instruktionen für die Führung der Geschäfte in Deutschland zu empfangen: zu Montefiascone erreichte ihn die Unglücksnachricht, die alles veränderte. Es war kein Gedanke an Fortsetzung seiner Reise: allenthalben in Italien erhoben sich die einheimischen Parteien und Kräfte gegen die deutsche Herrschaft. Das königliche Kind mußte in Sizilien bleiben und die Kaiserin-Witwe mußte der normannischen Partei,



Signum domini Philippi secundi romanorum regis invictissimi.
(„Secundus“ unter Mitzählung des römischen Imperato.s Philippus.)

Signum Philipps von Schwaben von einer Urkunde, datiert „in civitate Aquisgrani“ (Aachen), 12. Januar 1204. Stammend aus Köln, bestätigt dem Erzstift Köln das Herzogtum Engern und Westfalen. Jetzt im Geh. Staatsarchiv zu Berlin. Nach dem Original um die Hälfte verkleinert.

um sich zu halten, alsbald das Zugeständnis machen, alle Deutschen aus ihrer Umgebung zu entfernen. Mit Mühe gewann Philipp den deutschen Boden wieder. Der Herzog, ursprünglich zum Geistlichen bestimmt und ungewöhnlich gebildet, eine feine, fromme Natur, wollte in strenger Loyalität als ein „Verteidiger des Reichs“ vor allem die Rechte seines Neffen wahren; aber schon waren alle eigensüchtigen Bestrebungen entfesselt und die Fürsten und Herren der staufischen Partei selbst überzeugten ihn von der Notwendigkeit, daß die stürmische Zeit und die mit der Macht des Hauses verknüpften Interessen keine Regentschaft zuließen, und wählten ihn dann demgemäß zu Mühlhausen in Thüringen zum König (März 1198). Mit dem geleisteten Eide fand sich das Gewissen dieser Zeiten leicht ab: er war einem ungetauften Kinde geschworen worden.

Allein die Gelegenheit für die Gegner des staufischen Hauses und der Entwickelungen der letzten Jahrzehnte war allzu günstig; ein Teil der Fürsten verhandelte mit dem reichen Herzog Berthold von Zähringen, der aber bald von der ebenso aussichtslosen wie kostspieligen Kandidatur zurücktrat. Die Partei jedoch, an ihrer Spitze der Erzbischof Adolf von Köln, war um einen König nicht verlegen. Sie beriefen den zweiten Sohn Heinrichs des Löwen, Otto, welcher seit seinem achten Lebensjahre am englischen Hofe bei seinem Oheim Richard Löwenherz lebte und bei diesem in besondrer Gunst stand: er war von ihm 1196 mit der Grafschaft Poitou belehnt worden. In der That scheint der Jüngling — er zählte jetzt 23 Jahre — sich nach diesem Oheim gebildet zu haben. Ein Bericht nennt ihn kurzweg einfältig und hochmütig — einen hochmütigen Thoren: im Äußern gab er sich als einen barschen Kriegsmann, an welchem das Beste die hohe Gestalt und die ritterliche Tapferkeit war. Eine Fürstenversammlung zu Köln, wo auch die herrschende Klasse der Bürgerschaft, die Korporation der Altbürger und der großen Kaufleute, welche in regem

Handelsverkehr mit England standen, für ihn war, vollzog die Wahl, der dann in üblicher Weise die Krönung in Aachen folgte.

Bei dieser Lage des deutschen Königtums gewann die Stellung des Papstes von neuem jene entscheidende Bedeutung, die während der letzten Generationen durch Friedrichs I. und Heinrichs VI. Erfolge zurückgedrängt worden war. In den ersten Tagen des Jahres 1198 war der alte Cölestin III. gestorben und die Wahl der Kardinäle fiel auf einen Mann aus mittelitalischem Grafengeschlechte, Lothar von Segni, der mit Jugendkraft — er war erst siebenunddreißig Jahre alt — und mit staatsmännischem Geiste — „hochsinnig und verschlagen" nach dem Ausdrucke seines Biographen — die Gunst der Umstände ergriff, um die nie aufgegebenen Ansprüche der gregorianischen Auffassung wieder geltend zu machen. Mit kurzem Wort sprach Innozenz III. die Anschauungen des hierarchischen Systems, das seitdem unwandelbare Programm des Papsttums aus: „die kirchliche Freiheit ist am besten beraten, wenn die Kirche von Rom in weltlichen und geistlichen Dingen die Vollgewalt hat," und er begann damit, daß er sich in seinem nächsten Gebiet zum Herrn machte, den kaiserlichen Stadtpräfekten zu Rom sich huldigen ließ, der Mitregierung des kommunalen Senats auf dem Kapitol ein Ende machte und die deutschen Feudalherren in Mittelitalien, die staufischen Großbeamten, die Häupter des staufischen Beamtenstaats, bekämpfte; in Sizilien machte ihn das Testament der Kaiserin, welche im November jenes Jahres starb, zum Vormund des königlichen Kindes und erkannte damit die Oberlehensherrschaft über das sizilische Reich an, in welchem freilich für den Augenblick die Anarchie überhand nahm. Sein nächstes Ziel war hier, Sizilien vom Reiche zu trennen. Thatsächlich stand er schon an der Spitze einer italischen Nationalpartei und der Thronstreit in Deutschland machte ihm die Rolle des universalen Schiedsrichters leichter, als sie Gregor VII. gewesen war: kein Zweifel, daß sein Name den Höhepunkt der päpstlichen Macht bezeichnet. Papst Innozenz III. 1198.

Indes hütete er sich ebenso wie einst Gregor wohl, seine Entscheidung zu übereilen, obgleich Otto ihm von Anfang an sehr bereitwillig entgegenkam und die Partei seine Bestätigung nachsuchte. Er ging über vage Versprechungen nicht hinaus. Der Bürgerkrieg, bei dem Philipp sich auf die Menge seiner Ministerialen in den zahlreichen Burgen, Otto auf sein Erbland und auf die Macht der großen Stadt Köln stützte, nahm nun seinen Gang, anfangs nicht zu Ungunsten Philipps. Der vom Kreuzzug zurückgekehrte Reichskanzler, Erzbischof Konrad von Mainz, versuchte die Bildung einer dritten Partei auf dem Boden des strengen Rechts, nach welchem der Heinrichs Sohne Friedrich geleistete Eid gehalten werden müßte: aber dieser Vermittelungsversuch fand wenig Anklang. Es konnte nun doch nicht fehlen, daß Papst Innozenz sehr bald durch die treibende Kraft und innere Logik der Verhältnisse auf die welfische Seite gedrängt wurde. So milde und versöhnlich König Philipp selbst war, er mußte doch wie seine Partei an dem festhalten, was durch die staufischen Herrscher selbst Reichsrecht geworden war und dies trieb schnell den Gegensatz auf die Spitze: „wir haben Philippus zum römischen Kaiser gewählt," heißt es in einem Schreiben der Fürsten an den Papst (28. Mai 1200); „der Kaiser erhält von dem höchsten Pontifex durch dessen Handauflegung letztlich und eigentlich seine Beförderung (promotio): er wird von ihm gesegnet, gekrönt, mit dem Imperium investiert," erwiderte der Papst. Er bezog sich auf die Innozenz und Otto.

Schöpfungsgeschichte, der er im Sinne der Zeit theologische Doktrinen als mystischen Sinn mit allegorischer Deutung, halb sophistisch, halb gläubig — zum mindesten ohne volles Bewußtsein der Unwahrheit — unterschob: Gott hat zwei Lichter geschaffen, ein größeres, das den Tag regiere und ein kleineres, das die Nacht regiere; wer die Sonne und wer der Mond, wer der Tag und wer die Nacht ist, kann man sich denken, und auch so weit war diese hierarchische Astronomie bereits, daß sie wußte, daß der Mond sein Licht von der Sonne habe. Aber Philipps Macht war die stärkere, Ottos Sache ging zurück, sein Patron, der englische König, war 1199 gestorben; ebendies trieb den Papst vorwärts, für den es immerhin ein Vorteil war, wenn das angebliche Recht der Kurie auch nur von einem sogenannten deutschen König anerkannt wurde. In einem Schreiben vom 1. März 1201 erkannte er Otto an, „kraft der göttlichen Autorität, welche in dem heiligen Petrus uns übertragen ist.“ Otto nahm dies zu Köln, wohin die Legaten das Schreiben brachten, ohne weiteres an. In einem Instrument vom Juni jenes Jahres, dem sogenannten Neußer Konkordat, versprach er, — „Otto, von Gottes Gnaden König der Römer, dir, meinem Herrn Papst Innozentius und deinen Nachfolgern“ — alle Besitztümer und Ehren der römischen Kirche zu schützen, indem er die ersteren, das Patrimonium Petri — das Exarchat von Ravenna, die Pentapolis, die Mark Ancona, den Dukatus von Spoleto, das Land der Comitissa Mathildis — im einzelnen aufzählte. Er gab so die Stellung des Reichs und Italiens ohne weiteres preis und ließ es zugleich zu, daß die zurückgedrängte dänische Macht wieder in Holstein vordrang: auch nahm er die päpstliche Vermittelung zur Herstellung des guten Einvernehmens mit den König von Frankreich, welcher mit dem englischen König, dem Verbündeten des Welfen, im Kampfe lag, an. Über Philipp und dessen Anhänger ward nun der Bann ausgesprochen. Dies machte wenig Wirkung; es waren Gründe andrer Art und meist selbstsüchtige, welche die Menschen zur Wahl der einen oder der andern Partei bestimmten.



Brakteat Philipps von Schwaben.
Original im germanischen Museum zu Nürnberg.



Silberbrakteat Philipps von Schwaben.
Dannenbergsche Sammlung in Berlin.

König Philipp.

Bis zum Jahre 1203 war Ottos Stern im Aufsteigen. Aber im Jahre 1204 trat eine ganze Anzahl seiner namhaftesten Anhänger, sein eigner Bruder Pfalzgraf Heinrich, der Landgraf von Thüringen, der König von Böhmen, der Kölner Erzbischof, der Herzog Heinrich von Brabant, zu Philipp über: Otto entbehrte offenbar der Eigenschaften, mit denen man eine Partei von Fürsten zusammenhalten kann. Zu Aachen anfangs 1205 kam nun eine große Anzahl

Fürsten zusammen, und Philipp machte hier das immerhin bedenkliche Zugeständnis, seine Krone abzulegen, sich der Fiktion einer nochmaligen Wahl zu unterwerfen, worauf er dann — eben von dem Kölner Erzbischof Adolf — gekrönt wurde. Im Jahre 1206 gab auch die Stadt Köln die Sache Ottos auf und dieser holte sich in England persönlich die Mittel, seine sehr schwankende Stellung noch eine Zeitlang zu behaupten. Auch Papst Innozenz, mit in Erwägung der Veränderung im Osten, wo der vierte Kreuzzug nicht ohne Mitwirkung der staufischen Politik zu einer großen Umwälzung geführt hatte, hielt es jetzt an der Zeit, Unterhandlungen mit dem Staufer aufzusuchen oder wenigstens nicht abzulehnen.

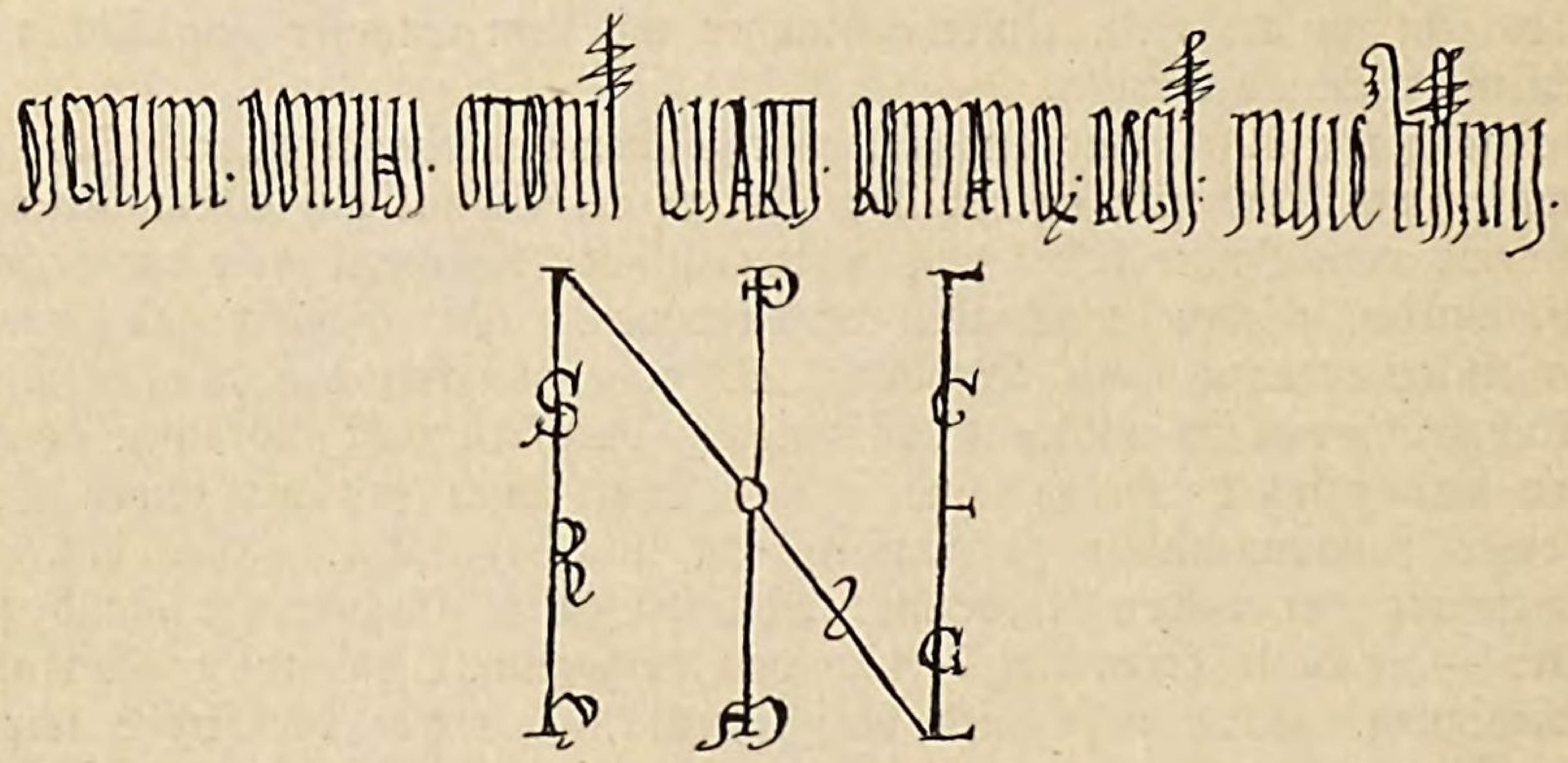
Das Jahr 1207 war angefüllt mit solchen Unterhandlungen. Der Papst entsandte zwei Kardinäle an Philipp, den er im August auf einem Reichstage zu Worms vom Banne löste: auch seine geistlichen Anhänger, wie der Erzbischof Adolf, wurden wieder zu Gnaden angenommen. Mit Geschick gab Innozenz diesen Unterhandlungen die Wendung, als solle zwischen den beiden Gegnern ein Ausgleich, eine freiwillige Verständigung durch Verzicht des einen oder des andern herbeigeführt werden, und in der That sahen sich die beiden Gegner auf einer Zusammenkunft zu Quedlinburg im September. Hier bot, unter Vermittelung der beiden Kardinäle, Philipp seinem Gegner die Hand seiner Tochter — er hatte deren vier — und das Herzogtum Alemannien nebst andrer Entschädigung. Otto wies dies barsch zurück, er werde der Krone nur mit seinem Tode entsagen, und wie zum Hohne bot er nun Philipp einen viel höheren Preis, wenn dieser seinen Anspruch aufgebe. Die päpstliche Politik wandte sich jetzt ganz Philipp zu und eine neue und überraschende Wendung sehen wir die Unterhandlung mit der Kurie dadurch nehmen, daß König Philipp die Hand seiner zweiten Tochter einem Bruder des Papstes, einem Grafen Richard, zusicherte und dagegen der Papst seine Ansprüche auf Tuscien, Spoleto und die Mark Ancona ruhen lassen zu wollen versprach; sie würden die Ausstattung seines „Nepoten“, hieß dies nun seines Bruders oder eines aus dessen Ehe zu erwartenden Neffen, bilden. Man sieht, die Zeiten des Kirchenstaats, der weltlichen Herrschaft des Papstes sind gekommen und es ist Raum für eine nepotistisch-dynastische Politik vorhanden. Die Sache des welfischen Königs war so gut wie verloren. Philipp zog ein ansehnliches Heer zusammen und Otto traf Anstalten zu einer hartnäckigen Defensive.

Aber ein sehr unerwartetes Ereignis und das in der deutschen Geschichte nur wenige seinesgleichen hat, veränderte plötzlich die Gestalt der Dinge.

Der König feierte im Juni zu Bamberg die Vermählung seiner Nichte, der Tochter seines verstorbenen Bruders Otto, mit einem Grafen von Meran und hatte sich nach dem Akte — es war am 21. Juni 1208 — in ein Gemach des bischöflichen Hauses oder Palastes zurückgezogen. Er ruhte hier mit einigen Leuten seiner Umgebung, als ein vornehmer Mann, der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, gemeldet oder ungemeldet eintrat. Was nun folgte, ist, wie in der Regel bei Vorgängen dieser Art, nicht in allen Einzelheiten sicher überliefert: mit einem Dolchmesser oder Schwert, das er plötzlich zog, traf der Pfalzgraf Otto den König, der sofort verschied. Der Beweggrund war, wie es scheint, ein ganz persönlicher: Philipp hatte ihm auf die Hand einer seiner Töchter Aussicht gemacht und dieses Versprechen oder Halbversprechen — denn

Philipp ermordet. 1208.

der König, milden Wesens wie er war, scheint die Schwäche guter Worte und halber Zusagen gehabt zu haben — dann in einer Weise, die den leidenschaftlichen Mann kränkte, zurückgezogen oder nicht gehalten. Alles andre erscheint als Ausschmückung nach Vermutungen: der Mörder hatte sich aber wohl vorgesehen, er entkam, ohne sogleich verfolgt zu werden. Philipp, der „junge, süße Mann,“ wie ein zeitgenössischer Dichter ihn nennt, war erst einunddreißig Jahre alt, als der Mord ihn abrief.



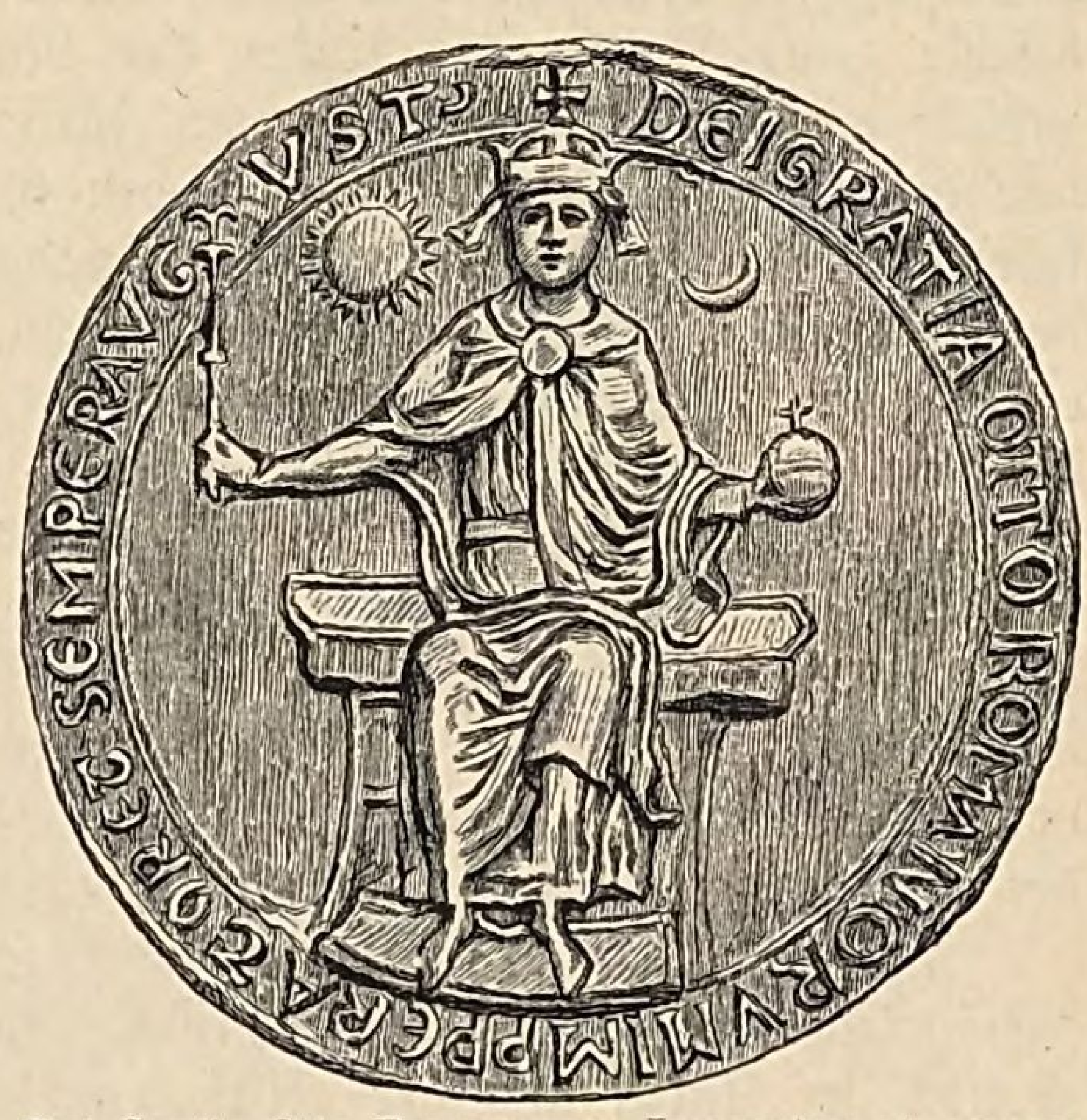
„Signum domini Ottonis quarti romanorum regis invictissimi.“
Signum Ottos IV. von einer Urkunde, datiert „Brunswich“ (Braunschweig) 19. Mai 1209, stammend aus dem Erzstift Magdeburg, verzichtet zu gunsten des Erzbistums auf verschiedene, bisher dem Reich zuständige Münz- und Zollrechte. Jetzt im Geh. Staatsarchiv zu Berlin. Nach dem Original um die Hälfte verkleinert.

König Otto. Der Umschlag war nun von selbst gegeben. Wie wenig Otto auch sich beliebt zu machen verstand, gegenüber der um sich greifenden Anarchie war er das kleinere Übel. Noch im gleichen Jahre ward er, nach erfolgter Verständigung mit der staufischen Partei, zu Frankfurt einhellig als König anerkannt oder vielmehr von neuem gewählt. Da Otto noch unvermählt war, so wurde ein neues Pfand der Versöhnung gewonnen durch die in Aussicht genommene Heirat mit des ermordeten Königs Tochter Beatrix, auf welcher im Augenblick die staufische Sache ruhte und welche selbst zu Frankfurt erschienen war, um Bestrafung des Mörders zu erbitten. Dieser ward denn auch geächtet und der Reichsmarschall Heinrich von Kalden vollstreckte das Urteil im folgenden Jahre: der Kopf des Getöteten wurde in die Donau geworfen. Die feierliche Verlobung Ottos und der Beatrix fand im Mai 1209 zu Würzburg statt, nachdem die kirchliche Dispensation vom Papst gegeben worden, die bei der Verwandtschaft der beiden notwendig, aber unter diesen Umständen leicht um den billigen Preis der Stiftung und Ausstattung zweier Mönchsklöster gewährt ward. Die Partie war auch sonst gut. Otto erhielt mit ihr einen ansehnlichen Teil des staufischen Hausguts, das bei dieser Gelegenheit zu 350 Höfen (castra) angegeben wird, eine stattliche Zahl, obwohl unter Philipp die Verschleuderung dieses Besitzes schon begonnen hatte. Otto, aus einem Parteihaupt zum wirklichen König geworden, ließ sich angelegen sein, die königliche Autorität der um sich greifenden Anarchie gegenüber geltend zu machen. Der Papst erhielt

für seine Unterstützung übrigens noch einen höheren Preis als die Erneuerung der früher schon von Otto gemachten Zugeständnisse: er erhielt noch ein neues Versprechen, das die veränderten Zeiten notwendig erscheinen ließen und das von jetzt an einen Bestandteil des Programms der Kurie bildete, des Königs Mithilfe zur Ausrottung der Ketzerei.

Es fehlte Otto IV. nun nur noch die Kaiserkrone und um diese zu erlangen, zog er nach einem Reichstage zu Augsburg mit ansehnlichem Heer über die Alpen: er sah sich jetzt verpflichtet und genötigt, die staufische Stellung in Italien soweit möglich zurückzugewinnen. Der Zug ging ohne Hindernis von statten. Der König ward in Oberitalien gut empfangen, traf zu Viterbo mit dem Papst Innozenz zusammen, die noch zweifelhaften Punkte wurden ohne Schwierigkeit verglichen und auch die Kaiserkrönung ward, abgesehen von dem gewöhnlichen Volkstumulten, ohne Störung vollzogen. Eine kurze Zeit erhielt sich das gute Verhältnis; allein Otto, an der Spitze einer großen Waffenmacht, von demselben hochmütigen Ehrgeize verzehrt wie sein Oheim Richard von England, in dessen Schule er aufgewachsen war, wollte als Kaiser über dieselben Gebiete herrschen, wie Heinrich VI., und zeigte bald dem Papste gegenüber seinen üblen Willen; er gedachte jetzt notwendig und mit Recht an seinen Eid, keine Verminderung des Reichs zuzulassen. Die noch streitig gebliebenen Teile des mathildinischen Erbes eignete er sich ohne weiteres zu und betrieb offen die Zurüstungen zu einem Zug in das apulisch-sizilische Reich, über welches doch der Papst die Oberlehensherrschaft beanspruchte und jetzt so thatsächlich wie rechtlich besaß. Die päpstlichen Abmahnungen fruchteten nichts: es fehlte nicht an Gegenbeschwerden, mit denen man erwidern konnte. Da sprach Innozenz, der mit den Worten der Schrift witzelnd geäußert haben soll: „es reuet mich, daß ich den Menschen gemacht habe" den Bann über ihn aus. Ohne darum sich zu bekümmern, rückte Kaiser Otto siegreich in Apulien vor, was ausdrücklich gegen den bei der Krönung geleisteten Eid verstieß; schon dachte er, nachdem er ganz Apulien und Calabrien unterworfen hatte, auch nach Sizilien überzusetzen, um dort dem staufischen Regiment ein Ende zu machen und selber der Erbe von Heinrichs VI. Machtstellung zu werden.

Ottos Romfahrt.



„Dei Gratia Otto Romanorum Imperator et semper August(us)."

Kaisersiegel Ottos IV. (Verkleinert).

Allein diesmal war der päpstliche Bann kein leeres Wort. Innozenz hatte einen Vollstrecker zur Hand in seinem Zögling, Heinrichs VI. Sohn Friedrich, der jetzt sein achtzehntes Lebensjahr erreicht hatte. Das päpstliche und das staufische Interesse trafen einen Augenblick zusammen und in Deutschland gab es nicht wenige, welche nur auf einen Grund oder Vorwand warteten, dem

Bruch mit dem Papst.

wenig beliebten Herrscher den Gehorsam aufzusagen. Eine Fürstenverschwörung oder Fürstenverbindung bildete sich — eine sehr gewöhnliche Sache in einem Wahlreich, die wir z. B. in dem polnischen Reiche späterer Tage zu einer förmlichen Institution entwickelt finden: an der Spitze standen diesmal der Erzbischof Sigfried von Mainz, der Landgraf Hermann von Thüringen, der König Ottokar von Böhmen, und die Teilnehmer konnten sich der Autorität des Papstes und der Unterstützung des Königs von Frankreich getrösten. Die Verbindung wuchs trotz der wütenden Verheerung, welche der Bruder des Kaisers Otto, der Pfalzgraf Heinrich, über den Sprengel von Mainz verhängte. Die Herzöge von Bayern, von Österreich traten bei, und im September 1211 zu Nürnberg wurde der Akt der offenbaren Empörung, die Wahl des Königs Friedrich von Sizilien zum König von Deutschland und künftigen (coronandum) Kaiser vollzogen. Die Dinge gestalteten sich so bedenklich, daß Otto nach Deutschland zurückzugehen beschloß. Im März 1212 traf er dort ein und seine Anwesenheit belebte seine Anhänger; einige der Nürnberger Verbündeten traten zu ihm zurück; eine ansehnliche Zahl von Fürsten sammelte sich zu Frankfurt um ihn: nur die geistlichen Herren mieden den Gebannten. Ein Haudegen wie er war, stürzte er sich auf das Gebiet des Landgrafen von Thüringen, das er nach der barbarischen Kriegführung dieser Jahrhunderte verwüstete: zwischenhinein feierte er nun zu Nordhausen seine Vermählung mit König Philipps Tochter Beatrix, die aber wenige Wochen später starb — wie man wissen wollte und wie an und für sich auch nicht unglaublich ist, eines unnatürlichen Todes durch das Gift, das ihr eine Nebenbuhlerin, welche Otto sich aus Italien mitgebracht, reichte: doch war ihr Tod in diesem Augenblick für ihn ein schwerer Verlust. Den Landgrafen belagerte er in seiner letzten Feste, Weißensee: die Nachrichten, die vom Süden kamen, bestimmten ihn, diese Belagerung aufzuheben und Friedrich, der ihm jetzt ein Pfaffenkönig war, entgegenzuziehen.

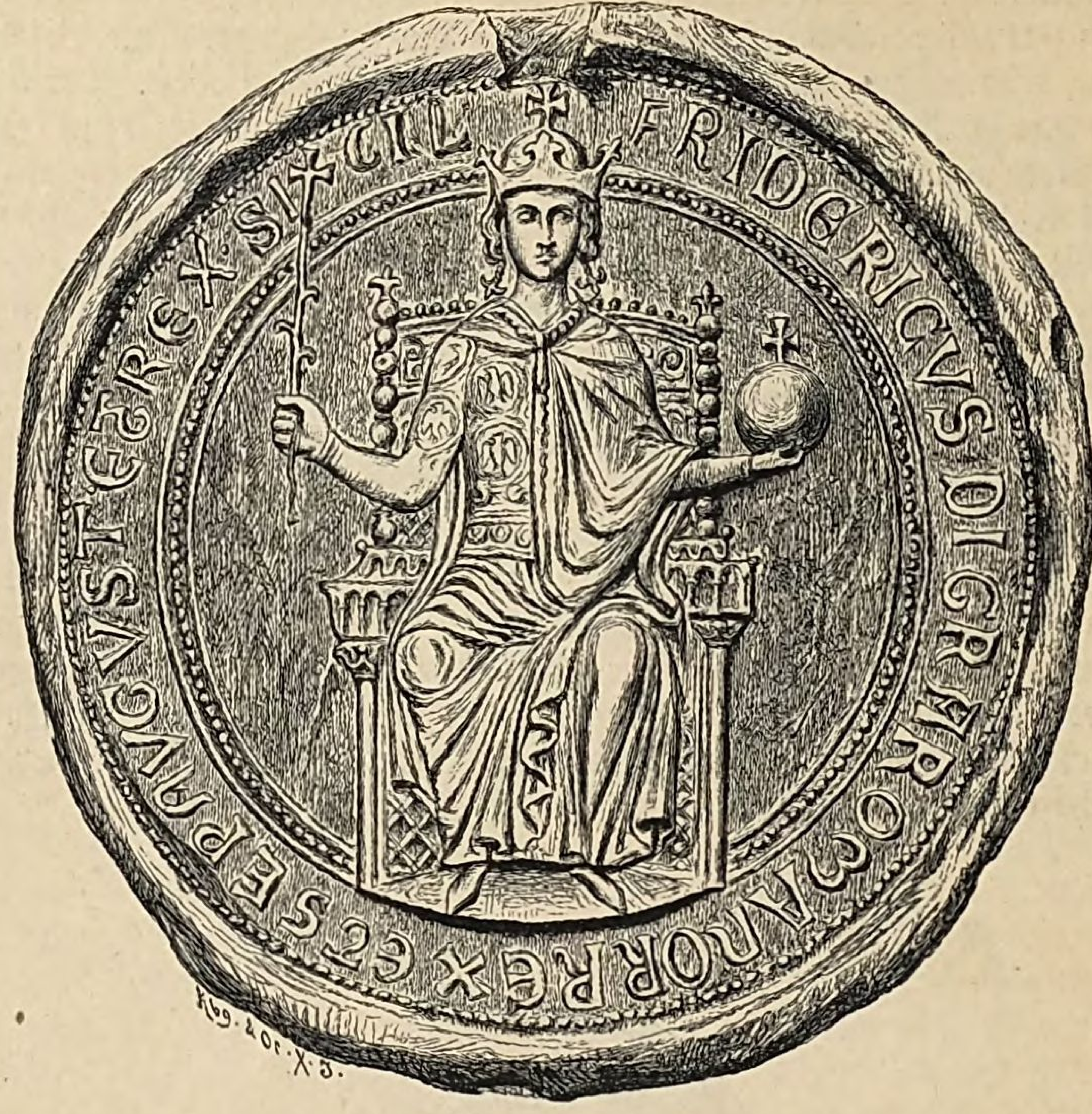
Erhebung Friedrichs; Kaiser Ottos Ausgang.

Friedrich, ein Jüngling von ungewöhnlicher Begabung, war unter ungewöhnlich schwierigen Verhältnissen früh gereift — gereift namentlich zu der Politik der Listen und der geistlichen Vorbehalte, mit denen seine Lehensherrin, die römische Kurie, zu operieren gewöhnt war. Er kam nach Rom, wo Papst und Bevölkerung ihn aufs ehrenvollste empfingen, und leistete jenem den Lehenseid für Sizilien. Den weiteren Weg nahm er über Genua, Cremona, Verona — über die Alpen nach Chur; der dortige Bischof und der Abt von St. Gallen geleiteten ihn nach Konstanz, dann nach Basel. Otto, der bis Überlingen am Bodensee gekommen war, fand keine Gelegenheit mehr, ihn mit seiner überlegenen Macht zu erdrücken. Mit nur sechzig Rittern hatte Friedrich Konstanz betreten, aber sein Anhang mehrte sich rasch, da er mit Versprechungen und Zusicherungen an die fürstliche und bischöfliche Begehrlichkeit nicht kargte und als ein Verbündeter der Kirche erschien: schon zu Mainz leisteten ihm nicht wenige das Jurament, während Kaiser Otto, dessen Herrschaft in Oberdeutschland ohnehin auf schwachen Füßen stand, sich nach Köln zurückzog. Zu Vaucouleurs an der Maas kam Friedrich mit dem französischen Thronfolger zusammen und es wurde hier festgesetzt, daß Friedrich nicht ohne Zustimmung des französischen Königs sich mit Otto oder dessen Verbündeten, insbesondere dem König Johann von England vertragen dürfe. Eine stark besuchte Fürstenversammlung wählte ihn (Dezember 1212) zum König. Es geschah zu Frankfurt, von wo man ihn nach Mainz zur

Krönung geleitete: denn Frankfurt, aus einer königlichen Pfalz an wohlgelegener Stätte zu stattlichem Umfang erwachsen, war eine königliche, keine Bischofsstadt. Sein Sieg erschien zunächst als ein Erfolg der päpstlichen Politik. Der Krieg zog sich, ohne große Erstreckungen anzunehmen, noch eine Zeitlang hin. Pfalzgraf Heinrich verteidigte die welfischen Erblande; sein Sohn trat bereits zu Friedrich über; die letzte Entscheidung erfolgte auf flandrischem Boden zu Bouvines, einem Weiler im heutigen Departement du Nord (1214). Das Heer Ottos war sehr stark und hatte einen Fahnenwagen nach der Sitte der italienischen Kommunen; im übrigen war der Kampf eine Ritterschlacht, bei der die beiden königlichen Führer, Kaiser Otto und König Philipp von Frankreich, persönlich in Gefahr kamen; doch thaten auch die Aufgebote der französischen Kommunen guten Dienst. Der Tag entschied sich für die Franzosen und Otto sah sich, da seine Bundesgenossen sich von der mehr und mehr aussichtslosen Sache abwandten, auf sein Erbland Braunschweig beschränkt. Die Mittel, den Kampf im großen Stile fortzusetzen, versiegten seit dem Tage von Bouvines und im Jahre 1218, nur erst dreiundvierzig Jahre alt, starb er auf der Harzburg. Die Lösung vom Banne erlangte er noch kurz vor seinem Ende; im übrigen betrachtete er sich bis zu seinem letzten Hauche als rechtmäßigen Kaiser, der er auch unzweifelhaft war.



„Otto Imp(er)ator."
Silberbrakteat Ottos IV. (Dannenbergsche Sammlung.)



„Fridericus D(e)i Gra(tia) Romanor(um) Rex et semp(er) August(us) et Rex Sicil(iae).“
Siegel Friedrichs II.
Vorzüglich schöner Abdruck in rotem Wachs an einer Urkunde im städtischen Archive zu Frankfurt a. M.

Viertes Kapitel.

Friedrich der Zweite. — Konrad IV.

1. 1215—1228 n. Chr.

Friedrich II. Mit jener Schlacht bei Bouvines war Friedrichs Übergewicht entschieden und im Sommer 1215 wurde seine Krönung zu Aachen von dem Erzbischof Sigfried von Mainz als Legaten des apostolischen Stuhles vollzogen. Hier schon nahm Friedrich das Kreuz und nach seiner Aufforderung thaten viele der Fürsten das Gleiche. In demselben Jahre noch versammelte Papst Innozenz, von Erfolg zu Erfolg schreitend, im Lateran ein Konzil, das ganz ungewöhnlich zahlreich — man zählte allein vierhundert Bischöfe — besucht war. Die Absetzung Ottos und die Anerkennung Friedrichs ward hier aufs neue bestätigt: alsdann wandte sich die große Versammlung, während sie zugleich wichtige

Festsetzungen in Hinsicht auf Verfassung und Disziplin der Kirche traf, den Vorbereitungen des neuen Kreuzzuges zu, der, diesmal ganz unter päpstlichen Auspicien, in der ganzen ersten Zeit der Regierung Friedrichs den Mittelpunkt zu bilden scheint, um den alles sich drehte. In der That erneuerte sich die Bewegung mit einer ganz auffallenden Stärke im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts: bei näherer Betrachtung sieht man freilich, daß in dieser Neubelebung schon etwas Künstliches, Gemachtes, vor allem viel Politisches liegt, und daß die Kirche und ihr Oberhaupt Innozenz ihre ganz besonderen Gründe hatten, an die Durchführung des Gedankens, der hundert Jahre früher eine so naturwüchsige Begeisterung hervorgerufen hatte, ihre ganze Kraft zu setzen.

Dem war in der That so: die Autorität der Kirche war zu einem guten Teile vom Gelingen der Wiedereroberung des heiligen Landes abhängig. Denn neben der wachsenden Gleichgültigkeit unter den höheren Ständen, welche sich von diesen frommen Unternehmungen abwandten oder andere fremdartige ungeistliche Beweggründe in dieselben hineintrugen, trat ein neues Unheil mit stets zunehmender Stärke in den Gesichtskreis der kirchlichen und weltlichen Gewalten: die Ketzerei. Kreuzzugsbegeisterung angefacht.

Vereinzelt hatte sich Gegensatz und Feindschaft wider die herrschende Kirche und ihre Lehre immer gefunden und die ältesten dieser Ketzereien knüpfen schon an die Differenz zwischen den Aposteln Petrus und Paulus an, von welcher die heilige Schrift selbst berichtet. Der Haß gegen den ersteren charakterisiert die Sekte der Paulicianer, welche im siebenten Jahrhundert auftauchend, den Sakramenten nur eine geistige Bedeutung zuschrieben und in manichäisch-gnostischer Weise einen guten Gott und einen bösen Gott, ein Reich des guten Gottes und des bösen Gottes unterschieden. Ideen dieser Art wucherten in der Slavenwelt der unteren Donaugebiete weiter: das französische Schimpfwort Bougre, Bulgare, Ketzer, weist auf diesen Zusammenhang hin. Schon im Anfang des elften Jahrhunderts war der Same dieser Lehren in derselben geheimnisvollen Weise, wie die Keime ansteckender Krankheiten, nach Italien und dem südlichen Frankreich verschleppt worden. Die große Reformbewegung in der Kirche, welche das elfte Jahrhundert erfüllte, und die stürmische Begeisterung der Kreuzzüge drängte sie etwas in den Hintergrund: aber bald führte der lebhafte Verkehr mit dem Osten und vor allem die Wahrnehmung, daß in der angeblich reformierten Kirche, die mittlerweile zur Herrschaft gekommen war, alle jene Laster und Sünden, die Simonie, der Nikolaismus, gegen welche die Eiferer von Clugny zu Felde gezogen waren, größere Verbreitung als jemals zuvor gefunden und nur etwa die Form gewechselt hatten, diesen Anschauungen neue Nahrung zu. Die Sekte der Katharer, der Reinen, welche im zwölften Jahrhundert im südlichen Frankreich sich ausbreitete, hat dem ganzen Ketzerwesen den Namen gegeben. Ihr Mittelpunkt war Toulouse; bei dem dort weitverbreiteten Haß gegen den Klerus machten sie in diesen südlichen Landschaften Provence, Guienne, Languedoc, Gascogne, große Fortschritte. Auf den Schlössern der Barone predigten sie ihre seltsame Lehre vom Fall der Seelen, vom guten und bösen Gott: was ihrer spiritualistischen Auffassung entgegen war, z. B. die Bücher Mose, schrieben sie ohne Bedenken dem letzteren zu und mit derselben Willkür, mit welcher die Kirche in ihrem Sinne verfuhr, deuteten auch sie die Stellen der heiligen Schrift in dem ihrigen: die Worte Jesu bei Johannes: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen“ z. B. galten ihnen für Die Häretiker.

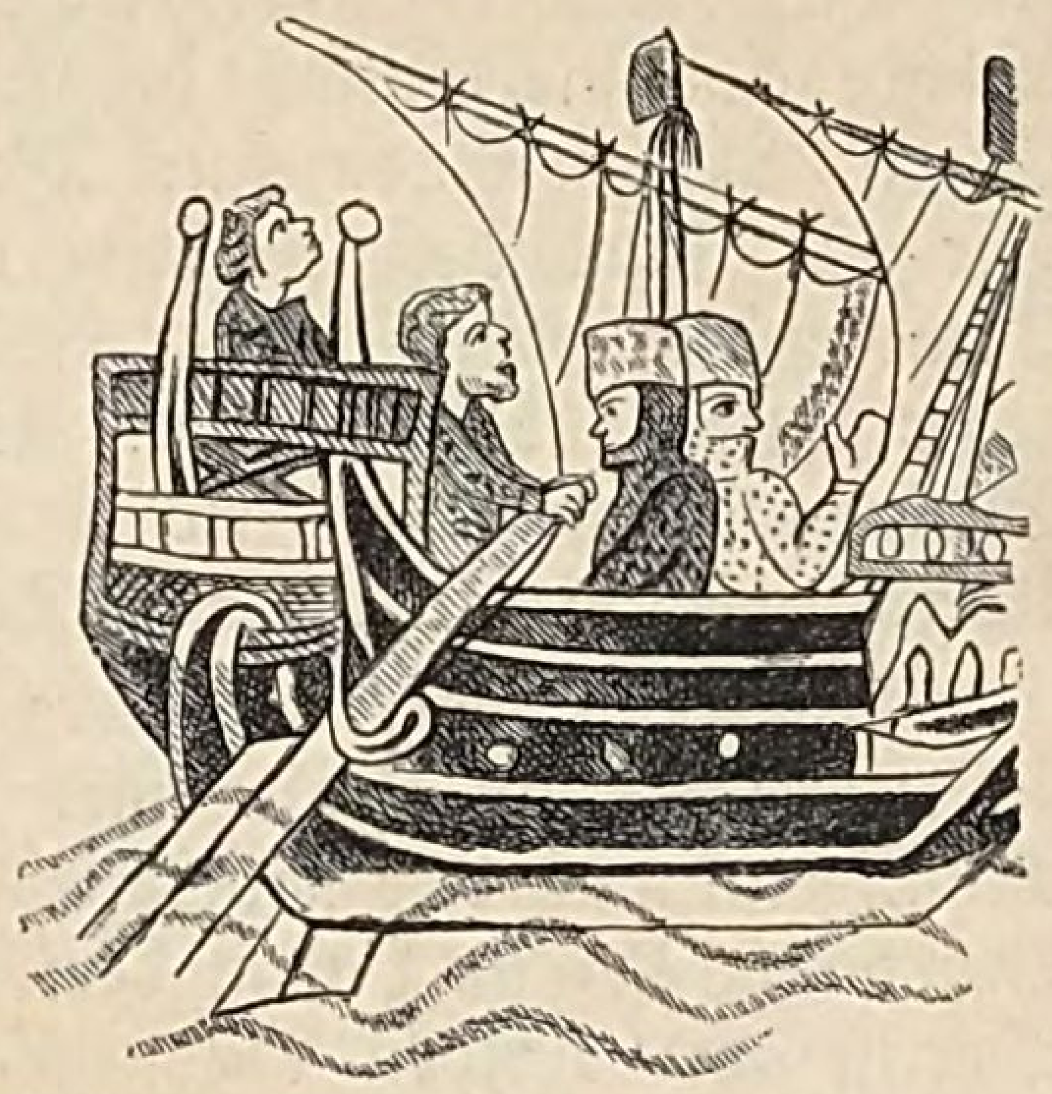
einen vollen Beweis ihrer Auffassung, nach welcher die Menschheit Christi nur ein angenommener Schein gewesen war. Sie waren Vegetarianer: unter den sieben Todsünden, welche sie annahmen, war auch der Genuß von Fleischnahrung; die Ehe verwarfen sie; in ihre Gemeinschaft aufgenommen wurde man durch die Geistestaufe, das consolamentum, welches in einfacher Handauflegung bestand. Sie hatten eine Art von Oberbischof, welcher ihre einzelnen Gemeinden inspizierte, und aus dem Jahre 1167 wird gemeldet, daß sie zu St. Felix de Caraman bei Toulouse ein förmliches Konzil gehalten hätten. Der schlichten und tiefen Wahrheit biblischen Christentums näher standen die Waldenser, eine ums Jahr 1170 von einem Kaufmann zu Lyon, Pierre de Vaux, Petrus Waldus, gestiftete Sekte: nach dem Wort der Schrift vom reichen Jüngling verteilte er, was er hatte, an die Armen und predigte. Vor diesem, dem Urchristentum der ersten Jünger und der ältesten Gemeinde zustrebenden, Idealismus verschwanden die Mittelmächte, welche die Kirche zwischen der einzelnen Menschenseele und der Gottheit aufgerichtet hatte: keine Fürbitte der Heiligen, keine Absolution durch die Priester; die Lüge war ihnen Todsünde, Eidschwur und Blutvergießen verboten. Der korrumpierten sichtbaren Kirche mit dem Papste an der Spitze stellten sie eine unsichtbare gegenüber und in ihrer eignen Mitte unterschieden sie die einfachen Gläubigen und die Vollkommenen, die ehelos und arm wie die Apostel nur der Nachfolge Christi lebten. Es hatte anfangs den Anschein, als könnten sie in der Kirche bleiben, aber bald war klar, daß sie von allen die Gefährlichsten waren, weil sie am meisten recht hatten: in ihnen vor allen erkannte der Scharfsinn Innozenz' III. die Füchse, welche den Weinberg des Herrn verwüsteten. An der gefährlichsten Stelle, wo sie Gallien, Spanien und Italien zugleich bedrohten, im südlichen Frankreich um die Stadt Albi, die ihnen den Namen Albigenser schuf, waren sie zahlreich; die alte satirische Ader und die Lebenslust der Provençalen verband sich mit der reformatorischen Strenge zu einer sehr intensiven Opposition gegen die entartete verweltlichte Kirche; ihr besonderer Gönner, wie sie denn auch sonst unter den Großen des Landes viele Anhänger hatten, war der mächtige Graf von Toulouse, Raimund VI.

Innozenz und die transmarine Kirche.

Noch aber stand das Schicksal des heiligen Landes, das man zum größten Teil an den äußeren Feind, die Muhamedaner verloren hatte, im Vordergrunde des Interesses bei den Häuptern der Kirche, und kaum hatte Innozenz sein Regiment angetreten, als er mit vollem Eifer das Werk in seine Hand nahm, an dessen Durchführung Heinrich VI. durch einen unzeitigen Tod gehindert worden war. Er, der Papst, trat jetzt einen Augenblick in die Herrscherstellung des mächtigen Kaisers ein. Das Ziel, dem dieses Priestertum seit lange und dieser sein größter Vertreter mit vollem Bewußtsein zustrebte, schien oder war erreicht. Seine Mahnschreiben gingen in alle Welt, Deutschland und Frankreich, England, Schottland, Italien, Ungarn, und unter seinen Kreuzpredigern trat vor allem ein Pfarrer Fulko von Neuilly hervor, der nicht aufhören konnte, aus seinem Gewande die Kreuze zu schneiden, mit denen er die zudrängende Menge für das heilige Unternehmen bezeichnete. In der That legten auch viele vom Ritter- und Herrenstande das Wallfahrtsgelübde ab. Von Venedig aus sollte der Zug von statten gehen, zu welchem Zwecke die Führer sich mit dem Dogen Heinrich Dandolo ins Einvernehmen setzten.

Der vierte Kreuzzug.

Allein aus diesem sogenannten vierten Kreuzzuge wurde eine Expedition sehr weltlicher Art. Während einzelne Begeisterte und Scharen von solchen aus den flandrischen Häfen, aus Marseille, aus Genua nach Syrien eilten, sammelte sich die Menge der französischen Kreuzfahrer während der Sommermonate 1202 auf venetianischem Gebiet: zu ihrem Führer hatten sie den Markgrafen Bonifacius von Montferrat erwählt. Allein, da sie ihre pekuniären Verpflichtungen den Venetianern gegenüber, welche das Geschäft der Überfahrt nicht umsonst thun konnten noch wollten, nur ungenügend zu erfüllen vermochten, so kam der Doge Heinrich Dandolo, ein Mann, dem der Vorteil seiner Stadt über alles ging und der in seinem langen Leben — er hatte bei ungeschwächter Geisteskraft schon das neunzigste Jahr erreicht oder überschritten — gelernt haben mochte, daß auch anderswo hinter den großen Ideen oder Worten die praktischen Interessen standen, auf den Gedanken, die Pilger ihre Schuld abverdienen zu lassen, und so eroberte er denn mit ihrer Kraft die dalmatische Stadt Zara, welche durch Seeraub seiner Stadt unbequem geworden war (1202). Der Bann, welchen Innozenz wegen dieser, dem Gedanken eines Kreuzzugs gar sehr widerstreitenden Vergewaltigung einer christlichen Stadt durch Christen aussprach, war nicht sehr ernstlich gemeint und er fiel jedenfalls wirkungslos zu Boden: völlig aber gewannen die weltlichen Beweggründe die Oberhand, als Gesandte des deutschen Königs die Hilfe der Kreuzfahrerflotte im Interesse des griechischen Prinzen Alexius Angelus und seines Vaters Isaak in Anspruch nahmen, der durch seinen Bruder Alexius III. gestürzt worden war. Eine große Aussicht eröffnete sich dem patriotischen Ehrgeize des venetianischen Staatsmanns: ein Unternehmen auf das griechische Reich, das in diesem Augenblicke in einem Zustand großer Zerrüttung war. Er fand die Stimmung in dem Pilgerheer günstig, denn bei sehr vielen überwog die Lust zu ritterlichen und gewinnbringenden Abenteuern weit den frommen Eifer um das gelobte Land, der doch am letzten Ende, wie man sich einreden konnte, auch nicht zu kurz kam, wenn an der Stelle der Herrschaft der treulosen Griechen ein fränkisches Regiment aufgerichtet war: und selbst die strengkirchlichen Gemüter konnte man mit der Aussicht beschwichtigen, daß auf diesem Wege die orientalische Kirche zum Gehorsam unter den Stuhl Petri gebracht werden könnte. Die Flotte fuhr ab, etwa vierzigtausend Mann stark war das Heer, Ende Juni 1203 fuhr sie in den Bosporus ein; in der Mitte des Juli gelang ein Angriff auf die Stadt, aus der Alexius III. entwich, während der blinde Isaak wieder auf den Thron gehoben und sein Sohn, Alexius IV., als Mitkaiser angenommen wurde. Das fränkische Heer bezog ein Lager bei Pera und wartete der Erfüllung der Versprechungen, welche der junge Cäsar einst bei Zara gemacht hatte. Allein dieser hatte mehr versprochen, als er halten konnte. Er konnte die ungemein große Geldsumme, die



Überfahrt von Rittern auf genuesischen Galeeren nach dem gelobten Lande. (Im Jahre 1187.)

Gleichzeitige Abbildung aus den Jahrbüchern von Genua.

er dem fränkischen Heere schuldete, nicht zusammenbringen und von einer Unterwerfung unter den Papst von Rom wollte die Bevölkerung nichts wissen. So trat im November 1203 von neuem der Kriegszustand ein und im Januar 1204 brachte eine Revolution in Konstantinopel einen entfernten Verwandten der Angeli, Murzuphlus, einen Mann von Einsicht und Energie, an die Spitze. Der alte Isaak Angelus starb unter diesen Wirren, Alexius IV. ward von den Dienern des neuen Kaisers, der sich den fünften Alexius nannte, erwürgt: und dieser letztere, *Alexius V.*, leistete mit Zusammenraffung aller Kräfte einen Widerstand, der indes, wo er auf das offene Feld sich wagte, nur die große Überlegenheit der ritterlichen Tapferkeit des Westens bewies.

Konstantinopel erobert. 1204. Lateinisches Kaisertum.

Noch im Lager bei Pera wurde die große Beute, die man zu machen hoffte, verteilt in Kraft eines Vertrags, den der Doge mit Bonifacius von Montferrat und den namhaftesten der übrigen Führer schloß. Die Flotte der Venetianer lag im Hafen, dem goldenen Horn, das Heer ward übergesetzt; der Angriff am 9. April aber endigte mit einer Niederlage für die Stürmenden. Am 12. ward er erneuert und er gelang: einem französischen Ritter von mächtiger Gestalt, der den Namen Peter von Amiens trug, gelang es, ein Thor zu sprengen, durch welches die Menge der Franken hereinflutete. Während der Nacht wurde in der Sophienkirche ein neuer Kaiser bestimmt, Alexius III. Schwiegersohn *Theodor Laskaris*; allein dieser überzeugte sich von der Unmöglichkeit ferneren Widerstands und rettete sich nach der asiatischen Seite hinüber. Vergebens suchten am 13. die Fürsten dem zügellosen Plündern und Morden in der nun wehrlos gewordenen Stadt Einhalt zu thun. Als die Rache sich gesättigt hatte, schritt man zur Einrichtung des eroberten Reichs. Am 9. Mai 1204 wurde der Graf *Balduin* von Flandern von den Wahlherren einstimmig zum Kaiser des neuen *Reichs Romania* gewählt; sein Nebenbuhler, Bonifacius von Montferrat, begnügte sich mit einem *Königtum Thessalonich*. Ein römisch-katholischer Patriarch ward gewählt; die Beute an Land und Gut wurde zu gleichen Hälften an die Republik Venedig und an die Teilnehmer des Kreuzzugs verteilt, die dann dem neuen Kaiser zu bestimmten



Lehensdiensten verpflichtet blieben. So war dieses lateinische Kaiserreich die schlechte Nachahmung eines schlechten Originals, des Königreichs Jerusalem und der ersten Frankenherrschaft im Osten vom Jahre 1099, und schneller noch als dieses sollte es seiner eigenen Schwäche erliegen.

Von einer Unterstützung, welche von hier aus der Christenherrschaft im heiligen Lande zu gute gekommen wäre, konnte keine Rede sein, da das neue Reich die größte Mühe hatte, sich gegen alte Feinde des byzantinischen Reichs wie die Bulgaren, gegen den tiefen Haß der einheimischen Bevölkerung und gegen die gestürzte Dynastie, welche sich in unmittelbarer Nähe, zu Nicäa festsetzte, zu behaupten. Dieser Zweck, die Rückeroberung des heiligen Landes, soweit er überhaupt ernstlich ins Auge gefaßt worden, war gänzlich verfehlt, man konnte hier nur sehr uneigentlich von einem Kreuzzuge sprechen: die Idee der Wiedereroberung des heiligen Landes und seiner heiligen Stadt aber ward von dem führenden Staatsmann der Zeit, dem Papst Innozenz III. mit Energie festgehalten, und die drei ersten Jahrzehnte des dreizehnten Jahrhunderts waren ganz mit Kreuzzugsgedanken erfüllt: charakteristisch für diese Zeitstimmung sind die beiden Ausartungen, welche diese kurze und mehr oder weniger künstliche zweite Blüte der Kreuzzugsideen hervorrief — der Kinderkreuzzug im Jahre 1212 und der gleichzeitige erste Kreuzzug gegen die Ketzer. Kinderkreuzzug.

Der Schauplatz beider war das südliche Frankreich. Die flammenden Worte einzelner eifrigen Prediger, gegen welche die Erwachsenen und die höheren Stände mehr und mehr sich abstumpften, fielen zündend in einige kindliche Gemüter, deren Begeisterung sich rasch nach allen Seiten hin widerstandslos mitteilte. Bald rotteten sich große Scharen von Knaben und Mädchen zusammen, die von dem frommen Wahne erfüllt waren, daß nach der Verheißung der Schrift ihnen, den Unmündigen, die Wiedergewinnung des heiligen Landes beschieden sei, und die nun von einigen närrischen Mönchen geführt dem Meere zu, nach Marseille strebten, um von da die Fahrt nach dem Morgenlande anzutreten. Die kirchlichen Gewalten hielten sich zweideutig, wie sie in der Regel bei solchen Schwarmgeistereien thun: die Bewegung selbst war ihnen für ihre Zwecke willkommen und die Möglichkeit, daß Gott hier vielleicht wirklich durch die Unmündigen sich einen Ruhm zurichten wolle, mochten sie nicht leugnen, weil sie an solche Möglichkeiten glaubten. Sie schritten also nicht ein und ließen das Unheil bis zu einer Höhe anwachsen, wo sie es nicht mehr hemmen konnten, selbst wenn sie gewollt hätten. Den unglücklichen Knaben- und Mädchenschwärmen, die bis zu einer Menge von vielen Tausenden anschwollen, hängten sich liederliches Gesindel und gewissenlose Sklavenhändler und Sklavenfänger an; ein Teil kam wirklich bis nach Brundusium, geführt von einem Knaben aus niederrheinischem Land; dort ließ der Bischof verständigerweise sie nicht weiter. Andre gingen in Genua zu Schiff und wurden in die Sklaverei verkauft: das Bild des Jammers und Elends im einzelnen, dem diese bedauernswertesten Opfer einer schon nicht mehr aufrichtigen, schon mehr pfäffischen und politischen, als kirchlichen geschweige christlichen Bewegung anheimfielen, mag man sich nicht ausdenken.

Ketzerkreuzzug.

Um dieselbe Zeit war ein Kreuzzug im Gange, bei welchem reiche Beute und alle Gnaden, die sonst an die Fahrt übers Meer geknüpft waren, mit kurzem Kriegsdienst in der Nähe erlangt werden konnten. Einer der Missionare, welche in das von der albigensischen Ketzerei infizierte Gebiet der Grafschaft Toulouse gesandt worden, Pierre von Castelnau, wurde von einem Dienstmann des Grafen Raimund von Toulouse ermordet, welcher letztere dem Papste längst verdächtig war, weil er fleißige und harmlose Unterthanen nicht mißhandelte und von andern nicht mißhandeln lassen wollte. Das Kreuz ward gegen die Häretiker gepredigt und ein zahlreiches Heer sammelte sich zu Lyon (1209), an dessen Spitze ein glaubenseifriger Baron, der Graf **Simon von Montfort**, und ein fanatischer Mönch, der Abt von Citeaux Arnold als päpstlicher Legat standen. Die erste größere Waffenthat in diesem Krieg war die Erstürmung von Beziers, der Hauptstadt des Vizekomitates gleichen Namens, bei welcher in einem schonungslosen Blutbad nicht weniger als zwanzigtausend Menschen erschlagen worden sein sollen. Die Skrupel, welche in der schönen biblischen Erzählung Abraham hinsichtlich der Bevölkerung von Sodom hegte, ob nicht vielleicht fünfzig oder dreißig oder zehn Gerechte in ihr gefunden werden möchten, um deren willen man dem Orte vergeben könnte, schlug bei diesem Strafgericht, wie erzählt wird, der päpstliche Legat mit dem brutalen Worte nieder, der Herr werde die Seinen schon kennen und retten, sie sollten nur fortfahren zu töten. Der Krieg, ein wilder Vertilgungs- und Plünderungskrieg im reichen Lande, dauerte längere Zeit. Der Graf von Toulouse ließ sich zu Unterhandlungen verleiten: aber die Bedingungen, welche ihm zu Arles, 1211, vorgelegt wurden, waren so ausschweifend, daß er wieder zu den Waffen griff. Bei Muret, südwestlich von Toulouse an der Garonne, wagte er mit seinem Verbündeten, Peter III., König von Aragonien, in demselben Jahre, in dem die Entscheidung bei Bouvines fiel, gegen seinen Hauptwidersacher, Simon von Montfort, eine Schlacht, die er verlor (1214). Die in diesem Kreuzzuge eroberten Länder wurden diesem, dem Grafen Simon, dem populären Führer bei diesem der Kirche so wohlgefälligen Werke zugesprochen: doch war die Ruhe noch lange nicht hergestellt und erst nach neuen Wechselfällen trat des Grafen Simon Sohn seine Ansprüche an die französische Krone ab, mit deren Besitz das Land im Jahre 1249 vereinigt wurde.

Die Bettelorden.

Während dieser Kämpfe und inmitten der Anstrengungen, den wirklichen und allgemeinen Kreuzzug endlich ins Werk zu setzen, starb Innozenz III., erst vierundfünfzig Jahre alt, zu Perugia (1216): in der Fülle seiner Macht, an der Spitze der Kirche, deren Dogmen und deren Verfassung er so eben durch das lateranische Konzil zu einer Art Abschluß gebracht hatte — ein Statthalter nicht mehr des Petrus sondern Christi und Gottes, denn er scheint zuerst mit dieser ungeheuerlichen Fiktion einer irdischen Stellvertretung Gottes Ernst gemacht zu haben. Der Greis, der ihm folgte, **Honorius III.**, war nicht minder eifrig in seiner kirchlichen Gesinnung. Eine der ersten Handlungen seines geistlichen Regiments war die Bestätigung des einen der beiden neuen Orden, welche für die etwas künstliche, um nicht zu sagen krankhafte religiöse Erregung dieser Zeit so bezeichnend sind, des **Ordens der Dominikaner**, welcher einige Jahre später die des andern, der **Franziskaner**, folgte. Von diesen waren die



Francesco von Assisi predigt vor Papst Honorius III.
Freskogemälde von Giotto (geb. 1276) in der Kirche St. Francesco zu Assisi.

ersteren, die Dominikaner, in unmittelbarer Bekämpfung der Ketzerei erwachsen: ihr Stifter Domingo Guzman, ein Geistlicher aus vornehmem kastilianischem Hause, zog im südlichen Frankreich umher, um dort Ketzer zu bekehren: auch fortan blieb die Glaubenspredigt das vornehmste Geschäft dieser Predigermönche, und ein neuer Auftrag, die Inquisition, das Aufspüren der letzten Herde der ketzerischen Ansteckung, der einer sehr weitgehenden Entwickelung fähig war, wurde ihnen gegeben, und bestimmte ihre Eigentümlichkeit gegenüber andern mönchischen Genossenschaften. Das Gebot vollkommener Armut, welches den neuen Vereinen den Namen der Bettelorden geschaffen hat, nahmen die Dominikaner von den Franziskanern herüber, deren Orden gleichfalls, aber in feinerer Weise, der Ketzerei entgegentrat. Dieselbe Opposition, welche die Wal-

denser gegen die Verweltlichung der Kirche erhoben, verwandelte sich bei den Nachfolgern und Jüngern des heiligen Franziskus unvermerkt in eine Kraft im Dienst der Kirche. Francesco, der Sohn eines reichen Kaufmanns zu Assisi in der Diözese Perugia, nahm seinen Ausgangspunkt wie Petrus Waldus von dem Gebot evangelischer Armut: „umsonst habt ihr es empfangen", spricht Christus zu den Jüngern, die er aussendet ohne Geld im Gürtel, ohne Ranzen, ohne Schuhe, ohne Stab — „umsonst gebt es auch"; er machte Ernst mit dem, was die notwendige Folge der kirchlichen Lehre von dem Unwert dieser irdischen Welt und ihrer Güter war. So sammelte er Gleichgesinnte um sich, denen er eine aus Sprüchen der Bergpredigt zusammengesetzte Lebensordnung gab. In braunen, mit dem Strick gegürteten Kutten, der Tracht der niedern Volksklasse jener Gegend, zogen sie umher, predigend, den dürftigen Lebensunterhalt sich erbettelnd: Honorius gab diesen Fratres minores, diesen geringen Brüdern oder Minoriten, das Recht überall zu predigen und Beichte zu hören, und so gewannen diese beiden Orden, welche durch ihr strenges Armutsgelübde mitten im Volke standen, binnen kurzer Zeit eine ungeheure Macht. Als eine dienstwillige, mit keinem Besitz beschwerte, schlagfertige Miliz standen sie dem päpstlichen Stuhle zur Verfügung, der sehr bald in die Lage kommen sollte, sich ihrer im Kampfe gegen die weltliche Macht des Kaisertums, den Staat, zu bedienen.

Neuer Kreuzzug; Vorbereitungen. Mißerfolge im Osten.

Den sofortigen allgemeinen Kreuzzug, den er wünschte, brachte auch Honorius nicht zu stande. Im Jahre 1217 führte König Andreas von Ungarn (seit 1205) einen großen Pilgerzug von Spalatro nach Akkon; im folgenden Jahre landete eine ansehnliche Flotte, dreihundert oder hundertachtzig Schiffe, Rheinländer und Friesen, die von Köln abgefahren schon auf dem Wege gegen die Mauren der pyrenäischen Halbinsel die Kraft ihres Gelübdes erprobt hatten, in Palästina; gestützt auf diese wie auf andre, unaufhörlich in größeren oder kleineren Abteilungen zufließenden Verstärkungen beschlossen die Großmeister der drei Ritterorden und Johann von Brienne, welcher den Titel eines Königs von Jerusalem führte, die Eroberung von Ägypten zu versuchen, geleitet von der richtigen Erkenntnis, daß ein sicherer Besitz von Syrien ohne eine gleichzeitige gesicherte Stellung in Ägypten nicht möglich sei. Sie legten sich vor Damieta oder Damiette, an einem der östlichen Nilarme, zu langer Belagerung (1218). Ägypten war in den Händen des Eyubiden Al Kamil, eines Neffen des großen Saladin; die Stadt verteidigte sich tapfer und ward dabei durch die wechselnden Verhältnisse in dem christlichen Heere, das unberechenbare Ab- und Zuströmen der Pilgerscharen unterstützt, das keine rechte Leitung möglich machte; endlich, im November 1219, war die Stadt in den Händen der Christen. Aber dieses Glück war von kurzer Dauer. Al Kamil bot Frieden; er bot Jerusalem gegen Damiette. Aber an der Spitze der christlichen Streitmacht stand einer jener geistlichen Dilettanten, welche bei den Kreuzzügen eine so große Rolle spielten, der päpstliche Legat Kardinal Pelagius, und dieser wies das Anerbieten hochmütig zurück. Keck war ihr Heer am Nil aufwärts gezogen, bis es, schlecht geführt, von zwei Feinden, dem überflutenden durch künstliche Stauungen noch verderblicher andringenden Nil und einem großen Feindesheer zugleich bedrängt froh sein mußte, in Al Kamil einen Feind zu finden, der klug und großherzig genug war, ihnen einen Vertrag zu gewähren, nach welchem Damiette und ganz Ägypten geräumt und ein Friede aufgerichtet wurde, der

innerhalb der nächsten acht Jahre nur von einem der gekrönten Häupter der westlichen Länder, einem König, der selbst nach Palästina käme, gekündigt werden dürfe (1221).

Friedrich und der Papst.

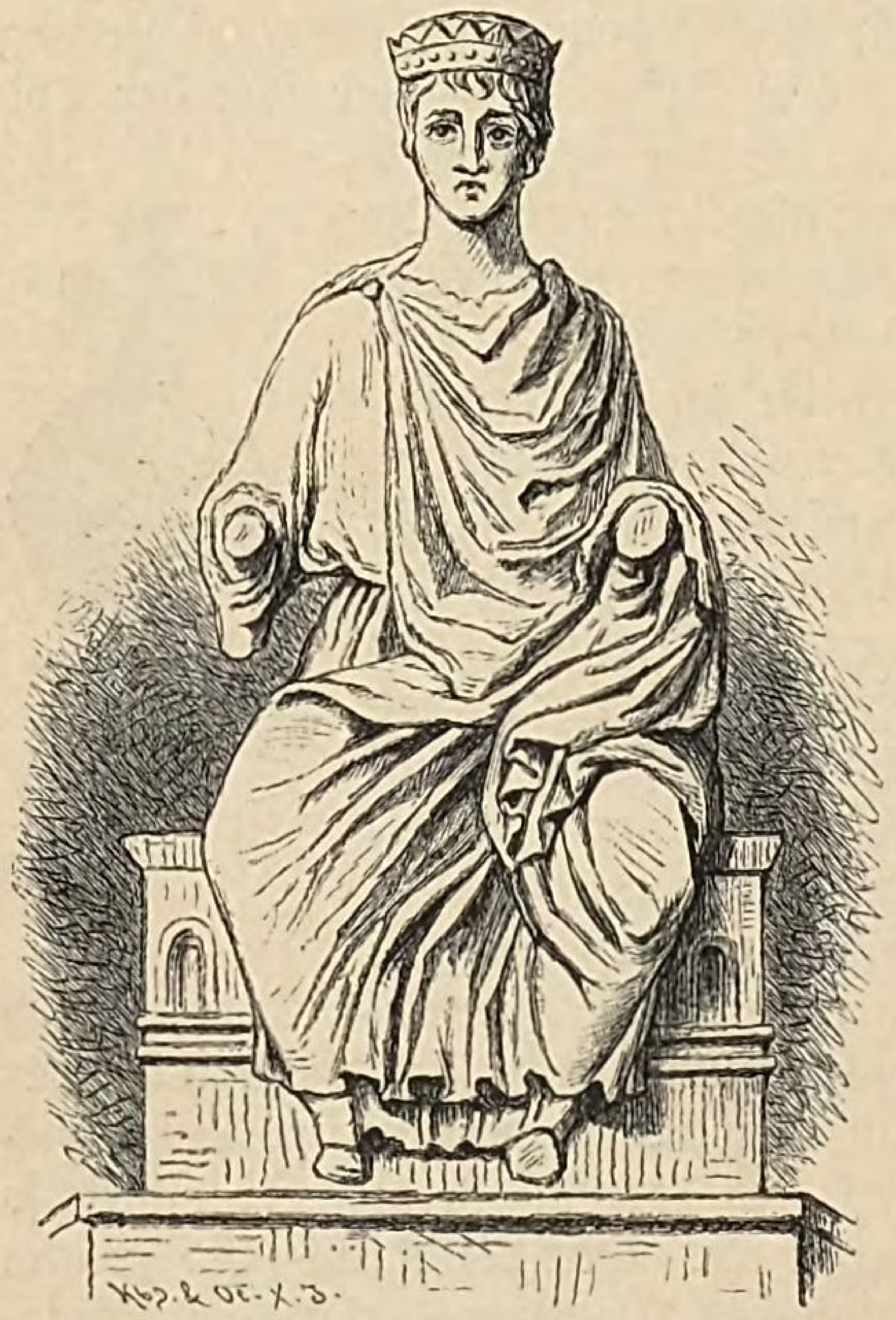
Es leuchtet ein, daß nach diesem Mißerfolg und diesem Vertrage sich alle Blicke mehr noch als zuvor auf den ersten und mächtigsten dieser gekrönten Könige, Friedrich II., richteten, und daß in den eifrig-kirchlichen Kreisen der Groll über sein Zögern wuchs, dem man jenen Mißerfolg hauptsächlich zuschrieb. Für ein unbefangenes Urteil, wie es in späterer Zeit, als man die unwahre Unterscheidung geistlicher und weltlicher Pflichten überwunden hatte, möglich geworden ist, hätte es sich freilich von selbst verstanden, daß für einen Herrscher in der Lage Friedrichs die nächste Pflicht, die Ordnung der seiner Regierung befohlenen Länder, auch die heiligste war. Im Jahre 1218 gab ihm der Tod Ottos IV. einige Freiheit des Handelns: zu Goslar überlieferte ihm Pfalzgraf Heinrich, Ottos Bruder, die Reichsinsignien. Die Verhandlungen über die Kaiserkrönung begannen. In einer Urkunde zu Straßburg im Jahre 1216 hatte Friedrich dem Papst Innozenz gelobt, daß er sofort nach Erlangung der imperialen Krone seinen Sohn Heinrich emanzipieren, ihm das Königreich Sizilien als ein Lehen der römischen Kirche — so wie er selbst es jetzt habe — übergeben und einen Regenten während dessen Minderjährigkeit nach dem Wohlgefallen des Papstes bestellen werde. Er erneuerte dieses Versprechen, das für die Kurie eine Lebensfrage war, dem neuen Papst Honorius III. zu Hagenau (1220), ließ aber diesem keinen Zweifel, daß er eine Abänderung des Abkommens zu seinen gunsten von Honorius' „Paternität“, seiner väterlichen Güte erwarte: im gleichen Jahre erlangte er zu Frankfurt die Wahl Heinrichs, dem er früh die schwäbische Herzogswürde übertragen hatte, zum König: das Imperium aber und das Königreich Sizilien sollten getrennt bleiben. Diesem seinem Sohne gab er den Erzbischof Engelbert von Köln zum Gubernator und Berater: er richtete so eine Regierung für die Dauer seiner Abwesenheit ein. Mit Nachdruck wies er dem Papst gegenüber jeden Gedanken einer Union des Imperiums mit dem Königreich Sizilien von sich, und auch mit dem Kreuzzug schien es jetzt Ernst werden zu sollen. Aber Friedrich besaß für die großen Zusammenhänge seiner Stellung ein angebornes diplomatisches und staatsmännisches Talent, und er hatte früh eine gute Schule der Verstellung durchgemacht. Er begab sich nach Italien, wurde im November jenes Jahres mit seiner Gemahlin Konstantia zu Rom gekrönt, und erneuerte das Kreuzzugsgelöbnis; der Papst ließ sich beschwichtigen, um so mehr als Friedrich den geistlichen Gerichten den weltlichen Arm wider die Ketzer bereitwillig zur Verfügung stellte. Er schickte Verstärkungen nach Ägypten, die eben im Augenblick der Katastrophe am Nil anlangten, und begab sich nach dem sizilischen Königreich, wo er die gänzlich zerrüttete Ordnung mit kräftiger Hand herstellte, durchgreifende Reformen und Organisationen ins Werk setzte oder vorbereitete und mit Eifer Geld für den Kreuzzug erheben ließ. Der Papst wurde ungeduldig: indes wenigstens in Sizilien, wenn auch noch nicht in Palästina oder Ägypten, bekämpfte Friedrich die Sarazenen und im folgenden Jahre 1223 gab er eine Art Bürgschaft für den Ernst seiner



Reichsapfel. Aus den Krönungsinsignien des h. r. Reichs, jetzt in der k. k. Schatzkammer zu Wien.

Kreuzzugsabsichten, indem er sich, da Konstantia im Jahre 1222 gestorben war, mit der Tochter des Königs Johann von Jerusalem, Isabella, verlobte.

Aufs neue wurden nun Fürsten und Völker in England, in Frankreich, in Deutschland mit Kreuzpredigten bestürmt; hier in Deutschland wirkte in Friedrichs Auftrage sein Freund, der Großmeister des deutschen Ordens Hermann von Salza für die Sache: auch war es diesmal des Kaisers Schuld schwerlich, wenn er den Zug nicht sofort antrat, der schließlich doch in seinem eigenen Interesse lag. Der Papst selbst schien dies anzuerkennen, denn im Jahre 1225 traf er zu San Germano ein Abkommen mit Friedrich, welches den Aufbruch auf das Jahr 1227 als den spätesten Termin festsetzte; wo nicht, so war er selbst und sein Land der Exkommunikation verfallen: denn längst schon war jene heillose und widerchristliche Maßregel geläufig, durch welche das Volk mit Entziehung der kirchlichen Segnungen bestraft wurde, wo sein Herrscher das Mißfallen des Papstes sich zugezogen hatte. Die nächsten Jahre brachte Friedrich ohne Unterbrechung in Italien zu. Es gelang ihm in seinem sizilischen Reiche eine durchgreifende Autorität zu gewinnen und der feudalen Anarchie einen wirksamen Verwaltungsmechanismus und eine geordnete Beamtenhierarchie entgegenzustellen; und im Jahre 1226 glaubte er sich stark genug, auch in der Lombardei den machtvoll entwickelten städtischen Autonomien gegenüber als Kaiser aufzutreten. In Deutschland war mittlerweile der Erzbischof Engelbert von Köln, welcher dem König Heinrich zur Seite gegeben war, von seinem eignen Verwandten, einem Grafen Friedrich von Isenburg, in der Nähe von Schwelm ermordet worden (1225): an seiner Stelle übernahm Herzog Ludwig von Bayern das wenig dankbare Geschäft, den eigenwilligen, launischen, ausschweifenden jungen Mann zu zügeln, der auf ähnliche Bahnen wie einst Heinrich IV. in seinen jungen Jahren geraten war; wie dieser war er gegen seinen Willen (seit 1225) — mit einer österreichischen Prinzessin — vermählt worden. Der Kaiser befahl ihm von Ravenna aus, ihm aus Deutschland eine Streitmacht zuzuführen. Aber die Veronesen und ihre Verbündeten hinderten den jungen König an weiterem Vorrücken; er kehrte nach Deutschland zurück, und Friedrich, der den Rechtsboden des Konstanzer Friedens gegen sich hatte und für einen so schwierigen Kampf, namentlich so lange die Verpflichtung zum Kreuzzug nicht abgelöst war, nicht die Kräfte besaß, zog es vor, die Vermittlung des Papstes anzunehmen,



Statue Friedrichs II.,
welche bis vor einigen Jahrzehnten am römischen Thore von Capua stand, dann herabgestürzt wurde und sich jetzt verstümmelt im Museum zu Capua befindet.

der dann auch einen Vergleich herbeiführte (1227). Friedrich hatte gehofft, unter dem Vorwande des Kreuzzugs und der Ausrottung der Ketzerei in der Lombardei seine Autorität zu stärken: der Vergleich aber verpflichtete die Städte nur, vierhundert Ritter zum Heere des Kaisers zu stellen und Frieden unter einander zu halten.

Gregor IX. und der Kaiser.

Im März des Jahres 1227 starb Honorius. Sein Nachfolger Gregor IX. ein achtzigjähriger Greis betrieb mit der größten Leidenschaft den Kreuzzug und drängte den Kaiser, der im Jahre 1225 seine Vermählung mit der Erbin von Jerusalem vollzogen hatte, vorwärts. In der That war derselbe jetzt bereit. In großen Scharen sammelten sich in den Frühlings- und Sommermonaten die Pilger, Deutsche zumeist und Italiener, an dem Einschiffungsorte, in der Umgebung von Brundusium. Aber dasselbe Mißgeschick wie bei allen diesen Expeditionen, bei denen die Heiligkeit der Sache der Leichtfertigkeit, Fahrlässigkeit, Gewissenlosigkeit in der Ausführung gleichsam im voraus Absolution erteilte, waltete auch hier: eine regelmäßige ausreichende Verpflegung der zuströmenden, häufig genug wohl sehr ungenügend ausgestatteten Massen war unmöglich; man mußte sie der Sommerhitze und allen Zufällen überlassen und so lichteten bald ansteckende Krankheiten ihre Reihen. Gleichwohl fuhr Anfang September die Hauptmasse des Heeres auf einer ansehnlichen Flotte ab. Einige Tage später folgte der Kaiser, mit ihm der Landgraf Ludwig von Thüringen. Sie waren nur wenige Tage in See: beide hatten den Keim der Krankheit in sich, welcher der Landgraf, nachdem sie am 11. September bei Otranto wieder ans Land gesetzt worden waren, nach wenigen Tagen erlag.

Der fünfte Kreuzzug. 1228.

Bei der Nachricht von der Umkehr Friedrichs geriet der Papst, dessen Groll und Mißtrauen sich nicht erst von gestern herschrieb, in maßlosen Zorn. Er beging die schwere Übereilung, sofort die Exkommunikation über den Kaiser auszusprechen und ohne dessen Rechtfertigung abzuwarten oder zu berücksichtigen, in einem Rundschreiben die gesamte Christenheit von diesem thörichten Schritt in Kenntnis zu setzen. Friedrich setzte dem seinerseits ein würdig gehaltenes Rundschreiben entgegen, in dem er zugleich seine und Ottos IV. Gebietsabtretungen an die Kurie widerrief, und während der Papst „unter Eingebung des Teufels", wie ein Berichterstatter sich ausdrückt, die Kreuzfahrer ihres Gelübdes entband, den Bann wiederholte und jeden Ort, wo der Gebannte verweilen würde, mit dem Interdikt belegte, setzte dieser ruhig seine Vorbereitungen fort, und fuhr, nachdem er noch einmal durch ein widriges Ereignis, den Tod Isabellas, aufgehalten worden war, am 28. Juni 1228 von Brindisi ab.

2. 1228—1245.

Dieser Kreuzzug — der **fünfte** nach der herkömmlichen Zählung — von einem Exkommunizierten unternommen und mit der staatsmännischen Ruhe und Sicherheit, welche Friedrichs Handlungen auszeichnet, durchgeführt — unterschied sich vor allen übrigen dadurch, daß in ihm nicht blinder Glaubenseifer und wilde Tapferkeit, sondern Vernunft und Staatskunst die Hand führte. Der Kaiser benutzte einen Zwist der Sultane von Ägypten und von Damaskus, und

hatte schon vor der Abfahrt mit dem ersteren, Al Kamil, einen freundlichen Verkehr eröffnet. Als er auf syrischem Boden angelangt war, sammelte er die vorhandenen Kräfte, die sich ihm anfangs zum Teil, wie die Templer und die Hospitaliter, versagten, und brachte dann ohne wirklich zum Kampfe schreiten zu müssen, mit Al Kamil einen Vertrag zu stande, (Februar 1229), der hinsichtlich der heiligen Stätten alles enthielt, was für die Christen als Christen wirklichen Wert besaß. Der Sultan gab alle christlichen Gefangenen zurück, er trat dem Kaiser die Stadt Jerusalem zu vollem Besitze und außerdem die übrigen heiligen Stätten wie Bethlehem und Nazareth ab. Die ganze Seeküste von Beirut im Norden bis Joppe im Süden blieb dem Königreiche, so daß nunmehr wer immer in einem der Häfen landete, in Frieden nach Jerusalem gelangen und ebenso nach erfülltem Gelübde von dort in die Heimat zurückkehren konnte. Den Moslemen dagegen blieb in Jerusalem ihre Omar-Moschee und deren Bezirk, in welchem sie unbewaffnet ihre Andacht verrichten konnten, und den kein Christ betreten durfte. Am 17. März zog Friedrich in Jerusalem ein, wo er freudig begrüßt wurde. Aber die papistische Partei war, obwohl sie sich die Früchte des Vertrages gefallen ließ, mit diesem Vertrage und namentlich damit unzufrieden, daß ein Gebannter und ein Ungläubiger — denn schon wurde auch dieser letztere Vorwurf gegen Friedrich erhoben — ihn zu stande gebracht hatte, und der Patriarch von Jerusalem krönte das Werk pfäffischer Verzerrung des christlichen Gedankens, indem er die heiligen Stätten selbst mit dem Interdikt belegte.

Friedrichs Erfolg und Rückkehr.

Friedrich selbst kehrte, nachdem er die notwendigsten Maßregeln zur Sicherung des Erreichten getroffen hatte, zurück und betrat Juni 1229 wieder den Boden Apuliens. Der Papst hatte unterdessen nach Kräften dem Kaiser Feinde zu erwecken gesucht, dessen Unterthanen von ihrem Treueid entbunden und Truppen aufgeboten, welche der frühere König von Jerusalem, Friedrichs Schwiegervater Johann führte: in einem kurzen Feldzug trieb Friedrich, indem er das Banner mit dem Kreuz gegen die Fahne mit den Schlüsseln entfaltete, die päpstlichen Scharen aus dem Lande. Gestärkt und nicht berauscht durch seine Erfolge zeigte er sich gemäßigt und versöhnlich, und da er im Felde überlegen war, und durch den Kreuzzug, dessen Erfolg nicht geleugnet werden konnte, auch eine nicht geringe moralische Autorität erlangt hatte, fand es der Papst, der anfangs seine Friedensanerbietungen zurückgewiesen hatte, für gut, auf die Versöhnung einzugehen. Sie erfolgte unter Vermittlung deutscher Fürsten nach einer Art schiedsgerichtlicher Verhandlung zu San Germano (1230). Der Kaiser gab den Anhängern des Papstes, welche die Waffen gegen ihn getragen hatten, Amnestie; der Papst löste den Kaiser und die Seinen vom Banne und erkannte, indem er in betreff des früheren Gelübdes keine Forderungen mehr erhob, stillschweigend den so eben vollendeten Kreuzzug als Erfüllung dieses Gelübdes an. Einige Zeit nachher trafen sich die beiden Männer zu Anagni persönlich und besprachen sich längere Zeit allein, — nur der Großmeister des deutschen Ordens, Hermann von Salza, war zugegen —: sie schieden, nach den Berichten von beiden Seiten zu schließen, mit den besten Eindrücken von einander.

Vertrag von San Germano.

Friedrichs II. Aufmerksamkeit blieb fortwährend in erster Linie Italien zugewendet. Die deutschen Angelegenheiten überließ er seinem Sohne Heinrich, obgleich Vater und Sohn sich innerlich völlig fremd waren. In anderer Form

und Art als in Italien, aber im Zusammenhang mit den Entwickelungen in der Lombardei, strebte auch in Deutschland das städtische Wesen mächtig auf und das Verhältnis dieser Städte zu den Landesfürsten bildete mit und neben der Durchführung des Landfriedens — das heißt des Staatsprinzips — das wichtigste Problem der damaligen inneren Politik. Der Landfriede hatte das Recht des Privatkriegs, der Faida, nicht angetastet und an solchen Fehden, großen und kleinen, fehlte es nicht: ebendies bewirkte, daß eine Stadt nach der andern sich das Recht Befestigungen anzulegen erwarb oder nahm, und daß der gemeine Mann allenthalben daran sich gewöhnte, diese ummauerten Städte als wünschenswerteste Zufluchtsorte anzusehen. Die Lehensverfassung drang in diesen städtischen Gemeinwesen nicht weiter vor, die im übrigen wie alles in Deutschland eine große Mannigfaltigkeit in ihren innern Verhältnissen zeigten, wenn sie auch alle in einer und derselben Richtung vorwärts strebten.

Deutscher Orden in Preußen.

Von großer Wichtigkeit war was in diesen Zeiten im Norden geschah. Einer der Dynasten des Landes jenseits der Weichsel, ein Herzog Konrad von Masovien, hatte Schwierigkeiten, sich der borussischen oder pruthenischen Heiden zu erwehren, welche das Land zwischen der unteren Weichsel und dem Meere bewohnten und gänzlich auf jenem Standpunkt des Barbarentums aller Zeiten standen, dem, nach dem Worte des Römers, Räubereien jenseits der Grenze verübt als völlig erlaubt galten. Der Herzog hatte von den „Hospitalariern mit dem schwarzen Kreuz" Rühmliches vernommen: er kam auf den glücklichen Gedanken, sich dieser Ritter zur Sicherung des Landes zu bedienen, der dann eine Kolonisation folgen könne, wie sie längst bis an die Oder und über die Oder hinaus gedrungen war, und er fand mit diesem Gedanken Beifall bei den Bischöfen und sonstigen Vornehmen seines Landes. Er schickte Boten an den Großmeister Hermann von Salza, den Freund des Kaisers und des Papstes. Dieser entschloß sich, nachdem er vom Kaiser, bei dem er Vertrauen und Verständnis für diesen zukunftsvollen Gedanken fand, das Versprechen ausgedehnter Privilegien sowohl für das angebotene Kulmer Land wie für das erst zu erobernde erhalten hatte; er schickte vorsichtig einige Brüder, um das Land zu erkunden und mit dem Herzog die nötigen Abmachungen zu treffen; noch im Jahre 1226 aber begann der Bau der ersten Burg, Vogelsanc, auf welcher dann im Auftrage des Großmeisters Hermann Balke mit einer anfangs sehr mäßigen Anzahl von Rittern und Knappen seinen Sitz nahm.



Zur Kolonisation des slavischen Ostens durch den Deutschorden: Ein sächsischer Kolonist mit einem gefangenen Wenden.

Der erstere durch das große Messer (sahs) der andere durch den weißen Rock und die Schenkelbinden, diese eine vorzugsweise als heidnisch angesehene und deshalb den Ordensrittern verbotene Tracht, charakterisiert. Aus dem Heidelberger Sachsenspiegel.

Schlacht bei Bornhöved. 1227.

Um dieselbe Zeit, wo diese zukunftsvolle Volkspflanzung ihre ersten Keime in den Boden des Weichsellandes senkte, erfolgte in der Elblandschaft eine wichtige Entscheidung. Im Jahre 1214, während des noch unentschiedenen, mindestens nicht beendeten Kampfes gegen Otto IV., hatte Friedrich in einer Urkunde zu

Metz das nordöstlich zwischen Elde und Elbe bis zum Meere gelegene Land an König Waldemar II. von Dänemark abgetreten: und so wenig entwickelt war das Ehr- und Gemeingefühl des deutschen Volkes noch, daß kein gleichzeitiger Geschichtschreiber dieser Preisgabe eines so wertvollen Landstrichs Erwähnung thut: gewaltig und geschickt breitete der Dänenkönig seine Herrschaft an der Ostseeküste bis Livland und Esthland aus. Aber was hier vom Reiche preisgegeben war, gewannen die lokalen Mächte, welche den Druck der dänischen Übermacht zu empfinden hatten, zurück: einer seiner zahlreichen Feinde, ein Graf Heinrich von Schwerin, brachte ihn durch eine kecke Hinterlist in seine Gewalt und änderte dadurch die ganze Lage. Erst im Jahre 1225 gegen hohes Lösegeld und Abtretung der nordalbingischen Landschaft gewann Waldemar seine Freiheit wieder. Er war nicht gemeint, den geschworenen Eid zu halten, und der Papst löste ihm bereitwillig diese Fessel. Er fand einen Bundesgenossen an dem Jüngling, welcher der Erbe des welfischen Stammbesitzes, Allodialbesitzes, im Norden war, Otto dem Kinde von Braunschweig: aber die große Fehde endigte mit einer schweren Niederlage, die der nordische Herrscher im Jahre 1227 im Holsteinischen bei Bornhöved gegen die Koalition norddeutscher Fürsten und Städte, den Erzbischof von Bremen, den Herzog Albrecht von Sachsen, die Grafen Adolf von Schauenburg, und Heinrich von Schwerin, die Bürger von Bremen und Lübeck erlitt. Was der König preisgegeben, ward hier ohne Einmischung der Reichsgewalt durch Fürsten, Bürger und Bauern — denn die ditmarsischen Bauern hatten zur Entscheidung wesentlich beigetragen — ruhmvoll zurückgewonnen. Während dieser Zeit und ihrer guten Gelegenheiten hatte Lübeck von dem fernen Kaiser die Urkunde erlangt, welche ihrer städtischen Unabhängigkeit die Krone aufsetzte: die Stadt stand unter keiner andern Oberherrlichkeit mehr als der des Kaisers, und ihre Münzen trugen sein Bild als Gepräge.

Kaiser Friedrich und die Städte.

Man hat der Politik des staufischen Hauses oft vorgeworfen, daß sie in diesem aufstrebenden Bürgertum nicht den wahren Verbündeten des deutschen Königtums erkannt und mit Folgerichtigkeit, wie Heinrich IV. und Heinrich V. begonnen, gepflegt hätten: Friedrich Barbarossa insbesondere habe es nicht vergessen, daß die freistädtischen Bestrebungen in Deutschland an den lombardischen sich entzündet und gestärkt hätten; Arnold von Brescia hatte einst in einer Stadt Alemanniens, in Zürich, seine republikanische Ketzerei verkündet. Vielleicht ist dieser Vorwurf, was Friedrich I. betrifft, nicht ungegründet. Dagegen begünstigte Friedrich II. die Städte, soweit es solche waren, auf welche er einen unmittelbaren Einfluß üben konnte. Indes war seine Stellung eine so umfassende und verwickelte, daß auch seine Politik keine einfache sein konnte, und so im Lauf seiner langen Regierung manches geschah, was sich auf den ersten Anblick zu widersprechen scheint. In Deutschland mußte er anders verfahren, als in seinem sizilischen Reich. Dort regierte Heinrich, und zwischen Vater und Sohn bereitete sich ein Bruch vor. Dieser war von einem Hof umgeben, in welchem der Adel, die Reichsministerialen, den maßgebenden Einfluß übten, der sonst stark im Rückgang war. In ihrem Sinne ging Heinrich vor, nur daß er die großen Landesherren, die Fürsten, in erster Linie befriedigen mußte. Auf einem Hoftag zu Worms 1231 wurden diese Rechte der Landesherren — die Bezeichnung, domini terrae, erscheint hier zuerst — mit Nachdruck her-

vorgehoben, den Städten alle Bündnisse — alle Kommunionen, Konstitutionen, Kolligationen, Konföderationen, Konspirationen, also alle Arten von Vereinigungen der Bürger — durchaus untersagt, ganz besonders wurde ihnen auch die Aufnahme von sogenannten Pfahlbürgern, das heißt solchen, welche dem Verbande der Stadt beitraten, ohne in derselben ihren Wohnsitz zu nehmen, verboten: „keine unsrer Städte darf Hörige von Fürsten, Adligen, Ministerialen, Kirchen bei sich aufnehmen".

Dem entsprach was im folgenden Jahre 1232 durch den Kaiser selbst auf einem Reichstag zu Ravenna geschah, indem dieser zugleich klug und ohne Gewalt seine Oberhoheit wahrte, welche in den Wormser Festsetzungen zwar nicht unmittelbar angegriffen, aber doch in den Hintergrund gedrängt war. In den Bischofsstädten ward dem geistlichen Landesherrn die ganze Verwaltung übertragen oder zurückgegeben: alle Gemeinderektoren, Räte, Obrigkeiten, welche von der Bürgerschaft ohne Genehmhaltung der Bischöfe aufgestellt sind, werden kassiert, alle Brüderschaften, Sozietäten, also auch die Zünfte, in welche die Handwerker sich zusammengeschlossen und gegliedert hatten, werden aufgehoben. Er behauptete so seine Verbindung mit den großen Landesfürsten und den Bischöfen, und noch war weder das städtische Element so stark, noch auch das Landesfürstentum der Kaisermacht so feindlich, daß er nicht diesem die vornehmste Rücksicht hätte widmen müssen. Gegen die lombardischen Städte, welche durch diese reaktionäre Gesetzgebung mit bedroht waren, suchte Friedrich sich der päpstlichen Bundesgenossenschaft zu versichern durch ein Ketzergesetz von so barbarischer Strenge, daß es selbst der Kirche genügen konnte. Diese Kirche selbst allerdings vergoß kein Menschenblut: ihre Richter leiteten nur die Untersuchung und fällten das Urteil, dann verfiel der Schuldigerklärte dem weltlichen Arm. Wer sich bereit erklärte, zur „Glaubenseinheit" zurückzukehren, wurde nur ewigem Gefängnis übergeben, im übrigen aber stand auf Ketzerei die Todesstrafe; und damit ja auch die Keime der häretischen Befleckung in Deutschland ausgetilgt würden, verordneten die Ketzergesetze von Ravenna, daß auch die Hehler und Gönner der Ketzerei der Todesstrafe verfallen seien, ja sie beraubten selbst die Kinder und Kindeskinder der Häretiker aller Lehen, Ämter und Ehren. Nur eine Ausnahme von dieser barbarischen Maßregel machte diese schimpfliche Gesetzgebung: wenn nämlich die Kinder die verborgene Ketzerei ihrer Eltern selbst zur Anzeige brachten. In der That war man auch in Deutschland schon am Werke, das neuerfundene Verbrechen zu verfolgen, und ein hessischer Franziskanermönch, Konrad von Marburg hatte längst mit apostolischer Autorität seine Feldzüge begonnen. Er widmete sich ganz dem großen Zweck; äußere Ehren zogen ihn nicht an; er predigte und entflammte die Scheiterhaufen. Auch den großen Einfluß, den er als Beichtvater der Gemahlin des Landgrafen Ludwig von Thüringen, Elisabeth, besaß, die sich in Werken exzentrischer Frömmigkeit nicht genug thun konnte, verwendete er nur im Dienst dieser Sache. Die Natur des Wahns, der das Verbrechen der Ketzerei — abweichende Auffassung von Lehren, die nur geglaubt, nicht gewußt oder bewiesen werden können — erfunden hat, brachte es mit sich, daß hier von Gerechtigkeit nicht die Rede sein konnte. Das Herz der Richter, auf denen von vornherein wie auf dem ganzen Zeitalter der Fluch lag, mit sehenden Augen nichts zu sehen, als was ihr Fanatismus ihnen vorspiegelte, war verstockt: wer der Ketzerei verdächtig war, war auch schuldig

Tage von Worms und Ravenna.



Darstellung friesischer Bauern aus der Zeit kurz nach der Unterwerfung
Repräsentanten sieben friesischer Gaue, welche der Jurisdiktion der Bischöfe von Münster unterworfen waren,
beiden knieenden Häuptlinge überreichen Schalen voll Goldstücke. — Beispiel von Wandmalerei aus der Mitte
aus jener Zeit und interessant wegen Verau=

und der ehrliche Fanatismus, welcher die Regel bildete, wurde zuweilen vom Neid, Eigennutz, Haß mißbraucht, der einen Gegner verderben wollte. Konrad selbst, den sein Wahn wie mit Nacht umgab, kannte keine Rücksicht, auch kein Ansehen der Person; ebendadurch waffnete er zuletzt die Verzweiflung gegen sich: unweit Marburg wurde er in einem Tumult erschlagen (1233). Wie sehr und wie rasch dieser Kampf gegen die Ketzerei das sittliche Urteil verwirrte, zeigt der Krieg gegen die Stedinger, die Bauernbevölkerung westlich von der unteren Weser. Sie weigerten dem Grafen von Oldenburg und dem Erzbischof von Bremen gewisse Dienste: man fand, daß sie die „Gewalt der Schlüssel" verachteten. Zunächst wurde das Kreuz gegen diese neue Art des Unglaubens gepredigt, dann ließ man sie durch eine Synode als Ketzer verurteilen. Tapfer behaupteten sie ihre Unabhängigkeit in ihrem schwer zugänglichen Lande; endlich 1234 vollstreckte ein großes Ritterheer, der Herzog von Brabant, der Graf von Holland an der Spitze, das Urteil an dem unglücklichen Volke, das „mit Weibern und Kindern vertilgt" wurde.

Friedrich in Deutschland. 1235.

Der Kaiser selbst hatte seit fünfzehn Jahren deutschen Boden nicht betreten. Jetzt erst, im Jahre 1235, rief ihn ein Unheil, das lange schon gedroht hatte, nach Deutschland zurück. Sein Sohn Heinrich vollführte die Empörung, die er längst geplant hatte. Er war dem Vater fremd geworden, und stand längst schlecht mit diesem; von gerader Art und sittlicher Reinheit war weder der eine noch der andre; den letzten Anlaß oder Vorwand zum Abfall nahm Heinrich von der Begünstigung, welche Friedrich dem jüngern Sohn aus der Ehe mit Isabella, Konrad, hatte angedeihen lassen, und der Unzufriedenheit, die Friedrich ihm über gewisse Regierungshandlungen zu erkennen gab. Er stützte sich dabei, so viel man sieht, auf die Ministerialen und den niederen Adel freier Herren,



der freien friesischen Stedinger: Wandgemälde im Dom zu Münster von ca. 1250.
bringen dem heiligen Paulus, als dem Schutzpatron des Doms, Opfergaben: Butter, Käse und Haustiere; die
des XIII. Jahrhunderts. Höchst beachtenswert als eine der wenigen Darstellungen deutschen Bauernstandes
schaulichung der eigentümlichen friesischen Trachten.

deren Einfluß gegenüber der stigenden Macht der Fürsten seit Heinrichs IV. Tode zurückgegangen war. Auch gab er sich das Ansehen, die Sache der Städte zu begünstigen und trat in Verbindung mit den lombardischen Kommunen: an Unzufriedenen, denen sein Manifest gegen den Kaiser zusagte, konnte es auch in Deutschland nicht fehlen. Aber er machte gleichwohl keine Fortschritte. Als Kaiser Friedrich nach Deutschland kam, war die Sache schon aussichtslos: ohne Waffengewalt ward er der Empörung Meister. Zu Worms, im Juli 1235, stellte sich Heinrich, ward in Haft gegeben, die nach einem Fluchtversuch verschärft wurde; der Kaiser fand es zuletzt sicherer, ihn nach Apulien zu bringen, wo er im Jahre 1242, erst einunddreißig Jahre alt, starb. Das rechte Wort stand Friedrich stets zu Gebote: er sei nicht der erste und werde nicht der letzte Vater sein, der, wie David bei dem Aufruhr seines Sohnes Absalom, den Empörer bekämpft und den Sohn beweint habe. Des Kaisers Aufenthalt in Deutschland war nicht ohne Frucht. Er vermählte sich zum dritten Mal mit einer englischen Prinzessin, Isabella, der Schwester König Heinrichs III. Die Heirat war populär: namentlich zu Köln, welches mit England längst die lebhaftesten Handelsbeziehungen unterhielt, ward die Braut mit hohen Ehren und Freuden empfangen. Die reichen Patriziersöhne der Stadt turnierten vor ihr und stellten zur Schau, was Geld und Geschicklichkeit schaffen konnte; zu Worms wurde dann das Vermählungsfest begangen (Juli 1235).

Mainzer Landfriede.

Wenige Wochen später sammelten sich die weltlichen und geistlichen Großen zu dem Reichstage, der nach Mainz berufen war. Hier ward durch einen großen Gesetzgebungsakt ein Landfriede aufgerichtet, der in deutscher Sprache aufgezeichnet ward, uns aber nur in seiner lateinischen Fassung erhalten ist. Der Privatkrieg, die Fehde ward neuerdings beschränkt: zur Selbsthilfe darf nur



„Henricus D(e)i Gra(tia) Romanorum Rex Semp(er) Augustus et Dux Sueviae.“

Siegel Heinrichs, des Sohnes Friedrichs II. Original in gelbem Wachs an einer Urkunde im städtischen Archiv zu Frankfurt a. M.

schreiten, wer seine Sache vor den Richter gebracht hat, im Falle ihm sein Recht verweigert worden ist; dann muß er bei hellem Tage dem Gegner widersagen, und noch weitere vier Tage sind beide Gegner gebunden, sich jeder Gewaltthätigkeit zu enthalten. Wer den beschworenen Vertrag bricht, verliert die rechte Hand: ein stehendes Tribunal, ein Hofrichter, „ein Justitiarius bei unsrer Kuria“ spricht im Namen des Kaisers Recht und die Entscheidungen werden von dem Notarius aufgezeichnet, damit sie in ähnlichen Fällen als Richtschnur dienen; für die großen Sachen und „erhabenen Personen“ behält der Kaiser sich selbst die Entscheidung vor. Das Recht wird nach der vernünftigen Gewohnheit der Landschaften gesprochen; die Möglichkeit war gegeben, daß sich so allmählich ein Reichsrecht und ein Gesetzbuch des Reichsrechts bildete, einigermaßen entsprechend den Einrichtungen, die Friedrich in Sizilien zu einem gewissen Abschluß gebracht hatte.

Versöhnung mit den Welfen.

Auch der Ausgleich mit dem welfischen Hause gelang auf diesem Reichstage. Es war ein verwickelter Handel mit welfischen, wittelsbachischen und staufischen Ansprüchen. Heinrichs, des letzten Sohnes Heinrichs des Löwen Erbe war sein Neffe Otto von Lüneburg: aus Braunschweig, Lüneburg, Goslar, Stade machte Friedrich ein neues Herzogtum, in männlicher und weiblicher Linie zu vererben, mit dem er Otto belehnte. Am Tage darauf gab der Kaiser, der namentlich seit dem Aufschwung des Handels in seinem süditalischen Reich über umfassende Geldmittel verfügte, den Fürsten und Rittern ein großes Fest und alles schien beruhigt und zufrieden. So war denn die Stimmung auch dem letzten großen Geschäft dieser Session günstig: eine Reichsexpedition gegen die Lombarden, die mit seinem Sohne Heinrich verbündet gewesen waren, wurde nach Friedrichs Sinn beschlossen.

Friedrich in Italien.

Gegen diese richtete sich sein voller Haß, und wenn je ein Krieg mit dem vollen Bewußtsein des Kampfpreises geführt worden ist, so war es der, den Friedrich jetzt gegen die lombardische Föderation begann. Er erkennt eine besondere göttliche Providenz darin, das ihm gelungen sei, das Königreich Jerusalem, das Königreich Sizilien und das hegemonische Land (praepotens) Germanien zu Frieden und Gehorsam zu bringen: er meint ganz deutlich das, was unsre Ausdrucksweise das monarchische Prinzip nennt: nur jener zentrale Fleck italischen Landes (illud Italiae medium), das doch überall von seiner Macht umgeben sei, weigere sich, zur Einheit des Imperiums zurückzukehren. Auch von der Solidarität der monarchischen Interessen hatte er eine sehr klare Vorstellung; in einem Schreiben an den König von Frankreich spricht er von dem Übermut, dem Überschäumen (luxuria) einer gewissen vagen Freiheit, welche

diese Städte einem ruhigen Friedenszustande vorzögen, und spricht seine Absicht aus, die Wurzeln dieser Wucherpflanze, die sich auch nach andern Ländern ausbreite, auszureißen.

Organisation des sizilischen Reichs.

Er war ein klarer, positiver Kopf, ohne Zweifel der am wenigsten phantastische oder idealistische unter den Herrschern seines Hauses: er hatte in seinem sizilischen Reiche seine Reformen durchgesetzt und sie 1231 in einem Gesetzbuch vereinigt, auf das er sich mit Recht etwas zu gute thun durfte. Das Land stand sich gut dabei und es war sehr begreiflich und verzeihlich, wenn Friedrich die Verfassung dieses sizilischen Landes als eine Art nachahmungs- oder begehrenswerten Musters ansah, als eine Wohlthat, welche man dem Volke — von dessen selbständigem Urteil er wohl sehr gering dachte — nötigen und möglichen Falls aufzwingen müsse. In der That hatte er in diesem ganz von anarchischen Kräften zerrütteten Lande einen ganz modernen Staat, eine gemeinsame, durchgreifende Form für die sehr verschiedenartigen Bevölkerungen, welche auf diesem Boden zusammenwohnten, geschaffen. Die feudalen Gewalten hatten nichts mehr zu sagen. Niemand trägt Waffen als die Beamten des Königs und deren Diener; in neun Provinzen ist das Königreich gegliedert, mit ständischen Versammlungen und Beschwerderecht, wohlgeordneten Finanzen; königliche Beamte sprechen Recht, es gibt Provinzialgerichte und ein Reichsgericht mit einem Großhofjustiziarius, einen geordneten Instanzenzug; die barbarische Sitte des Beweises durch Zweikampf, deren die hellergewordene Zeit allmählich doch sich schämte, ward aufgehoben; zu Staatsämtern, ja selbst zu verantwortungsreicher privater Thätigkeit, wie zum Beispiel zur ärztlichen Praxis, ward der Zugang nur durch eine Staatsprüfung möglich und die für diese nötigen Kenntnisse mochte man sich zu Salernum oder auf der im Jahre 1224 neugestifteten Universität Neapel holen. Für Ordnung und Sicherheit sorgte eine wohlorganisierte strenge Polizei, und es beweist einen großen Scharfblick, wie eine sehr weitgehende Unabhängigkeit von den die Zeit beherrschenden Vorstellungen, daß Friedrich aus den von ihm selbst überwundenen sizilischen Moslemen, die er begnadigte und zu Luceria ansiedelte, sich eine stehende Truppe schuf, die ganz auf ihn angewiesen, ihm unbedingt ergeben und zugethan war, und auf die insbesondere jene Waffe, die früheren Kaisern so gefährlich gewesen, der Bannstrahl des Papstes, nicht den mindesten Eindruck machte.

Zug gegen Friedrich von Österreich.

Mit dem Landfriedensgesetz von Mainz machte er Ernst. Schon auf dem Wege nach der Lombardei ließ er gegen den Herzog Friedrich den Streitbaren von Österreich, der sich um diese Gesetze und die kaiserliche Autorität nichts kümmerte, die Acht aussprechen und übertrug die Vollstreckung den feindlichen Nachbarn des Babenbergers, dem König Wenzel I. von Böhmen, und dem Herzog von Bayern. In Italien, wo die Zwietracht unter den Städten von je Herkommens war, hatte der Kaiser einen ansehnlichen Anhang, und an dessen Spitze einen längst gefürchteten Mann, Ezelino von Romano, der wo es Bekämpfung eines Feindes galt, nicht göttliches noch menschliches Recht kannte. Die Sache der föderierten Städte, an deren Spitze wiederum Mailand erscheint, stand nicht zum besten; sie hatten den rebellischen Sohn des Kaisers förmlich anerkannt; doch kam Friedrich im ersten Jahr nicht zum Ziele. Er ließ einen Teil seiner Streitmacht zurück und überließ es den kaiserlich oder ghibellinisch gesinnten Städten und Ezelin, der Föderation der welfisch Gesinnten — Mailand, Brescia,

Mantua, Bologna, Padua, Vicenza, dem Markgrafen von Este und dem Bonifacius von Montferrat — die Spitze zu bieten: er selbst zog nach Österreich, um den dortigen Krieg zu beendigen, der ihn unter Umständen für den Kampf in der Lombardei lästig werden konnte. Er kam nach Wien, das schon im Sommer 1236 dem Reichsheer seine Thore geöffnet hatte: von den Bürgern der aufstrebenden Stadt aufs beste empfangen, verweilte er dort drei volle Monate, ließ seinen Sohn Konrad, der damals neun Jahre zählte, von den herbeibeschiedenen Fürsten zum „König der Römer und künftigen Kaiser" wählen, zog Österreich, Steiermark und Krain für das Reich ein, und erhob Wien in einer denkwürdigen Urkunde April 1237 zur kaiserlichen, zur Reichsstadt, indem er sie mit einem Maß von Freiheiten ausstattete, dessen sich noch nicht viele Städte des Reichs rühmen konnten. Es geschah kraft derselben Politik, mit der einst Lübeck beim Sturze Heinrichs des Löwen erhoben worden war. Alljährliche Wahl eines Stadtrichters; die Bürger nur je auf einen Tag zu kriegerischem Dienst verpflichtet, Bürger nur von Bürgern gerichtet, Juden von städtischen Ämtern ausgeschlossen; wer ein Jahr in der Stadt gewohnt und als Bürger gegolten hat, darf nicht weiter seines Herkommens wegen angefochten werden: außerdem ward eine Universität zum Unterricht der Jugend gestiftet. Die Reichsverwaltung ward jetzt dem Erzbischof Sigfried von Mainz als „Archicancellarius und Prokurator des heiligen Imperiums in Deutschland" übertragen. Der Kaiser selbst ging wieder über den Brenner, und nach vergeblichen Unterhandlungen kam es dann im Dezember 1237 bei Cortenuovo am Oglio zu einer entscheidenden Feldschlacht, in welcher die föderierten Lombarden vollständig geschlagen wurden. Ihr Verlust wird zu zehntausend Mann angegeben, auf dem eroberten Fahnenwagen wurde der gefangene Podesta der führenden Stadt Mailand nach Cremona gebracht.

Sieg bei Cortenuovo 1237.

Vielleicht wäre jetzt ein Friede auf glimpfliche Bedingungen möglich gewesen, aber Friedrich überschätzte seinen Erfolg und verlangte bedingungslose Unterwerfung. In der That unterwarf sich im obern Pogebiet und in Tuscien eine Stadt nach der andern. Er sammelte ein starkes Heer, mit welchem er den letzten Widerstand der wenigen Städte, die noch übrig waren, zu brechen hoffte; auch jene Aufrufe an die christlichen Monarchen waren nicht vergebens gewesen, und englische, französische, spanische Ritter befanden sich in seinem Heere. Allein der Feldzug des Jahres 1238 scheiterte durch die Belagerung von Brescia, welche nicht zum Ziele führte und nach drei Monaten aufgehoben werden mußte: ein Mißerfolg nach einem großen Siege aber wird gern zu einer großen moralischen Niederlage, und die erste Folge dieser moralischen Einbuße war, daß er sein Heer erheblich beschränken mußte, oder dasselbe ihm unter den Händen schmolz, weil er alle diejenigen Elemente, die nur die Hoffnung auf Sieg und Gewinn ihm zugeführt hatte, entlassen mußte, da sie sonst von selbst gegangen wären. Dann aber trat jetzt der Papst aus seiner bisherigen Zurückhaltung heraus. Er hatte seither mit halbem Herzen zu vermitteln gesucht, und der Kaiser seinerseits hatte noch im Jahre 1238 die Ketzergesetze erneuert, um ihn bei guter Stimmung zu erhalten. Aber die Hauptbeschwerde, daß der Kaiser zu mächtig wurde, löschte dies nicht aus und eben jetzt ging der vielanschlägige Fürst, der Ober- und Mittelitalien in ähnlicher Weise zu organisieren begann, wie sein südliches Reich, mit einem neuen Plane um, welcher

der Kurie ans Herz griff. Im Jahre 1238 noch vermählte Friedrich einen seiner Bastarde, den schönen Ritter Enzio — so übersetzten die Italiener den deutschen Namen Heinrich oder Heinz — mit der Witwe des Dynasten, der zuletzt die Insel Sardinien beherrscht hatte, Adelasia, während der Papst vielmehr dem heiligen Petrus oberlehnsherrliche Gewalt über die Insel zuschrieb. Ein hervorragender Staatsmann, Hermann von Salza, der als Großmeister des deutschen Ordens zugleich der Hierarchie angehörte und der in dieser Doppelstellung sich als einen ehrlichen und charaktervollen Vermittler erwiesen hatte, starb in dieser Zeit, und als Friedrich die mannigfachen Beschwerden des Kirchenoberhaupts, die ihm zu Cremona vorgelegt wurden, unbeachtet ließ, erneuerte Papst Gregor IX. im Jahre 1239 die Exkommunikation in einer großen Encyklika — er übergab nach der wilden Sprache, die in solchen Fällen üblich war, ihn dem Satan zum Untergang des Leibes, damit seine Seele womöglich gerettet werde.

Neuer Streit zwischen Papst und Kaiser.

Es entstand nun ein heftiger Streit mit Manifesten und Gegenmanifesten, in dessen Verlauf seltsame Ideen zu Tage treten. In seiner Antwort, welche gleichfalls die Form einer Zirkularnote an die Mächte der Christenheit trug, verlangte der Kaiser ein allgemeines Konzil, auf welchem er die Anklagen erweisen werde, die er seinerseits gegen den Papst erheben zu sollen glaubte: den Monarchen ruft er zu, daß auch die weltlichen Fürsten solidarisch verbunden seien, daß in ihm, dem römischen Cäsar, ihnen allen Unehre widerfahre. In einer maßlos heftigen Denkschrift überhäufte der Papst dann seinen Gegner mit den ungeheuerlichsten Verleumdungen. Dieser König der Pestilenz habe die entsetzliche Rede gethan, daß die Welt von drei Betrügern berückt worden sei — Jesus Christus, Moyses und Mahomet, von denen die beiden letzteren eines rühmlichen Todes gestorben seien, was man von Jesus nicht behaupten könne; wer glaube, daß Gott, der Schöpfer aller Dinge, von einer Jungfrau habe geboren werden können, sei verrückt; und endlich — was vielleicht das gefährlichste war — der Mensch dürfe nichts glauben, als was er durch zwingende Schlüsse natürlicher Vernunft erweisen könne. Daß diese Ideen damals überhaupt ausgesprochen wurden, ist für die Kenntnis dieser Zeiten wichtig: man sieht, wie der kindliche Glaube an das, was die Kirche lehrte, in vielen Gemütern zu wanken begann, und daß diese Erschütterung nicht am mindesten eine Folge der Kreuzzüge war, in denen man muhamedanischen Glauben, Aberglauben und Unglauben kennen und mit dem eignen vergleichen lernte. Von Friedrich selbst ist nichts sicher, als daß sein beweglicher Geist an keckem Disputieren Gefallen fand, und daß beim Disputieren in vertrautem Kreise die kecken Worte von selbst sich einstellen. Die strenge Verfolgung der Ketzerei, der sich Friedrich nicht entzog, ist allerdings ganz und gar kein Beweis eigner Rechtgläubigkeit, da große Herren in alter und neuer Zeit sich selbst den Luxus der Freigeisterei nicht übel nehmen, welchen sie an ihren plebejischen Unterthanen als eine Art von Auflehnung bestrafen. Friedrich unterließ nicht, sofort gegen die „Fabeln des falschen Stellvertreters Christi" aufs nachdrücklichste zu protestieren. Zunächst machte in der That die Exkommunikation wenig Eindruck und eine papistische Verbindung deutscher Fürsten zusammenzubringen mißlang. Die deutschen Prälaten suchten zu vermitteln: in Italien waren die ghibellinischen Waffen glücklich. Der Kaiser selbst stand im Anfang 1240 in der Nähe von

Rom. Die Unterhandlungen scheiterten an dem Verlangen des Papstes, die „lombardischen Rebellen“ des Kaisers in den Frieden einzuschließen: er berief dann ein allgemeines Konzil nach Rom und sah sich nach einem Prätendenten um, den er dem Kaiser entgegenstellen könnte. Aber auch damit hatte er kein Glück. Der Graf Robert von Artois, ein Bruder König Ludwigs IX. von Frankreich lehnte die Rolle ab, die ihm die päpstliche Politik zudachte, und als eine große Anzahl französischer, englischer, spanischer und italienischer Bischöfe und Prälaten im April 1241 in Genua, das im Bunde mit dem Papste stand, sich eingeschifft hatte, um, von der genuesischen Kriegsflotte geleitet, sich zum Konzil zu begeben, da fanden sie durch ein Geschwader der kaisertreuen Stadt Pisa sich den Weg verlegt und machten sehr wider Willen die Seeschlacht bei Elba mit, in welcher die kaiserliche Flotte einen vollständigen Sieg errang. Zwanzig von den siebenundzwanzig genuesischen Schiffen wurden genommen: und nicht den schlechtesten Teil der Beute bildete ein Teil der hohen Geistlichen selbst, welche nebst zwei päpstlichen Legaten nach Neapel abgeführt wurden.

Der Mongolensturm. 1241.

Während dieser Kämpfe, welche einen Gegensatz, der schon lange eine wichtige Rolle gespielt hatte, auf die Spitze trieben, war ganz Europa von einer schweren Gefahr bedroht. Von Asien her raste wieder einer jener Völkerstürme, wie wir sie in der alten Geschichte in dem Einbruche der skythischen Stämme in die Landschaften des vordern Asiens und später in den Zügen der Hunnen kennen gelernt haben. Im letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts hatte der Fürst einer mongolischen Horde, Temudschin, sich zum Großchan, zum Oberherrn einer größeren Zahl dieser kriegerischen Nomadenstämme gemacht: an den Quellen des Amur wurde er von einer großen Volksversammlung nach Mongolenweise als Dschingis-Chan oder großer Herr begrüßt, und von dieser Zeit an zitterte Ost und West bei dem Namen der Tataren. Als der große Chan gestorben war, setzten seine Söhne die Eroberungen fort, und im Leben des russischen, auch des ungarischen Volks haben ihre Kriegszüge eine furchtbare Spur hinterlassen. In Ungarn wagte König Bela sich dem Chan Batu entgegenzustellen, erlitt eine Niederlage und einige Wochen oder Monate hausten die Mongolen wie sinnlose Bestien in dem Lande, das ihnen nirgends mehr einen Widerstand entgegensetzen konnte: da ihr Reichtum in ihren Herden bestand, so schien sie bei ihren Eroberungen nur der Gedanke zu leiten, die bezwungenen Landschaften in Weideland zu verwandeln. Die nächstbedrohten Landschaften, König Wenzel von Böhmen, und die Herren von Polen und Schlesien rüsteten sich zu gemeinsamer Abwehr: aber ehe noch die Vereinigung bewerkstelligt werden konnte, wagte Herzog Heinrich II. von Niederschlesien mit einem kleinen Heer, das er zusammengebracht — Ritter, Bürgeraufgebote der noch nicht zahlreichen Städte, Bergknappen von Goldberg — die Schlacht, bei Wahlstadt in der Nähe von Liegnitz (1241). Sie ging verloren und der mutige Fürst selbst fiel: gleichwohl erneuerten sich die Zeiten der Ungarn und der Hunnen für Deutschland nicht, wie man zu fürchten Grund hatte. Der tapfere Widerstand, den sie in der Schlacht gefunden, die Unverwundbarkeit, welche die ritterliche Rüstung dem einzelnen, und nicht minder die vielen Burgen, befestigten Klöster, ummauerten Städte dem ganzen Lande verliehen, schreckte die Wilden von fernerem Vordringen ab: auch trat jetzt unter dem Vortritt des jungen Königs Konrad eine größere Anzahl von Fürsten zusammen, welche das Kreuz gegen die Mongolen

nahmen und dem Kaiser selbst, der den an ihn geschickten Gesandtschaften nichts als Worte und einsichtige Ratschläge zu geben gehabt hatte, kam diese Gefahr insofern zu gut, als nicht wenige der nächstbedrohten Fürsten, wie der König von Böhmen, die Herzöge von Österreich und von Bayern, die ihm feindlich gewesen, jetzt angesichts derselben wieder mit ihm in Verkehr traten.

Den Streit des Kaisers und des Papstes unterbrachen diese Ereignisse nicht, welche während des Sommers 1241 bis weit ins Innere des deutschen Landes die Herzen in Aufregung hielten. Man schöpfte einige Hoffnung, als im August der alte leidenschaftliche Gregor IX. starb, während das kaiserliche Heer in der Nähe von Rom stand: doch verzögerte sich, nachdem ein erster Nachfolger noch vor Empfang der Weihe gestorben war, die neue Wahl bis zum Juni 1243, und zwei Jahre lang stand so der Kaiser auf der Höhe des Sieges, so daß Fürsten wie Ludwig IX. von Frankreich besorgten, daß daraus eine Vereinigung der höchsten geistlichen mit der höchsten weltlichen Macht sich bilden könnte und darum auf eine schleunige Papstwahl drangen. Diese Wahl fiel auf einen vornehmen Herrn, den Genuesen Sinibald Fiesco, aus dem gräflichen Hause von Lavagna, der seither als ein Freund des Kaisers gegolten hatte, und sie bedeutete zunächst wenigstens auch keine Feindschaft gegen den Kaiser. Wenn dieser die Glückwünsche, die man ihm wegen dieser Wahl machte, in der That mit den Worten abgelehnt hat, daß kein Papst Ghibelline sein könne, so bestätigt dies nur, was wir sonst schon wissen, daß Friedrich II. über die Unversöhnlichkeit der beiden kämpfenden Prinzipien und über die Gefährlichkeit des Gegners sich keine Täuschung gemacht hat. Er zeigte sich sehr friedliebend, knüpfte sofort mit dem neuen Papst Innozentius IV. Unterhandlungen an, welche während des ganzen Jahres 1243 fortgesetzt wenigstens eine thatsächliche Waffenruhe herbeiführten. Im März 1244 war man soweit, daß zwei Kommissäre Friedrichs — es waren die höchsten Gerichtsbeamten seines Königreichs, Peter von Vinea und Thaddäus von Suessa — sich nach Rom begaben und dort die vereinbarten Friedensartikel beschworen. Das Mißtrauen war groß, und da alle schwebenden Fragen tief in persönliche Verhältnisse einschnitten, so wurde es von den verschiedensten Seiten her geschürt: dem Kaiser aber machten die bedenklichen Verhältnisse in Deutschland, wo seit Anfang 1241 der von Friedrich selbst zum Reichsverweser bestellte Erzbischof Sigfried von Mainz sich an die Spitze der Opposition gestellt hatte, den Frieden wünschenswert, und außerdem war die ganze Entwickelung der Kirche schon dahin gediehen, daß man überhaupt keinen Frieden mehr mit ihrem obersten Vertreter schließen konnte, weil die Kirche das heißt ihr Oberhaupt innerlich schon den Anspruch erhob, eine absolute Macht zu sein, mit der eigentlich ein Abkommen nur auf der Grundlage absoluten Gehorsams möglich war. Friedrich aber, wie wenig sonst sein Leben den Maßstab strenger Sittlichkeit vertragen mag, war wenigstens von dem sittlichen Recht des königlichen und kaiserlichen Amts aufs tiefste überzeugt und durchdrungen und kannte die Grenze, bis zu welcher er dem Papste weichen durfte, ohne jenes sittliche Recht zu verletzen. Der Unehrliche bei diesen Verhandlungen, soviel wir sehen, war der Papst, der freilich bei der großen Macht des Kaisers Grund zu Befürchtungen hatte. Während er sich die Miene gab, sich zu einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Kaiser zu verfügen, hatte er heimlich ein genuesisches Schiffsgeschwader nach dem nächsten

Innozenz IV. 1243.

Hafenort Civitavecchia beschieden, stieg an Bord und entfloh nach Genua und von da weiter nach Lyon, einer Stadt, welche rechtlich zum Reiche gehörte, thatsächlich und als Sitz des Erzbischofs so gut wie unabhängig war.

Konzil von Lyon. 1245.

Hier angelangt und aus dem unmittelbaren Machtbereich des Kaisers entronnen, schrieb er ein allgemeines Konzil aus (1245), auf welchem er neben verschiedenem andern — der Tatarengefahr, der Ketzerei, dem Mißgeschick des heiligen Landes, wo um dieselbe Zeit die heilige Stadt abermals in die Hände der Ungläubigen, der von dem Sultan Eyub von Ägypten in Dienst genommenen Chowaresmier gefallen war — auch sein Geschäft mit dem Princeps — er nennt ihn nicht mehr Kaiser — in Ordnung zu bringen gedachte. Der Schachzug des Papstes war für diesen gefährlich: zu Lyon konnte Innozenz bei der Stimmung des gallischen Klerus auf eine ergebene Versammlung rechnen; in Deutschland standen die beiden ersten geistlichen Fürsten, der Erzbischof von Mainz und der von Köln, Konrad von Hochstaden, an der Spitze einer feindlichen Partei, die sich vorbehielt, im rechten Augenblick mit einem Gegenkönig hervorzutreten. Friedrich fand für gut, den beredtesten und zuverlässigsten seiner Diener, Thaddäus von Suessa, nach Lyon zu schicken. Hier aber war der Papst seiner Sache sicher. Der kaiserliche Gesandte machte im Auftrag seines Herrn die besten Versprechungen, unter anderm verhieß er die Wiederherstellung des heiligen Landes und er konnte die Könige von England und von Frankreich als Bürgen des kaiserlichen Wortes nennen: dies lehnte Innozenz ab, weil die Kirche dann in die Lage kommen könnte, auch diese zu strafen und dann drei Feinde haben würde: man sieht wohl, daß hier nicht von Christentum, sondern nur von Politik die Rede ist. Alle andern Geschäfte wurden zurückgeschoben: wenn der Papst von den fünf Wunden Christi gesprochen hatte und daß auch sein Herz von einem fünffachen Schmerze durchbohrt sei, so schien ihm doch nur der eine Schmerzensgegenstand, den er die Enormitates, das greuliche Treiben des Kaisers, nannte, zu Herzen zu gehen: er terrorisierte jeden, der widersprach, wie den Patriarchen von Aquileja, der ihn daran erinnerte, daß die Welt auf zwei Säulen, der Kirche und dem Kaisertum, ruhe. Mit einer blindergebenen Majorität führte er den Streich, indem er in der dritten Sitzung nach einer Aufzählung der vier Todsünden des Kaisers — unter andern des Sakrilegiums, das er mit der Gefangennehmung der Prälaten begangen — dessen Absetzung aussprach und zugleich alle, die ihm geschworen, ihres Eides entband: „diejenigen, welche es betrifft, mögen für ihn einen Nachfolger im Reiche wählen, hinsichtlich des Königreichs Sizilien werden wir selbst befinden.“ Als er geendet, kehrten seine Prälaten die Kerzen und Fackeln, die sie in den Händen trugen, um und verlöschten sie am Boden, damit die freche Usurpation nicht der Feierlichkeit entbehre.

3. 1245—1254.

Antwort des Kaisers.

Der Kaiser blieb in Wort und Schrift die Antwort nicht schuldig. Indem er in einem Rundschreiben an die Fürsten den Vorwurf der Ketzerei zurückweist, entnimmt er doch dem Arsenal der Ketzerei eine Waffe, die, zur rechten Zeit gebraucht, vielleicht hätte wirksam werden können. Mit Nachdruck hebt er die Entartung des Klerus und die Verweltlichung der Kirche hervor, welche Schätze



Sifrid von Eppstein, Erzbischof von Mainz,
mit den Deutschen Königen Heinrich Raspe und Wilhelm von Holland.
(Grabmal des Erzbischofs im Dom zu Mainz).

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig.

auf Schätze häufe: er spricht davon, wie es stets seine Absicht gewesen und wie nötig es sei, die Kleriker zur Demut apostolischen Lebens, sowie sie in der ersten Kirche gewesen, zurückzuführen; ihnen diese schädlichen Reichtümer zu entziehen, sei ein Werk der christlichen Liebe; nicht weniger als eine gemeinsam durch die Fürsten zu bewirkende Reformation der Kirche bringt er in Anregung. Dies waren leere Worte: zu einer Reformation der Kirche gehörte mehr als Politik, und die Bischöfe seiner eignen Partei fesselte Friedrich nicht durch ihre Zurückführung zur urchristlichen Einfachheit, sondern durch sehr weltliche Mittel an sich.

In Deutschland flog jetzt die Mine auf, welche Innozenz längst gelegt hatte: der Landgraf von Thüringen, Heinrich Raspe, den Friedrich im Jahre 1242 selbst zum Reichsverweser in seiner Abwesenheit bestellt hatte, wurde im Mai 1246 von einer Anzahl meist geistlicher Fürsten, an deren Spitze die drei rheinischen Erzbischöfe standen, zu Würzburg zum König gewählt. Überall suchte die päpstliche Miliz der Bettelmönche für diesen „König der Kleriker" oder Pfaffenkönig das Volk zu stimmen, und neben den Bischöfen oder einem namhaften Teile derselben war es hauptsächlich der niedere Adel, welcher sich gegen Friedrich erhob, während die Fürsten beiseite standen und die Städte im ganzen im Bewußtsein dessen, was ein mächtiges Königtum wie das staufische für sie bedeutete, an Friedrich festhielten. Der erste Zusammenstoß mit dem König Konrad fand in der Nähe von Frankfurt statt: der Landgraf errang den Sieg und schrieb seinen Verbündeten, den Mailändern, daß er bald auch über den Vater in römischer Fürsten Weise zu triumphieren hoffe. Dagegen gelang dem Kaiser die enge Verbindung mit dem bayrischen Hause durch die Vermählung Konrads mit der Tochter des Herzogs Otto, welcher der kaiserlichen Sache auch aus dem Grunde ergeben war, weil der Herzog Friedrich von Österreich, der im gleichen Jahre gegen den König von Ungarn fiel, keinen Sohn hinterließ und durch eine Heirat seiner Tochter mit dem Sohn des Böhmenkönigs die Vereinigung Österreichs und Böhmens drohte, welche das bayrische Gestirn verdunkelt hätte. So gewann der Konflikt immer größere Erstreckungen. Alle deutschen Fürsten sahen sich durch päpstliche Schreiben und Legaten bestürmt, und selbst den Sultan von Ägypten soll Innozenz der Freundschaft mit Kaiser Friedrich abwendig zu machen versucht haben.

Deutschland. Gegenkönig.

Indes hatte Innozenz bei diesem Kriege, in den er sich mit großer Leidenschaft warf, kein besonderes Glück. Der von ihm erhobene oder begünstigte Gegenkönig beschloß seine unrühmliche Bahn sehr rasch: im Anfang des Jahres 1247 kehrte er von einer Expedition gegen Oberdeutschland nach Thüringen zurück und starb wenige Wochen später auf der Wartburg; König Ludwig IX. von Frankreich trat nicht, wie der Papst hoffte, gegen den Kaiser in die Schranken, denn er hatte nicht bloß kirchliche Devotion, sondern auch einen ehrlichen christlichen Rechtssinn, und sein Herz stand — aufrichtiger als das des Papstes — auf einem Kreuzzug, den er ohne Friedrichs Unterstützung nicht durchführen konnte; auch in England war die Stimmung überwiegend gegen den Papst. Die einzelnen Wechselfälle des Kampfes auf dessen beiden Schauplätzen Italien und Deutschland zu verfolgen ist nicht nötig. Es gelang der papistischen Partei, in Deutschland einen Magnaten zu finden, welcher die Rolle eines Gegenkönigs im Sinne Heinrich Raspes wieder aufnahm. Dies war ein

Kampf in Deutschland und Italien.

zwanzigjähriger junger Ritter, Graf Wilhelm von Holland, der, zu Neuß von einigen Fürsten gewählt, zuerst mit Verleihung von Privilegien die Stadt Köln und dann nach längerer Belagerung Aachen gewann, zunächst aber nur in den nieder- und mittelrheinischen Gegenden etwas bedeutete. In Italien trat die wichtige Stadt Parma dem Bunde der Feinde bei; Friedrich zog gegen die Stadt; er baute eine Lagerstadt gegen sie, welche er sehr zuversichtlich Viktoria, Siegesstadt, nannte. Und in der That waren die Parmenser auf das äußerste gebracht: da gelang ihnen ein verwegener Streich, ein Überfall, bei welchem Viktoria verbrannt wurde und nicht wenige Gefangene — unter andern auch Thaddäus, Friedrichs Bevollmächtigter auf dem Konzil — in die Hände der Städter fielen. Friedrich ging nach Cremona zurück; übrigens wogen hier Gewinn und Verlust sich auf, und er war keineswegs entmutigt: er traf in seinem sizilischen Reich aufs neue umfassende Rüstungen.

Petrus von Vinea.

Mit welch vergifteten Waffen in diesem unentwirrbaren Kriege gekämpft wurde, beweisen die Vorgänge des Jahres 1249, in welchem einer der höchsten Beamten des Kaisers, der an seinen verdienstlichen Organisationen in Sizilien den größten Anteil hatte, Petrus von Vinea, einen tiefen Sturz that. Er geriet bei einem gegen den Kaiser geplanten Vergiftungsversuch, den Friedrich noch eben rechtzeitig entdeckte, in dringenden Verdacht der Mitwissenschaft. Der Kaiser vermutete päpstliche Anstiftung, und daß die papistische Partei, wenn er an Gift oder Dolch gestorben wäre, darin Gottes Finger erkannt haben würde, ist nicht zu bezweifeln: wie weit Petrus schuldig war, ob er schuldig war, ist nicht zu ermitteln, auch nicht, ob man mit Recht den Kaiser vorwerfen kann, was ihm ein Gegner vorwirft, daß er überhaupt seine Freunde selbstsüchtig ausgenutzt und dann preisgegeben habe: gewiß ist nur, daß der Logothet, der aus niederem Stande sich durch sein Talent zur Stellung eines ersten Ministers erhoben hatte, auf barbarische Weise geblendet wurde und bald darauf gestorben ist. Ein letztes Mißgeschick widerfuhr dem Kaiser, indem sein Sohn Enzius im Mai 1249 in einen Hinterhalt der Bolognesen geriet und mit seinem Heerhaufen gefangen wurde; im übrigen aber machten seine Waffen Fortschritte und er hatte noch die Genugthuung, daß seine Truppen vor Parma in einem glücklichen Gefecht den Fahnenwagen der übermütig gewordenen Stadt abfingen: bald gedachte er selbst wieder mit ganzer Kraft persönlich in den Kampf einzugreifen, für den er unablässig rüstete. Aber im Dezember 1250 war ihm sein Ziel gesteckt. Er starb auf dem Schloß Fiorentino in der Nähe von Luceria: von seinen Söhnen war nur Manfred zugegen. Er fand noch Zeit, sein Testament zu machen: von einem befreundeten Geistlichen, dem Erzbischof von Palermo, ward er als Glied der Kirche anerkannt und, nachdem er gebeichtet hatte, absolviert: ja er soll in eine Mönchskutte gehüllt gestorben sein, und dies würde so unwahrscheinlich nicht sein, da Aberglaube und Unglaube sich längst um seine Seele stritten und leicht, als es zum Sterben ging, jener überwogen haben mag.

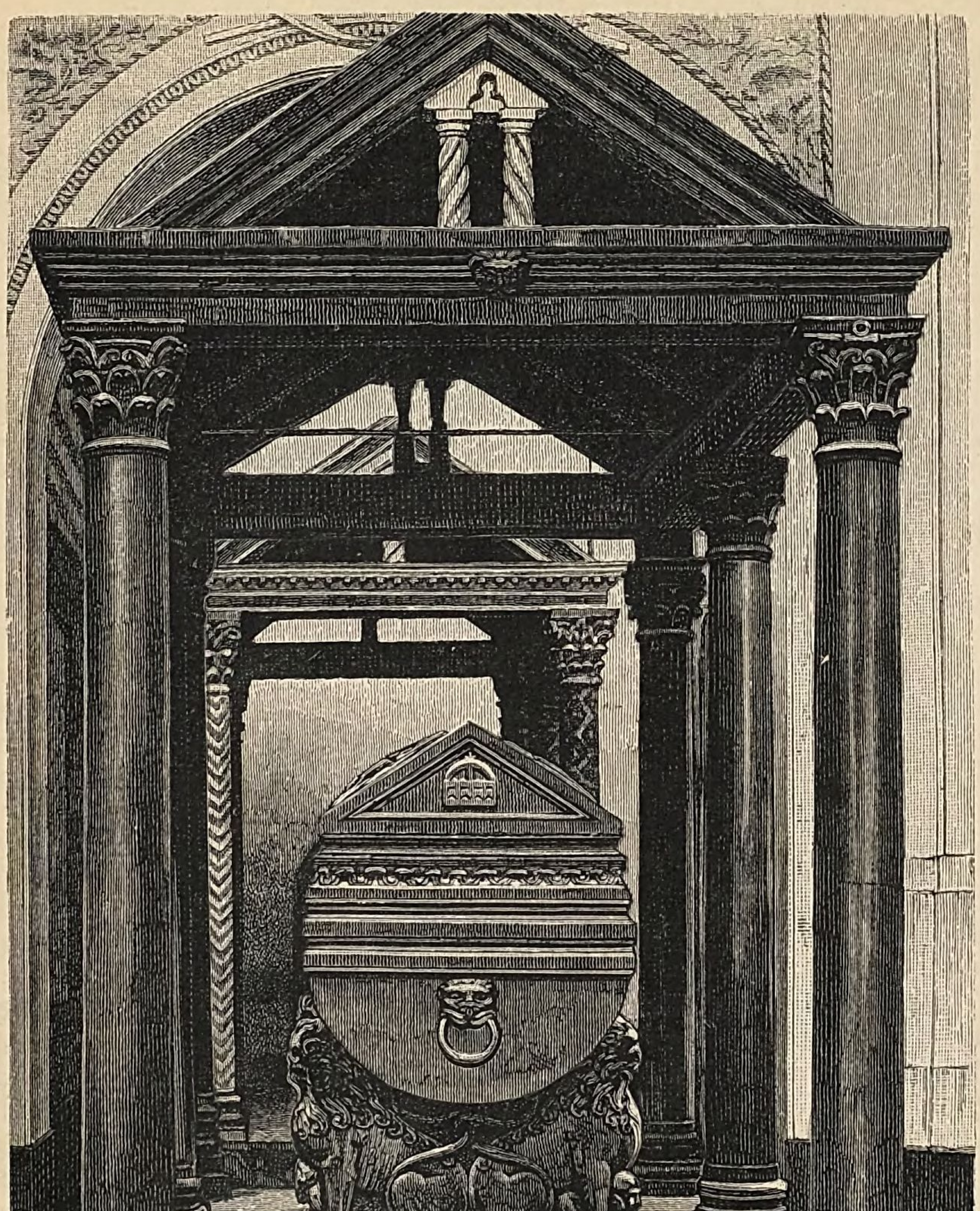
Friedrichs II. Tod. 1250.

Es war nicht der einzige Widerspruch, der sich im Charakter dieses hochbedeutenden und genialen Mannes kund gibt: zum wirklich großen Manne fehlte ihm die Einfachheit und innere Wahrhaftigkeit. Sein Äußeres scheint einen gewinnenden Eindruck gemacht zu haben: er galt als ein schöner Mann, obwohl nur von mittlerer Größe; das Gesicht von frischen Farben, heiterem Ausdruck; er war kurzsichtig. Den ungemein vielseitigen Aufgaben seiner Stellung brachte

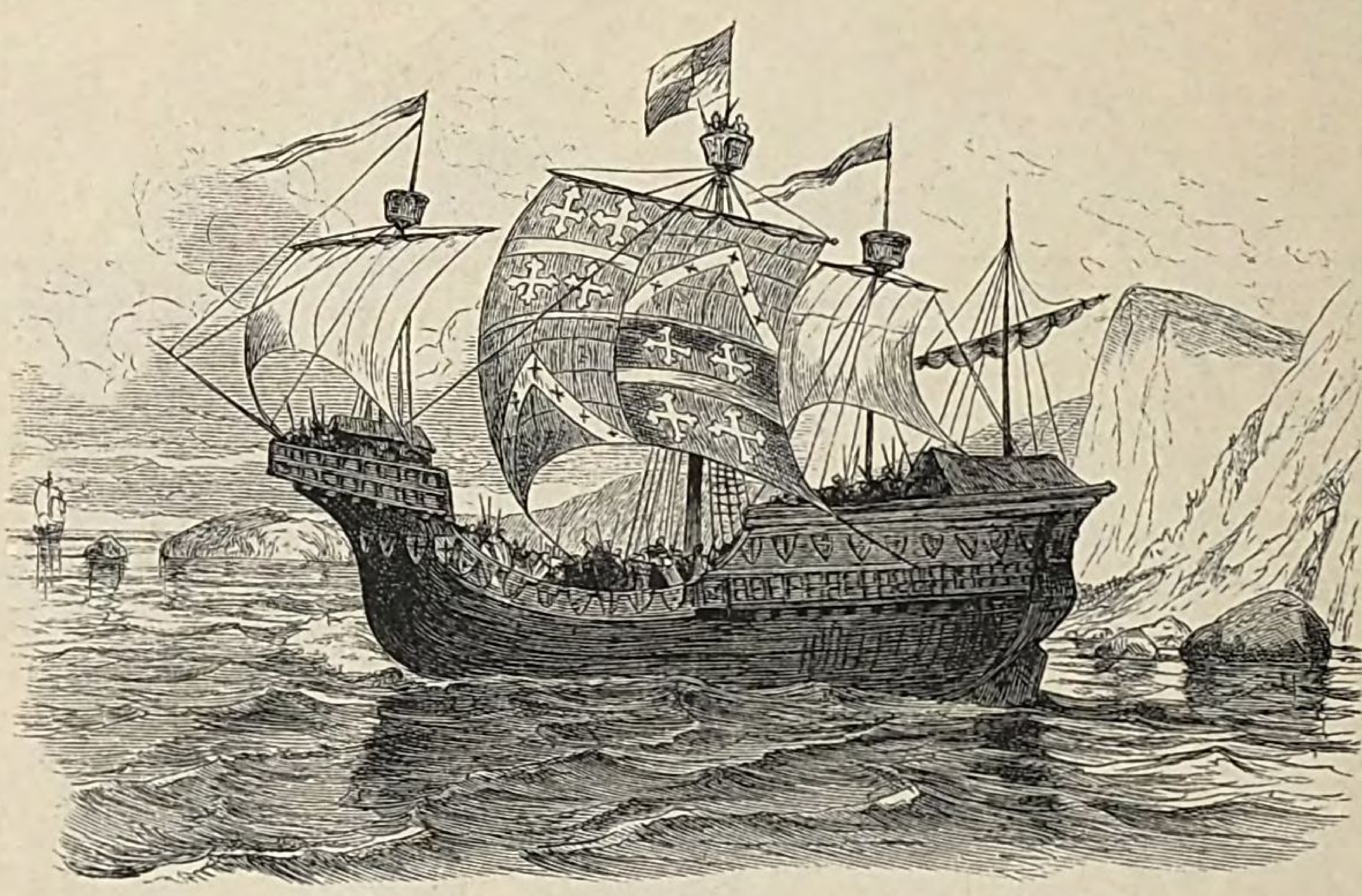
er eine ungemeine Beweglichkeit des Geistes entgegen, mit der er für die verschiedensten Gebiete sich interessierte, Kenntnisse leicht sich aneignete und sie leicht in belebter Rede verwendete: er zeigte Sinn für wissenschaftliche Dinge, Logik, Medizin, Naturkunde, besaß eine ansehnliche Bibliothek, in der unter andern auch ein griechisches und arabisches Exemplar der Werke des Aristoteles sich befand; ein Buch über die Jagd mit Falken und ein Gedicht in italienischer Sprache, die noch vorhanden sind, werden ihm zugeschrieben und ein gewisses nicht unbedeutendes publizistisches Talent zeigen seine Zirkularschreiben und Denkschriften, an deren Fassung er unzweifelhaft großen persönlichen Anteil hat. Ein besonderes Vergnügen scheint ihm gemacht zu haben, verschiedene Anschauungsweisen in belebter Diskussion darlegen zu hören. Dies machte wohl manchem den Eindruck, als teile er Meinungen, die er bloß gern sich vortragen ließ: selbst ein muhamedanischer Gesandter fand, daß er den Moslemen sehr zugeneigt sei, und die Kirche setzte niemals, selbst in früher Zeit und vor dem Bruche, in seine Rechtgläubigkeit ein unbedingtes Vertrauen. Mit Recht: er dachte in der That zu viel über diese Dinge nach, disputierte zu viel und mehr, als der Kirche und ihren Leitern bei einem König lieb sein konnte. Indes that er ihr den Gefallen, die Ketzerei zu verfolgen, und wenn er es auch nur aus Politik that, so machte es ihm wenigstens keine Skrupel: abweichende Meinungen, freigeistische Einfälle, frivole Reden mochte sich etwa ein Kaiser oder ein Sultan oder sonst ein großer Herr erlauben, nicht aber durfte eine von dem Überlieferten abweichende, auf Urchristentum und Bibel zurückgehende Überzeugung in schwerem Ernst zum Glauben der vielen werden. Denn Friedrich gehörte zu denjenigen Männern, die, zu allen Zeiten eine zahlreiche Klasse, der Meinung waren, daß die gewöhnliche Moral nicht für große Herren und geniale Leute erfunden sei: er überließ sich den zügellosen Trieben einer starken Sinnlichkeit, wenn man gleich bei Nachrichten dieser Art nicht vergessen darf, daß ein ausgebildeter Wahrheitssinn, geschweige gerechte Abwägung von Vorwürfen gegen Feinde nicht zu den Tugenden dieser und aller mittelalterlichen Zeiten gehörte, vielmehr in dieser Beziehung kaum je eine Zeit tiefer gestanden hat als diese und in dieser Zeit kein Stand tiefer als der geistliche. Das Schlimmste aber war, daß er von Kind auf in einer Umgebung sich bewegte, in welcher die Ehrlichkeit und der gerade Sinn, ohnehin selten in jenen Zeiten, fast mit Notwendigkeit in ihm erstickt und ausgerottet werden mußte, oder vielmehr von vornherein keine Wurzel schlagen konnte. Frühzeitig lernte er rechnen, sich verstellen, Ausflüchte suchen, Worte geben: und doch würde man Unrecht thun, in ihm bloß einen klugen Politiker zu sehen. Eben in den letzten Kämpfen mit Innozenz erhob er sich zur Höhe eines wirklichen Staatsmannes, der nicht ohne ein tiefes sittliches Prinzip denkbar ist. Mit klarem Bewußtsein führte er die Sache des weltlichen Regiments, des Staats, des Königtums gegen die Anmaßungen des Priestertums, und man sieht deutlich, daß er darin schon von der wachsenden Intelligenz einer lichter gewordenen Zeit einigermaßen unterstützt wurde. Der große Irrtum seines Lebens aber war, daß er, darin freilich der Tradition seines Hauses folgend, sich nur in seiner universalen Würde als römischer Imperator und nicht als König der Deutschen fühlte. Dadurch untergrub er die Wurzeln seiner Kraft und überließ den thatsächlichen Einfluß den Landesfürsten, welche den Bevölkerungen im kleinen, in den einzelnen Landschaften,

diejenigen Güter — Ruhe und geordnete Verwaltung — sicherten, für welche zu sorgen dem Kaiser seine universale Stellung, die tausendfachen Verkettungen seiner Morgen- und Abendland, Geistliches und Weltliches umfassenden Politik nicht Zeit und Muße ließen. Mehr und mehr entfremdete sich das Haus dem deutschen Leben: den fruchtbarsten Keim nationalen Lebens, das Städtewesen, haben die Staufer zum mindesten nicht folgerichtig gefördert, vielleicht nicht folgerichtig fördern können: und indem sie den Kampf mit der Kirche auf dem gleichen Boden einer universalen Idee, des Kaisertums, auszufechten unternahmen und nicht von dem des nationalen Königtums aus, dem die Zukunft gehörte, mußten sie notwendig unterliegen, da die Kirche aus einem unaustilgbaren Bedürfnis der menschlichen Natur ihre Stärke zog, während das Kaisertum in demselben Maße überflüssiger wurde, als Königtum, Landesfürstentum und Bürgertum erstarkten.

Konrad IV. 1250—1254. Sein Sohn und Nachfolger Konrad IV. (1250—1254) hat in der deutschen Geschichte wenig Spuren und kaum den Schatten eines Gedächtnisses im Herzen seiner Nation hinterlassen. Im päpstlichen Lager war die Freude über den Tod des gefürchteten Feindes groß, dessen persönliche Bedeutung der Haß Innozenz' IV. wohl würdigte: das starke Wetter, äußerte er, habe sich in einen sanften Wind verwandelt. Er machte von der guten Gelegenheit Gebrauch und kehrte von Lyon, wo er vor jenem Wetter sich geborgen gehalten hatte, nach Italien zurück. Für König Konrad aber war es ein Verhängnis, von seinem Hause ihm hinterlassen, daß er zuerst nach Italien gehen mußte, um sein sizilisches Reich zu sichern, um dann, wenn dies gelungen, denselben hoffnungslosen Kampf wieder aufzunehmen, in dessen Getümmel sein Vater gestorben war. Eine Aussöhnung mit dem Papste war unmöglich, da dieser wie die ganze welfische Partei dem staufischen Hause den Untergang geschworen hatte. Der sechsundzwanzigjährige junge König erschien in Italien (1251): unterstützt von seinem Halbbruder Manfred schlug er die Rebellion nieder, welche ihm sein Recht streitig machte, und eroberte im Jahre 1253 deren letzten Herd, die feste Stadt Neapel. Aber es war ein unfruchtbarer Sieg: denn schon im Mai 1254 starb er zu Lavello bei Melfi in Apulien. Er hinterließ einen zweijährigen Knaben, Konrad, aus der Ehe mit Elisabeth, der Tochter des Herzogs Otto von Bayern.



Kaiser Friedrichs II. Grabmal im Dom zu Palermo.
Inschrift: Hier ruht der Kaiser großen Namens Friedrich II, König von Sizilien, gestorben zu Fiorentino in Apulien, am 13. Dezember 1250.



Skandinavisches Kriegsschiff des 12. Jahrhunderts.

Fünftes Kapitel.

Außerdeutsche Staaten im 12. und 13. Jahrhundert. Ausgang der Kreuzzüge.

Außerdeutsches Europa. Skandinavien.

So schien um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts der Sieg der Kirche oder des Papsttums über das staufische und damit überhaupt das deutsche Königtum vollständig: der kleine Konrad, Konradino, der letzte echte männliche Sproß aus Friedrichs Nachkommenschaft — denn auch der englischen Isabella Sohn Heinrich war gestorben — war wenigstens für die nächste Zeit nicht zu fürchten. Ehe wir aber den letzten tragischen Geschicken dieses Hauses folgen, müssen wir einen Blick werfen auf die Entwickelung der übrigen europäischen Staaten und des gesamteuropäischen Lebens in diesem „Zeitalter der Kreuzzüge“, wie man die Zeit von 1096—1270 nach ihrer hervorragend charakteristischen Erscheinung nennt.

Das Christentum hatte in dieser Zeit vollends die Herrschaft auf dem ganzen Boden Europas errungen, eine Herrschaft, die ihm zwar noch in den Gemütern, aber nicht mehr in dem in Staat und Gesellschaft zu Tage tretenden Leben bestritten wurde. Das Heidentum — Götterglaube und Götzendienst — war am Ende dieses Zeitraums auch da, wo es sich am längsten gehalten, in Skandinavien und in den Slavenlandschaften des Nordostens, ausgerottet oder dem Absterben nahe. Das entlegenste dieser nördlichen Reiche, Norwegen, nahm wie natürlich, bei der Lage und den Naturbedingungen des Landes an dem gesamteuropäischen Leben nur wenig teil: doch ist auch unter seinen Königen

ein Jerusalemfahrer — Sigurd (1103—1130), und der Name der hochheiligen Stadt „Jorsala“ übte auch dort seinen Zauber. König Sigurd nahm sich zu seinem frommen Zuge Zeit, kämpfte in Portugal, auf Sizilien, und ließ bei der Heimkehr einen Teil seiner Leute im Dienste des griechischen Kaisers zu Konstantinopel, wo solche skandinavische Söldner eine gewöhnliche Erscheinung waren. Übrigens hatte das nordische Land keine guten Tage: auf einem Boden, der, dünn bevölkert und wenig fruchtbar, Ungleichheit des Besitzes, Ansammlung von Reichtum und damit die Bildung eines Adels sehr erschwerte, haderten Könige und Gegenkönige, und bildeten sich Parteien unter dem Bauernvolke, die sich gegenseitig mit wilder Grausamkeit verfolgten. Die Zeiten des Seeraubs im großen und der bewaffneten Auswanderung waren vorüber. Die Errichtung eines eignen Erzstifts auf norwegischem Boden, zu Drontheim, an dem gleichnamigen Fjord (1152), besserte diese wilden Zustände noch wenig: erst unter Hakon V. auf dem Reichstage oder der Volksversammlung zu Bergen (1223) wurde die Erbfolge geregelt und derselbe König, dessen lange Regierung (1207 bis 1263) die Beruhigung des Landes begünstigte, ließ sich im Jahre 1247 von einem päpstlichen Legaten krönen. Der Einfluß der Geistlichkeit stieg auch hier in diesem abgelegensten Lande: seit 1273 ward den Bischöfen Teilnahme an der Gesetzgebung zugestanden, welche eben damals (1274) durch König Magnus VII. in einer Art Gesetzbuch einen Abschluß fand. In Schweden wurde das Christentum erst im Laufe des zwölften Jahrhunderts völlig durchgeführt: besonders der nördliche der beiden Stämme, die Schweden, sträubten sich hartnäckig gegen eine Religion, welche bei dem südlichen, den Goten, schon eingewurzelt war. Auch hier füllen Kämpfe um den Thron, für uns inhaltlose Namen von Königen und Prätendenten, die Blätter; Kriege zwischen zwei Häusern, dem gotischen der Sverker, dem schwedischen der Bonde (zwischen 1150 und 1250). Um diese Zeit (1253) bestieg der erste aus dem Geschlechte der Folkunger, das schon zuvor den überwiegenden Einfluß im Lande ausgeübt hatte, Birger, den Thron, der mächtigste unter den Jarlen oder Statthaltern, die, wie in Deutschland die Grafen, ursprünglich Kronbeamte sich eine unabhängige und mehr oder weniger erbliche Stellung gegründet hatten. Er übte thatsächlich die königliche Gewalt: den königlichen Namen trug sein ältester Sohn Waldemar. Mit Einführung des Christentums und der kirchlichen Hierarchie wie mit der steigenden Bildung erstarkte das aristokratische Element im Lande, umsomehr als es mit der Auswanderung im Großen vermittels der Wikingerfahrten jetzt ein Ende hatte. Die einzige Eroberung, welche mit Kolonisation verbunden war, war die von Finnland, wo seit 1157, seit Erich dem Heiligen, auch das Christentum Eingang fand. In Dänemark, das seiner geographischen Lage nach in die Verwickelungen des deutschen Nordostens hineingezogen wurde, hielt sich die Dynastie, welche mit Sven Estridsohn 1047 zur Herrschaft gelangt war: hier indes nahmen die Dinge einen Gang, der, ähnlich wie in Deutschland, das Aufkommen eines mächtigen Adels begünstigte. In kirchlicher Beziehung war das Land schon seit 1104, wo das Erzbistum Lund gestiftet wurde, von Deutschland unabhängig, und die Lehensabhängigkeit vom Reich, wenn auch nochmals unter Kaiser Friedrich dem Rotbart erneuert, bedeutete nichts mehr. Wir sahen, wie im Gegenteil die schon von der deutschen Kolonisation und Kulturarbeit ergriffenen slavischen Gebiete im Osten der unteren

Elbe den Gegenstand erobernden Ehrgeizes der dänischen Dynastie bildeten, sobald dieselbe sich nach den Zwistigkeiten, die auch hier lange das Königtum erschütterten, einigermaßen befestigt hatte. Ein eigentliches Erbrecht ward in Dänemark nicht anerkannt, wenn auch die Wahl sich innerhalb des einmal regierenden Hauses hielt; das Recht der Wahl selbst fiel mehr und mehr dem Adel, den Rittern und der nicht zahlreichen hohen Geistlichkeit zu. Die Eroberungen an der Südküste der Ostsee begannen mit Waldemar I., dem Großen (1157—1182), der sich unter andern das Verdienst erwarb, das Heidentum auf der Insel Rügen auszurotten, und sie setzten sich fort unter Knud VI. (1182—1202), der sich König der Dänen und Slaven nannte und der mit dem welfischen und französischen Hause verschwägert war. Den gefährlichsten Feind wie mächtigsten Verbündeten fanden die hadernden norddeutschen Fürsten an Waldemar II., dem Siegreichen (1202—1242). Er benutzte den Thronstreit in Deutschland, erhielt wie erwähnt, von Friedrich II. die Länder jenseits der Elbe abgetreten, wie denn Lübeck schon seit den letzten Jahren Knuds eine dänische Stadt war, und er pflanzte seine neue Fahne — das Danebrog mit dem weißen Kreuz auf rotem Grund — selbst am finnischen Meerbusen in dem entlegenen Esthland auf. Aber wir sahen, wie dann ein Zufall, seine Gefangennehmung durch den Grafen Heinrich von Schwerin, seine Macht zum Wanken brachte, und die Niederlage bei Bornhöved dem „Sieger" nur den unabhängigen Besitz von Dänemark ließ, das er sich dann durch eine einsichtige Regierung und ein Gesetzbuch verpflichtete. Es war seine letzte That: wenige Tage nach der Veröffentlichung starb Waldemar II. (1242). Unter seinen Nachfolgern ist noch Erich Glipping zu erwähnen, dem im Jahre 1283 die Großen durch einen Aufstand eine Versicherung abzwangen, daß er künftighin jährlich ein Parlament abhalten werde: im übrigen folgte die politische Entwickelung auch unter diesen Regenten dem aristokratischen Zuge. Immer mehr traten die Bauern vor den Besitzern der großen Höfe zurück und die Leibeigenschaft nahm in dem Lande zu, das bis ins dreizehnte Jahrhundert förmliche Sklaverei und Menschenhandel hatte. Das Land war gut angebaut, aber das städtische Element war wenig ausgebildet; der „Kaufmannshafen", Kjöbenhavn, Kopenhagen, gewann erst in diesem dreizehnten Jahrhundert größere Bedeutung.

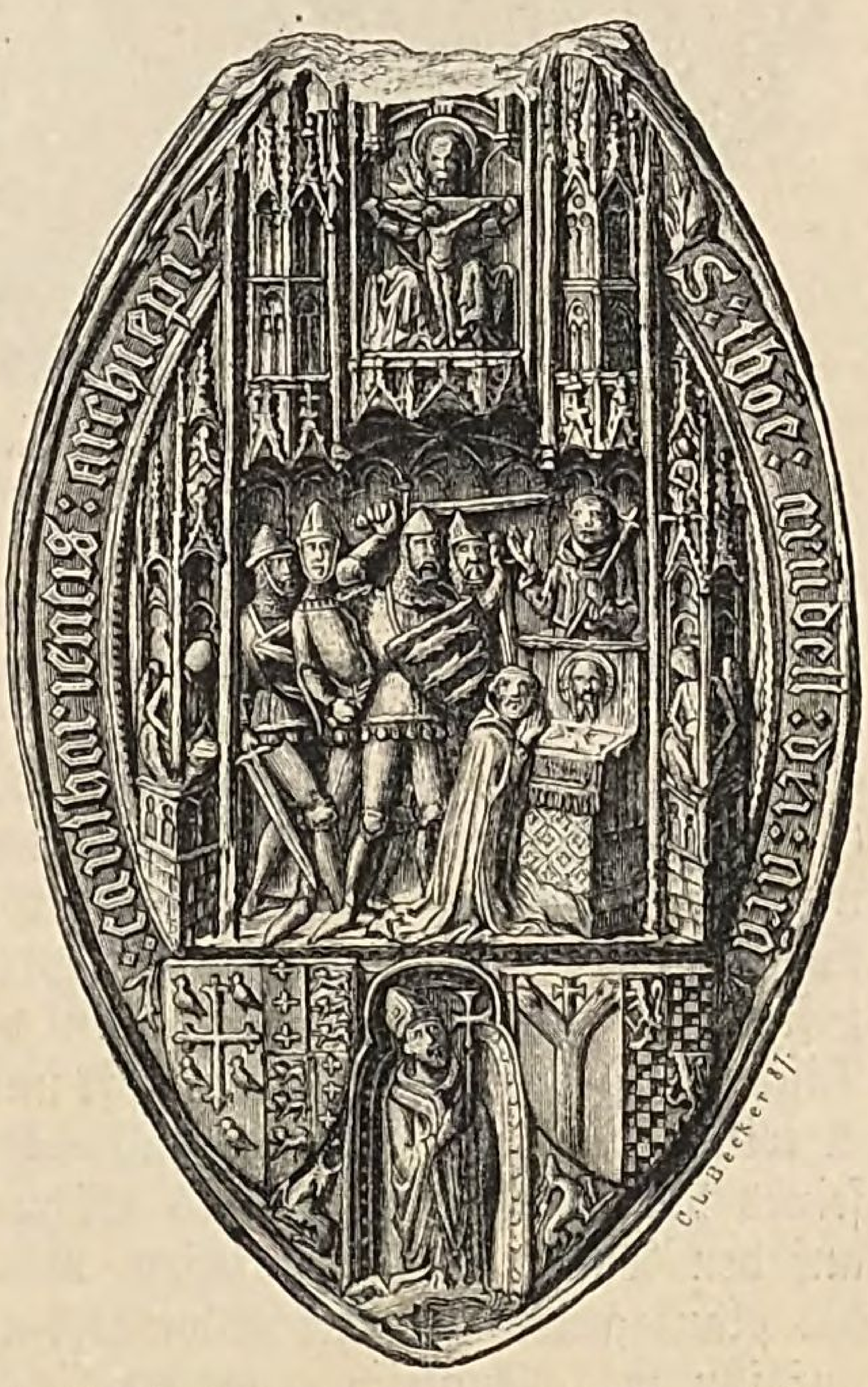


Heinrich II. von England.
Grabmal im Kloster Fontevrault.

England seit 1066 unter den Plantagenets.

Sehr bedeutungsvoll waren die zwei Jahrhunderte, welche die Periode der Kreuzzüge umfaßt, für die englische Geschichte: es war die Zeit, in welcher aus den Siegern und den Besiegten von 1066 die englische Nation sich bildete. Als im Jahre 1154 König Stephan, der vierte seit der normannischen Eroberung, starb, folgte einem zwei Jahre früher

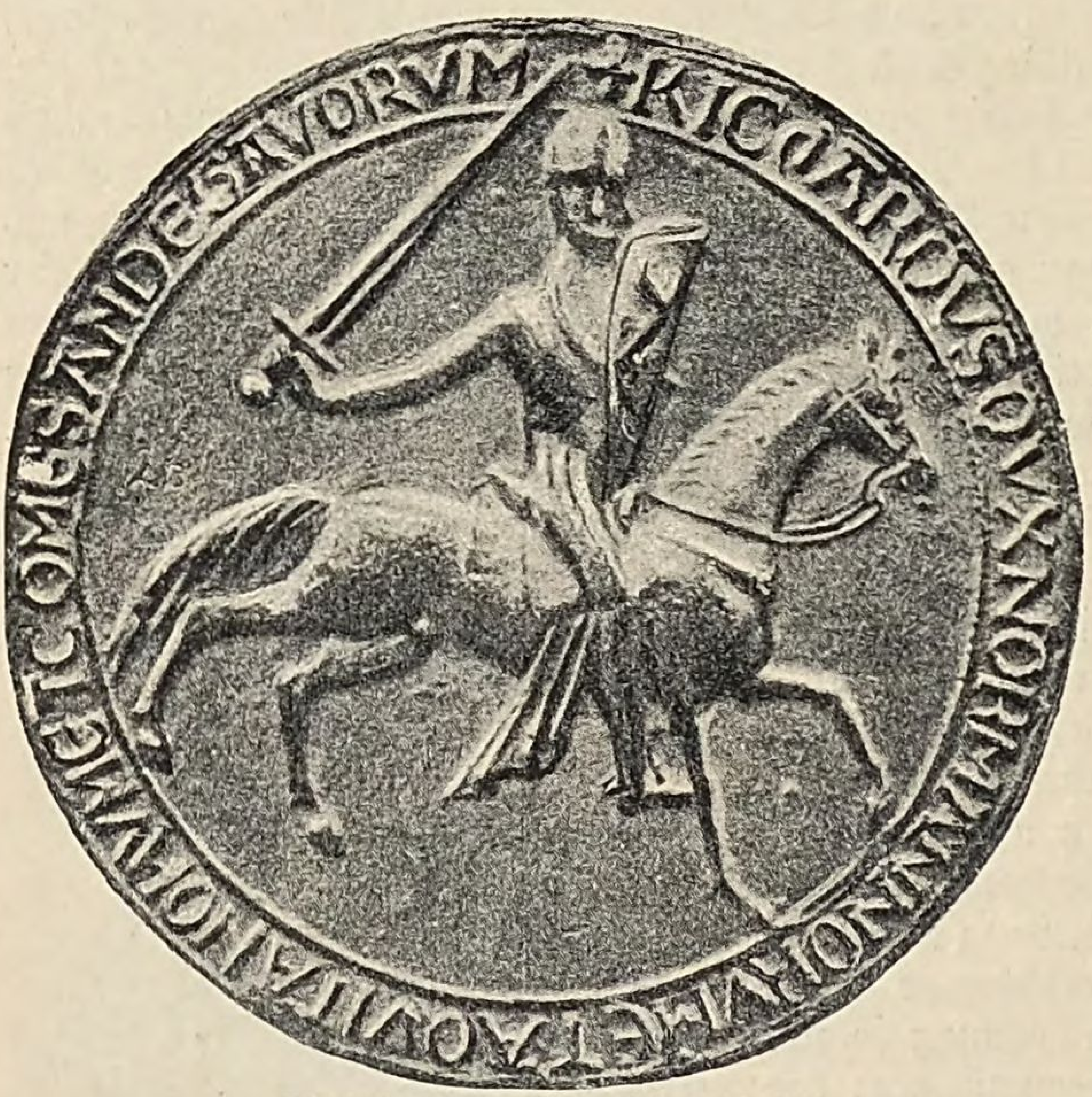
abgeschlossenen Vertrage zufolge der Sohn des Grafen Gottfried von Anjou, aus dessen Ehe mit Mathilde, der Witwe Kaiser Heinrichs V., — der erste König vom Hause Plantagenet, Heinrich II. (1154—1189). Er hatte sich mit Eleonore von Poitiers, der geschiedenen Gemahlin Ludwigs VII. von Frankreich, vermählt, und indem er deren großen Besitz im Südwesten Frankreichs, Poitou und Guienne zu seiner Grafschaft Anjou und Maine und diese zur Normandie hinzufügte, nahm er, Besitzer eines Drittels von Frankreich und zugleich König von England, dem er durch eine päpstliche Bulle ermächtigt 1171 noch Irland hinzufügte, seinem Lehensherrn, dem König von Frankreich, gegenüber eine bedrohlich-überlegene Stellung ein: 1174 leistete ihm auch der König von Schottland den Huldigungseid. Unter diesem König brach der Zwiespalt zwischen Königtum und Priestertum, den man länger als in Deutschland zu verhüten gewußt hatte, auch hier aus. König Heinrich II. hielt an seinen alten Rechten hinsichtlich der Wahl der Bischöfe und in allen Stücken an dem Oberaufsichtsrecht des Staates fest. In diesem Sinne waren die sogenannten Konstitutionen von Clarendon abgefaßt, welche 1164 auf einer Versammlung der weltlichen und geistlichen Magnaten festgesetzt wurden und die im Gegensatze zu der hochmütigen Prätention der herrschenden Richtung, daß kein Geistlicher vor einem weltlichen Richter sein Recht nehmen dürfe, den geistlichen Verbrecher dem königlichen Gerichte zuwiesen. Auch der Erzbischof von Canterbury, Thomas Becket, der, früher Kanzler und erster Rat des Königs, von diesem selbst auf den Primatensitz erhoben worden war, stimmte zu, appellierte aber dann an den Papst und entfloh nach dem Kontinent, von wo er seinen Protest gegen die von dem König und den Magnaten eingeschlagene Richtung fortsetzte. Eine Aussöhnung folgte, wie Priester sie zu schließen pflegen; der Primas kehrte zurück, exkommunizierte aber diejenigen Geistlichen, welche zum König gehalten hatten. Im Zorn darüber ließ der König das verhängnisvolle Wort fallen — ob denn „bei den Augen Gottes", wie seine Rede war, unter denen, denen er Gunst erwiesen, niemand Kühnheit genug besitze, um ihn gegen solche Beleidigungen zu schützen? Einige seiner Ritter griffen dies auf und in der Kathedrale von Canterbury selbst geschah die blutige That: auf greuliche Weise ward der Erzbischof von vier königlichen Rittern umgebracht. Eben dieses Martyrium aber entflammte nun den kirchlichen Eifer: ein fanatischer Kultus sammelte sich um das Grab des Heiligen, von dessen wunderbaren Krankenheilungen bald ganz England erfüllt war, und als er im Jahre



Erzbischöfliches Siegel von Canterbury mit der Darstellung der Ermordung des Thomas Becket. Vermutlich aus der Mitte des 14. Jahrhunderts.

Königl. Geh. Staatsarchiv in Berlin.

1173 förmlich heilig gesprochen worden war, mußte der König selbst sich zu einer Wallfahrt nach diesem Grabe entschließen. Er that hier sehr vollständig Buße: er ließ sich von den Priestern geißeln und empfing dann die Absolution (1174); die dem Papste widerwärtigen Bestimmungen wurden aus den Konstitutionen von Clarendon entfernt. Der kirchliche Hader vergiftete auch des Königs häusliches Leben: sein ältester Sohn empörte sich gegen ihn und seine letzten Jahre vergällten ihm Streitigkeiten zwischen den jüngeren Söhnen, von denen, nachdem der eine, Heinrich, noch vor dem Vater gestorben war, der nächstfolgende, Richard, im Jahre 1189 dem gewaltig herrschenden Fürsten folgte. Für die Geschichte Englands hat König Richard I., das Musterbild eines Ritters in Fehlern und Tugenden, Richard Cœur de Lion, nur eine untergeordnete Bedeutung. Wir kennen die Abenteuer seines Kreuzzugs und seiner Heimkehr: in England war er auch nach seiner Befreiung aus der deutschen Gefangenschaft wenig zu sehen, und seinen Tod fand er auf eine seiner würdige Weise bei einer seiner zahllosen Fehden — gegen den Vicomte von Limoges — durch eine Pfeilwunde, die er sich bei der Rekognoszierung einer Burg geholt hatte (1199). Von um so größerer Bedeutung für England, und nicht bloß für England war die Regierung seines Nachfolgers, seines Bruders Johann (1199—1216). Während der Abwesenheit seines Bruders hatte dieser an der Spitze der Unzufriedenen gestanden, welche den von Richard eingesetzten Stellvertreter, den Bischof Wilhelm von Ely bekämpft und gestürzt hatten. Aber der Trotz und der Unwille der Barone wandte sich gegen ihn selbst, als bei dem plötzlichen Tode seines Neffen Arthur, der als Sohn seines älteren Bruders ein besseres Recht auf den Thron zu haben schien und der auch in den südfranzösischen Teilen des plantagenetischen Reichs wirklich anerkannt worden war, ein schwerer Verdacht auf ihn fiel. Zugleich erneuerte sich bei Gelegenheit einer Erledigung des erzbischöflichen Stuhles von Canterbury der kirchliche Streit. Papst Innozenz III. wußte, auf wie schwankendem Boden die Herrschaft des leidenschaftlichen, launischen, sittenlosen Königs ruhte. Er belegte also, als Johann den päpstlichen



Siegel Richards I. (Löwenherz.)
Im Britischen Museum zu London.

Kandidaten nicht annahm, das Land mit dem Interdikt, und König Philipp August von Frankreich, dem die große Macht der Plantagenets ein Greuel war, schickte sich an, dem Gebannten den Krieg ins Land zu tragen: als Johann, um nicht den Spottnamen, den sein Vater einst dem Jüngstgeborenen gegeben — „Ohne Land" — zur Wahrheit werden zu lassen, den drohenden Streich durch ein sehr radikales Mittel beschwor. Er erklärte sich bereit, sein Land vom Papst zu Lehen zu nehmen. Der feierliche Akt geschah 1213 vor dem päpstlichen Legaten Pandulf zu Dover, worauf Erzbischof Stephan Langton den König vom Bann lossprach. Die französische Landung war damit abgewehrt; nicht gleich willfährig aber erwies sich die Opposition der Magnaten, als ihnen Innozenz jede weitere Verbindung wider seinen Lehensmann untersagte. Johann, eben von der Niederlage bei Bouvines zurückgekehrt, bot ihnen an, die Sache durch den Papst entscheiden zu lassen und meinte, auf diesen seinen Verbündeten gestützt, sein altes Regiment fortsetzen zu können. Aber auch in dem andern Lager wußte man, was man wollte. Die Bürgerschaft der Hauptstadt London — man bezeichnete diese Bürger der größten Stadt des Landes wohl selbst als Barone oder Magnaten — trat den Baronen bei, und bald blieb dem König nichts übrig als zu kapitulieren. Er kam vom Schlosse Windsor herab nach einer Wiese bei Runnemede und unterzeichnete den Vertrag, den ihm die Barone vorlegten (1215).

Dies ist das große Blatt der englischen Freiheiten, die Magna charta Magna charta. 1215.
libertatum, welche zugleich gegen die königliche wie gegen die priesterliche Willkür gerichtet, in einer umfassenden und nicht bloß das Interesse des Adels, sondern das aller Klassen der Bevölkerung berücksichtigenden Weise dem Königreich eine Art von Verfassung gab und die zugleich den Beweis lieferte, daß der Gegensatz zwischen Normannen und Angelsachsen im Verschwinden begriffen war. Es war ein sehr ausführliches Aktenstück, 63 Artikel, 19. Juni 1215: Wahl der Bischöfe frei; Abweisung unrechtmäßiger Ansprüche des Oberlehensherrn; Steuern, mit einigen Ausnahmen, nur erhoben mit Zustimmung des großen Rates, der aus den unmittelbaren Lehensträgern des Königs, den Baronen und Bischöfen des Königreichs, zusammengesetzt ist. Rechtspflege nach altem Brauch; ein stehender Gerichtshof zu Westminster und in Lehensstreitigkeiten Entscheidung in der betreffenden Grafschaft durch königliche Richter unter Beisitz von vier Rittern; Schutz des Eigentums — dem Freien seine Freiheit und sein Vermögen, dem Kaufmann seine Ware, dem Hörigen sein Ackergerät zugesichert; der Freie durch den Spruch seiner Standesgenossen gerichtet, also Geschworenengerichte, und rasches Verhör; der Stadt London und den übrigen ihre alten Gerechtsame gewährleistet; keine willkürlichen Zölle; gleiches Maß und Gewicht; fremden Kaufleuten freier Zutritt; Freigebung neueingehegter Forsten; Amnestie: ein Ausschuß von fünfundzwanzig Reichsbaronen — einer von ihnen der Lordmayor von London — wacht über der Vollziehung und Aufrechterhaltung dieser großen Freiheitsurkunde. Innozenz III. exkommunizierte die Barone und die Bürger von London und suspendierte seinen Erzbischof Langton, der mit ihnen in dieser „Verkehrtheit" gemeinsame Sache gemacht hatte: sofort, unmittelbar entbrannte der Kampf um diesen Vertrag. Unter diesen Wirren starb der König (1216): aber unter seinem Sohne, Heinrich III. (1216—1272), der als neunjähriger Knabe das Reich antrat, befestigte sich diese Verfassung,



Heinrich III. von England.
Grabmal in der Kapelle des heil. Eduard, Westminsterabtei zu London.

wenngleich die Abhängigkeit des Landes vom Papste und die Verbindung der päpstlichen und der königlichen Ansprüche sie noch lange gefährdeten. Verfassungskämpfe und Kriege mit Frankreich füllten die lange Regierung dieses Königs. Mit Recht hebt der englische Geschichtschreiber Macaulay hervor, daß ein entschieden glücklicher Erfolg dieser Kriege den Schwerpunkt der Macht nach Frankreich verlegt und England zu einer Provinz eines wesentlich französischen Reichs gemacht haben würde, während so, wo der Waffengang mit Verzicht auf die Besitzungen diesseits der Garonne endigte, England das Hauptland blieb: in jenen Verfassungskämpfen aber blieben die Verfechter der Ideen des großen Freibriefs Sieger. Sie setzten unter Führung Simons von Montfort ein neues Statut, die Provisionen von Oxford, durch, welches die Macht des Königs aufs äußerste beschränkte: in dem neuen Kampfe, der sich darüber erhob, faßte Simon von Montfort, der „Kapitän“ der Barone, den folgenschweren Gedanken, Abgeordnete der Ritterschaft und Abgeordnete der Städte und der „fünf Häfen“ einzuberufen, um mit den Baronen zusammen im Parlament zu sitzen. Die Macht dieser Versammlungen, welche noch nicht feste und regelmäßige Formen angenommen hatten, erwies sich dem abenteuernden Geiste gerade des damals regierenden Hauses gegenüber doch schon heilsam, wie denn das von Innozenz' IV. Haß gegen das staufische Haus ausgeheckte Projekt, nach welchem Heinrichs III. jüngerer Sohn Edmund die Krone von Neapel und Sizilien erhalten sollte, wesentlich an dem verständigen Widerwillen der Reichsversammlung gegen eine so unweise Politik scheiterte, für welche kein Geld von ihr zu erlangen war (1257).

Frankreich seit Philipp I.

Während in England die Aristokratie des Landes bereits im Bunde mit gewissen demokratischen oder zum mindesten bürgerlichen Elementen in vollem Aufstreben war und jene bedeutsamen Siege über die königliche Vollgewalt oder diskretionäre Gewalt errang, gewahrt man in Frankreich in dieser Zeit, unter den Regierungen Philipps I. (1060—1108), Ludwigs VI. († 1136), Ludwigs VII. († 1180), Philipps II. August († 1223), Ludwigs VIII. († 1226) und Ludwigs IX. oder des Heiligen († 1270) vielmehr eine entgegengesetzte Strömung. In keinem Lande war die Begeisterung für die Idee der Kreuzzüge so lebhaft und, wie wir sehen werden, so andauernd, doch kam dies der Krone nicht so unmittelbar zu gute, wie man wohl angenommen hat: unter den drei ersten dieser Könige, bis zum Jahre 1196, ward kein größeres Lehen mit der Krone



Siegel Heinrichs III.
Aus dem Britischen Museum in London.

vereinigt. Wir sehen in dieser ganzen Zeit die großen Vasallen sehr mächtig; das Leben der Nation vollzieht sich in diesen einzelnen und eigenartigen Gebieten, und auch die Idee der Wiedereroberung des heiligen Landes findet an ihnen, diesen großen Territorialherren, ihre ersten und eifrigen Träger. Allein in diesem Lande suchte vor allem die Geistlichkeit schon seit Chlodwigs Tagen ihren Halt gegenüber den Gewaltthätigkeiten der weltlichen Großen an der Krone: der Abt Suger von St. Denys ruft Ludwig VII. von dem frömmsten aller kirchlichen Werke, dem Kreuzzug, zurück, damit er die Herde nicht länger den Wölfen überlasse. Zwei dieser Regierungen, die Philipp Augusts (1180—1223) und die Ludwigs des Heiligen (1226—1270) sind besonders bedeutend. Als jener den Thron bestieg, war mehr als die Hälfte des Landes, das wir jetzt mit dem Namen Frankreich bezeichnen, in den Händen der Könige von England. Nach anfänglichem Kriege vereinigten sich die beiden Fürsten Philipp August und Richard von England zu dem gemeinsamen Kreuzzug, und wir sahen, wie der erstere den Zeitpunkt zur Rückkehr besser wählte als der letztere. Ein klarer, energischer, folgerichtiger Fürst machte Philipp August sein Recht als oberster Richter gegenüber dem König Johann von England, der dem Rechte nach sein Vasall war, geltend, und bewies auf dem Schlachtfelde von Bouvines (1214), daß er Manns genug sei, den Spruch seiner Barone an dem Schuldigen, selbst wenn er König von England war, zu vollziehen. Auch Truppen der Kommunen standen ihm in dieser Schlacht zu Gebote und die Nachricht von dem Siege erregte über ganz Frankreich hin eine große Freude, in welcher sich zum erstenmale etwas wie ein gemeinsames französisches Nationalgefühl ausspricht. Der Papst, mit welchem Philipp August früher ein schweres Zerwürfnis gehabt hatte, weil der König ohne genügenden Grund von seiner Gemahlin, einer dänischen Prinzessin, sich hatte scheiden lassen und ohne Rücksicht auf päpstliche Mahnung sogleich zu einer neuen Ehe geschritten war, gedachte anfangs ihn zum Werkzeug gegen König Johann von England zu machen: aus diesem Eroberungszuge ward nichts, dagegen eröffnete der Albigenserkrieg im Süden Frankreichs eine große Aussicht, die sich dann unter

der Regierung Ludwigs IX., seines Enkels, verwirklichte. Unter der Regentschaft der Witwe Ludwigs VIII., einer spanischen Prinzessin Blanca von Kastilien, 1229 erfolgte der Vertrag mit dem Grafen von Toulouse, welcher die arg verheerte aber reiche Grafschaft Toulouse der Krone von Frankreich sicherte, deren unmittelbarer Besitz unter Philipp August bereits einen solchen Umfang gewonnen hatte, daß keiner der großen Vasallen für sich allein mehr ihr die Spitze bieten konnte.

Regierung Ludwigs IX.

Die Regierung Ludwigs IX. war eine der wohlthätigsten, von denen die Geschichte der Menschen meldet. Seine Frömmigkeit, obwohl sie sich in den mönchisch-asketischen Formen der Zeit bewegte, wie er denn beständig die kleinen Ketten in einer Büchse am Gürtel trug, mit denen sein Beichtvater das häufige Exerzitium der Geißelung an dem zartgebauten Manne vollzog, war von tiefer und echter Art. Er hatte seinen königlichen Beruf in vollem Ernste erfaßt und war von der Idee der Gerechtigkeit erfüllt, mit welcher er Ernst machte, auch wo es gegen sein eignes Interesse ging. Vor allem in den Gebieten, welche unmittelbar unter der Krone standen, setzte er, mit Untersagung des gerichtlichen Zweikampfs, gute Gerichte ein; dem ordentlichen Gang der Appellationen von den Baronialgerichten an die königlichen oder auch an ihn den König selbst, der dem königlichen Geschäfte des Rechtsprechens mit Eifer und angeborenem Talent oblag, verschaffte er dadurch Kredit, daß er dann und wann einem mutwilligen Appellanten selbst eine Geldstrafe zuerkannte: und schon bildete die Möglichkeit solcher Appellation — „niemand ist so groß, daß er nicht vor den Gerichtshof des Königs geführt werden könnte“ — einen unzerstörbaren Bestandteil des in der Nation lebenden Rechtsbewußtseins. Die Wissenschaft des Rechts, weiter schreitend auf dem Grunde der römischen Rechtsquellen, hatte schon den Begriff der causae regiae, der bedeutenderen Angelegenheiten, welche der königlichen Entscheidung vorbehalten wurden, erfunden, sowie auch das Verbrechen der beleidigten Majestät aus dem römischen Recht herübergenommen. Die Privatfehden hörten freilich nicht auf: aber allenthalben, auf dem Gebiet der Verwaltung, der Besteuerung, der Polizei, der Gesetzgebung, begann eine wirkliche Staatsordnung sich zu entfalten, deren Mittelpunkt und Schlußstein der König war. Der König war es, auf welchen alles sah, und von dem man in unzähligen Verhältnissen und Angelegenheiten das letzte entscheidende Wort erwartete. Vor allem die großen Vasallen, die Herzöge der Normandie, Guyenne, Burgund, die Grafen von Champagne, Toulouse, Flan-



König Ludwig IX. von Frankreich auf dem Throne. Nach einer Miniature des XIV. Jahrhunderts aus der Nationalbibliothek von Paris. (Lacroix.)

dern, waren dieser Ordnung insofern jetzt eingegliedert, als sie, die sechs weltlichen „Pairs von Frankreich" mit ebensovielen Geistlichen, dem Erzbischofe von Rheims, den Bischöfen von Beauvais, Chalons, Noyon, Laon, Langres, einen obersten Rat des Königs bildeten, der einen regelmäßigen, bedeutenden und nicht hemmenden Einfluß auf die Geschäfte übte. Mit England kam im Jahre 1259 ein Abkommen zu stande, bei welchem Ludwig seine staatskluge Mäßigung bewährte: er trat eine Anzahl von Gebieten freiwillig an den König von England ab, für welche dieser dann Huldigung leistete, indem er zugleich zu gunsten Frankreichs auf alle seine Rechte auf die Normandie, Anjou, Touraine, Maine und Poitou verzichtete. Noch rühmlicher war, daß ihn sein strenges Rechts- und Pflichtgefühl auch nicht in seinen Beziehungen zu den kirchlichen Gewalten im Stiche ließ, denen sich die Hoffnungen, welche sie auf die Frömmigkeit des Königs setzten, nicht völlig erfüllten. In dem großen Kampfe gegen den römischen Kaiser vergaß Innozenz IV. jede Rücksicht: die geistlichen Kampfmittel, Bann und Interdikt, wurden in schamloser Weise als Mittel zu Gelderhebungen verwendet, für welche bei diesen Priestern ohne Familie das Bedürfnis ohne Grenzen schien: im Jahre 1247 aber bildete sich eben hier auf französischem Boden eine große Verbindung adeliger Herren zu gemeinsamem Widerstand gegen die immer unerträglicher werdenden Übergriffe der geistlichen Gewalt und kurze Zeit vor seinem Tode, 1269, erließ Ludwig selbst eine Verordnung, welche unter dem Namen einer pragmatischen Sanktion die kirchlichen Verhältnisse regeln und die geistlichen Ansprüche zwingen sollte, gewisse Grenzen und Schranken zu respektieren. Sein königliches Recht und seine Unterthanen wußte er auch einem so gewaltigen Papste, wie Innozenz IV. war, gegenüber zu schützen.



Siegel Ludwigs IX.
Aus dem Britischen Museum in London.

Christentum und Islam.

In einem Punkte aber leuchtete seine Frömmigkeit in einer Lichtstärke, welche für die übrige Welt schon beschämend war: an seinen Namen knüpfen sich die letzten Versuche zur Wiedereroberung des heiligen Landes.

Die pyrenäische Halbinsel.

Die Beziehungen der christlichen Staaten zu der Welt des Islam — die orientalische Frage der damaligen Zeit — waren von sehr mannigfaltiger Gestalt. Sie waren überwiegend aber doch nicht durchaus feindlicher Art und äußerten in dieser Zeit des Ausgangs der sogenannten Kreuzzüge eine bedeutende Wirkung auf das Leben der leitenden Klassen der europäischen Gesellschaft. Am unmittelbarsten tritt diese Wirkung hervor auf der pyrenäischen Halbinsel, wo die Notwendigkeit des Kampfes gegen den Islam das eigentlich treibende Moment bei der Bildung der Staaten war. Der Sieg des Christen-

tums auf der pyrenäischen Halbinsel entschied sich in dieser Periode. Von den vier christlichen Staaten oder Staatengruppen, die wir auf der Halbinsel unterscheiden können, Königreich Navarra, Königreich Aragon, Königreich Kastilien und Königreich Portugal, ist das letzte die jüngste Staatsbildung und gehört im wesentlichen dieser Periode an. Einer der Könige von Kastilien, Alfons VI., hatte das den Arabern abgenommene Land am unteren Duero seinem Eidam, Heinrich von Burgund, einem Prinzen aus capetingischem Geblüt, erblich übertragen (1109). Nach einem Sieg über die Mauren bei Ourique, 1139, wurde dessen Nachfolger, Alfons I. als König ausgerufen, und er und seine Nachfolger dehnten in fortgesetztem Kampf gegen die Mauren, bei denen sie gelegentlich, wie erzählt, (1147) von Kreuzfahrerschwärmen, die des Weges kamen, unterstützt wurden, das Reich nach Süden bis zu den Gebirgen von Algarve und weiter aus. Diese Kämpfe, bei denen auch Templer und Johanniter eine Rolle spielten, gestalteten die Verfassung des Landes aristokratisch; die Städte traten bei den Ständeversammlungen, welche zu Lamego, einer Stadt südlich vom mittleren Duero gehalten wurden, in den Hintergrund. Das Reich Kastilien dehnte sich gleichfalls auf Kosten der Araber aus, und hier wie in Portugal entstanden in diesen Kämpfen Ritterorden, welche den palästinensischen nachgebildet waren und denselben Geist aristokratischer Unabhängigkeit hegten, der auf feste Organisation und großen Besitz sich gründete. Es waren die Orden von Calatrava (1157), von St. Jago (1175) und von Alcantara (1219). Dem unglücklichen System der Erbteilungen, welches die Macht des Königtums schwächte, machte erst Ferdinand III. (1230—1252) ein Ende, der die Unteilbarkeit der Lande Kastilien, Leon und Galicien gesetzlich aussprach: unter ihm wurde den Arabern das Guadalquivirthal, die Landschaft Andalusien, entrissen und nach der Mittelmeerseite hin Murcia: die Moslemen wurden auf den südöstlichen Rand der Halbinsel, Granada, beschränkt. Ferdinand machte den Anfang zu einer Gesetzsammlung, ordnete die Succession und errichtete ein oberstes Tribunal als höchste Appellationsinstanz: aber nur schwer kam hier der dritte Stand gegen die Grandes auf, welche die Gewohnheit, dem König gelegentlich zu widersagen, zum förmlichen Recht ausbildeten und, meist in engem Bunde mit der Geistlichkeit, Städte und Bauerschaft als ihre Schutzbefohlenen niederhielten. Die Eroberungen, welche die Könige von Aragon den Arabern abgewannen, gaben dem anfangs kleinen Gebiet eine wachsende Bedeutung: im Jahre 1118 wurde Saragossa am mittleren Ebro genommen und ward die Hauptstadt. Eine glückliche Heirat führte dann 1137 die Vereinigung des Königreichs mit der Grafschaft Catalonien und damit die Grundbedingung wirklicher Machtentfaltung herbei, und König Jayme oder Jakob I. (1213—1276) vollendete das Geschick der neuen Macht, indem er Majorca, Valencia und einen Teil von Murcia den Moslemen entriß. Hier, in den Landschaften am Mittelmeer, spielten die Städte neben Adel, Geistlichkeit und zinsbarem Landvolk eine größere Rolle und schon im zwölften Jahrhundert findet man Städtedeputierte auf aragonischen Reichstagen.

Der Osten: das lateinische Kaisertum.

Während hier im Westen das Christentum und die staatsbauenden Kräfte in seinem Gefolge von der Verteidigung zum Angriff übergingen und den Islam mehr und mehr in eine schwierige Verteidigung drängten, erlahmten dagegen die Angriffsstöße gegen Osten, die man vorzugsweise mit dem Namen der

Kreuzzüge bezeichnet, mehr und mehr. Zunächst erwies sich das lateinische Kaiserreich auf griechischem Boden, von dem man sich eine Befestigung der christlichen Koloniestaaten im heiligen Lande hätte versprechen können, als eine wenig lebensfähige Schöpfung. Während in Kleinasien jener Theodor Laskaris als Kaiser anerkannt wurde und seine Residenz fast im Angesicht von Konstantinopel zu Nicäa nahm, starb der erste der lateinischen Kaiser, Balduin, in einem bulgarischen Kerker (1206). Sein Bruder Heinrich folgte. Mit diesem, einem Mann von großen Fähigkeiten, verband sich der König von Thessalonich, der Markgraf Bonifacius, zu gemeinsamer Bekämpfung der Bulgaren und widerwilliger griechischer Unterthanen: aber auch König Bonifacius fiel im Kampfe gegen die ersteren (1207) und sein Kopf ward deren König Johannes als Trophäe gebracht. Die Voraussetzung einer gedeihlichen Entwickelung der fränkischen Herrschaft wäre die Union der griechischen und der römischen Kirche gewesen, aber gegen diese sträubte sich die eingeborene Bevölkerung mit Hartnäckigkeit, und die Vielherrschaft im „Reich Romania“ und der endlose Hader der verschiedenen Besitzer hinderte diesen wie jeden andern Fortschritt: bald sah sich, nachdem schon im Jahre 1222 das Königreich Thessalonich dem Despoten von Epirus erlegen war, der fünfte dieser machtlosen Kaiser, Balduin II., genötigt, im Abendland um Hilfe zu flehen, und es charakterisiert die klägliche Lage, daß seine Regierung das kostbarste aller Reliquienstücke, die Dornenkrone Christi, zu verpfänden gezwungen war. Von hier aber kam keine Hilfe und schon im Jahre 1261 erfüllte sich das Geschick, indem Konstantinopel einem Angriff des Kaisers Michael VIII. oder eines seiner Offiziere erlag. Eine kurze Blüte erlebten einzelne Teilherrschaften, welche auf altgriechischem Boden errichtet worden waren, wie das Herzogtum Athen und das Fürstentum Achaja: einen dauernden Gewinn aber zogen bloß die Venetianer aus dem Unternehmen, das ihr großer Mitbürger geplant und mit weltkluger Benutzung der Frömmigkeit und des Eigennutzes durchgeführt hatte.

Für den großen Zweck der eigentlichen Kreuzzüge erwies sich das lateinische Kaisertum vielmehr nur verderblich. Dort war der Waffenstillstand, welchen Kaiser Friedrich II. geschlossen hatte, im Jahre 1239 abgelaufen, und die Kämpfe begannen aufs neue. Im gleichen Jahre noch unternahm der König Thibaut von Navarra und andre große Herren einen Kreuzzug; im folgenden Jahre landete eine englische Streitmacht unter dem Grafen Richard von Cornwallis, dem Bruder des Königs Heinrich III., in Akkon. Das erste Unternehmen ergab keinen Erfolg, bei dem zweiten erreichte der englische Graf durch Unterhandlungen mit dem Sohne El Kamils Eyub einen Frieden, welcher wenigstens einer großen Zahl fränkischer Gefangenen die Freiheit zurückgab (1241). Aber drei Jahre später nahm Eyub einen türkischen Söldnerschwarm, die Chowaresmier, in seinen Dienst, deren wilde Kriegführung solchen Schrecken verbreitete, daß bei ihrem Herannahen die Bevölkerung, den Patriarchen an der Spitze, aus der heiligen Stadt flüchtete, die so ohne Kampf in die Hände der Barbarenhorde fiel und den Christen für immer verloren war. Noch einmal rafften sich die christlichen Streitkräfte zusammen, erlitten aber 1244 bei Gaza eine schimpfliche Niederlage. Auch das half wenig, daß seit 1246 das Reich Jerusalem, wo man die staufische Herrschaft abgeschüttelt hatte, mit dem Königreich Cypern unter einem König vereinigt wurde; die völlige Vernichtung der

Syrien und Ägypten.

Christenherrschaft in Syrien ließ sich in naher Zukunft voraussehen. Dieses Schicksal abzuwenden ließ Innozenz IV. sich angelegen sein: die Kreuzpredigten erneuerten sich, die gesamte christliche Geistlichkeit ward besteuert, auch der Papst und die Kardinäle steuerten zehn Prozent ihrer Einkünfte; aber Innozenz selbst entzog durch seinen Kampf gegen den Kaiser und durch den schmählichen Mißbrauch, den er mit dem Kreuzeszeichen und dem Kreuzzugsgelübde in diesem Kampfe trieb, jenen Bestrebungen den Boden; und soweit war die Stimmung in den leitenden Klassen der europäischen Gesellschaft durch die seitherigen Mißerfolge abgekühlt und eine kritische Auffassung erwacht, daß man die Aussicht auf eine neue Expedition ohne Begeisterung, ja mit unverhohlenem Widerwillen aufnahm. Es bedurfte einer Autorität, wie sie Ludwig IX. besaß und seiner tiefen Begeisterung, um dieser Schwierigkeiten Herr zu werden. Das Kreuzzugsgelübde, das er einst in schwerer Krankheit gethan, erneuerte er jetzt mit voller Willensklarheit und im Jahre 1248 begann die Ausführung.

Sechster Kreuzzug. 1248.

Im September erreichte Ludwig mit seinem Ritterheere auf genuesischen Schiffen die Insel Cypern und nach längerem Bedenken entschied man sich, zunächst zu einem Angriff auf Ägypten zu schreiten. Im Frühjahr 1249 schiffte das Heer sich ein. Die Landung bei Damiette gelang; die moslemischen Streitkräfte räumten nach schwachem Widerstand das Feld und überließen den Franzosen das wichtige Damiette. Von nachkommenden Pilgerscharen verstärkt, begann Ludwig im Herbst den Vormarsch nilaufwärts gegen Kahira; dabei aber kam das Heer, dessen Operationen schwer zu lenken waren und sehr ungeschickt geleitet wurden, zwischen den Kanälen des unterägyptischen Landes in eine mißliche Lage, die sich bald in eine völlig verzweifelte verwandelte, aus der kein Entrinnen war (Mai 1250). Der König selbst, seine Brüder, viele Ritter mußten sich gefangen geben, nachdem die Feinde, unter ihnen eine neue Truppe, die gefürchteten Mameluken, unter der Menge mit dem Schwert aufgeräumt hatten; viele von den Gefangenen, von denen kein Lösegeld zu erwarten war, wurden kurzer Hand oder zum mindesten wenn sie ihren Glauben abzuschwören sich weigerten, enthauptet. Mit dem König kam ein Abkommen zu stande — Waffenstillstand und hohes Lösegeld; Damiette wurde aufgegeben und viele der noch übrigen Kreuzfahrer kehrten nach der Heimat zurück, während Ludwig selbst und eine geringe Anzahl Getreuer nach Akkon segelten. Die Zwietracht und allerlei Wirren, welche bei den Muhamedanern ebenso wenig fehlten, wie im christlichen Lager, hinderten die Ausbeutung der Niederlage von ihrer Seite; Ludwig, von seiner Mutter Blanca vergebens zur Rückkehr aufgefordert, blieb noch bis zum Jahre 1254 in Syrien. In einem beweglichen Schreiben forderte er seine Unterthanen zur Durchführung des gottwohlgefälligen Werkes auf. Diese Aufforderung trug nur eine neue Frucht des Unheils. Während sie die höheren Stände kalt ließ, erregte sie den Fanatismus in den niedern Kreisen und brachte hier eine wilde Schwärmerei hervor, die viele Tausende zu einem gewaltigen Haufen vereinigte, welcher zur Befreiung des heiligen Landes sich berufen wähnend, mehr und mehr Gesindel anlockte, bald mit Verachtung jeder Autorität, auch der priesterlichen, unter Raub und Zerstörung von Ort zu Ort zog und als er sich endlich nach dem Tode eines Führers verlief, den Widerwillen gegen die Kreuzfahrten durch die Erinnerung an die von ihnen, den Pastorellen, begangenen Exzesse noch steigerte. Nach Ludwigs Rückkehr

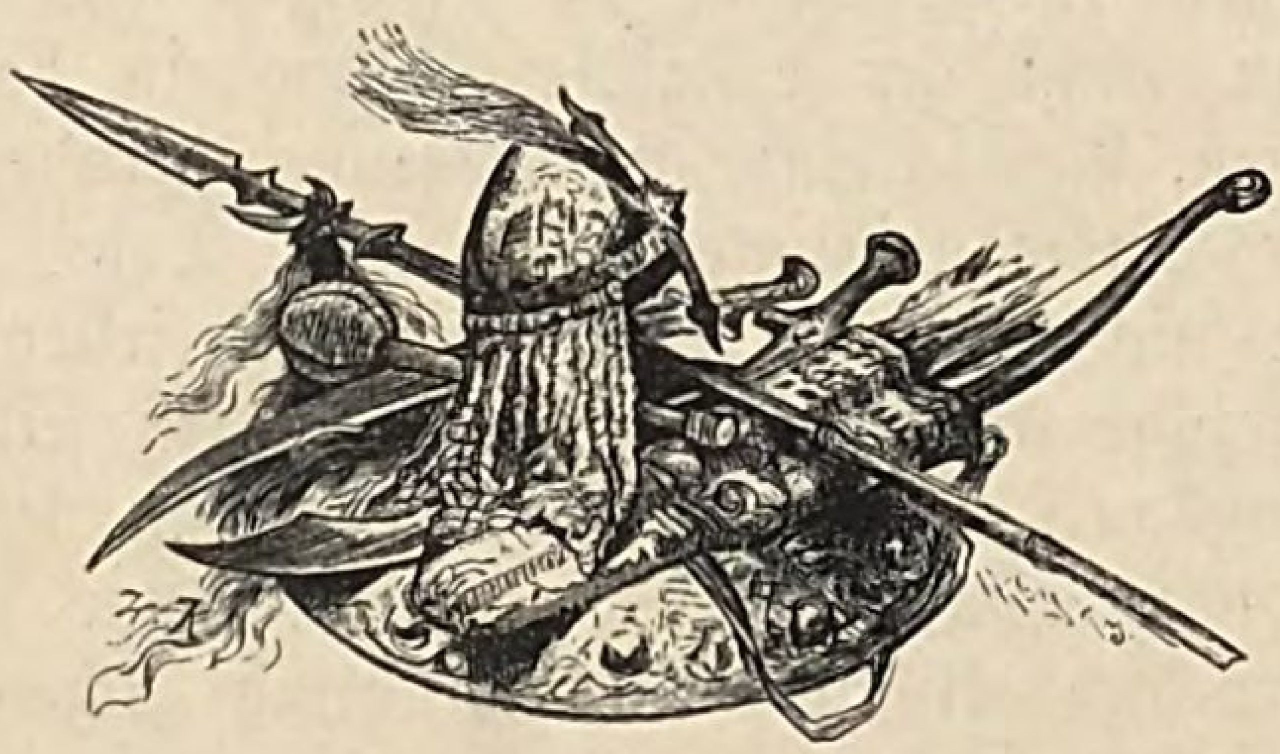
gestaltete sich die Lage des heiligen Landes noch hoffnungsloser, umsomehr, als sich die Handelsfehden oder Kriege der großen italienischen Städte Venedig, Genua, Pisa auch nach Syrien, wo es an Zwietracht ohnedem nicht fehlte, übertrugen. Was den Kolonien noch eine kurze Frist gab, war die Gefahr, welche den muhamedanischen Mächten von den Mongolen drohte, mit denen die Christen deshalb jetzt in freundliche Beziehungen traten. Seit 1260 fanden sie aber einen neuen und gefährlichen Gegner an einem Mamelukenfürsten Bibars, der, nachdem er den eyubidischen Sultan ermordet hatte, Syrien und Ägypten vereinigte und die vereinigten Länder mit Kraft beherrschte. Seinen Angriffen erlag 1265 Cäsarea, 1268 Joppe, im gleichen Jahre Antiochia, und ebenso von den Burgen des Landes eine nach der andern.

Diese Not trieb noch einmal den König von Frankreich, das Äußerste zu wagen. Noch einmal wurde der Apparat in Bewegung gesetzt, mit welchem man seit bald zweihundert Jahren die Gemüter bestürmte. Ein Heer fand sich zusammen; auch andre Fürsten, der König Thibaut von Navarra, der König von Aragonien, König Ludwigs Bruder Karl, der neue Herrscher von Sizilien, an dessen Hand noch, wie zu erzählen sein wird, das Blut des letzten Staufers klebte, nahmen das Kreuz. Der letztere Umstand, die Teilnahme des Königs von Sizilien, scheint den auffallenden Kriegsplan bestimmt zu haben: man wollte zunächst nach Tunis gehen, den dortigen Emir überwältigen oder, wie man hoffte, bekehren und alsdann gegen Ägypten operieren. Aber die Expedition mißlang nach unbedeutenden Erfolgen: bald erwies sich das Klima verderblicher als der Feind; am 3. August 1270 starb ein Sohn des Königs Ludwig, und einige Wochen später König Ludwig selbst, dessen hinfälliger Körper der großen Unternehmung von Anfang an nicht mehr gewachsen war. Der heilige Charakter der Expedition verschwand mit ihm; sie endigte mit einem Vertrag, der christlichen Geistlichen auf dem Gebiet von Tunis die freie Ausübung ihrer Religion gestattete und den Emir verpflichtete, dem neuen Herrscher von Sizilien einen Tribut zu bezahlen, wie er ihn dem staufischen Herrscher früher bezahlt hatte.

Siebenter Kreuzzug. 1270.

So endigte diese Heerfahrt, welche man in überlieferter Weise den siebenten und letzten Kreuzzug zu nennen pflegt (1270). Das Jahrhundert war noch nicht zu Ende, als auch das letzte Besitztum der Christen in Palästina, das wohlbefestigte, wohlbevölkerte und reiche Akkon nach einem letzten furchtbaren Kampfe fiel (1291).

Akkon fällt. 1291.



Sarazenenwaffen.

Sechstes Kapitel.

Die Folgen der Kreuzzüge und die Zeiten des Interregnums. — Tod Konradinos.

Die Kreuzzüge. Allgemeines.

Das Kreuzzugsgelübde lebte noch eine Zeitlang als Idee und bald als bloße Phrase fort, welche zur Wahrheit zu machen niemand mehr einfiel; es blieb eine Waffe in dem wohlgefüllten Arsenal der Kirche, welche in späterer Zeit, als der Angriff in dem großen weltgeschichtlichen Kampfe zwischen Orient und Occident wieder einmal an den ersteren übergegangen war, wie auch sonst gelegentlich wieder hervorgeholt wurde. Geistvoll und tief hat ein philosophischer Betrachter der Menschengeschichte, Hegel, gesagt, daß die europäische Menschheit in diesen kriegerischen Wallfahrten zum Grabe des Erlösers dort dieselbe Antwort empfangen habe, wie einst die Jünger: „Was suchet ihr den Lebenden bei den Toten? er ist nicht hier, er ist auferstanden." Die großen Gedanken des Christentums und ihre völkererziehende, völkerbefreiende Kraft sind nicht an den Besitz der Stätten gebunden, welche den irdischen Schauplatz der ersten Thätigkeit des Heilands gebildet haben, der den Seinen verheißen hat, daß er — überall, allezeit — bei ihnen sein werde bis an der Welt Ende. Einem Wahne, der von Generation zu Generation mehr aufhörte ein frommer Wahn zu sein, wurden viele Menschenalter lang fast alljährlich ungeheure Massen zum Opfer gebracht, und trotz derselben ging der Besitz des heiligen Grabes rasch wieder und bald auf immer verloren. Eine höchstbedeutsame und tiefwirkende Episode in der Geschichte der Menschheit bilden diese Züge gleichwohl. Man wäre versucht, in mancher Beziehung ihre Wirkungen denjenigen zu vergleichen, welche eine große Reise im Leben des einzelnen hervorzurufen geeignet ist. Freilich muß man sich hüten, das, was eine Wirkung der verschiedenartigsten in der Zeit liegenden Kräfte war, als ausschließliche Folgen der Kreuzzüge anzusehen.

Steigerung des Glaubens.

Die Bewegung war ursprünglich ausgegangen von einem Gefühl überschießender Kraft, dem dann der religiöse Glaube ein bestimmtes Ziel wies; man wird sagen können, daß in einzelnen Gegenden geradezu die Übervölkerung diese neue Form der Auswanderung beförderte. Denn etwas völlig Neues waren diese Fahrten nicht: weder nach der materiellen Seite, denn Auswanderungen, Wanderzüge landsuchenden Volks hatten seit der großen Kolonisation, die man vorzugsweise die Völkerwanderung zu nennen pflegt, niemals völlig aufgehört; — noch auch nach der idealen, denn seit früher Zeit und lange vor 1096 hatten sich alljährlich im Frühling Schwärme von Jerusalemfahrern in den italienischen Häfen gesammelt. Was sie jetzt so bedeutungsvoll machte, war, daß die Idee der Wiedereroberung des heiligen Landes die eigentliche Mode-Idee ward und es längere Zeit blieb, und daß alle möglichen Leiden-

schaften und Triebkräfte der Seele, die besten und die schlimmsten, die höchsten und die niedrigsten, mit dieser Idee sich vermengten, ihr dienstbar wurden, von ihr die Farbe erhielten und dafür freilich auch oft genug der frommen Idee ihr eignes, sehr weltliches Wesen unterschoben. Alles, die derbe physische Kraft und sinnliche Auffassung auch des Heiligen, die grobe Unwissenheit und mangelnde Verstandsbildung, welche Hohe und Niedere, Geistliche und Weltliche gleichmäßig den Vorspiegelungen einer von allen Seiten aufgestürmten Phantasie unterwarf, die naive, kindliche Frömmigkeit wie die ebenso naive und kindliche Freude am Neuen, Grotesken — alles förderte diese Bewegung, deren Grundlage der Glaube an das Übernatürliche, ein Wunderglaube war, von dessen Stärke unsre Zeit sich keinen lebendigen Begriff machen kann. Zunächst nun diente die Verwirklichung der großen theokratischen Idee — ihr Inslebentreten mit diesen heiligen Expeditionen — notwendig dazu, diese phantastisch-fromme Richtung der Gemüter auf die Spitze zu treiben: und so ist diese Zeit die Periode der höchsten Macht der Kirche und ihrer Organe. Mit derselben naiven Kühnheit, mit welcher die Päpste dieser Zeit das Weltregiment in Anspruch nahmen und die Mehrheit der „Schlüssel“ in dem Worte Christi an Petrus: „ich will dir des Himmelreichs Schlüssel geben“ als einen vollgültigen Beweis ansahen, daß dem heiligen Petrus und seinen Nachfolgern die Zügel des irdischen wie des himmlischen Reiches gegeben seien, — mit derselben Naivetät führten päpstliche Legaten, Patriarchen und in niederer Region Eremiten und Mönche große Heere an und usurpierten die Leitung kriegerischer Operationen, von denen sie gar keinen Begriff hatten. Die Opfer waren dementsprechend. Schwerlich wird es im Laufe der Menschengeschichte andre Kriegsunternehmungen oder Wanderzüge gegeben haben, die von einem auch nur annähernd gleich ungeheuren Verlust an Menschenleben und gleicher Häufung menschlichen Elends begleitet gewesen wären, und ebenso keine, bei denen der schließliche Erfolg oder Nichterfolg in einem so kläglichen Mißverhältnis zu den in Bewegung gesetzten Kräften gestanden hätte.

Minderung des Glaubens.

Und darum zeigen die Endergebnisse und letzten Wirkungen dieser Züge das gerade Gegenteil von den Wirkungen der ersten Zeiten. Dieses Endergebnis bestand in einer ungeheuren Ernüchterung des Bewußtseins. Die Wunder, an die man so fest glaubte, ja für die sich eine Menge stets bereiter Zeugen fand, erfolgten in Wahrheit nicht; es sah in den fremden Ländern, auch in dem Lande, das man das heilige nannte, nicht viel anders aus als in dem eignen Lande auch, und hinter den Bergen wohnten Menschen wie diesseits. Bald erwachte ein Geist der Kritik, der sehr im Gegensatze zu dem Deus lo volt der Versammlung von Clermont stand: das sehr nüchtern gewordene Urteil fand, daß, wenn dem Herrn wirklich so ärgerlich wäre, daß die Sarazenen im Besitz der heiligen Orte seien, er dem Greuel auch wohl ein Ende gemacht haben würde ohne Kreuzfahrten. Aber nicht dies allein: man hatte Gelegenheit gehabt, fremde Völker und fremden Glauben nicht bloß wie seither in der befangenen Schilderung der geistlichen Unwissenheit, sondern an Ort und Stelle im persönlichen Verkehr kennen zu lernen, und man hatte gefunden, daß sich mit den Bekennern Muhameds leben ließ; bei nicht wenigen und namentlich gerade bei den Gliedern der Orden, welche die erste Begeisterung hervorgerufen

hatten, führte diese Erkenntnis zu einem frivolen Unglauben und zu Ketzereien gefährlichster Art. Endlich aber hatte von Anfang an eine Gegenströmung gegen den abenteuersüchtigen Wandertrieb bestanden, die insbesondere bei den Deutschen sehr mächtig war: der Sinn für die ruhige Arbeit im heimatlichen Land und der ehrliche Widerwille gegen das ungemessene, zucht- und sinnlose Streben ins Weite. Diese Auffassung hatte zuletzt recht behalten, und sie war hunderttausendfach bestätigt worden durch diejenigen, welche enttäuscht, zerlumpt, schiffbrüchig zurückkehrten, wie durch die weit zahlreicheren „Vermißten", Verschollenen, von denen niemand zu berichten wußte, was aus ihnen geworden. Überhaupt aber: die weltlichen Motive, die materiellen Interessen traten im Verlauf der Unternehmungen immer mehr in den Vordergrund. Ob im heiligen Lande viel Vergebung der Sünden zu haben war, mußte bald zweifelhaft erscheinen, zum mindesten gedieh auch dort jedes heimische Laster und noch manches fremdländische neue dazu: aber Geld und Gut war dort zu holen, das bewies der Reichtum der italienischen Seestädte, welche den sichersten Gewinn zogen. Und so war die Gesamtfolge diese, daß man, indem man darauf verzichten mußte, den Himmel zu stürmen, sich beschied, die Erde besser anzubauen, und die Kräfte, die dem Menschen gegeben sind, auf verständige Weise und auf heimischem Boden zu entwickeln.

Veränderte Lebensbedingungen. Macht des Klerus.

Daß das Leben im ganzen in diesen zwei Jahrhunderten ein reicheres, lichteres, freieres geworden war, ist unverkennbar und zeigt sich, wenn man zunächst die einzelnen Stände oder Gesellschaftsklassen ins Auge faßt. Es ist eine soziale und nur mittelbar eine politische Umgestaltung, welche die Kreuzzüge hervorgerufen oder hervorzurufen beigetragen haben. Am wenigsten sind die Landesherren, die großen Fürsten, von diesen Zügen beeinflußt worden. Sie leiteten diese Bewegung nicht, sondern ließen sich, zum Teil sehr widerwillig, von derselben mitziehen: es gehörte zum guten Ton auch in diesen höchsten Kreisen, einen Kreuzzug mitgemacht zu haben. Die Monarchie — oder vielmehr die Monarchien, denn das Kaisertum fand keine dauernde Beziehung zu den Neuschöpfungen in Palästina und zu der ganzen Bewegung — die Monarchien zogen aus ihnen nur einen sehr mittelbaren Gewinn. Dagegen erlitten sie insofern einen momentanen Verlust, als durch die Kreuzzugsbewegung zunächst die Macht des **Klerus** ungeheuer gesteigert wurde: von den Päpsten ganz abgesehen, wo läßt sich etwas der Machtstellung vergleichen, die der Abt Bernhard von Clairvaux im fünften Jahrzehnt des zwölften Jahrhunderts besaß und die ganz offenbar weit über seine persönliche Bedeutung und Begabung hinausging? Mit kluger Berechnung benützten dies die leitenden Männer, die großen Päpste dieser Zeit, indem sie zugleich sich sorgfältig hüteten, ihre eigne Person und damit die Autorität des heiligen Petrus bei diesen gewagten Unternehmungen bloßzustellen. Man wundert sich, wie jene Zeit es sich bieten ließ, daß kein Papst persönlich mit der Kreuzesfahne zu Felde zog. Die Kirche — das heißt die Geistlichkeit in ihrer hierarchischen Gliederung und ihren mönchischen Vereinigungen — fand in dieser Strömung vor allem eine Gelegenheit, ihre materiellen Mittel zu vermehren. Nicht allein, daß viele der Pilger ihrem Gelübde und Herzenswunsch nur Genüge thun konnten, indem sie ihren Grundbesitz oder einen Teil desselben veräußerten oder verpfändeten, und sich so ein Gütermarkt aufthat, wo sich billig kaufen ließ: die frommen Schenkungen an

Kirchen und Klöster, längst im Gange, nahmen bei der Erregung, wie die Kreuzzüge sie hervorriefen, neuerdings einen großen Aufschwung. So mancher, der nicht mitziehen konnte oder wollte, suchte seinen Gott, seinen Heiligen oder seinen Bischof durch eine solche Schenkung zu begütigen, und das eigenste Produkt dieser Zeit, die Ritterorden, gelangten binnen kurzem zu einem ungeheuren Besitz.

In dieser angenehmen Zeit vervollständigte denn auch die Kirche ihre Machtmittel und das System, welches man mit dem Namen Gregors VII. bezeichnet, fand seinen Abschluß. Die Priesterehe verschwand vollends, obgleich noch um 1229 verheiratete Geistliche selbst hohen Rangs vorkommen. Die Verfassung des so von der Laienwelt völlig losgelösten Standes vollendete sich; die Ohrenbeichte ward reguliert und so die Laienwelt vollends der geistlichen Disziplin unterworfen, vor der alle Geheimnisse offen lagen. Bann und Interdikt blühten wie nie zuvor, und die Aufsicht über die Laien und über die Geistlichen selbst wurde durch die Ausbildung der Inquisition, bei der man nicht recht weiß, wo die Spionage aufhört und die gerichtliche Untersuchung beginnt, in einer Weise geschärft, deren Notwendigkeit freilich zugleich bewies, daß der alte naive Glaube schon zu wanken begonnen hatte. Die Geistlichkeit fuhr fort, sich hauptsächlich aus den höheren Ständen zu rekrutieren und die Verbindung von Aristokratie und Hierarchie stellte sich in den geistlichen Ritterorden aufs vollkommenste dar: mit großer Umsicht aber wußten die Päpste den kirchlichen Interessen in den Bettelorden auch eine starke Macht von wesentlich demokratischem, volkstümlichem Charakter dienstbar zu machen. Diese traten zu den alten Orden, den Benediktinern und den nach deren Regel organisierten, in einen gewissen Gegensatz, und da sie ihrem ganzen Ursprung nach volkstümlich und dabei von den Päpsten mit weitgehenden Privilegien ausgestattet waren, drängten sie sich allenthalben, bald auch in den Universitäten ein, und es bildete sich ein Gegensatz, der längst zwischen den Secularen und Regularen, der Welt- und der Ordensgeistlichkeit bestanden hatte, weiter und zum Teil zu bitterer Feindschaft aus. Vorläufig waren die Bettelorden noch völlig der bestehenden kirchlichen Ordnung zugethan und in strengster Obedienz: so wahnwitzig die Franziskaner den Kultus ihres Ordensstifters übertrieben, für den ihnen kein Wunder zu ungeheuerlich war, so fiel es ihnen doch ebensowenig ein, wie es dem heiligen Franziskus selbst eingefallen war, den schroffen Gegensatz hervorzuheben, in welchem die herrschende, auf weltliche Macht und weltlichen Besitz abzielende Richtung der päpstlichen Politik mit der von ihnen so schroff ausgeprägten evangelischen Armut stand. Ritterorden. Bettelorden.

Auch die Wissenschaft bewegte sich nicht allein völlig in den Schranken der kirchlichen Anschauungen und Festsetzungen, sondern sie war gewissermaßen ein Monopol des geistlichen Standes. Es gab nur eine Wissenschaft: die Theologie; und was von Wissen vorhanden war, wurde in diesen Rahmen gefaßt und bildete einen integrierenden Teil der Theologie. Man nennt diese mittelalterliche Theologie, welche zugleich Philosophie ist, die Scholastik. Sie erreichte ihre höchste Blüte in dieser Periode. Indem sie die kirchliche Lehre in ein System brachte, ihr wissenschaftliche Form gab, sie dem denkenden Verstand plausibel machte, verstärkte sie von einer neuen Seite her die überwältigende Die Scholastik. Die Mystik

Macht der Kirche und des geistlichen Standes. Den großen Namen des elften und zwölften Jahrhunderts, Anselm von Canterbury, Berengar von Tours und Lanfrank, Abälard und Bernhard von Clairvaux, Petrus Lombardus gesellten sich jetzt die beiden großen Dogmatiker der Bettelorden, der Dominikaner Thomas von Aquino (1225—1274) und der Franziskaner Johannes Duns Scotus († 1308) bei. Die Lehre der Kirche ist ihrer Anschauungsweise das objektiv unumstößlich Wahre: in ernster, tiefdringender Gedankenarbeit entwickeln sie das System dieser Lehre, untersuchen das Verhältnis von Vernunft und Offenbarung, Dasein und Wesen Gottes, mühen sich um das Geheimnis der Trinität, Ewigkeit oder Nichtewigkeit der Welt, Verhältnis der menschlichen Freiheit zur göttlichen Kausalität; sie spekulieren über das Wesen der Engel und ihren Erkenntnisstand gegenüber dem der Menschen; über Sünde und Gnade, Erlösung und Versöhnung; sie deduzieren, nachdem sie die Kirche als den mystischen Körper, dem auch die Engel angehören, erkannt haben, die Siebenzahl der Sakramente, und hier bietet insbesondere das vornehmste von allen, die Eucharistie, ihrem Scharfsinn Gelegenheit, bis ins einzelne zu erforschen, wie bei dem Wunder der Transsubstantiation die Accidenzien, Brot und Wein, ohne ihre Substanz von Gott auch nach der Verwandlung in ihrem Sein und Bestehen erhalten werden, und sie verschmähen es nicht, selbst so dornige Fragen zu stellen, wie die: was denn im Falle durch einen Zufall ein Fragment der schon geweihten Hostie einer in der Nähe des Altars sich herumtreibenden Maus zwischen die Zähne falle, diese Maus verzehre, wobei denn freilich die Lösung der verzweifelten Frage mit einem Deus novit der göttlichen Weisheit anheimgestellt wird. Leichter war es dem System, nachzuweisen, daß zwar der Priester auf keine Weise den Leib ohne das Blut, das Brot ohne den Wein nehmen dürfe, daß aber der Laie ohne Schaden dies thun könne, ja müsse, weil der Priester das Opfer im Namen aller darbringe und in jeder der beiden Gestalten der ganze Christus enthalten sei. An diesem Punkt zeigt sich am einleuchtendsten der Zusammenhang dieser scholastischen Dogmatik, die am vollendetsten bei Thomas von Aquino erscheint, mit der Macht der Hierarchie, — ein Zusammenhang, welchem das jüngste der kirchlichen Feste, das Fronleichnamsfest, das Urban IV. im Jahre 1264 als allgemeines Kirchenfest proklamierte, einen sehr sprechenden und wirksamen Ausdruck gab. Der Scholastik und ihrer an Aristoteles geschulten dialektischen Arbeit ging eine andre Bewegung in der Theologie zur Seite, welche mit den Namen Hugos († 1141) und Richards († 1173) von St. Viktor charakterisiert wird, die Mystik, welche über Glauben und Wissen hinaus die religiöse Empfindung bis zur unmittelbaren Anschauung der göttlichen Wahrheit oder wenigstens bis zur Ahnung einer solchen Unmittelbarkeit zu führen trachtet oder hofft.

Das Selbstbewußtsein, die hochmütige Demut des Priesterstandes hatte schon durch Gregor VII. die letzte Steigerung und einen in seiner Art unübertrefflichen Ausdruck gefunden. „In aller Demut", wirft er in seinem Schreiben an den Bischof Hermann von Metz (1081) die Frage auf, wer wohl daran zweifeln könne, daß die Priester Christi für Väter und Meister der Könige und Fürsten und aller Gläubigen zu achten seien? Und er streift sehr nahe an demokratische Schmähreden späterer Jahrhunderte, wenn er in demselben Zu-

sammenhang ausruft: „Wer weiß denn nicht, daß der Könige und Fürsten Ursprung und Abkunft von denjenigen herrührt, die von Gott nichts wußten, sondern mit Hochmut, Raub, Hinterlist, Mord, kurz durch Verbrechen aller Art, angestiftet von dem Fürsten dieser Welt, nämlich dem Teufel, über ihresgleichen, die Menschen, zu herrschen mit blinder Begier und unerträglicher Anmaßung getrachtet haben? — Wer von ihnen vermag, was das Größte ist im Christenglauben, durch sein Wort den Leib und das Blut des Herrn darzustellen?"

Das Rittertum.

Die ungeheure Macht des geistlichen Standes, der bis dahin fast allein im Besitze auch der Kräfte des Wortes, des geschriebenen und des gesprochenen, der Litteratur und der Predigt sich befand, hatte aber mehrere sehr verwundbare Stellen. Sie beruhte auf dem Bedürfnis der Menschen, an übernatürliche



Ritter mit Gefolge. Abbildung vom Jahre 1190 aus den Miniaturen der Jahrbücher von Genua.

Zur Veranschaulichung kriegerischer Ausrüstung zur Zeit Barbarossas.

Beziehungen der Welt und der menschlichen Seele zu glauben. Aber so groß war dieses Bedürfnis, daß die Menschen, stets nach Glaubensstoff, wenn der Ausdruck gestattet ist, verlangend sehr bereit waren, immer mehr und schließlich auch andres, Neueres zu glauben, als die Kirche mit ihren Dogmen und Legenden ihnen darbot, während anderseits gerade die verstandesmäßige, schulmäßige, scholastische Ausbildung der kirchlichen Lehre den kritischen Trieb, den Geist der verstandesmäßigen Prüfung, den Zweifel, wachrief. Dies erschütterte die

Stellung des Klerus in zahlreichen, wenn auch nur vereinzelten Kreisen des niederen Volks, unter dem die Ketzerei, aller barbarischen Strafen ungeachtet, weiterwucherte und es traf zusammen mit der großen gesellschaftlichen Veränderung, die in dem Entfalten des **Rittertums** in den Kreuzzügen und durch die Kreuzzüge sich vollendete.

Der Name Ritter, Eques, Miles, bezeichnete zunächst nur den einem Adligen — Fürsten, Markgrafen, Grafen — zum Reiterdienst bei den Kriegszügen verpflichteten und mit dem entsprechenden Lehen ausgestatteten Mann. Die Ritter waren also nur zum geringeren Teile selbst adelig, ja sie waren oft selbst nicht einmal Freie. In der Natur jener seltsamen Expeditionen nun lag es, daß die gepanzerten Reiter, der einzige wirklich organisierte und einigermaßen disziplinierte Teil der Heere, durch dessen Bravour die Schlachten entschieden wurden, sich aristokratisch abhoben von der gemeinen Masse der Mitziehenden; daß die Gemeinsamkeit des heiligen Zweckes, die Gewohnheit des gemeinsamen Kriegs- und Lagerlebens mit seinen Gefahren und seinen Erholungen, die wesentliche Gleichartigkeit ihrer nicht sehr hohen Bildung den Standesunterschied unter diesen Kriegern selbst zurücktreten ließ und daß sie sich als **einen** Stand, als **eine** Gesellschaftsklasse umsomehr fühlen lernten, als in diesen Heeren die verschiedenen europäischen Völker sich begegneten, bei denen überall dieselben gesellschaftlichen Zustände zu Tage traten. Den Ton gaben die Franzosen an, bei denen die Führung war: und eine gemeinsame Sitte, gemeinsame Begriffe, Spiele, Tugenden, Fehler erzeugten sich auf diesen abenteuerlichen Zügen in die Ferne und bildeten sich in den Kämpfen mit dem fremdartigen Sarazenentum, das aber doch auch seinerseits dem Rittertum verwandte Elemente in sich barg, und dann weiterhin unter dem Eindruck dieser Züge und Kämpfe in den Fehden der Heimat aus. Bedeutungsvoll war zunächst, daß gegenüber dem asketischen Lebensideal, welches seither das Höchste bedeutet hatte, das kriegerische, weltliche, der natürlichen Lust am Dasein zugewendete menschliche Thun und Treiben in seine Rechte trat. Man legte nicht bloß auf ritterliche Tapferkeit Wert, sondern auch auf ein hofgemäßes, höfisches, standesgemäßes Bezeigen im ganzen Auftreten. Eine Art Kodex des Wohlanständigen bildete sich, von der Einhaltung gewisser Regeln im Essen und Trinken an bis zu den Gesetzen, welche das Verhalten dem überwundenen Gegner gegenüber beim ritterlichen Spiel des Turniers und selbst im Ernstfall der Fehde und des Krieges bestimmten; und mit der Gestaltung einer solchen konventionellen feinen Sitte traten auch die **Frauen**, welchen die frühere Anschauung nur einen beschränkten Einfluß gestattet hatte, wieder in eine Stellung, in der sie eine heilsame Wirkung in einem tieferen Sinn ausüben konnten. Die Erziehung für den ritterlichen Stand begann früh. Der Knabe that zuerst Pagendienste am Hofe eines Edeln, wo er die Feinheiten rittermäßiger Lebensart kennen lernte, diente dann weiter als Knecht oder Knappe, als Waffenträger, Besorger des Streitrosses, vertrauter Diener und Bote, und lernte hier auch die ernsteren Seiten und strengeren Erfordernisse des Dienstes, bis eine Gelegenheit sich fand, sei es ein Turnier zur Feier einer fürstlichen Vermählung oder auch ein großer Massenzusammenstoß im ernsthaften Kriege, wo er unter den vorgeschriebenen Zeremonien zum Ritter geschlagen wurde und damit die vollen Rechte des bevorzugten Standes antrat. Daß dabei auch die äußerlichen Abzeichen, die Farben, die Wappenschilde, die Helmzier und sonstige



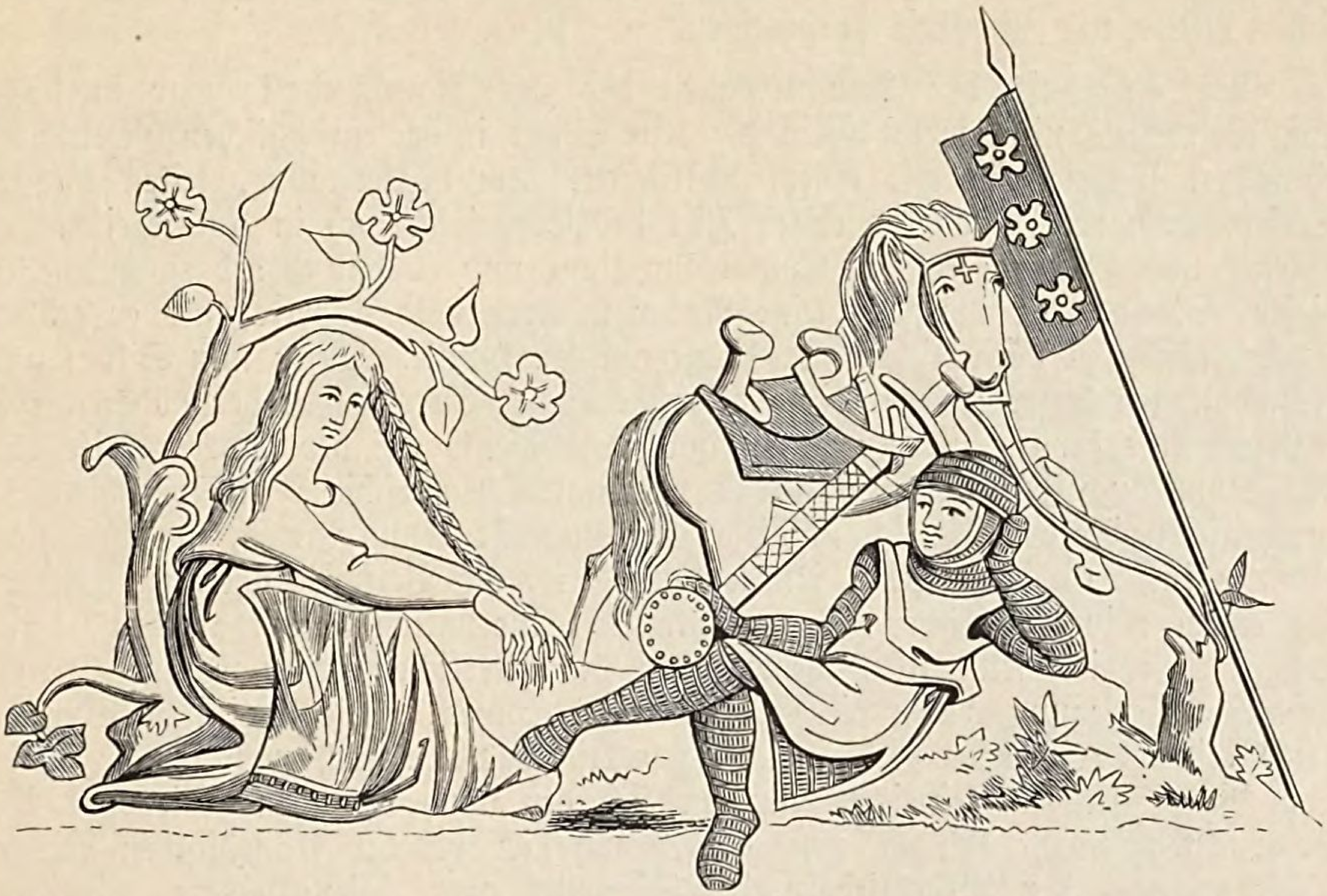
Schwertleite.
Nach der Miniature eines Kodex zu Oxford.

Abzeichen, auch gewisse Worte und Formeln eine große Rolle spielen, läßt sich denken. Gepflegt wurde dieses Standesgefühl und alle ritterlichen Sitten ganz besonders bei den Turnieren oder Ritterspielen, welche um 1200 die große Leidenschaft der Zeit bildeten. Es war die große Angelegenheit eines Gaues, einer ganzen Landschaft, einer Stadt — denn auch die Bürgerschaften der Städte, wenigstens ihre oberen Schichten, wurden in diese Leidenschaft hineingezogen — welcher Ritter im Einzelkampf das Beste gethan, welche Partei beim Massenkampf die meisten Gefangenen gemacht, die herkömmlichen Bewegungen am besten ausgeführt habe. Die Wetten und Preise spielten eine Rolle, und es war nicht immer der Ehrgeiz und der Dienst einer Dame, welche renommierte Kämpen von einem Turnierplatz zum andern trieben. Bei diesem farbenbunten Treiben und dem ganzen Rittertum gab es vieles, was glänzte, ohne echtes Gold zu sein. Es gab gemeine Gesellen, welche aus ihrer Virtuosität im Tjostieren und Buhurtieren ein gewinnbringendes Gewerbe machten. Wenn das Werben um Hofgunst, der Ritterstolz, der Dienst um die Huld vornehmer Frauen in vielen Fällen eine erziehende Kraft von nicht zu unterschätzender Bedeutung entwickelte, so versagte sich doch diese Kraft häufig genug oder schlug in ihr Gegenteil um. Man legte übertriebenen Wert auf Äußerlichkeiten; das Werben um Fürstengunst wurde zu Schmeichelei und Servilismus, der Ritterstolz zur Brutalität oder Frivolität dem Schwächeren oder der ehrlichen Arbeit gegenüber; mehr und mehr und an vielen Orten wurden die Ritter einer Landschaft deren Tyrannen und traten in einen augenfälligen und verderblichen Gegensatz gegen die erwerbenden Stände, die freien Bauern und die Bürger der Städte; was aber den Frauendienst betrifft, so wird man sagen müssen, daß einer sorgfältigen Betrachtung mehr Schatten als Licht entgegentritt. Dem ernsten und geregelten Familienleben waren die Kreuzzüge, welche den Mann auf lange Monate oder Jahre seinen ersten und nächsten Pflichten entzogen, durchaus verderblich und in ihrem ganzen Wesen feindlich. Die eleganten Damen der Provence und der Nor-



Turnier, XIII. Jahrhundert. Elfenbeinschnitzerei von einem Kästchen in der Bibliothek zu Ravenna.

In den „Lauben“ und auf den Zinnen der Burg sind die Zuschauer, meistens Damen, die in verschiedenartiger Weise ihre Partei- und Teilnahme äußern, versammelt; seitlich Posaunenbläser, welche das Signal zum Kampfe geben. Links und rechts empfangen die Ritter knieend von ihren Damen Stahlhelm und Turnierlanze.



Die Frau im Schutze der Ritterlichkeit.
Allegorische Miniature aus einem Psalterium in der Nationalbibliothek zu Paris.

mandie, welche gelegentlich selbst mit in das heilige Land zogen, gaben oft gegründeten, mitunter auch wohl ungegründeten Anlaß zu skandalösem Klatsch, und was wir von der Sittlichkeit in den syrischen Kolonien, in den Kriegslagern vor Akkon und sonst wissen, beweist, daß man sich mit den Pflichten des Christentums, welche schwerer zu erfüllen sind, als tollkühnes Anrennen gegen feindliche Scharen, gemeinhin sehr leicht abfand. Außerdem verlor sich dieser Frauendienst, namentlich seitdem das Turnierwesen überhand nahm, ins Alberne und Fratzenhafte. In dem „Frauendienst“ eines österreichischen Ritters Ulrich von Liechtenstein († 1276) entfaltet sich in voller Breite das Geistlose, Läppische, Ungesunde dieser Galanterie, — welche den verheirateten Rittersmann antrieb, im Dienst der Frau eines andern als Frau Venus verkleidet von Turnierplatz zu Turnierplatz zu ziehen und ihr zu Ehren in wenig gefährlichem, zweck- und sinnlosem Kampfspiel Speere zu brechen. Dies war das wenigste: in den Verkehr der Geschlechter aber kam in diesen höheren Kreisen der Gesellschaft unter französischem Einfluß ein Element der Korruption, das unter der Maske überschwenglicher Verehrung der Frauen sinnliches Gelüste und frivoles Getändel barg. Etwas von diesem tändelnden Geist drang auch in den Kultus der heiligen Jungfrau ein, dessen Ausbildung in diese Periode fällt, wenngleich man zugeben muß, daß in der Anbetung der jungfräulichen „Gottesmutter“ ein veredelndes Moment gegeben war: es war etwas, daß diese gewaltthätige Zeit, diese brutalen Krieger, welche den Schwertkampf fast für den einzigen Lebens-

zweck anzusehen geneigt waren, den Zoll höchster Andacht einem Idealbild weiblicher Milde und Reinheit darbrachten.

Ritterliche Dichtung. Troubadours.

Das Ergebnis der Entwickelungen der zwei Jahrhunderte war so doch, daß der Klerus nicht mehr allein die erste Stelle in der europäischen Gesellschaft einnahm, sondern sie mit einem weltlichen, dem Ritterstande, teilen mußte. Diesem anzugehören ward vielfach Ziel des Ehrgeizes auch in den Kreisen der Bürger und Bauern: es gab Emporkömmlinge und es gab Herabgekommene in diesem Stande, der übrigens seine Natur insofern bald änderte, als er erblich wurde, also von persönlichem Verdienst absehen konnte. Wenn nun Sitten und Anschauungen dieser Kriegeraristokratie über ganz Europa hin der höheren Gesellschaft eine gewisse Gleichartigkeit gaben, so diente auf der andern Seite das Rittertum auch der Entfaltung der nationalen Unterschiede der verschiedenen europäischen Völker, die sich in diesen Zügen nahe genug kamen, um sich nicht bloß in ihrer Gleichartigkeit, sondern auch in ihrer Verschiedenheit zu erfassen. So erwuchs in natürlicher Folge allenthalben eine nationale Litteratur, deren Träger eben die gesellschaftlich bevorzugten, die ritterlichen Kreise waren. Gerade in dieser Beziehung traten die Geistlichen jetzt zurück. Die lateinische Sprache verlor einen Teil ihres Gebietes, so gewaltig dasselbe auch noch immer blieb; auch die dichtenden Geistlichen mußten sich der Landessprachen bedienen. Am kraftvollsten spricht sich der neue Geist auch hier bei der französischen Ritterschaft aus: — den Liebesliedern, den Sirventes oder „Dienstliedern“ mit ihrer Satire, den Wett- und Streitgesängen ihrer Troubadours. Fast empfindet man die Lust kriegerischen Getümmels mit, in welcher diese ritterlichen Sänger lebten, wenn man das „Papiol“ sich vergegenwärtigt, in welchem der frischeste dieser südfranzösischen ritterlichen Lyriker, Bertran de Born, seinem Lehensherrn, dem König Richard Coeur de lion, zuruft, daß er zu lange schon in Schläfrigkeit versenkt sei, nachdem er mit Feuerworten voll wilder Kampfesfreude den Sturm auf eine feindliche Burg geschildert hat:

„Ja dies, dies zieh ich allem vor,
Dem Schlaf, dem Gastmahl, wenn es klingt
Drauf los, drauf los! mir in das Ohr,
Und mancher leere Zelter springt
Mit Wieherns lautem Halle,
Und wenn es schallt: Helft, helft im Streit,
Und groß und klein schon dichtgereiht
Dahinsank auf dem Walle,
Noch manchem ragt aus Brust und Kleid
Der Speer, der ihm gebracht das Leid.“

Auch an gefährlichere Gegner wagte sich derselbe kampfesmutige Geist. Mit Heftigkeit bekämpft ein gleichzeitiger Dichter des nördlichen Frankreichs, Guiot von Provins, den römischen Hof „voll schwerer Sünde, das Behältnis der Bosheit, aus welchem alle Laster bringen“, den Kauf und Verkauf der Pfründen und Kirchen, die Habsucht und Schwelgerei der Erzbischöfe und Bischöfe, das zuchtlose Leben der niederen Geistlichkeit, selbst der Mönche, von denen er einigen nachzusagen weiß, daß sie ihren Bart für die Nacht in drei Teilen einwickelten, damit er nicht an seiner Schönheit leide.

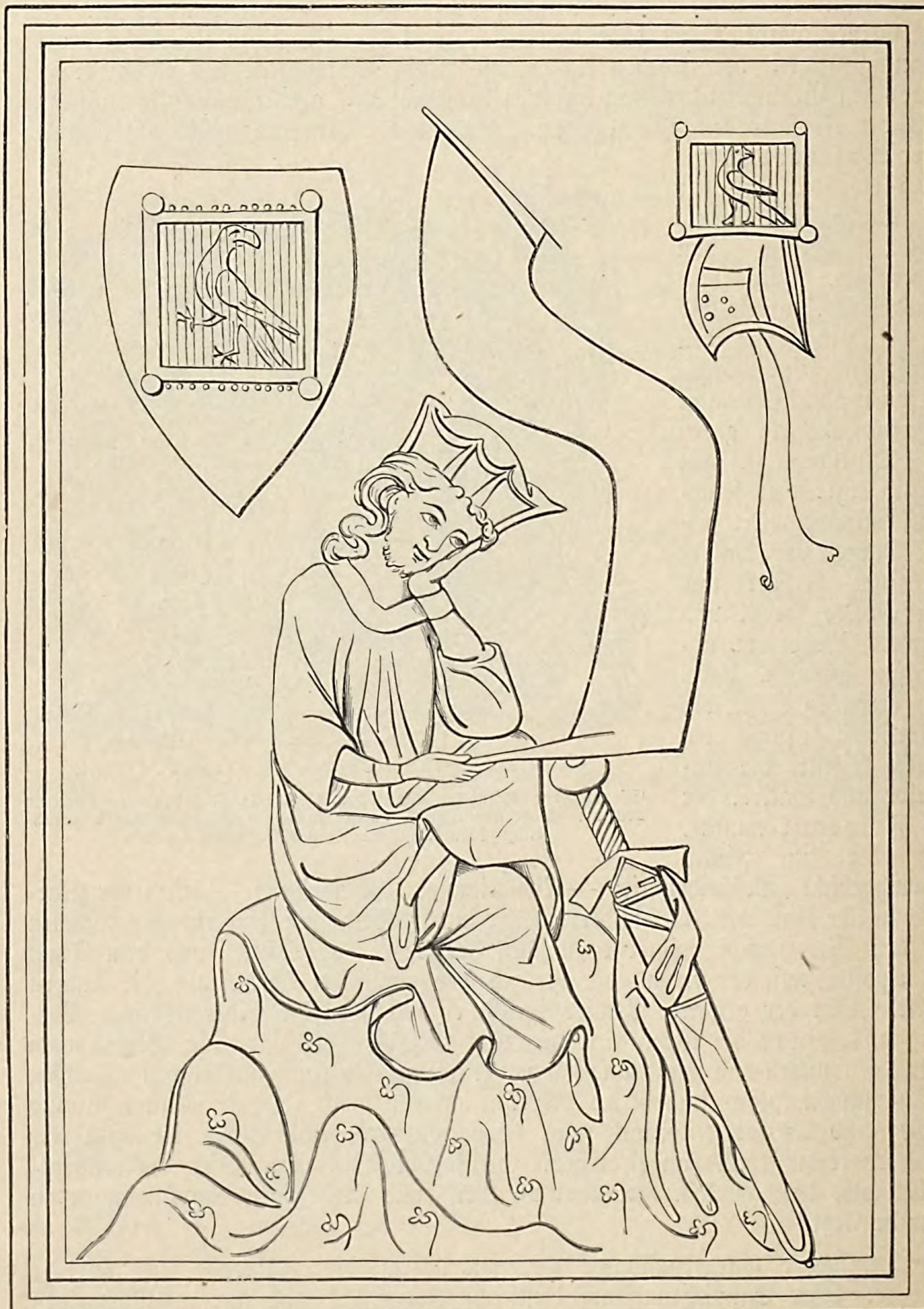
Auch einzelnen der deutschen Minnesänger und ihrer Poesie gab diese Art der Polemik im Dienst einer politischen Überzeugung einen tiefern Gehalt. Im allgemeinen charakterisiert diese deutsche Lyrik der ritterlichen Zeiten bei großer Mannigfaltigkeit der Formen eine ebenso große Eintönigkeit des Inhalts: der eintönigen Lieblichkeit des Vogelgesangs vergleicht mit glücklichem Bild ein großer deutscher Forscher den Minnegesang. Anders der hervorragendste unter ihnen, Herr Walther von der Vogelweide, der für die Sache des Kaisertums, Philipp von Schwaben, Otto IV., Friedrich II. dichtete und in heftigem Tone den Papst und seine Machinationen anfällt, dem er höhnende Worte gegen die Deutschen in den Mund legt: eine feindliche Stimme wirft diesem Dichter vor, daß er Tausende bethört und von Gottes Gebot und Papstes Gehorsam abwendig gemacht habe. Auf derselben Seite, der kaiserlichen, stand ein andrer Meister der Invektive und Satire, der sich Freydank nannte, und der in seinem Spruchgedicht „Bescheidenheit“ — Bescheidung, Unterweisung — mit einer Klarheit, welche sonst erst Jahrhunderte später in der Welt zum Durchbruch gekommen ist, den Widerspruch nachweist zwischen der Lehre der Schrift und dem Thun der Apostel auf der einen, der Praxis der römischen Kirche auf der andern Seite. Mit der größten Schärfe spricht er sich über die widerchristliche Wendung aus, welche die kirchliche Lehre oder vielmehr die päpstliche Praxis vom Ablaß genommen und man fühlt sich von seinen gesunden und natürlichen religiösen Anschauungen „dem babest anders niht enzimt wan das er sünden buoze nimt“ und „sünde nieman mag vergeben wan got allein dar sule wir streben“ erquickt und angesprochen. Gleichwohl fühlt man dieser Lyrik allenthalben an, daß ihr kein Reichtum an Geist und vielseitigen Empfindungen zu Grunde liegt. Minnegesang.



Zur Minnedichtung: Darstellung der Frau Minne.

Elfenbeinerne Spiegelkapsel aus dem 13. bis 14. Jahrhundert. Berliner Museum. Diese anmutige Schnitzerei kann als höchst bezeichnende gleichzeitige Veranschaulichung des Minnedienstes gelten.

Dankbarer und fruchtbarer war wie überall die erzählende, die epische Poesie. Ihre Entwickelung auf deutschem Boden läßt sich nur in allgemeinen Zügen verfolgen. Was sich das Volk selbst erzählte, was ihm von den wandernden Sängern seit alten Tagen erzählt worden war, ist uns, wie natürlich, Epos.



Herr Walther von der Vogelweide. Nach der Pariser (Manessischen) Handschrift.

Erklärungstafel zur ältesten (Laßbergschen) Nibelungenhandschrift.

(Textrevision von Zarncke und wörtliche Übersetzung.)

(Aus der **XXIV. âventiure**: Wie die boten ze Rîne quâmen unt wie se danne schieden.)

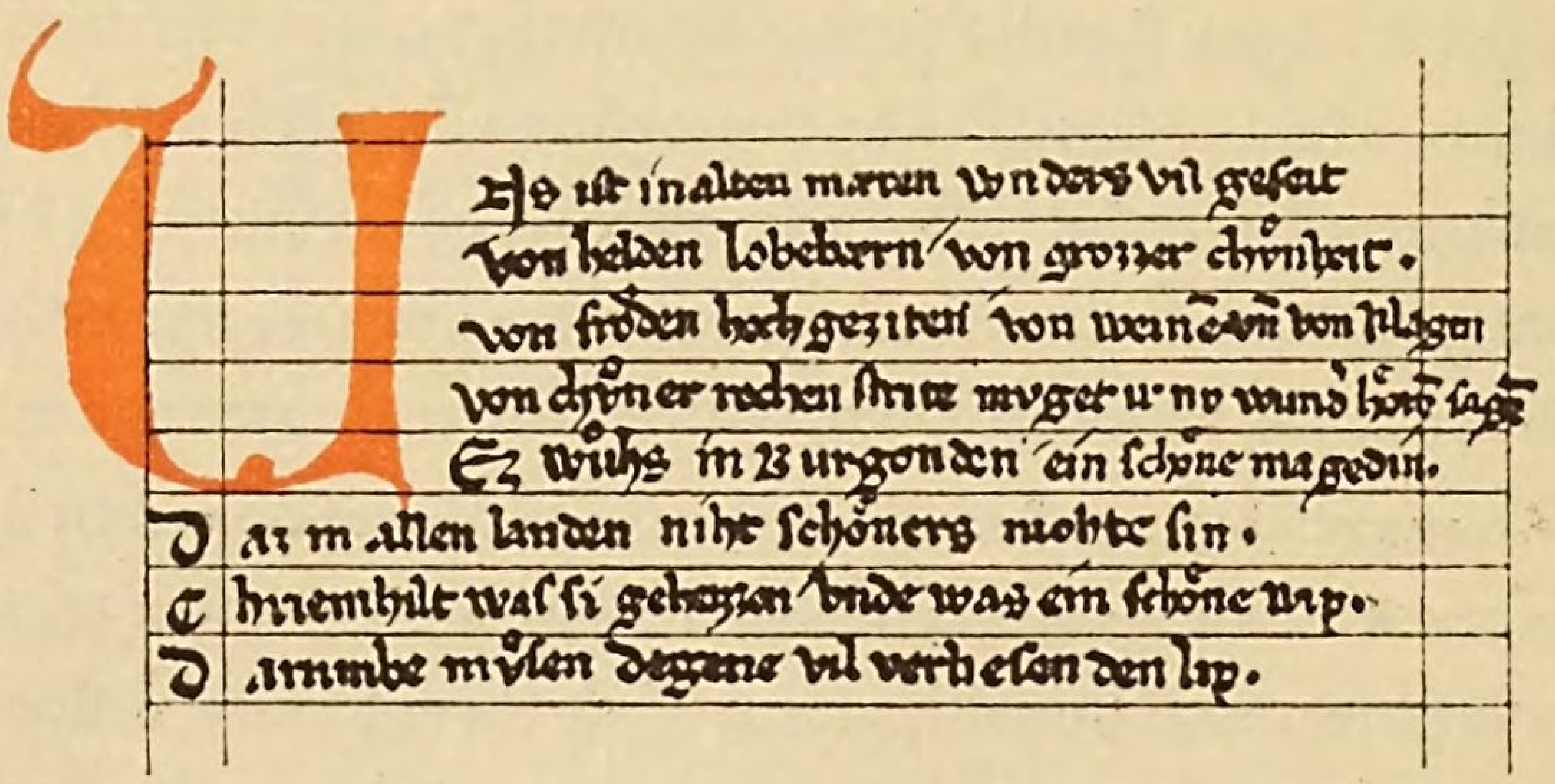
— wir müezen an die vart: Ez waldet guoter sinne, der sich alle zîte bewart.
— wir müssen auf die Fahrt: Es waltet (besitzt) guter Sinne, der sich allzeit bewahrt (vorsieht).
Nu lât iuch unbilden, sprach dô Hagene, niht mîne rede darumbe: swie halt iu
Nun laßt euch ungemäß dünken, sprach da Hagen, nicht meine Rede darum: wie auch immer euch
geschiht, ich rât iu an den triuwen, welt ir iuch wol bewarn, sô sult ir zuo den Hiunen
geschieht, ich rat' euch aufrichtig, wollt ihr euch wohl bewahren, so sollt ihr zu den Hunnen
vil gewerlîche varn. Sît ir niht welt erwinden, sô besendet iwer man, die
viel (wohl) gerüstet fahren. Da ihr nicht wollt ablassen, so entbietet eure Vasallen, die
besten die ir vinden oder inder müget hân: sô wel ich ûz in allen tûsent ritter guot, sone
besten, die ihr finden oder irgendwo möget haben; so wähl' ich aus ihnen allen tausend Ritter gut, so
kann uns niht gewerren der argen Kriemhilde muot. Des wil ich gerne volgen, sprach
kann uns nicht schaden der argen Kriemhilde Mut. Dem (darin) will ich gerne folgen, sprach
der künec zehant. dô hiez er boten rîten wîten in sîn lant: dô brâhte man der
der König auf der Stelle. Da hieß er Boten reiten weithin in sein Land: da brachte man der
helde driu tûsent unde mer. si wânden niht erwerben alsô gremelîchiu sêr. Si riten
Helden dreitausend und mehr; sie glaubten nicht zu erwerben ganz so grimmiges Weh. Sie ritten
willeclîche in Gunthers lant; man hiez in gebn allen ros unt ouch gewant, die mit in
bereitwillig in Gunthers Land; man hieß ihnen geben allen Rosse und auch Gewande, die mit ihnen
varn wolden zuo den Hiunen dan: der künec in guotem willen der vil manegen
fahren wollten zu den Hunnen von dannen: der König in gutem Willen derer gar manchen
gewan. Do hiez von Tronege Hagene Dancwart den bruoder sîn ir beider recken sehzec
gewann. Da hieß von Tronege Hagen Dankwart den Bruder sein ihrer beider Recken sechzig
bringen an den Rîn. die kômen ritterlîche: harnasch unt gewant, des brâkten vil die
bringen an den Rhein; die kamen ritterlich: Harnisch und Gewand, davon brachten viel die
degene in daz Gunthers lant. Dô kom der herre Volkêr, ein küene spilman, hin ze hove
Degen in das Land Gunthers. Da kam der Herr Volker, ein kühner Spielmann, hin zu Hofe
nâch êren mit drîzec sîner man: die hêten sölch gewæte, ez möht ein künec
in ehrenvoller Weise mit dreißig seiner Mannen: die hatten solche Kleidung, sie möchte ein König
tragen. daz er zen Hiunen wolde, daz hiez er dem künege sagen. Wer der Volker wære,
tragen; daß er zu den Hunnen wollte, das hieß er dem Könige sagen. Wer dieser Volker wäre,
daz will ich iuch wizzen lân. er was ein edel herre: im was ouch undertân vil der guoten
das will ich euch wissen lassen. er war ein edler Herr; ihm war auch unterthan viel der guten
recken in Burgonden lant: durch daz er videln kunde, was er der spilman genant. Tûsent
Recken in Burgunden Land: weil er fiedeln konnte, war er der Spielmann genannt. Tausend
welte Hagene: die hête er wol bekant, unt waz in starken stürmen hete gefrümt
wählte Hagen: die hatte er wol bekannt (gekannt), und was in starken Stürmen hatte vollbracht
ir hant, unt swaz sie ie begiengen, des hêt er vil gesehn: in kunde ouch ander nie-
ihre Hand, und was sie je begingen, davon hatte er viel gesehen: ihnen konnte auch anders nie-
men niwan frümekeite jehn. Die boten von den Hiunen vil sêre dâ verdrôz, wande
mand nichts als Tapferkeit nachsagen. Die Boten von den Hunnen gar sehr da verdroß, denn
ir vorht zir herren diu was harte grôz: si gerten tägelîche urloubes von dan.
ihre Furcht vor ihren Herren die war sehr groß: sie strebten täglich nach Urlaub von dannen.
des engunde (in) niht Hagene: daz was durch liste getân. Er sprah zuo sîme herren:
Das gönnte (ihnen) nicht Hagen: das war aus Klugheit gethan. Er sprach zu seinem Herren:
wir suln daz wol bewarn, daz wir si iht lâzen rîten, ê daz wir selbe varn dar
Wir sollen das wohl verhindern, daß wir sie etwa lassen reiten, bevor wir selber fahren dorthin
nâch in tagen sibenen, wider in ir lant: treit uns iemen argen muot, daz wirt
hinterher in Tagen sieben, wieder in ihr Land: trägt uns jemand argen Mut (Sinn), das wird
uns deste baz bekant. Sone kan ouch sich vrou Kriemhilt bereiten niht dar zuo,
uns desto besser bekannt. So (anderseits) kann auch sich Frau Kriemhild bereiten nicht dazu,
das uns durch ir ræte iemen schaden tuo: hât aber si den willen, ez mag ir
daß uns durch ihre Ratschläge jemand Schaden thue: hat aber sie den Willen, es mag ihr
leide ergân, wande wir füeren hinnen manegen ûz erwelten man. Sätel unde
zum Unheil ausfallen, denn wir führen dorthin manchen auserwählten Mann. Sättel und
schilde unt ander ir gewant, daz si füeren solden in Ezelen lant, daz waz nu
Schilde und anders (dazu) ihr Gewand, das sie führen sollten in Etzels Land, das war nun
gar bereitet vil manegem küenem man: die Ezelen videlaere hiez man dô ze hove
wohl bereitet gar manchem kühnen Mann: die Etzels Fiedler hieß man da zu Hofe
gân. Dô si die fürsten sâhen, dô sprach Gêrnôt: der künec wil nu lei(sten) — — — —
gehn. Da sie die Fürsten sahen, da sprach Gernot: Der König will nun lei(sten) — — — —

wir mvzen an die vart. ez walde gvter sinne: d' sich alle zite bewart. Nv
lat vch vnbiden. sprach do Hagene niht. mine rede darumbe: swie halt iv
geschiht. ich rat iv an den triwen. welt ir vch wol bewarn. so sult ir zv
den Hvnen. vil gewærliche varn. Sit ir niht welt erwinden. so besen/
det iwer man. die besten die ir vinden od' ind' muget han. so wel ich vz in al/
len. tvsent ritt' gvt. sone chan vns niht gewerren. d' argen Chriemh mvt.
Des wil ich gerne volgen. sprach d' kunic zehant. do hiez er boten riten. wi/
ten in sin lant. do brahte man d' helde. driv tvsint vn̄ mer. si wanden niht
erwerben also greunlichiv ser. Si riten willechliche. in Gunthers lant.
man hiez in geben allen. rosse vn̄ ovch gewant. die mit in varn wolden
zv den Hvnen dan. d' kunic in gvtem willen. d' vil manigen gewan. Do
hiez von Tronege Hagene. Danchwart den brvd' sin. ir beid' rechen sehzech.
bringen an den Rin. die chomen ritterliche. harnasch vn̄ gewant. des brah/
ten vil die degene. in daz Gunthers lant. Do chom d' herre Volker. ein
kvne spileman. hinze hove nach eren. mit drizech siner man. die heten
solch gewate. ez mohte ein kunic tragen. daz er zen Hvnin wolde. daz hiez
er dem chvnige sagen. Wer d' Volker wære. daz wil ich wizzen lan. er
was ein edel herre. im was ovch vnd'tan. vil d' gvten rechen. in Burgon/
den lant. dvrch daz er videln kunde. was er d' spileman genant. Tvsent
welt Hagene. die het er wol bechant. vn̄ waz in starchen stvrmen. hete
gefrvmt ir hant. vn̄ swaz si ie begiengen. des het er vil gesehn. in chvnde
ovch and's niemen. niwan frvmcheite iehn. Die boten von den Hv/
nen. vil sere da v'droz. wand ir vrloubes zir herren. dvr was harte groz.
si gerten tagelichen vrlovbes von dan. des engunde niht Hagene. daz was
dvrch liste getan. Er sprach zv sime herren. wir suln daz wol bewarn. daz
wir si ine lazen riten. e daz wir selbe varn. dar nach in tagen sibenen. wid'
in ir lant. treit vns iemen argen mvt. daz wirt vns deste baz bechant.
Sone chan ovch sich vrô Chriemh. bereiten niht dar zv. daz vns durch ir
rate. iemen schaden tv. hat ab' si den willen. ez mag ir leide ergan. wande
wir fvren hinnen. manigen vz erwelten man. Satel vn̄ schilde. vn̄
and' ir gewant. daz si fvren solden. in Etzelen lant. daz was nv gar be/
reitet. vil manigem chvnem man. die Etzelen videlære. hiez man do ze
hove gan. Do si die fvrsten sahen. do sprach Gernot. d' chvnic wil nv la/

Eine Seite der *Hohenems-Lassbergschen* Handschrift (C),
der ältesten aller erhaltenen Nibelungenhandschriften. Stammend aus dem Anfang des XIII. Jahrh. Seit 1855 auf der fürstlichen Hofbibliothek zu Donaueschingen.

Nibelungenlied.

Handschrift aus der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts.



Der Anfang des Nibelungenliedes in der *Hohenems-Münchener Handschrift* (A),
seit 1810 aufbewahrt in der K. Bibliothek zu München.

Erklärung und wörtliche Übersetzung.

Uns ist in alten mæren vonders vil geseit,
Uns ist in alten Mären Wunders viel gesagt,
von helden lobebærn, von grozzer chuonheit,
von Helden lobenswerten, von großer Kühnheit,
von frœuden hochgeziten, von weinen unn von klagen
von Freuden Festlichkeiten, von Weinen und von Klagen,
von chuoner recken strite muget ir nu wunder hœren sagen
von kühner Recken Streite möget ihr nun Wunder hören sagen.

Ez wuohs in Burgonden ein schœne magedin
Es wuchs in Burgonden eine schöne Jungfrau
daz in allen landen niht schœners mohte sin.
daß in allen Landen nicht Schöneres mochte sein.
Chriemhilt was si geheyzen unde was ein schœne wip
Chriemhild war sie geheißen und war ein schönes Weib
darumbe muosen degene vil verliesen den lip.
darum (um derentwillen) müssen Degen viel verlieren den Leib.

Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

in seiner ursprünglichen Gestalt für immer verloren: man kann sich diese Sagen nur ungefähr aus den Dichtungen auf deutschem Boden, in welche sie später verwoben wurden, vorstellen oder vorzustellen versuchen. Ein solches Gedicht, in welchem alter Sagenstoff verarbeitet und so für uns aufbewahrt ist, ist das Waltharilied — der Waltharius manu fortis, um 930 von einem Mönch des berühmten Klosters von St. Gallen, Ekkehard, verfaßt: es ist lateinisch, alter Heldenliederstoff in virgilische Hexameter gefaßt. Jetzt aber, in dem Jahrhundert der Kreuzzüge nahm die epische Poesie einen höheren Flug, und vor allem suchte sie mit Eifer nach Stoffen. Die fromme Legende, die Domäne des geistlichen Standes, trat zurück hinter dem weltlichen Roman, der freilich in seinem ersten Beispiel, dem Ruodlieb, im elften Jahrhundert noch sehr dürftig in Form und Inhalt erscheint. Die kleinen Dichtungen epischen Charakters, welche die Spielleute von Ort zu Ort getragen, weichen jetzt größeren Kompositionen, für welche Alexander der Große und Karl der Große, französische, englische Erzählungen, die altrömische wie die altgermanische Sage die Stoffe liefern. Etwa seit 1170 kommt in Deutschland diese Litteratur auf, deren Umfang schon Leser, nicht bloß gelegentliche Hörer voraussetzt. Vor diesen Hervorbringungen, deren bloße Titel schon die Erweiterung des geistigen Horizonts charakterisieren, dem Rolandslied des Pfaffen Konrad, dem Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht, der Eneit Heinrichs von Veldeke und anderen, treten die zwei größeren epischen Dichtungen, das Nibelungenlied und die Gudrun hervor, deren Verfasser oder jüngsten Gestalter man nicht kennt, die aber in der staufischen Periode im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts zum Abschluß gekommen sind: zur selben Zeit, wo schon höfische Dichter, Gottfried von Straßburg, Wolfram von Eschenbach mit bewußter Kunst- oder Gedankenarbeit ihre bedeutungsvollen Werke — jener Tristan und Isolde, dieser den Parzival — schufen, Werke, aus denen uns ein tieferes Verständnis des Geisteslebens und der Interessen der höheren Stände jener Tage zu gewinnen steht. Aber in jenen volkstümlichen Dichtungen, den Nibelungen und der Gudrun, tritt uns mit weit unmittelbarerer Kraft das Leben und Empfinden der germanischen Nation, nicht bloß einzelner Kreise, entgegen, — auch nicht bloß vorübergehende Interessen, sondern das was stets, in wechselnden Formen doch immer sich selbst gleich, die Gemüter der Menschen bewegt hat. Soweit ist die kühne Vergleichung mit Ilias und Odyssee berechtigt: keineswegs ist sie es in Beziehung auf poetischen Gehalt und Kunstwert, und also auch nicht in Beziehung auf Bedeutung für die Entwickelung der Menschheit im ganzen. Kein Dichter jener Zeit besaß auch nur von ferne ein Auge wie Homer und eine Gestaltungskraft wie Homer, und was den Dichtern fehlte, das fehlte in noch höherem Maße ihren Zuhörern oder Lesern. Aber gleichwohl war es von großer Bedeutung, daß der Sinn für Poesie — gemütanregenden Inhalt in den Formen sprachlichen Wohllauts — jetzt in weiten Kreisen erwacht war, daß er sein Genüge im Wohllaut der eignen, nicht der fremden, lateinischen Sprache suchte und daß ihm diese Sättigung nicht mehr durch Geistliche, durch ihren Beruf und unzerstörbaren Charakter gebundene Leute kam, sondern durch Ritter und Sänger weltlichen Standes, die, mitten im Volke stehend, durch kein asketisches Gelübde von der gewöhnlichen Menschheit geschieden, sich freier bewegen und freier umsehen konnten und die auch, wo sie, wie etwa Gottfried von Straßburg, Verfängliches erzählen und Be-



Riwalin in Liebesbanden.
Miniatur aus der Münchener Handschrift des Tristan von Gottfried von Straßburg.

denkliches aussprechen, wenigstens den einen Vorzug haben, wirklich Empfundenem Ausdruck zu geben, ehrlich, poetisch wahr und durchsichtig zu sein.

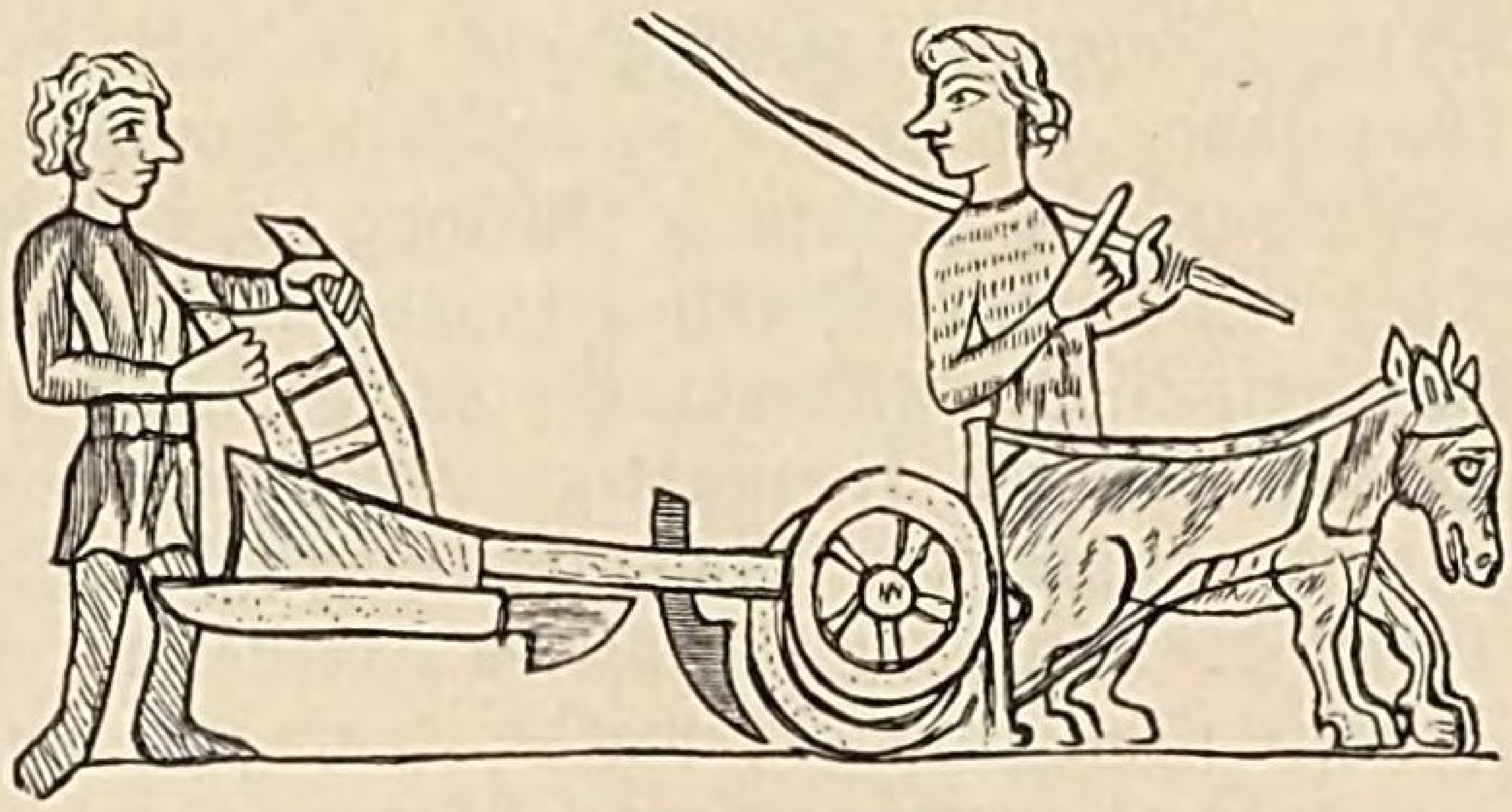
Überwiegen des weltlichen Interesses.

So zeigt uns diese Litteratur, wie der geistige Horizont in diesen Jahrhunderten sich erweitert hatte, das geistige Leben der europäischen Völker reicher geworden war, und wir müssen uns denken, daß Gedanken und Gespräche der Menschen weit mehr als früher auf weltlichem Gebiete sich bewegten. Wenn man von Verweltlichung der Kirche und des geistlichen Standes hört, so war daran nicht bloß die Machtgier und Herrschsucht der Bischöfe und Päpste schuld, sondern die auf die Dinge dieser Welt mehr als seither gewendete Richtung der Gemüter bemächtigte sich eben auch des geistlichen Standes, der sich ihr umsoweniger entziehen konnte, je mehr er in der Periode der Kreuzzüge bei allen politischen und kriegerischen Geschäften mitzuwirken berufen war. Die beiden Stände, der mehr und mehr zu einer Aristokratie werdende Ritterstand und der Klerus, traten keineswegs in einen feindseligen Gegensatz: die Kirche lieh auch den ritterlichen Festfeiern und Lustbarkeiten ihre Formen. Die Zeremonie des Eintritts in den Ritterstand zum Beispiel begann mit Anhörung einer

Messe: zu einer eigentlichen und ernsten Opposition gegen die Kirche war die ritterliche Bildung zu oberflächlich und zu sehr von frivolen Elementen durchzogen. Eine ernstere, tiefere Auffassung der göttlichen und menschlichen Dinge bereitete sich vielmehr in denjenigen Kreisen und Schichten des Volkes vor, in denen strenge Arbeit und erwerbsfrohe Thätigkeit den Inhalt des Lebens bildete.

Von diesen war der Stand der Bauern — der freien Ackerwirte — seit Jahrhunderten in seiner gesellschaftlichen Stellung zurückgegangen. Mit Verachtung sah der Ritter auf den nicht mehr waffentragenden Bauern herab, der diese Verachtung seinen Tyrannen mit feindseligem Hasse, — Gewaltthat wo er konnte mit Gewaltthat — erwiderte. Die Kreuzzüge kamen diesem Stand am wenigsten zu gut: doch machte sich der allgemeine Fortschritt auch in der besseren Bestellung des Landes geltend, und die slavischen Landschaften östlich von der Elbe wurden in dieser Zeit nicht nur vollends dem Christentum gewonnen, sondern auch durch eine starke Einwanderung bäuerlicher Kolonisten aus den Rheingegenden und Holland einer weit lohnenderen Kultur ihres Bodens teilhaftig. Im allgemeinen aber war, obgleich an nicht ganz wenigen Orten ein Kern alten germanischen Bauerntums sich erhalten hatte, der freie Bauernstand im Rückgange. Er verfiel immer mehr der Unterthänigkeit unter die Zwischenmächte, geistliche und weltliche Herren, und ward überdies, neben den schweren Leistungen, die er diesen Herren von Rechts wegen zu thun

Das Volk. Bauernstand.



Bauern und Pflug des XIII. Jahrhunderts.
Aus den Miniaturen des Heidelberger Sachsenspiegels.



Bauern, welche ein neues Dorf anlegen.

Der Herr des Dorfes erteilt dem Bauernmeister das Erbzinsrecht durch ein Dokument („ego dei gratia") mit angehängtem dreieckigen Siegel. Aus der Heidelberger Handschrift des Sachsenspiegels.

hatte, den Gewaltthaten und Roheiten der ritterlichen Tyrannen und ihrer Werkzeuge preisgegeben.

Bürgerstand.

Träger des stetigen und ruhigen Fortschritts, was ziemlich dasselbe bedeutet wie Freiheit, konnte dieser Stand nicht sein: diese Mission fiel vielmehr dem Bürgerstand der Städte anheim, und während der altgermanischen Anschauung jeder ummauerte Ort die Idee des Zwanges und der Knechtschaft hervorrief, waren es jetzt eben diese städtischen Ansiedlungen, hinter deren Mauern eine neue bessere, endlichen Sieges gewisse Freiheit ihre Stätte aufgeschlagen hatte.

Entwickelung des Städtewesens.

Wir haben schon gesehen, welche Wirkung der erneuerte Verkehr mit dem Orient, die wenn auch vorübergehenden Eroberungen und Kolonisationen in den östlichen Ländern, zunächst auf die italienischen Städte, die ältesten und schon zuvor am meisten entwickelten Europas, geübt hatten und wie von diesen eine tiefgehende mittelbare Wirkung auf das städtische Wesen überhaupt ausging. Diese italienischen Städte errangen in dieser Zeit ihre völlige Unabhängigkeit: die oberitalischen, Venedig, Genua, Pisa, Mailand und die übrigen lombardischen wurden wirkliche Freistaaten. Diese Freiheit war ihnen sicher durch die Ereignisse, welche der Macht des staufischen Hauses in Italien und zugleich der Macht des Kaisertums ein Ende bereiteten: ob und wie weit ihnen diese völlige Freiheit selbst frommen würde, war eine andre Frage. In Frankreich und in England war von einer solchen absoluten Freiheit keine Rede. Das städtische Element in Frankreich, stark seit den Zeiten, wo Gallien eine Provinz des römischen Reiches gewesen, wuchs in ziemlich engem Anschluß an das Königtum. Früher als in Deutschland, schon zu Anfang des zwölften Jahrhunderts, erwachte hier das Selbstbewußtsein der städtischen Bevölkerungen: das vieldeutige Wort Kommune, Communia, erhielt eine neue Bedeutung und bezeichnete nicht bloß die eidliche Verbindung der Bürger einer einzelnen Stadt zu einer Gesamtheit, sondern die Verbindung einer ganzen Anzahl von Städten auf Grund eines gemeinsamen Programms, sowie dieses gemeinsame Programm selbst: Selbsthilfe gegen Verletzung der der Stadt zugestandenen Gesetze, ausgedehnte städtische Gerichtsbarkeit, eigene Wahl von Gerichts- und Verwaltungsbeamten und Recht selbständiger Anordnungen in administrativer und polizeilicher Hinsicht, bei genauer Festsetzung der einem Herrn — also dem Bischof etwa — geschuldeten Leistungen. Im ganzen muß man den französischen Königen nachrühmen, daß sie die politischen Vorteile, welche diese Entwickelung dem Königtum bot, mit mehr politischem Scharfblick erfaßt haben, als die deutschen Könige, namentlich des staufischen Hauses, welche diesen Verbündeten erst zu Hilfe riefen, als es zu spät war. König Ludwig IX. erließ, von seinem ersten Kreuzzug zurückgekehrt, eine Verordnung über die Wahl der Maires — der städtischen Beamten — und die Verwaltung der städtischen Einkünfte, und reformierte insbesondere die Verwaltung der Hauptstadt Paris, die wie andre Städte des königlichen Eingreifens nicht mehr gegen Vergewaltigung benachbarter Magnaten, sondern gegen Mißbräuche, die sich durch Parteiung und Nepotismus in ihrem eignen Innern ausbildeten, bedürftig war. In England kam der Entwickelung der Städte das kraftvolle Regiment der ersten normannischen Könige zu gute, welches zum mindesten Sicherheit gegen die kleinen Tyrannen schuf: diese Könige erkannten bald, daß der Wohlstand, den der Fleiß der Bürger in den Städten

sammelte, ihr eigner war, und seit Wilhelms II. Zeit verstrich keine Regierung ohne zahlreiche Charters, Freibriefe oder Verleihungen von Privilegien an einzelne Städte, teils im ganzen, teils an einzelne Korporationen in denselben. Die alte Gewohnheit aus der Sachsenzeit, welche die unsichern Zeiten nahelegten, zu Gilden oder Vereinen zusammenzutreten, deren Mitglieder sich gegenseitig Leben und Eigentum, und in besondern Fällen Rache und Wiedererstattung verbürgten, diente dazu, die Verfassung in diesen Städten aristokratisch zu disponieren. Die Macht war in den Händen verhältnismäßig weniger Familien oder Familienverbindungen, und diesen kam auch das Privilegium zu gute, das seit Johann ohne Land häufiger wurde — die freie Wahl der Magistrate. Die größte Stadt des Königreichs, dank ihrer unvergleichlichen Lage, war London: man glaubt trotzdem ihre Einwohnerzahl für die Mitte des 13. Jahrhunderts nicht höher anschlagen zu dürfen als auf 30000.

Eigentümlich und höchst mannigfaltig entwickelte sich das städtische Leben und der Bürgerstand in Deutschland: eine kurze Darstellung kann die Fülle dieses mannigfaltigen Lebens nur eben andeuten. Die ältesten und in gewissem Sinne Muster für alle nachfolgenden waren die Römerstädte an Donau und Rhein; andre erwuchsen um königliche Pfalzen oder um Bischofssitze; andre als Märkte oder an Flußübergängen oder in der Nähe der Fundstätte irgend eines wertvollen Naturprodukts; andre, wie wir in Sachsen in den Tagen König Heinrichs I. wahrgenommen, als militärische Positionen oder Garnisonstädte. Bei nicht wenigen wirkten mehrere dieser Momente zusammen. Mit wachsender Ausbildung der Fürstenmacht gesellten sich diesen alten Stadtpflanzungen fürstliche Neugründungen bei und ein weiterer Gegensatz, der der Landstädte gegenüber den Reichsstädten, trat zu den vielen früheren hinzu. Ein Blick auf die älteste der Städte des damaligen Deutschlands, Köln, und die jüngste, Berlin, muß hier genügen, um uns dies wichtigste Stück deutscher Entwickelungsgeschichte in seiner Bedeutung ahnen zu lassen. In Deutschland.

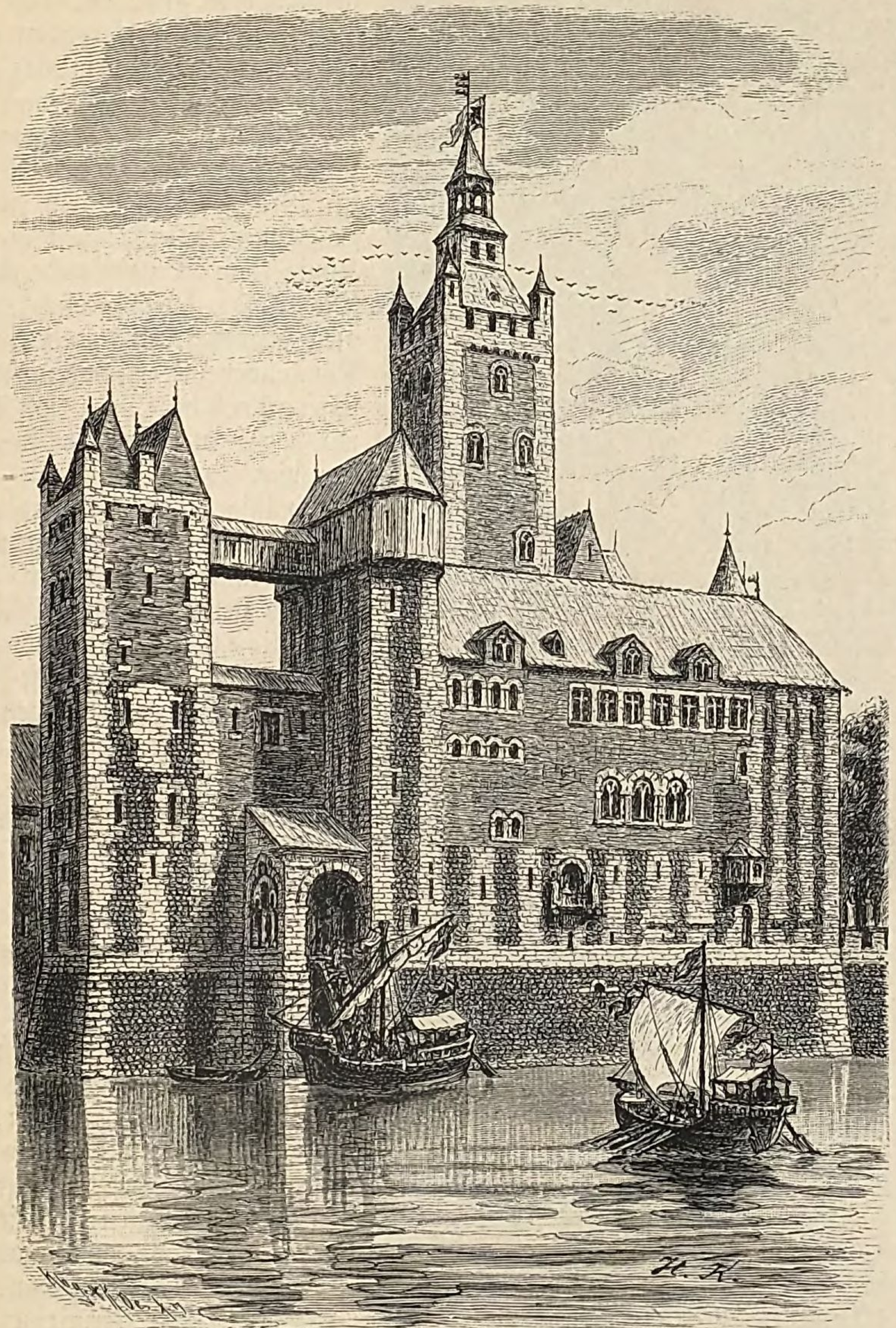
Die Stadt Köln, um die Mitte des 13. Jahrhunderts unzweifelhaft die erste Stadt Deutschlands, konnte schon auf ein Jahrtausend ihrer Geschichte zurückblicken, die sich ins Dunkel vorrömischer Zeiten verlor. Die alte Ubiergemeinde, civitas Ubiorum, ein großes Germanendorf, ursprünglich auf der rechten Rheinseite, ward zur römischen Kolonie mit sehr starker Besatzung, so daß ein nicht geringes militärisches Element und im Gefolge davon auch Handwerker und kleine Kaufleute der ursprünglichen Bevölkerung von Ackerbauern sich beigesellten. In der Frankenzeit wiederholt und zwar wie die Funde beweisen sehr gründlich zerstört, sank sie zur Ackerstadt herab, die sich allmählich wieder hob und eine neue Bedeutung gewann durch den Bischof, der hier seinen Sitz nahm: als erster wird ums Jahr 313 Maternus genannt. Diese neue Entwickelung vollzog sich langsam; bis zum 6. Jahrhundert hielten sich heidnische Elemente in der Nähe. Die altgermanischen Begriffe von der Gleichheit des Grundbesitzes verschwanden; das Erzstift, sowie andre Stifter hatten bedeutenden Grundbesitz in der Stadt und in unmittelbarer Nähe derselben, und auf demselben ihre Hofhörigen: neben diesen aber saßen freie Eigentümer, und die Kirche selbst fand es vorteilhaft, einen Teil ihres Bodenbesitzes als Bauplätze an solche auszuthun, welche die für den Handel vorteilhafte Lage des Platzes herbeizog. Stadtherr war seit dem großen Bruno (953—965), dem Bruder Ottos I., der Die Stadt Köln.

Erzbischof, und in jener Zeit, wo „Staat und Kirche“, wie wir jetzt sagen, Hand in Hand gingen, kam durch die Hofämter, welche dort ihren Sitz hatten (ministeria), eine zahlreiche Beamtenbevölkerung hinzu: außer den zahlreichen Ministerialen des Erzbischofs auch königliche, denn die Stadt war Sitz eines Burggrafen oder königlichen Gouverneurs, der den Gerichtsbann, die Vollmacht zum Rechtsprechen, vom Reich, nicht vom Erzbischof zu Lehen hatte. Dem wirtschaftlichen Aufblühen der Stadt, das man vom zehnten bis dreizehnten Jahrhundert stetig fortschreiten sieht, war zunächst der Umstand förderlich, daß Köln die Hauptstadt des Erzstifts war, dann aber daß sie, thatsächlich bei den Verhältnissen damaliger Schiffahrt und Schiffsbaukunst ein Seehafen, in unmittelbarer Verbindung mit England stand und mehr und mehr bei den Wandelungen der allgemeinen Politik eine Rolle spielte. Sie blieb auch von den Kreuzzügen nicht unberührt, — eine Menge waffenfähiger Kaufleute und andern Volks hatte zum Beispiel im Jahre 1147 das Kreuz dort genommen und fuhr den Rhein hinab nach dem Sammelort, einem englischen Hafen — wenn gleich die Wirkung der Expeditionen der Lage der Stadt nach sich nicht so unmittelbar geltend machen konnte, wie bei den eigentlichen Seestädten. In der Bevölkerung überwog das freie Element seit lange: die Altbürger, Altfreien, ursprünglich Grundbesitzer oder Ackerbürger in größerem Stil, hatten sich zu gutem Teil dem Handel zugewendet, der zum Lebenselement der Stadt geworden war. Sie bildeten „Geburschaften“, aus denen die Schöffen des Stadtgerichts genommen wurden und welche zugleich für die Verwaltung der Stadt, deren älteste Verwaltungsbezirke die Pfarrgemeinden waren, Bedeutung hatten. 1112 traten sie zu einer Handelsgilde, — man bezeichnet sie wie alle ähnlichen Vereinigungen als Verschwörung, Schwurgenossenschaft oder Konjuration — zusammen, welche die „Richerzechheit“, Zeche der Reichen, genannt wurde, und um 1200 ist auch ein Rat vorhanden, von dem im einzelnen nicht bekannt ist, wie er sich gebildet hat. So war in Rat, Schöffenkollegium und Richerzeche die herrschende Klasse, das Patriziat der Altbürgergeschlechter, wohl gegliedert, und die eigentliche Stadtverwaltung war ganz in ihren Händen: indessen aber hatte auch das sehr starke und immer stärker werdende plebejische Element, die Handwerker, eine Organisation gefunden. Sie war einfach genug: die Handwerker gleichen Gewerks wohnten in den gleichen Gassen, deren Namen hier, wie in so vielen Städten die Erinnerung an diese streng gebundenen Zustände noch heute bewahren, und sie bildeten auch ihrerseits Zünfte oder Fraternitäten, die eine gewisse politische Bedeutung schon dadurch besaßen, daß sie zugleich eine Organisation für militärische Zwecke, für die Verteidigung der Stadt darstellten. Der Zwiespalt zwischen der übermächtigen Geschlechteraristokratie und den aufstrebenden Plebejern war da, und der Streit begann hier

Inschrift über dem Hauptportal von Barbarossas Pfalz zu Kaiserswert.

ANNO·AB·INCARNAT·DNI·NRI·IHV·X·MCLXXXIIII
HOC·DECVS·IMPIO·CESAR·FREDERIC²·ADAVXIT·
IVSTICIĀ·STABILIRE·VOLĒS·ET·VT·VNDIQ·PAX·SIT

Anno ab incarnatione domini nostri Jesu
Im Jahre der Fleischwerdung unsres Herrn Jesu
Christi MCLXXXIIII Hoc decus imperio Ce-
Christi 1184 Hat diese Zierde fürs Reich der
sar Fredericus adauxit Justiciam stabilire
Kaiser Friedrich vergrößert, Wünschend zu sichern
volens et ut undique pax sit.
das Recht und daß Frieden sei aller Orten.



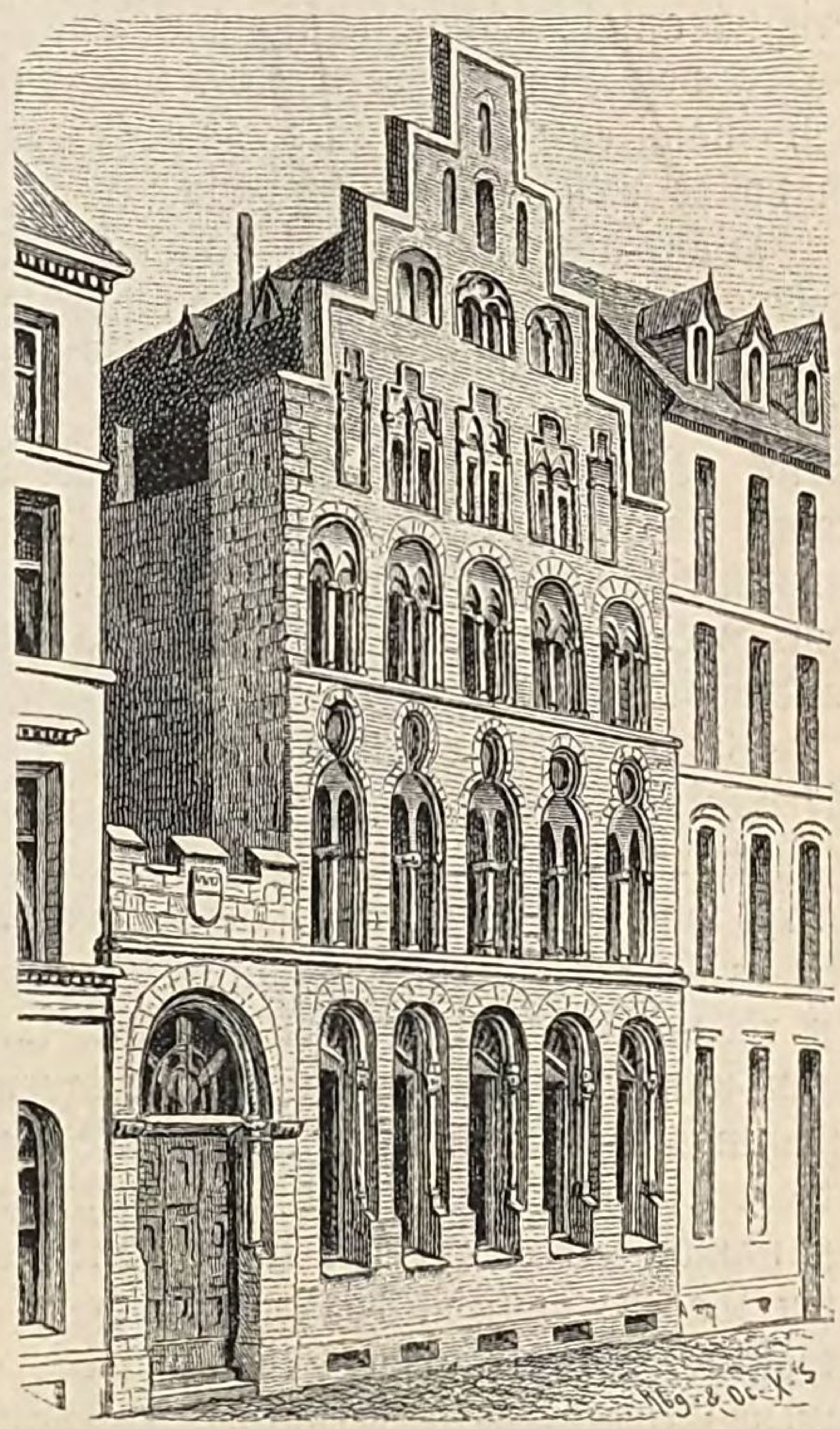
Rekonstruktion der Pfalz Friedrich Barbarossas zu Kaiserswerth am Rhein.
Nach den erhaltenen Resten. Nebenstehende Inschrift befand sich ehemals über dem Hauptportal.



Konrad von Hochstaden.
Grabmal im Kölner Dome.

im ersten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts unter Erzbischof Engelbert dem Heiligen (1216 bis 1225). Eine stürmische Zeit zog herauf unter dem Erzbischof Konrad von Hochstaden (1238 bis 1261), der, ein Mann großer Pläne und der großen Politik, den Grafen Wilhelm von Holland zu seinem Werkzeug und zum König von Deutschland machte. Die Stadt, durch große Privilegien bestochen, ging zu dem neuen König über und empfing ihn 1247, uneingedenk der Tage von 1235, wo sie — nur erst zwölf Jahre her war es — die Braut ihres rechtmäßigen Königs mit allem Glanz bürgerlichen Reichtums in ihre Mauern eingeführt hatte. Konrad stellte die alte bischöflich-herzogliche Gewalt her, und er war es, der am 15. August 1248 den Grundstein zu dem neuen Dom legte, für welchen schon gesammelt wurde und für den auch ein Baumeister, Gerhard von Rile, gefunden war, noch ehe in jenem Jahre 1248 ein Brand die alte Domkirche zerstörte und damit den Beginn des Neubaus notwendig machte. Die Einigkeit zwischen Erzbischof und Bürgerschaft aber erhielt sich nicht. Konrad wollte sich den Zwiespalt zwischen den Geschlechtern und Zünften, den cives majores und minores zu nutze machen zum Schaden der städtischen Freiheiten: plötzlich verließ er die Stadt und sandte derselben von Andernach aus den Fehdebrief. Eine Vermittlung kam zu stande durch einen hochangesehenen Gelehrten, den Dominikaner Albert von Bollstädt, Albertus Magnus, einen großen Naturkundigen, der in

dem Garten seines Klosters ein Warmhaus eingerichtet hatte, in welchem er Fruchtbäume und blühende Gewächse den Winter durch unterhielt und unter dem Studium des Aristoteles und scharfsinnigem Experimentieren sich bis zu dem kühnen Gedanken verstieg, daß aus in den Boden gesteckten Eichenzweigen sich Weinreben würden erzielen lassen.*) Der Friede, den er vermittelt, ward abermals gestört, als en Verwandter des Erzbischofs sich an einem Mann aus großem Patrizierhause, einem Kleingedank, vergriff: abermals verließ Konrad im Zorne die Stadt, die er von dem nahen Rodenkirchen aus blockierte. Eine große Fehde entbrannte und bei Frechen kam es zu einem Kampf, der mit einer Niederlage der Erzbischöflichen endigte. Wiederum brachte Albertus Magnus den Frieden, und in einem eingehenden Instrumente, dem Laudum Conradinum (1258), einer Art Magna Charta, wurden die Verfassungsverhältnisse Kölns geordnet und es wurden dem demokratischen Prinzip die ersten Zugeständnisse gemacht. Bald aber benutzte Konrad eine Klage, welche von den Geschlechtern gegen die neuen Schöffen aus den Zünften vor ihn gebracht wurde, um einige Führer der ersteren in eine Falle zu locken: er setzte sie in seinen Festen — Lechenich, Godesberg, Altenahr — gefangen. An seine Regierung schloß sich die unglückliche Verwaltung Engelberts von Falkenburg (1261 bis 1274). Die Erbauung von Burgen am Rhein oberhalb und unterhalb der Stadt vereinigte Geschlechter und Zünfte gegen den Erzbischof, der die Gefangenen der ersteren zurückgeben mußte: das Patriziat wurde wieder sehr mächtig und zog adlige Herren der Umgegend durch sogenannte Edelbürgerbriefe — Ehrenbürgerrechte in der Stadt — in sein Interesse, während der Erzbischof, der eine Zeitlang in seinem Hause in der Rheingasse Gefangener war, ein Interdikt des Papstes gegen seine Stadt auswirkte. Aufs neue entbrannte der Streit im Jahre 1267. Im Kampfe mit der Stadt und ihrem Verbündeten, dem Grafen Wilhelm von Jülich, ward Engelbert gefangen und wurde nach der Burg Nideggen gebracht, wo er von Oktober 1267 bis zum Frühling 1271 in harter Haft lebte. Während dessen erhob sich Parteiung unter den Patriziern selbst, der Weisen gegen die Overstolz und deren



Das älteste erhaltene Privathaus Deutschlands, das sogenannte Tempelhaus in Köln. Stammhaus der Familie Overstolz, erbaut im Anfang des XIII. Jahrhunderts.

*) Humboldt, Kosmos II, 130. 284.

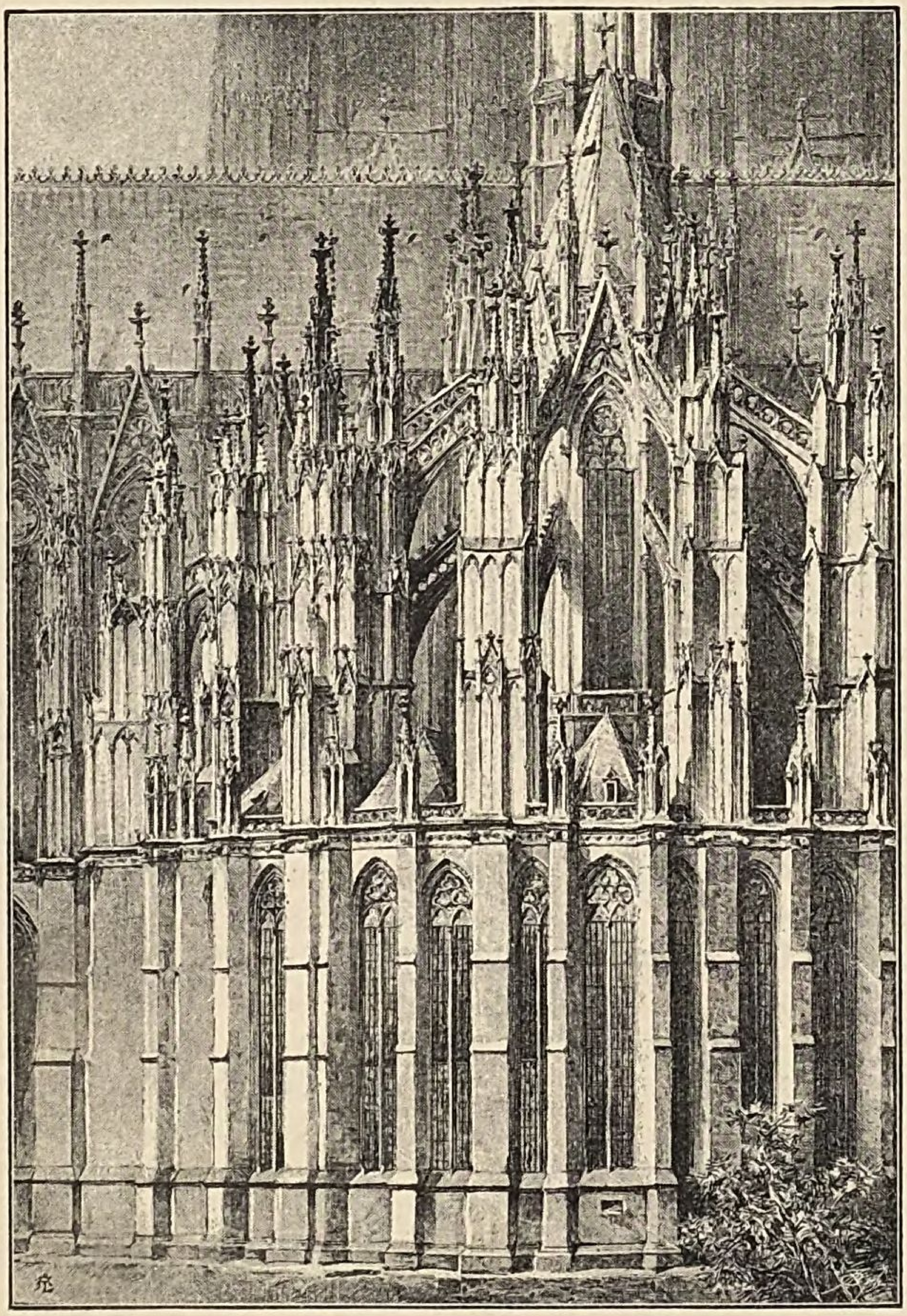
Sippe und Klientel, und jene hofften mit Hilfe der Zünfte zu siegen, mußten aber flüchten, als sie in einem Kampfe den kürzeren zogen. Sie hatten heimliche Verbündete in der Stadt an einem Demagogen Hermann dem Fischer. Dieser bestimmte einen armen Wicht, der in der Nähe der Mauer an der Ulrepforte wohnte, unter seiner Wohnung weg einen Gang ins Freie zu graben, durch welchen eines Nachts (15. Oktober 1267) dann die Weisen und ihre Kriegsleute in die Stadt drangen. Aber noch zur rechten Zeit erfuhren es die Overstolzen und eilten herbei: an der Ulrepforte kämpften sie eine Zeitlang gegen eine Übermacht, während nicht ferne davon die Fraternitäten der Zünfte bewaffnet sich versammelten. Noch waren sie unschlüssig, als einer der Overstolzen vom Kampfplatz herbeieilend sie im Namen der gemeinsamen Vaterstadt beschwor, zur Vertreibung der Feinde mit Hand anzulegen. Sie leisteten Folge und vertrieben die Eingedrungenen; mit dem gefangenen Erzbischof kam eine Sühne zu stande. Noch einmal unter dem folgenden, Siegfried von Westenburg (1274—1297) standen in der großen Fehde um die Erbschaft der Grafen von Limburg Stadt und Erzbischof einander gegenüber, und da die erstere eine Burg, welche der Erzbischof bei Worringen erbaute, als gegen ihren Handel gerichtet ansah, schlug sie sich auf die Seite seiner Gegner und siegte, mit dem Herzog von Brabant verbündet, im Juni 1288 bei Worringen, worauf dann noch einmal eine Sühne folgte, welche der Stadt in ihren inneren Angelegenheiten ein volles Maß von Autonomie sicherte.

Währenddem diese stolze und reiche Geschichte an dem stolzesten und wichtigsten der deutschen Ströme sich abspielte, lebten zwei wendische Dörfer, dereinst bestimmt, die Hauptstadt des deutschen Reichs zu werden, Berlin und Köln, durch den schmalen Spreefluß geschieden, manche Generation ihr dunkles Leben dahin. Berlin überflügelte das Fischerdorf am gegenüberliegenden Ufer, dessen Name, slavischen Ursprungs, nur zufällig mit dem der Colonia am Rhein zusammentrifft und das erst spät im 13. Jahrhundert städtisch erscheint, als Berlin schon zwei Pfarrkirchen und ein Franziskanerkloster besaß: die Hauptstadt der Landschaft war Brandenburg.

Städtische Kultur.

Bis ums Jahr 1250 bestanden fast alle bedeutenden deutschen Städte schon, mit wenigen Ausnahmen wie Mannheim oder Potsdam, welche fürstlicher Laune in späterer Zeit entsprungen sind. Ein Fortschritt im äußern Leben läßt sich überall nachweisen, wenngleich in dieser Hinsicht der Natur der Dinge nach ein weit größerer Unterschied zwischen den verschiedenen Städten deutschen Landes, den rheinischen zum Beispiel und den sächsischen, obwaltete als heutzutage. Die engen schmalen Gassen hinter den Mauern blieben, denn das Interesse der Verteidigung forderte ein solches enges Zusammenwohnen; aber man fing an, die Straßen, wenigstens einzelne, zu pflastern oder wenigstens zu chaussieren, und jede namhaftere Stadt hat ihren „Steinweg" oder ihre „Steinstraße" aus diesen alten Tagen; polizeiliche Anordnungen für Sauberkeit und Ordnung wurden getroffen. Das traurige Schauspiel der gerichtlichen Zweikämpfe, welches einen eignen Erwerbszweig hervorgerufen hatte, war verschwunden; und auch die Roheit und der bäurische Aufwand der Gastgelage, welche einen Gegensatz oder vielmehr ein sehr passendes Gegenbild zu der finsteren Kirchlichkeit des elften Jahrhunderts bildeten, wichen nach und nach etwas feineren Sitten und minder herben Formen. Eben an dem Kultus entwickelte sich auf sehr verschiedenen

Gebieten, der Musik und der Baukunst, ein edler und eigentümlicher Schönheitssinn: in jener, indem man die Fortschritte, welche Theorie und Praxis machten, im Kirchengesang zur Geltung brachte und in der Harmonie der Töne geheimnisvoll Lehren und Anschauungen des Glaubens und der Kirche — die Liebe, den Glauben, die Hoffnung, das Mysterium der Trinität und andere — ausgesprochen fand; in dieser, indem aus dem überlieferten romanischen



Partie vom ältesten Teile des Kölner Doms, der Chor nach der Ostseite.
Als Beispiel gotischen Baustils.

Baustil ein neuer charakteristischer, der gotische, sich entwickelte, dessen Schöpfungen in ergreifender Weise Geist und Sinn dieser Zeiten spiegeln. Jener bedeutungsvolle Unterschied und Gegensatz zwischen dorischem und jonischem Baustil im Altertum wiederholte sich auf höherer Stufe und in andrer doch nicht minder fruchtbarer Weise: aus dem ernsten, feierlichen, ruhigen, romanischen Tempel bricht ein neues Leben hervor — lebendige Bewegung auf-

strebender, über die Erde hinaus in die Höhe weisender Linien, an deren Harmonie das Auge sich nicht sättigen kann. Jede Sprache ist arm, wenn sie das Schöne, das geschaut, gehört, empfunden werden will, beschreiben soll: für den historischen Beobachter, der das wirkliche prosaische Leben vergangener Zeit vorführen soll, muß hervorgehoben werden, daß die Übung dieser Kunst dem Ritteradel, der an ihr keinen Teil hatte, den ehrenfesten Stolz des Kunsthandwerks, der wie dieses selbst in den Bauhütten gepflegt ward, gegenüberstellte und sich als ein weiteres und wirksames Besitztum städtischer Gemeinwesen erwies.

Vor allem aber bildete sich in diesen städtischen Gemeinwesen, namentlich den kaiserlichen oder Reichsstädten, ein sehr starker und tiefwirkender Lokalpatriotismus aus. In einem weit höheren Maße als heutzutage hatte jede Stadt ihre eigne Individualität. Sehr viele hatten überhaupt niemals das Weichbild, die Grenzlinien, welche die geweihten Bilder des oder der Schutzheiligen ihrer Stadt bezeichneten, überschritten; wen Handelschaft, Krieg oder was immer in die Ferne trieb, für den blieb doch das gesicherte Leben hinter den Mauern seiner Heimatstadt letztes Ziel und höchster Gegenstand der Sehnsucht. Und jetzt war eine Zeit gekommen, wo die deutschen Städte oder ein großer Teil derselben sich als eine Macht und zu gemeinsamem Schutz und gemeinsamen Interessen, also zu politischen Bündnissen berufen fühlen durften, so gut wie einst die lombardischen Kommunen. Denn diese kaiserliche Ordnung der Dinge brach zusammen und noch war keine Aussicht auf eine Erneuerung dieser Autorität, der man trotzig sich zu widersetzen oder zu entziehen gewohnt gewesen war, so lange sie von starker Hand geübt wurde, die man aber schmerzlich vermißte, seitdem sie nicht mehr war.

Das Interregnum. 1254—73.

Man pflegt die Zeit vom Tode Konrads IV. (1254) bis zur Neuwahl eines von allen ersehnten und anerkannten Reichsoberhaupts, die erst im Jahre 1273 erfolgte, das Interregnum zu nennen: ein oftgebrauchtes Dichterwort bezeichnet sie als die kaiserlose, die schreckliche Zeit, und Schriftsteller, welche ihr zeitlich näher standen, haben die zwei Jahrzehnte mit den Worten der Schrift charakterisiert, welche schlicht und treffend anarchische Zustände schildern — „um diese Zeit war kein Richter in Israel und jedermann that, was ihm gutdeuchte.“ An königlichen Namen allerdings fehlte es auch in dieser Zeit nicht. Als König Wilhelm im Jahre 1256 auf einem Kriegszug gegen die Friesen seinen Tod gefunden hatte, wurden schüchtern einige deutsche Namen genannt: auch von dem jungen Konrad, des letzten staufischen Königs Sohn, war die Rede; aber der Kandidat des Papstes und des ersten unter den geistlichen Intriguanten des Reichs, des Erzbischofs Konrad von Köln, Graf Richard von Cornwallis, ein Bruder des regierenden Königs von England, Heinrichs III., wurde von einer Partei, an deren Spitze die Kirchenfürsten von Köln und Mainz standen, in Frankfurt, oder vor den Thoren von Frankfurt, als Reichsoberhaupt proklamiert (Januar 1257). Diese Krone war kaum die großen Geldsummen wert, die sie gekostet hatte. Eine Gegenpartei, deren Haupt der Erzbischof von Trier war, und die man, wenn man will, die ghibellinische nennen kann, setzte dem Engländer einen Enkel König Philipps, den König Alfons X. von Kastilien, entgegen, der wenige Monate später (März 1257) zu Frankfurt ausgerufen wurde. In der Geschichte ihres Landes spielten beide Männer eine nicht unrühmliche Rolle: für Deutschland gewann weder der eine noch der andre eine größere Bedeutung. König Alfons betrat überhaupt den deutschen Boden



König Alfons X. von Kastalien.
Votivstatue in der Kathedrale zu Toledo.

nicht. König Richard erschien im Mai 1257 in Aachen und empfing hier die Krone von dem Kölner Erzbischof, der die ansehnliche Summe von 12000 Pfund Sterling erhalten hatte, in Gegenwart von zwei Erzbischöfen, dreißig Fürsten und dreitausend Rittern: die drei mächtigsten weltlichen Fürsten, Brandenburg, Böhmen, Sachsen, standen dagegen auf Alfons' Seite. Richard hielt Hof zu Köln und zog dann im Sommer den Rhein hinauf; er nahm eine gefüllte Kasse mit, die aber zusehends leichter wurde; schon mußte er nach England Befehl schicken, seine Waldungen (bosci) zu verkaufen. Er kam bis Basel: hier aber ging ihm das Geld aus — die Substanz, wie der Chronist sich ausdrückt; — „da verließen ihn“, setzt dieser hinzu, „die Fürsten, indem sie erklärten, sie hätten ihn nicht seiner Persönlichkeit, sondern der Substanz wegen erkoren“. Er kam noch einmal im Jahre 1260 und brachte überhaupt von den fünzehn Jahren, während deren er den königlichen Namen trug, etwa den vierten Teil auf deutschem Boden zu, aber ohne besseren Erfolg.

Ende der staufischen Herrschaft in Italien. Benevent. 1266.

Während dieser Zeit erfüllte sich das Geschick des staufischen Hauses auf dem der Dynastie und der deutschen Monarchie so verhängnisvollen Boden Italiens. Hier war Innozenz IV. im Dezember 1254 gestorben. Die Ansprüche auf das sizilische Reich und die Feindschaft gegen Friedrichs Sohn Manfred, der dasselbe für den jungen Konrad verwaltete, hielten seine Nachfolger fest. Manfred aber wurde der Gegenpartei Meister und zeigte sich der Aufgabe in so hohem Grade gewachsen, daß ihn, als ein Gerücht von Konradinos Tode einen Vorwand gab, die Großen und Städte des Reichs baten, selbst die Krone zu nehmen: ihrem Drängen gab er nach und ward August 1258 zu Palermo gekrönt. Die Tage Friedrichs II. schienen wiederzukehren, das Land atmete auf; aber auch der Haß der Kurie war dem neuen Hofe geblieben. Urban IV., der 1260 auf Alexander IV. folgte, schleuderte den Bann, der jedoch ohne Wirkung blieb, wenn sich nicht ein weltlicher Arm fand, um den Fluch der Kirche zu vollziehen. Die Intrigue mit dem englischen Prinzen Edmund (1255) war, wie erzählt, mißlungen. Besser gelang es mit dem Grafen Karl von Anjou, dem Bruder Ludwigs IX. von Frankreich. Doch zogen sich die Unterhandlungen einige Zeit hin, da der Papst dem Ehrgeiz und der Gewissenlosigkeit des französischen Prinzen mißtraute; erst mit Urbans Nachfolger, Clemens IV., einem Provençalen, kam der Vertrag zu stande, welcher Karl den erblichen Besitz des sizilischen Reichs zusicherte gegen achttausend Unzen jährlichen

Lehenszinses und eine größere einmalige Summe nach geschehener Eroberung. Die kirchlichen Dinge sollten streng nach dem kanonischen Recht geregelt werden: charakteristisch für den Geist dieses Vertrages war die Bestimmung, daß der neue König des Reichs verlustig werde, wenn er mit dem Lehenszins länger als sechs Monate im Rückstand bleibe. Seine Persönlichkeit war im Gegensatze zu Manfred, der ganz die gewinnende Art seines Vaters hatte, eine sehr unsympathische; auch die Partei, die seine Dienste erkauft hatte, mißtraute ihm: aber er wußte, was er wollte, und war in der Wahl seiner Mittel um Ehre und Recht unbekümmert. Auch in der entscheidenden Schlacht, die im Februar 1266 bei Benevent geschah, gab er gegen alle Rittersitte den Befehl, den feindlichen Rittern die Pferde zu erstechen; als Manfred sah, daß der Sieg nicht mehr zu erringen sei, suchte er in dem Getümmel den Tod, und der vereinzelte Widerstand seiner Anhänger im Lande hielt die französische Eroberung nur wenig auf. Doch war die staufische Partei thatsächlich im Lande die stärkere, und so lange der junge Konrad lebte, war die Herrschaft des Franzosen eine sehr unsichere; Karl aber beutete seinen Sieg so rücksichtslos aus, daß er selbst den Unwillen des Papstes erregte. Dies führte alsbald einige Führer der besiegten Partei an den Hof des Herzogs Ludwig von Bayern, wo Konradino sich aufhielt. Dieser junge Mann, kaum dem Knabenalter entwachsen — er war 1252 geboren — war in dem Bewußtsein einer großen Aufgabe aufgewachsen, und er hatte, schlecht beraten, was ihn noch an Besitzungen blieb daran gewendet sich Anhänger zu gewinnen; selbst das Stammschloß der Familie war nicht mehr in seinen Händen, als die Versuchung zur Wiedergewinnung des sizilischen Reichs an ihn herantrat. Er ergriff den Gedanken mit dem ganzen Feuer unerfahrener Jugend, setzte den Rest seines Besitzes an seine Ausführung und trat im Herbst 1267 die Fahrt an mit einem Heere von etwa zehntausend Mann. Die Anfänge waren gut: die Nachricht von seinem Erscheinen diesseits der Alpen rief sofort einen großen Aufstand auf Sizilien hervor; die Flotte der ghibellinisch gesinnten Pisaner erfocht in den sizilischen Gewässern einen Sieg über eine französische Flotte (August 1268); und obwohl der Papst ihn, den Träger eines der Kurie tiefverhaßten Namens, alsbald bei seinem Erscheinen in Italien gebannt hatte, fand er doch in Rom, wo die dem Anjou feindliche Partei die Oberhand hatte, eine ehrenvolle Aufnahme. Auf die Nachricht von seinem Aufbruch ließ Karl von dem belagerten Luceria, dem Hauptort der Sarazenen, ab; ihm mußte eine rasche Entscheidung willkommen sein. Konradin rückte im Teveronethal aufwärts gegen Tagliacozzo (Tallacozum): in der Nähe, bei Scurcola, am 22. August 1268 erfolgte die Schlacht. Auf französischer Seite leitete sie Erard von Valery, ein kriegskundiger Ritter, der 18 Jahre früher mit König Ludwig den unglücklichen Zug in Ägypten mitgemacht hatte: das ghibellinische Heer glaubte den Sieg errungen und fing an sich zu zerstreuen, als Erard aus verdeckter Stellung hervorbrach und das Schicksal des Tages völlig wendete. Konradino selbst, sein Freund Friedrich, der Sohn des Markgrafen Hermann von Baden, und der Prinz Heinrich von Kastilien wurden einige Tage später gefangen eingebracht, und der Usurpator, der sich als rechtmäßiger König gebärden mußte, war in einer Lage, wo er keine Gnade üben konnte, selbst wenn seine harte und gemeine Seele einem solchen Gedanken zugänglich gewesen wäre. Der Prozeß war unter diesen Ver-



Konradin („Kunig Chuonrat der Junge") auf der Falkenjagd.
Miniature aus der Pariser (Manessischen) Minnesingerhandschrift. XIV. Jahrhundert.

hältnissen von vornherein entschieden. Das Bluturteil wurde auf einem öffentlichen Platze zu Neapel in der Nähe der Karmeliterkirche erst an Konradin, dann an Friedrich am 29. Oktober 1268 durch Enthauptung vollstreckt. Die einzelnen Züge des traurigen Vorgangs erscheinen wenig zuverlässig, und man bedarf ausführlicher Schilderungen nicht, um die Bitterkeit dieses Todes und die tragische Furchtbarkeit des Verhängnisses, dem hier der letzte männliche Sproß eines gewaltig-wollenden Geschlechtes verfiel, voll zu empfinden. Das scheint sicher, daß der Sieger Karl von Anjou selbst aus dem Fenster eines nahen Gebäudes der Hinrichtung zuschaute; es beweist ebenso die harte Konsequenz seiner Politik wie die tiefe Gemeinheit seiner Seele.



Reichsadler. C(onradus) Secundus. + IER(osolimae) ET SICIL(iae) R(ex).

Münze Konradins. Silber.

Königliches Münzkabinett zu Berlin.

Konradin. 1268.

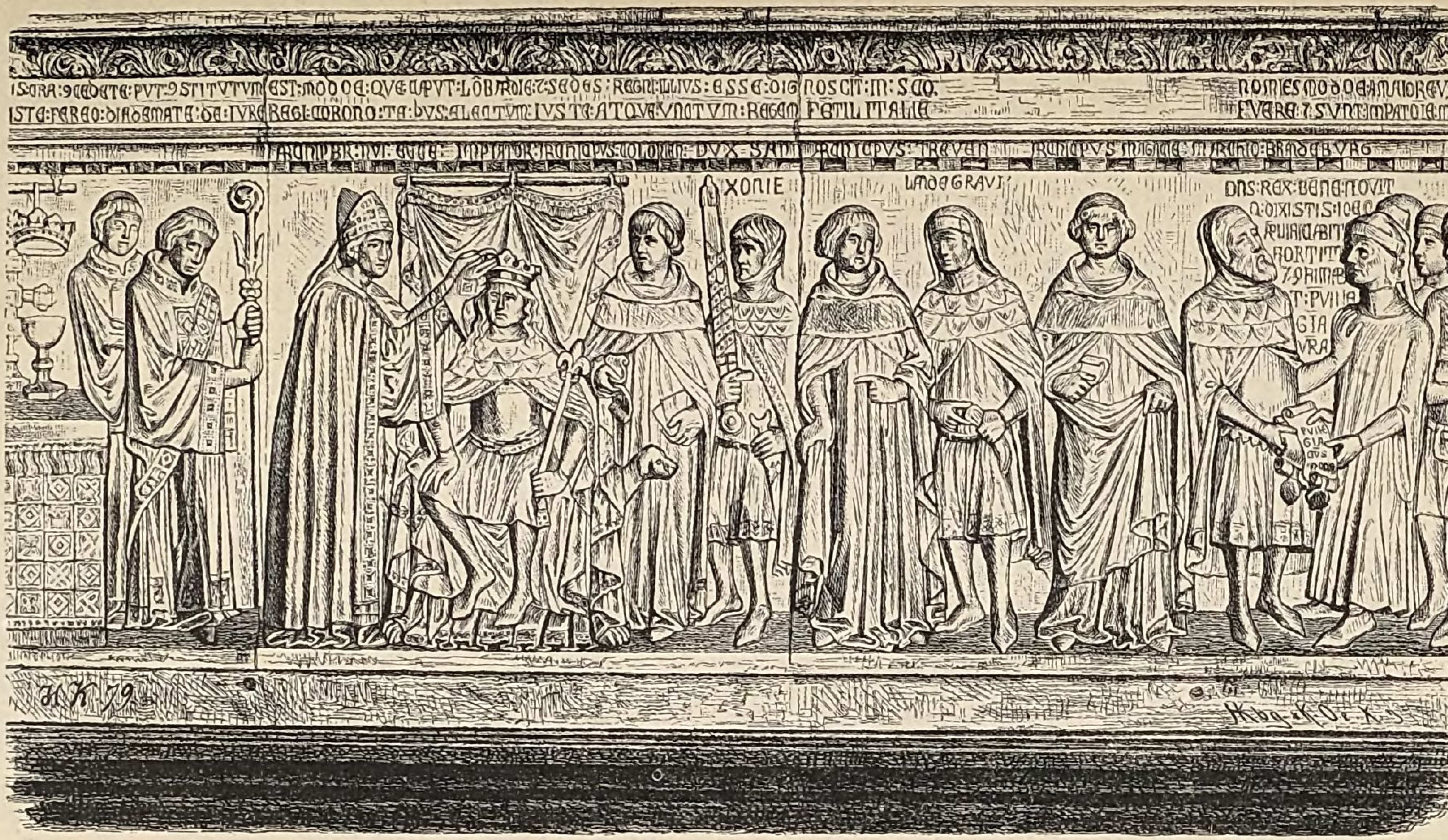
Dieses Ereignis bezeichnet das Ende der Verbindung der deutschen Monarchie mit Italien, und nicht ohne Grund pflegt man in ihm eine letzte endgültige Niederlage der Idee des Kaisertums gegenüber dem Papsttum zu erkennen. Und allerdings war jetzt, wo es keinen Kaiser gab, der Papst die höchste Macht oder zum mindesten der höchste Name in der Christenheit. Es wehrte ihm niemand, wenn er sich als souveränen Herrn gebärdete, und wenn er, wie hier über das sizilische Königtum, über Throne und Reiche verfügte. Die beiden „Könige Germaniens", Richard und Alfons waren durch Urban IV. nach Rom geladen worden, damit dort über ihr Recht in letzter Instanz entschieden werde. Aber eine andere Frage war freilich, ob er Gehorsam fand, und ob die Zustände, welche die Zertrümmerung der alten Monarchie in Deutschland, in der Mitte Europas, hervorrief, der Herrschaft der Kirche, den Interessen des heiligen Petrus wirklich zu gute kamen: man zertrümmert nicht ungestraft eine große Autorität unter den Menschen.

Deutschland: die sieben Kurfürsten.

In Deutschland vollendete sich in diesen Jahrzehnten diejenige Umänderung des politischen Gesamtzustands, welche der Vielheit gegenüber der Einheit, den Territorien gegenüber dem Reiche, dem aristokratischen Prinzip gegenüber dem

---

Fortsetzung der Erklärung gegenüberstehender Abbildung: 2) Über der Gruppe der Bürger: „Homines Modoetiae a majore usque ad minorem semper fuere et sunt imperatoriae majestatis fideles." Zu deutsch: „Die Männer von Monza vom Höchsten bis zum Geringsten waren immer und sind der kaiserlichen Majestät Getreue." 3) Bei den einzelnen Personen (von links nach rechts): „Archipresbyter hujus ecclesiae." (Erzpriester dieser Kirche). „Imperator." (Kaiser). „Archiepiscopus Coloniensis." (Erzbischof von Köln). „Dux Saxoniae." (Herzog von Sachsen). „Archiepiscopus Trevirensis." (Erzbischof von Trier). „Landegravius." (Landgraf, d. i. Pfalzgraf vom Rhein). „Archipiscopus Magantiae." (Erzbischof von Mainz) „Marchio Brandeburgicus." (Markgraf von Brandenburg). 4) Zwischen dem Markgrafen und den Bürgern: „Dominus rex bene novit quod dixistis; ideo amplificabit fortiter et confirmabit privilegia vestra." Zu deutsch: „Der Herr König weiß wohl, was ihr gesagt habt; darum wird er eure Privilegien kräftig erweitern und bestätigen. 5) Auf der Urkunde in der Hand des Markgrafen von Brandenburg: Privilegia Civitatis Modoetiae" (Monzas).



Krönung eines deutschen Kaisers mit der eisernen Krone zu Monza im Beisein von sechs Kurfürsten. Zugleich eine der ältesten bekannten Darstellungen von Kurfürsten. Marmorrelief aus der Wende des XIII. Jahrhunderts im Dom zu Monza.

Die schwer zu entziffernden Inschriften lauten: 1) über der Hauptgruppe in zwei Zeilen (vervollständigt): „Altissimi dei et sanctae apostolicae sedis cura concedente, prout constitutum est, Modoetiae, qua caput Lombardiae et sedes regni illius esse dignoscitur, in sancto oraculo sancti Johannis Baptistae ferreo diademate de jure regni corono te pius electum juste atque unctum regem fertilis Italiae.“ Zu deutsch: „Mit Genehmigung der Fürsorge des höchsten Gottes und des heiligen apostolischen Stuhles kröne ich, wie es festgesetzt ist, zu Monza, welches man als die Hauptstadt Lombardiens und den Sitz jenes Reiches erkennt, im heiligen Bethause des heiligen Johannes des Täufers Dich in Ehrfurcht mit der eisernen Krone nach dem Rechte des Königreichs als rechtmäßig erwählten und gesalbten König des fruchtbaren Italiens.“
(Fortsetzung der Erklärung siehe als Anmerkung auf der vorhergehenden Seite.)

monarchischen zum Siege verhalf. Die Reichsfürsten, eine langandauernde Entwickelung nunmehr zu gelegener Stunde abschließend, streiften den Charakter von Beamteten des Reichs vollends ab: sie waren die Herren des Landes, Landesherren: und charakteristisch für diese Anschauung sind die Länderteilungen, welche in dieser Zeit die großen fürstlichen Häuser, die Wittelsbacher, Brandenburger, Sachsen, Welfen, die Grafen von Nassau, von Tirol, von Holstein vornahmen. Nach dieser fürstlichen Stellung griff und usurpierte sie, wer irgend sich mächtig genug fühlen durfte, und so zeigte der Reichsfürstenstand große, mittlere und kleine Mitglieder in buntester Mannigfaltigkeit, aus denen nun eine Oligarchie von sieben Großen hervorragte, welchen die Verhältnisse, ohne daß man diesen im einzelnen folgen kann, das ausschließliche Recht, den König zu wählen, zudrängten, und welche dann als die sieben Kur- oder Wahlfürsten — es waren die drei Hochstifte des Reichs, Mainz, Köln, Trier, und die Landesherren in Böhmen, Sachsen, Brandenburg, Franken — in der Folgezeit eine so große Rolle spielten. Diese neue Ordnung der Dinge war aber noch sehr unfertig. Sie war hier von Resten der alten Rechtsordnung zersetzt, wurde an tausend Orten mit offener Gewalt durchbrochen, und vornehmlich hatte die geistliche Aristokratie des Reichs das materielle Übergewicht der weltlichen schwer zu empfinden. Zu keiner Zeit hatten die Kirchen und Klöster den Schutz ihrer Schirmvögte nötiger: zu keiner Zeit war also die Gelegenheit für diese Magnaten zur Ausbeutung dieser ihrer Stellung günstiger. Und diese waren nicht die einzigen Dränger; wir haben an dem Beispiel von Köln gesehen, welch schwierigen Stand die Bischöfe den Bürgerschaften ihrer Haupt- oder Residenzstädte gegenüber hatten.

Landfriedensbündnisse, Städtebünde.

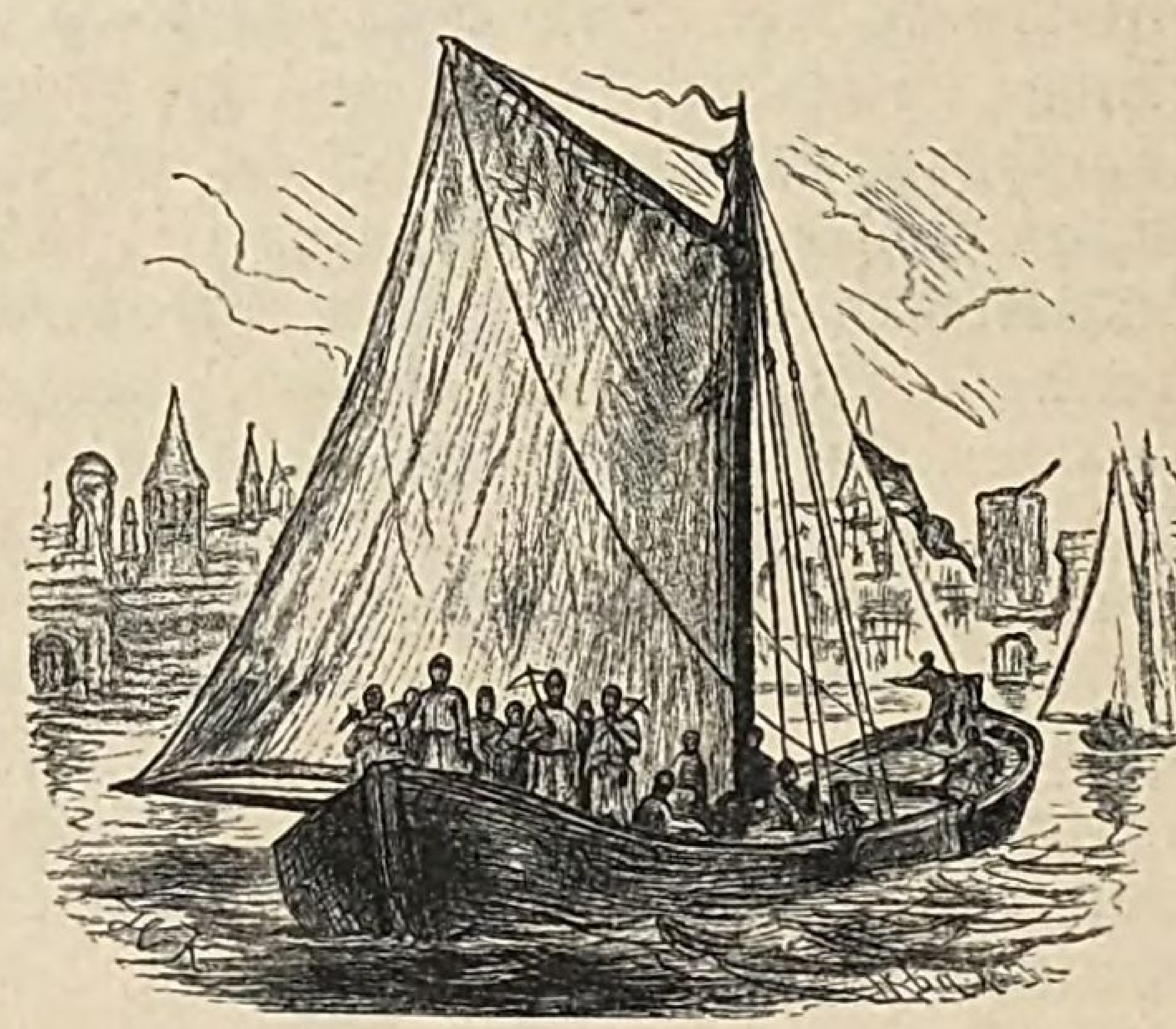
Man sieht, es war kein Richter in Israel, — keine letzte allgemein anerkannte Autorität, welche die Landfriedensgesetze, das heißt die staatliche Ordnung hätte nachdrücklich aufrecht halten und überall zur Geltung bringen können. Und doch war diese staatliche Ordnung ein unbedingtes Bedürfnis: dies führte schon vor dem Zwischenreich einzelne Landesfürsten zu förmlichen Landfriedensbündnissen. Am meisten aber wurde naturgemäß jenes Bedürfnis in den Städten empfunden, in welchen das Erwerbsleben der Nation seine Mittelpunkte fand, in denen der größte Vorrat von materiellen Gütern angehäuft war, und in denen ein berechtigtes Kraftgefühl lebte. Dies führte zu einer großartigen politischen Organisation in den Städtebündnissen, welche den letzten bedeutungsvollen und charakteristischen Fortschritt dieser Periode bezeichnen. Solche Bündnisse finden wir noch in den letzten Zeiten Kaiser Friedrichs II. in der bescheidenen Form gegenseitigen Marktschutzes zwischen einigen westfälischen Städten, Münster, Osnabrück, Minden; noch etwas früher Bern und Freiburg; in einem bis zu Anfang des Jahrhunderts zurückgehenden Bunde Hamburgs und Lübecks, der in der Zeit des Mongolensturms erneuert sich rasch über eine ganze Anzahl niedersächsischer Städte erweiterte, war der Keim zu der berühmten Hansa gegeben; und aus dem Bündnis zweier rheinischen Städte, Mainz und Worms, 1247 entsprang fast zur selben Zeit der rheinische Städtebund. Binnen kürzester Zeit traten Köln, Bingen, Oppenheim, Speier, Straßburg, Basel diesem Bündnis bei; binnen Jahresfrist waren es siebzig Städte, unter ihnen auch solche, die nicht an der großen Rheinstraße lagen. In rasch sich

folgenden Zusammenkünften wurde die Verfassung des Bundes ausgebildet. Der Gedanke dieses Bundes, der außerordentlich zeitgemäß war, lebte besonders in einem Mainzer Patrizier, Arnold Waldpot, und sein nächster Zweck war auch für das allgemeine Verständnis klar genug — Erhaltung des Friedens, Sicherung des Verkehrs, Schutz der Personen und des Eigentums gegen den allerwärts lauernden ritterlichen Straßenraub. Man dehnte ihn auf alle Schwache und Hilfsbedürftige, auch die Bauern und die Juden aus und suchte die Bestätigung durch den König Wilhelm von Holland nach, der sie sehr gerne gab (1254). Nach seinem Tode (1256) kam ein weiteres politisches Element in die Verbindung durch den Beschluß, daß die Verbündeten nur einen einstimmig gewählten König anerkennen würden. Dies allerdings ward nicht gehalten: bei der folgenden zweispältigen Wahl spalteten sich auch die Bundesstädte, und zum Hindernis einer großartigeren politischen Entwicklung im Sinne des einstigen Bundes der lombardischen Städte oder der Communia in Frankreich wurde der Umstand, daß die Landesfürsten selbst sich beeilten dem Bunde beizutreten, ungerechte Zölle aufzuheben und sich zu gemeinsamer Züchtigung der Friedensbrecher, sowie zur gütlichen Schlichtung von Streitigkeiten zwischen Bundesgliedern durch Obmänner zu verpflichten. Die drei Erzbischöfe, viele Bischöfe, der Pfalzgraf bei Rhein, Ludwig Herzog von Oberbayern, selbst der deutsche Orden traten bei und diesem Beispiel folgten freiwillig oder gezwungen noch viele Grafen und Herren: zur Erreichung des nächsten Zwecks wird dieser Beitritt der Fürsten willkommen gewesen sein und in jedem Falle waren die Bürgerschaften nicht in der Lage, ihn zurückzuweisen. Die Ereignisse nach Wilhelms Tode erschütterten die gedeihliche Wirksamkeit der Eidgenossenschaft; die gehoffte einstimmige Königswahl erfolgte nicht und jene Kölner Ereignisse, die wir schon kennen, lähmten die weitere Entwicklung: vielmehr trat die große Einigung eine Zeitlang hinter Hader und Sonderbündnissen zurück.

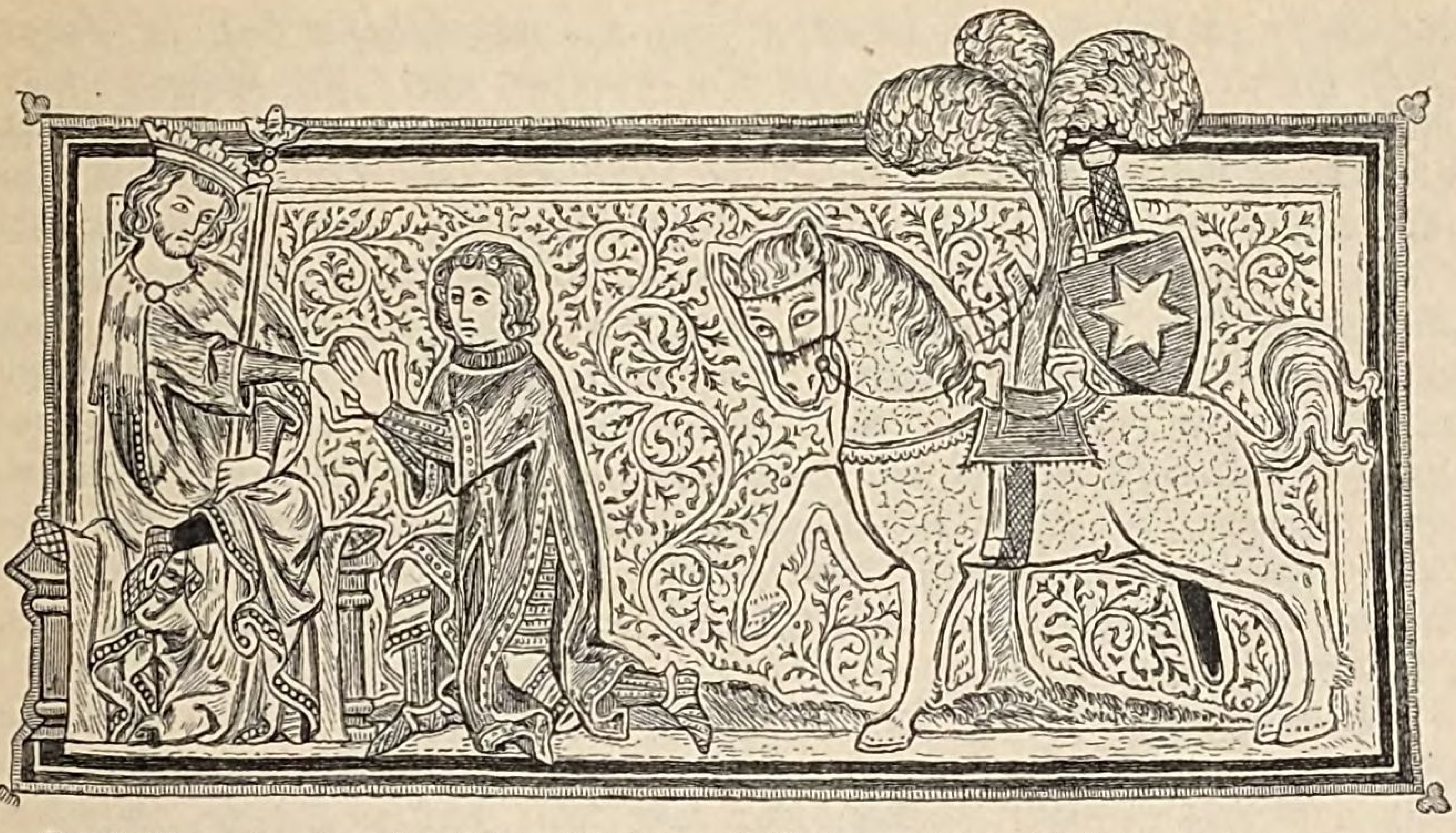
Wahl Rudolfs von Habsburg.

Im April 1272 nun starb König Richard, und da Alfons von Kastilien nichts bedeutete, so war die Gelegenheit gegeben und die Verpflichtung drängte sich auf, dem unregelmäßigen und auf die Dauer unerträglichen Zustande ein Ende zu machen. Der Papst selbst, Gregor X., empfand die Notwendigkeit der Herstellung einer allgemein anerkannten weltlichen Autorität im Reich am dringendsten. Der französische Einfluß, der jetzt in Süditalien dominierte und der seit dem Thronwechsel in Frankreich selbst, wo auf den frommen und gerechtabwägenden Ludwig IX. (1270) ein Fürst von kühnen und ehrgeizigen Plänen gefolgt war, noch stärker sich geltend machen mußte, drohte für das Papsttum nicht minder drückend zu werden als die staufische Macht gewesen war. Schon 1268 nach Clemens' IV. Tode war, weil die Kardinäle der französischen und die der italienischen Partei sich nicht einigen konnten, der heilige Stuhl längere Zeit unbesetzt geblieben. Die Sache konnte gefährlich werden, wenn Philipp der Kühne von Frankreich die Rolle aufnahm, welche Richard von Cornwallis nicht hatte durchführen können, und so ergriff Gregor X. selbst die Initiative, indem er den Kurfürsten befahl, zur Wahl eines neuen Königs zu schreiten. Dahin drängten alle Verhältnisse und unter den geistlichen Kurfürsten, welche das nächste eigne Interesse trieb der öffentlichen Meinung genug zu thun, war es der von Mainz, Erzbischof Werner, aus

dem Geschlechte der Eppsteiner, der sich um Zustandebringung einer einmütigen Wahl in patriotischem Geiste bemühte. Sie erfolgte, zu Frankfurt am Main, 29. September 1273, und sie fiel auf einen süddeutschen Herrn, einen Grafen Rudolf, aus einem Geschlechte, das sich nach einer Burg im Aargau, welche im Anfang des elften Jahrhunderts erbaut worden war, die Grafen von Habsburg nannte.



Kriegsschiff des rheinischen Städtebundes



Darstellung der dem deutschen Könige geleisteten und von diesem angenommenen Huldigung.
Zeit Rudolfs von Habsburg. Aus der Kasseler Prachthandschrift des Wilhelm von Oransee.

Viertes Buch.

Von Rudolf von Habsburg bis auf die Anfänge der Reformation.

1273—1517.

Erstes Kapitel.

Rudolf von Habsburg und seine Nachfolger bis zum Tode Heinrichs VII. — Beginn der babylonischen Gefangenschaft der Kirche.

(1273—1313.)

Der Gewählte selbst, Graf Rudolf, war von dem Ereignis keineswegs überrascht und es waren der Wahl, wie billig, längere Unterhandlungen vorhergegangen. Ein ganz andrer hatte sich — so glaubt man — auf die Krone Rechnung gemacht: Ottokar II., König von Böhmen, der dritte Herrscher dieses Landes, der den königlichen Namen trug und der diesen Namen auch zu verdienen strebte. Er hatte sein Erbland, welches von der Heimsuchung durch die Mongolen her danieder lag, durch Beförderung der Einwanderung deutscher Bürger und Bauern wieder gestärkt und war einsichtig genug, auf diese Elemente

seine Macht zu gründen und dieselben gegen den einheimischen Adel zu schützen. Durch Heirat, kluge Benutzung der Umstände in einer Zeit großer Rechtsunsicherheit, wo es nötig war durch Krieg und Eroberung, wußte er sein Reich auszudehnen und er gebot um das Jahr 1273 über alle deutschen Länder des heutigen Österreichs. Nachdem er den Ungarnkönig Bela oder Wladislaus IV. in einer Schlacht auf der Ebene der March, die ihm später selbst verhängnisvoll werden sollte, überwunden hatte, vermählte er sich mit dessen Enkelin: von seiner ersten Gemahlin Margaretha von Österreich hatte er sich scheiden lassen, jedoch ohne sich zugleich von ihrer Mitgift zu trennen. Sein hochfliegender Ehrgeiz strebte nach der deutschen Krone und eine Zeitlang hatte er auch Aussicht sie zu erlangen: der Erzbischof Engelbert von Köln verhandelte mit ihm, aber Ottokar sträubte sich gegen die Bedingungen, die ihm gestellt wurden, und den Wählern war schließlich mit einem Fürsten seiner Macht und seines Charakters auch wenig gedient.

Rudolf I. 1273—1291.

Im Gegensatze zu Ottokar hatte Graf Rudolf in den Augen der großen Wahlfürsten zunächst den Vorzug, daß er zwar über einen ziemlich reichen Besitz und nicht geringen Einfluß, aber über keine wirkliche Macht, über keine großen Herrschaftsgebiete verfügte. Er hatte die 55 Jahre seines Lebens bis dahin gut angewendet, indem er nach der Weise der aufstrebenden Magnaten der Zeit ein Dorf nach dem andern, ein nutzbares Recht oder Amt nach dem andern erwarb und in rastloser friedlicher oder kriegerischer Thätigkeit sich zu einem der geachtetsten, gefürchtetsten und begütertsten Territorialherrn des südwestlichen Deutschlands gemacht hatte. Große persönliche Tüchtigkeit ließ sich ihm nicht absprechen: in der langen Reihe von Herrschern des Hauses, dem erst er eigentlich den Namen gegeben hat, ist er ohne Zweifel der bedeutendste gewesen: und daß er zu der überaus schwierigen, vielleicht sehr undankbaren Rolle sich herbeiließ, die ihm jetzt angeboten wurde, beweist den Ehrgeiz und das kecke Selbstvertrauen eines Mannes, dem in kleinen Verhältnissen vieles geglückt ist und der sich darum auch das Große zutraut, das er nur nach seiner



Reiterfigur Rudolfs von Habsburg an der Façade des Straßburger Münsters vom Jahr 1291.

Quantität, nicht nach seinem inneren Wesen schätzt. Übrigens war er Vater einer zahlreichen Familie: er hatte sechs Töchter und drei Söhne, und wie der zufällige Umstand, daß von den weltlichen Wahlfürsten drei eben unverheiratet aber einer guten Partie nicht abgeneigt waren, von ihrer Seite zu seiner Erwählung beigetragen hat, so wird andererseits ihm die Möglichkeit, als deutscher König seine Familie gut versorgen zu können, die Annahme der Wahl erleichtert haben. Nach politischer und kirchlicher Gesinnung darf man in diesen Kreisen, welche der Eigennutz regierte, nicht lange fragen: er war als Anhänger der staufischen Sache in die Höhe gekommen, hatte sich auch ein und das andre Mal den Kirchenbann zugezogen; in einer Fehde gegen den Bischof von Basel begriffen lag er mit seinem Kriegsvolk vor der Stadt, als ihm der Burggraf von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, die Urkunde seiner Erwählung überbrachte: die Stadt Basel war die erste, der er in Kraft seiner neuen Würde den inneren Frieden zurückgab. Wenige Wochen später folgte seine Krönung zu Aachen durch den Kölner Erzbischof und zugleich die Vermählung seiner beiden ältesten Töchter der einen mit dem Pfalzgrafen bei Rhein Herzog Ludwig von Bayern, der andern mit Herzog Albrecht II. von Sachsen, welche dadurch für sich und die übrigen Kurfürsten eine Art Bürgschaft erhielten, daß der neue König sein Amt in ihrem Sinn führen würde: er hatte sich verpflichtet, zu jeder wichtigen Bestimmung ihre Gutheißung, ihre „Willebriefe" einzuholen. Die Anerkennung des päpstlichen Stuhls, der thatsächlich in Deutschland mitregierte, soweit dort überhaupt regiert wurde, erlangte Rudolf durch das wenig drückende Versprechen eines Kreuzzugs, zu dessen Vorbereitung ihm Gregor X. eine Frist von vier Jahren gönnte, sowie durch ausdrücklichen Verzicht auf Mittelitalien und Sizilien. Auf einer persönlichen Zusammenkunft, zu Lausanne im November 1275, hatten sich Papst und König verständigt.

Rudolf und die Kurfürsten.

Man macht Rudolf den Vorwurf, daß er sein Königtum nur zur Erwerbung eines stattlichen Besitzes für sein Haus benutzt, daß er sein Amt in diesem kleinen und eigensüchtigen Sinn aufgefaßt und verwaltet habe. Allein dies war die Auffassung, welche die allgemeine Lage ihm aufdrängte, und als er die Zurückforderung des während der letzten Jahrzehnte dem Reiche entfremdeten Gutes als Regierungsprinzip aufstellte, erkannte er sehr wohl, daß diese Forderung nicht mit rechtlichen und friedlichen Mitteln sich durchsetzen lasse. Er sah, was ihm fehlte — die Macht; und es fügte sich, daß das erste und notwendigste politische Problem, das ihm gestellt war, ihn sofort in die sehr entschiedene Lage brachte, alles zu gewinnen oder alles zu verlieren.

Unterwerfung Ottokars.

Dieses Problem war die Auseinandersetzung mit Ottokar von Böhmen, der weder an der Wahl noch an der Krönung sich beteiligt hatte und den Ladungen des neuen Königs eine völlige Nichtachtung entgegensetzte. Er weigerte diesem die Anerkennung, indem er nicht erschien, um die Belehnung mit den Reichsländern, die er beherrschte, nachzusuchen. Er gab sich nicht die Mühe, die Verachtung zu verbergen, die er gegen den „armen Grafen" hegte, aber er kannte die Menschen schlecht, mit denen sein Gegner klüger rechnete. Schon stand ein Teil des Adels seiner deutschen Länder, mit seiner Regierungsweise unzufrieden und ohne Treue nach der Sitte der Zeit, mit Rudolf in geheimer Verbindung. Der Herzog Heinrich von Niederbayern, seither sein Verbündeter, ließ sich von diesem gewinnen, und öffnete, indem er seine tausend Reiter

vielmehr zu König Rudolfs Streitmacht stoßen ließ, diesem den Zugang nach Österreich durch Niederbayern. Der gegen den böhmischen König sich bildenden Koalition gesellte sich der Graf Meinhard von Tirol bei, der, wie Heinrich von Bayern, durch die Aussicht auf die Hand einer der königlichen Töchter für seinen Sohn und entsprechende Ausstattung aus der Beute gewonnen war. Ottokar, eben noch voll Zuversicht, sah mit Schrecken die Lage völlig verändert: schon näherte sich ein weiterer Feind, die Ungarn, und in Böhmen selbst drohte der Abfall (1276). Er gab sich, nachdem auch Wien nach längerer Belagerung den Widerstand aufgegeben hatte, besiegt und suchte den Frieden, den er mit Anerkennung Rudolfs, Verzichtleistung auf Österreich, Steiermark, Kärnthen, Krain erkaufen mußte, und der durch eine Verbindung der Dynastien mittels einer zwiefachen Heirat — Wenzels, seines Thronfolgers, mit der vierten Tochter des deutschen Königs, und Hartmanns, des Habsburgers, mit der czechischen Prinzessin Kunigunde — besiegelt werden sollte. Auch die Demütigung persönlicher Huldigung blieb Ottokar nicht erspart, und die Erzählungen lieben es, den Kontrast des prunkenden Slavenfürsten mit dem deutschen König, der sich auch in seiner Tracht in einer gewissen bürgerlich-soldatischen Schlichtheit gefiel, bei dieser Gelegenheit, als jener zu Wien die Belehnung einholte, zu schildern. Eine stattliche Erscheinung bildete König Rudolf auch in dem einfachsten Wams oder Waffenrock: er war über sechs Fuß hoch, sein Gesicht zeigte Energie und Klugheit; die große Nase, die stärker entwickelte Unterlippe sind erbliche Merkmale des Hauses.

Krieg erneuert. Ottokars Sturz. 1278.

Jene Heiraten kamen aber nicht zu stande Der Sieg war gar zu groß, um einen dauernden Frieden herbeizuführen. Er machte von selbst bei der herrschenden Treulosigkeit in dieser Fürstenwelt die seitherigen Verbündeten des Königs zu dessen Gegnern, und gab also sofort dem Böhmenkönig wieder Aussichten des Erfolgs; die Geldnot, in welcher Rudolf sich befand und die er gleichfalls seinem Hause vererbt hat, zwang ihn zur Auflegung drückender Steuern in den neu gewonnenen Ländern; bald sah er sich von Verrat umgeben, und als Ottokar, den zum Überfluß noch seine hochmütige Frau, eine bosnische Fürstin Kunigunde, aufstachelte, den Krieg erneuerte, fand der König bei keinem der großen Reichsfürsten Unterstützung. Die Bürger von Wien hatten die Naivetät ihn zu bitten, daß er ihnen gestatte, sich einen andern Herrn zu wählen, da er sie nicht schützen könne. Aber wenn je das Wort sich bewährt, daß dem kühnen Manne das Glück hilft, so war es hier: indem Rudolf alles an alles setzte, ging er mit geringer Streitmacht an geharnischten Rittern, durch eine Hilfe an ungarischen Truppen im rechten Augenblick verstärkt, dem Feinde entgegen und wagte die Schlacht (August 1278) auf dem Marchfelde bei Dürnkrut. Sie verlief wie ein großes Turnier, das die auf beiden Seiten nur mäßige Anzahl der Ritter entschied. Rudolf selbst ward vom Pferde gerannt, saß aber wieder auf; Ottokar setzte den Ritterkampf noch fort, als schon die Flucht der Seinen entschieden war und fiel in dem Getümmel. Dieser Sieg gründete den Staat der Habsburger: in diesem Sinn, mit Recht, beutete Rudolf ihn aus. Er verfuhr dabei mit verständigem Maß und in gewissem Sinn sogar mit einem Edelmut, der ihm sonst fremd war: er ließ Böhmen Ottokars elfjährigem Sohne Wenzel, dessen wehrlose Lage nach der Niederlage alsbald die feindlichen Nachbarn Brandenburg, Polen, Schlesien herbeizog, und er be-

stimmte ihn zu seinem Schwiegersohn, während sein dritter Sohn Rudolf die Schwester des jungen Königs heiraten sollte. Mähren blieb zunächst ihm selbst als Ersatz für die Kriegskosten. Kärnthen erhielt Graf Meinhard von Tirol, für gute Dienste ein angemessener Preis. Die österreichischen Lande bekamen seine beiden Söhne Albrecht und Rudolf; doch sollte der erstere Alleinherr sein, sobald es gelang, dem letzteren ein eignes fürstliches Gebiet zu verschaffen.



Silbermünze Rudolfs von Habsburg. Geprägt zu Aachen.
Vorderseite: Der König im Ornat mit „RVDOLPH(us) ROM(anorum) REX." | Rückseite: Kirche und Königskrone mit „VRBS AQVENSIS VINCE (siege)".
Königliches Münzkabinett Berlin.

Rudolfs Erwerbungen. Regierung seit 1281

Er nahm sich Zeit, diese Dinge zu ordnen; erst im Jahre 1281 kam er, und nicht ohne das Bewußtsein der errungenen Erfolge, in die vorderen Lande zurück. Mit großem Eifer — wenigstens trug er ihn zur Schau — widmete er sich jetzt der königlichen Pflicht, die Ordnung, den Landfrieden aufzurichten: in demselben Jahre 1281 kam eine bayrische, fränkische, oberschwäbische, rheinische Landfriedensordnung, im wesentlichen eine Erneuerung des Mainzer Landfriedens von 1235, zu stande: sie hatten vor allem den Zweck, den mehr und mehr zuchtlosen niederen Adel unter eine friedliche und gesetzliche Ordnung zu beugen. Auch dabei aber vergaß Rudolf den leitenden Gedanken seines Regentenlebens — die kurze Frist zur Befestigung seines Hauses zu benutzen — nicht: er hätte gern das Herzogtum Schwaben, das mit dem Erlöschen des staufischen Hauses dem Reiche, in Wahrheit einer Anzahl territorialer Mächte anheimgefallen war, für seinen Sohn Rudolf hergestellt. Unter diesen Territorialherren, welche in Rudolfs Landfriedensbemühungen nur die Vorbereitung zu diesem Plane sahen, war der ungebärdigste und zugleich mächtigste der Graf Eberhard von Württemberg, das Haupt eines Hauses, das auf dieselbe Weise emporstrebte, wie die Habsburger, und dem es auch fernerhin beschieden war, im kleinen zu wachsen und mit Neid dem rascheren und großartigeren Wachsen andrer zuzusehen. Zwei Jahre zog sich der Kampf hin, in dessen Verlauf die Hauptstadt der Besitzungen des Grafen, Stuttgart, von dem König belagert und eingenommen wurde (1286). Der Graf Eberhard mußte sich fügen: aber was er und seine Genossen am meisten gefürchtet hatten, die Herstellung des Herzogtums, unterblieb.

Im nördlichen Deutschland bedeutete Rudolfs Autorität sehr wenig. Es war nur die Form gewahrt, wenn sein Schwiegersohn Albrecht, Herzog von Sachsen, und andre Fürsten in seinem Namen dort die Landfriedensgesetze, so weit es geschah, handhabten: die Dinge gingen wie sie mochten, und Bündnisse, welche sich für Landfriedensvereine ausgaben, wurden hier in der That zum Schutz gegen den König selbst geschlossen. Auch die Kämpfe in Nordwest-

deutschland, der Limburger Erbfolgestreit und jene Kölner Wirren, die mit der Schlacht bei Worringen endigten, gaben ihm keine Gelegenheit, königliche Autorität zu bethätigen. Nur einmal noch, im Jahre 1289, ward ihm eine Art von Erfolg, indem er in Thüringen den anarchischen Zuständen ein Ende machte, eine Anzahl Raubburgen brach und etliche zwanzig Landfriedensbrecher hinrichten ließ: fast ein Jahr lang nahm er seine Residenz zu Erfurt.

Seine Pläne. Er war bis an sein Ende an Projekten von Erwerbungen für sein Haus fruchtbar. Ein Lieblingsplan war die Wiederherstellung des arelatischen Reichs, das er dann seinem jüngsten Sohne Hartmann zugleich mit der Hand einer englischen Prinzessin (die an diese Bedingung geknüpft war) zu geben gedachte. Allein Hartmann verunglückte 1281 und es gelang zwar, Arelat wieder enger mit dem Imperium zu vereinigen, nicht aber einen der Söhne des Königs mit dessen Krone zu belehnen. Ebensowenig gelang ihm, wie er nach Ermordung des Königs Wladislaw (1290) versuchte, Ungarn an sein Haus zu bringen, und gegen Ende seiner Regierung lähmte ihn überall das Mißtrauen, das seine Erwerbsucht und sein rücksichtsloses Zugreifen, wo etwas für sein Haus zu holen war, ihm erweckte. Er hatte eine populäre Ader: er spielte den Bürger- und Bauernfreund, den schlichten Biedermann, und häufig, da er sich nie bei Gelde halten konnte, in seinem äußeren Aufzug ziemlich natürlich. Gleichwohl gelang es einem Betrüger, der sich als Kaiser Friedrich II. aufspielte, in den Rhein- und Maingegenden Anhang zu finden, wo ihm die Unzufriedenheit über eine von Rudolf den königlichen Städten auferlegte Vermögenssteuer (1284) Anhänger warb, und, obwohl derselbe aus den niedersten Kreisen des Volks hervorgegangen war, wußte er doch eine gewisse Bedeutung zu erlangen. Die seltsame Episode ist ein Beweis, daß Friedrichs Andenken gerade in den Königsstädten, den Reichsstädten, populär war, denen sein Regiment, ob er dies nun mit bewußter Politik erstrebt hat oder nicht, großen Vorteil gebracht hatte. Rudolf soll den plebejischen Usurpator eines großen Namens durch wenig königliche List aus Wetzlar, wohin der Abenteurer sich geworfen hatte, herausgelockt haben und ließ ihn dann als Ketzer verbrennen (1285). Die Kaiserkrone zu erlangen, gelang dem Habsburger nicht, wiewohl er es an Fügsamkeit gegen die Päpste nicht fehlen ließ. Daß er nicht nach Italien ging, ist ihm schwerlich mit Recht als persönliches Verdienst angerechnet worden. Und doch hätte er des kaiserlichen Namens sehr wesentlich bedurft, um seinen letzten und ernstlichsten Plan durchzuführen: die Erblichkeit seines Königtums durch die Wahl seines Sohnes Albrecht noch bei seinen Lebzeiten. Auch dies mißlang: er stieß damit überall auf Widerwillen und Widerspruch. Ob die Aufgabe, die königliche Autorität in Deutschland wirksam zu erneuern, nachdem dieselbe trotz der hervorragenden Imperatoren des staufischen Hauses in dem letzten Jahrhundert mehr und mehr zurückgegangen und zuletzt Jahrzehnte lang gar nicht mehr vorhanden gewesen war, überhaupt lösbar gewesen sei, ist zu bezweifeln, daß König Rudolf sie nicht gelöst hat, gewiß. Er zeigte sich bis zuletzt im einzelnen klug, energisch, zwischen Städten und Ritterschaft, Fürsten und geistlichen Gewalten mühsam aber unermüdlich seinen Weg sich bahnend, trotz seiner 72 Jahre in hohem Grade rüstig und lebenskräftig — noch im Jahre 1284, hoch in den Sechzigen, hatte er sich mit einer burgundischen Fürstin, einem vierzehnjährigen



Kinde, vermählt — aber von großem Denken und Handeln findet man nichts an ihm, der kein unbedeutender, aber doch durchaus ein Mann zweiter Ordnung war.

Sein Ausgang.

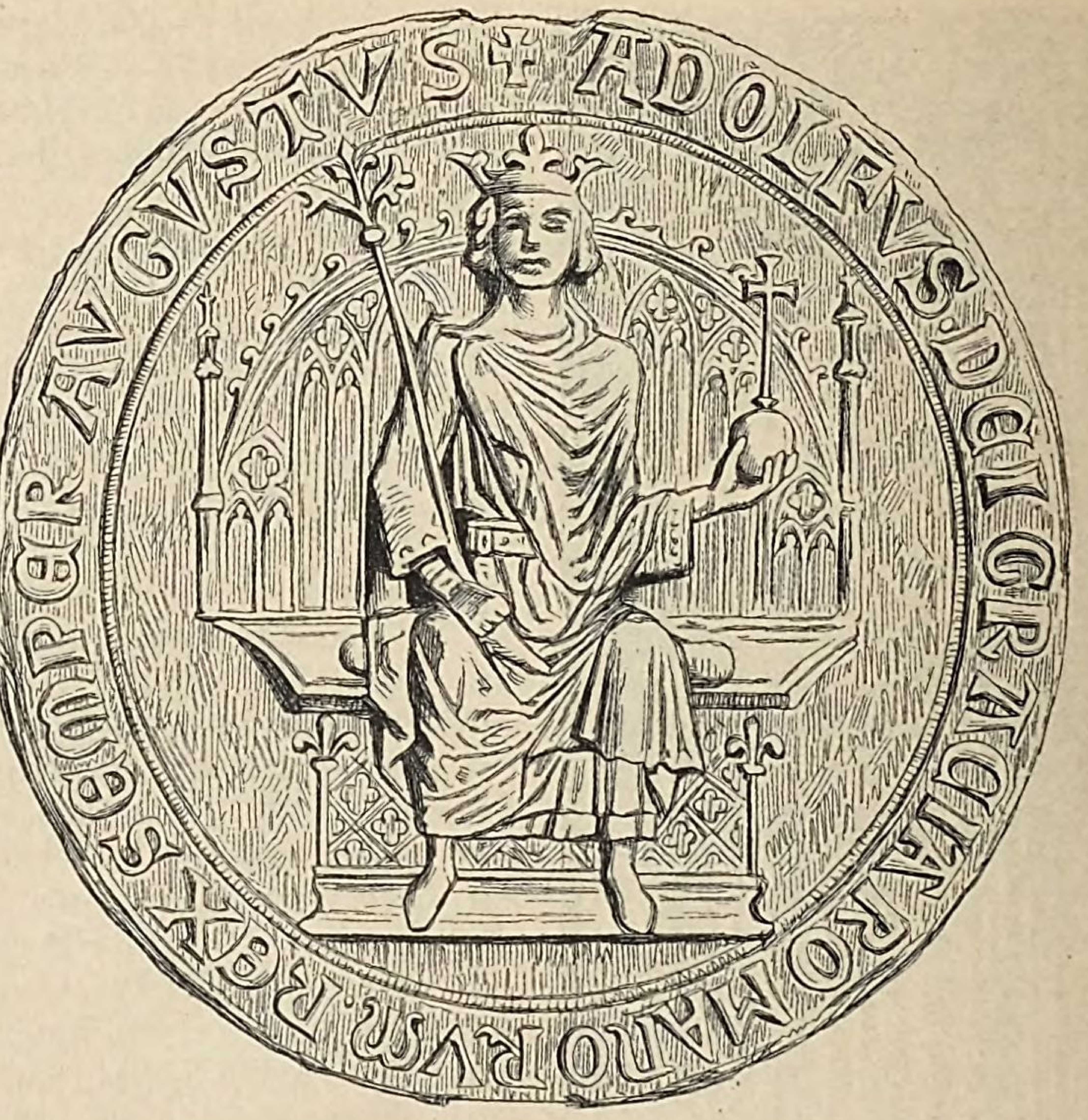
Er war auf einer Reise nach Speier begriffen, als er seine Kraft zu Ende gehen fühlte. Er erreichte die Stadt, in welcher die Könige und Kaiser des fränkischen Hauses ruhten, nicht mehr; zu Germersheim, im Juli 1291, starb König Rudolf I.

Adolf I. 1292—98.

Die Wahl eines neuen Königs ließ diesmal nicht lange auf sich warten, da der königliche Name für eine gewisse gemeinsame Rechtsordnung, welche trotz aller anarchischen und unbändigen Kräfte der Zeit entschieden fortschritt, nicht entbehrt werden konnte, und da außerdem die Oligarchie der sieben Wähler bei einer Neuwahl in mehr als einer Richtung ihren Weizen blühen sah. Als Bewerber trat Albrecht, Herzog von Österreich, auf, für den sein Vater sich vergeblich bemüht hatte: ein sehr fähiger Mann, der sich auf das Regieren verstand. Aber seine Persönlichkeit erweckte keine Sympathie und er war eben jetzt zur Unzeit durch eine Empörung des steirischen Adels und andre Verwickelungen gelähmt. Die Wahl fiel auf den Grafen Adolf von Nassau (Mai 1292), einen Mann von großen persönlichen Vorzügen — daß er ein „guter Ritter“ gewesen, räumt selbst der parteiische Chronist der habsburgischen Partei, Ottokar von Horneck, ein, — und in manchen Fehden und Kämpfen bewährt, wie er denn auch den Tag von Worringen mitgemacht hatte; dabei noch

Rudolfs von Habsburg Grabstein im Dom zu Speier.

Umschrift: „Rudolfus de Habesburg Romanorum Rex anno regni sui XVIII. Obiit anno Domini MCCXCI (1291) mense Julio in die Divisionis Apostolorum.“ (Rudolf ꝛc. im 18. Jahre seiner Regierung, starb ꝛc. im Monat Juli am Tage der Verteilung der Apostel). — Aus dem Umstande, daß „obiit“ nach der Angabe des Regierungsjahres steht, scheint hervorzugehen, daß das Steinbild noch vor dem Tode des Kaisers, in seinem Sterbejahre angefertigt und der Todestag später hinzugefügt ist. Daher die große Lebendigkeit des Kopfes, offenbar vollkommenes Porträt. Hände und Stab des Zepters sind neu, auch scheinen die Zacken der Krone nicht mehr ihre ursprüngliche, wohl reichere Form zu haben. (Das Monument wurde von Kaiser Franz Josef restauriert.)

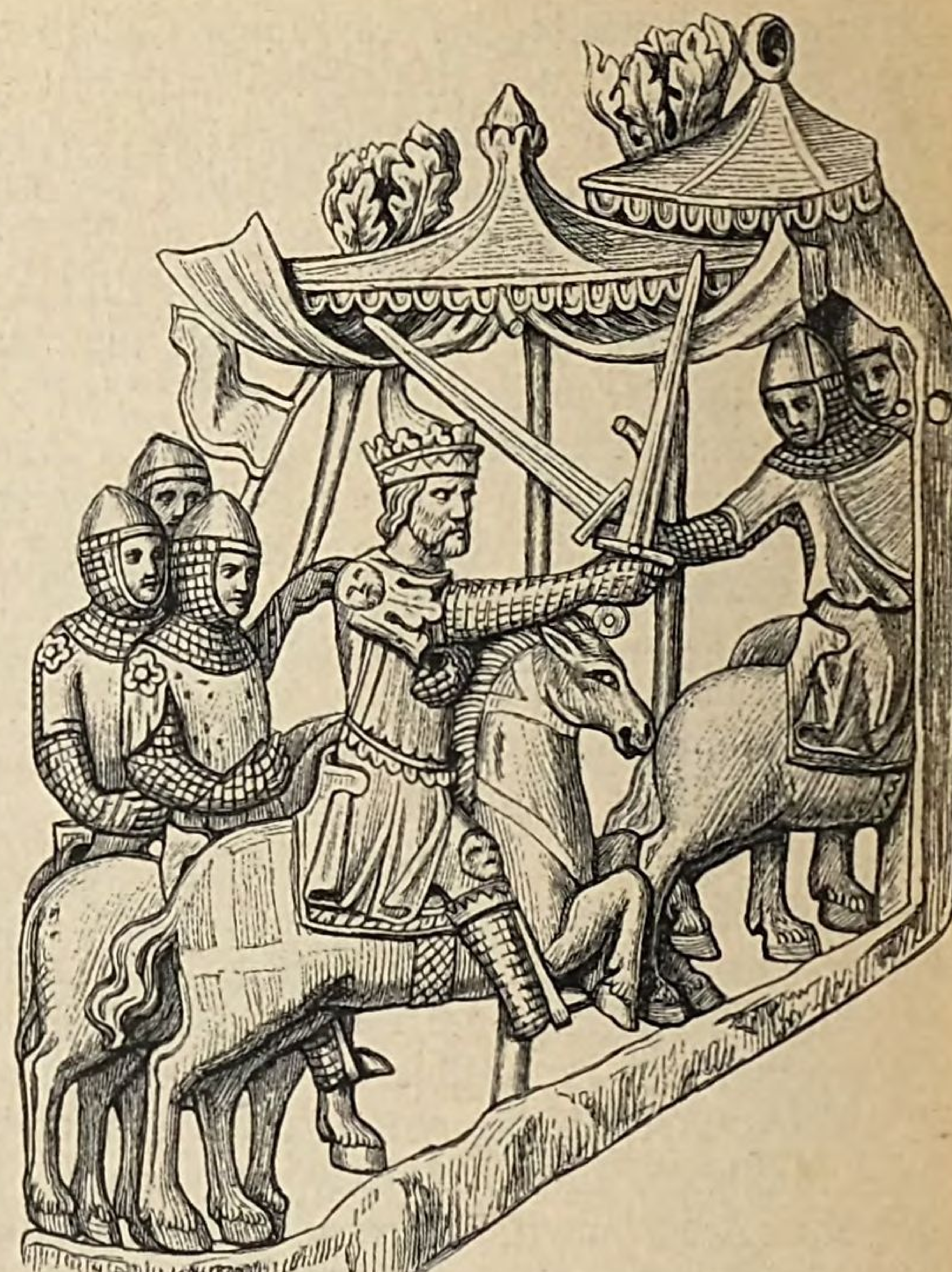


„Adolfus Dei Gracia Romanorum Rex Semper Augustus.“
Siegel Adolfs von Nassau. Städtisches Archiv zu Frankfurt a. M.

in der Vollkraft männlicher Jugend, siebenunddreißigjährig, und von nicht gewöhnlicher Bildung, kraft deren er die deutsche, lateinische und französische Sprache beherrschte. Es war freilich das einzige, was er besaß. Denn der Territorialbesitz, über den er verfügte, bestand nur aus der Grafschaft Nassau, welche etwa drei Viertel des Gebietes umfaßte, das in unsern Tagen das Herzogtum Nassau gebildet hat. Die Kurfürsten — auch sein Verwandter, der Erzbischof von Mainz, dem er die Krone eigentlich verdankte — waren nicht blöde, die gute Gelegenheit zu benützen. Der neue König mußte bewilligen, was sie verlangten. Seine Anfänge aber waren glücklich; er ließ auf seinem ersten Hoftag zu Köln die zahlreich Versammelten, Fürsten, Herren, Abgeordnete der Städte, die Landfriedensgesetze auf zehn Jahre beschwören und zeigte Energie gegen die Zuwiderhandelnden. Auch sein habsburgischer Rivale, Albrecht von Österreich, fand für gut, die Reichskleinodien auszuliefern und die Belehnung bei dem neuen König nachzusuchen. Das Widersinnige dieses neuen Königtums war, daß der Herrscher, statt die Macht zu brauchen, sie erst suchen mußte. Adolf verbesserte seine Lage, die ihn von der Gnade seiner Wähler abhängig machte, zuerst durch eine Allianz, die er mit dem König Eduard I. von England (1294) gegen Philipp den Schönen von Frankreich schloß; sie war gerechtfertigt durch Übergriffe und Ge-

fährdungen, mit welchen der französische König den Besitz des Reichs an der Südwestgrenze bedrohte, und sie lieferte ihm in den englischen Subsidien, was er vor allem brauchte, Geld. Eine Zeitlang blieb er dieser Verbindung treu, ließ sich aber später durch die Drohungen des Papstes, der damals noch mit dem französischen König im Einvernehmen stand, sowie durch Versprechungen des letzteren selbst von derselben abtrennen. Auch sein Streben aber war vor allem nach Erwerbung einer eignen Hausmacht gerichtet und mußte es sein. Die Gelegenheit dazu boten ihm die wüsten Händel, welche schon seit 1268 das Haus der Wettiner und ihr Land, Thüringen und Meißen, zerrütteten. Mit dem Landgrafen Albrecht, der den wenig beneidenswerten aber gerechten Beinamen des Entarteten führte, schloß er einen Vertrag, der an der enterbten Söhne Statt ihm die Verfügung über die erledigten Reichslehen anheimstellte. Um diese Erwerbung gegen den zu erwartenden Widerspruch des deutschen Fürstentums durchzuführen, suchte er eine Stütze an den Städten, die er begünstigte. Er gestand ihnen die Annahme sogenannter Pfahlbürger zu, was eben der Punkt war, wo ihr Interesse und das der Fürsten und adeligen Herren in den schroffsten Zwiespalt geriet. Die Stadt, indem sie den Unfreien, der innerhalb ihrer Mauer sich ansiedelte, aufnahm und als den Ihrigen betrachtete und schützte, entfremdete den Unterthan seinem seitherigen Herrn, ohne diesen zu entschädigen, und setzte eine Prämie auf solchen Übertritt; wiederholt war deshalb die Aufnahme von Pfahlbürgern verboten worden. Der wachsenden Verstimmung des Reichsfürstentums bemächtigte sich Herzog Albrecht, der seine ehrgeizigen Hoffnungen nicht aufgegeben, sondern nur vertagt hatte. Das Verhältnis zwischen den beiden Männern war ein gespanntes geblieben. Jeder unterstützte wo und wie er konnte die Feinde des andern. Gegen Ende des Jahres 1297 gewann die habsburgische Verschwörung eine drohendere Gestalt. Die Kurfürsten des Reichs gerieten in Besorgnis bei dem entschiedenen Gang, den die Politik des Königs nahm, und die übrigen Fürsten machte Adolfs enge Verbindung mit dem niederen Adel bedenklich. Hinter dem Erzkanzler Kurfürsten Gerhard von Mainz, den Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg stand der König von Frankreich und Herzog Albrechts Schwager, der König von Böhmen; auch den Papst Bonifacius VIII. hofften sie zu gewinnen. Von beiden Seiten sammelten sich Truppenkräfte; die verschworenen Fürsten, Mainz, Sachsen, Brandenburg, mit halber oder vorgeblicher Zustimmung von Köln und Böhmen, formulierten die Anklage gegen den König Adolf, daß er Sold von England genommen, daß seine Kriegsleute in Thüringen und Meißen übel gehaust hätten, daß er gegen die Reichsfürsten Ränke geschmiedet habe, und sprachen die Absetzung des Königs aus, an dessen Stelle sie Albrecht wählten. Es war ein ganz widerrechtlicher, aber freilich in der deutschen Geschichte nicht unerhörter Schritt; das Volk und auch die große Mehrzahl der Fürsten jedoch sah der weiteren Entwickelung gleichgültig oder mit unthätiger Neugier wie einem Turnier zweier berühmten Ritter zu. Es entschied sich rasch: Albrecht kam mit einem zahlreichen Heere daher, und Adolf war zu sehr Ritter und zu wenig Feldherr, um nicht die Schlacht zu suchen. Der Zusammenstoß erfolgte bei Göllheim in der Pfalz, am Donnersberge, Juli 1298. Es war ein Kampf der Ritter, obgleich es nicht sehr ritterlich dabei zuging. Es war zu wünschen, daß einer der beiden Gegenkönige persönlich das Todeslos zog, und Albrecht soll mehreren seine Feldabzeichen gegeben haben, um den Gegner auf sie zu ziehen.

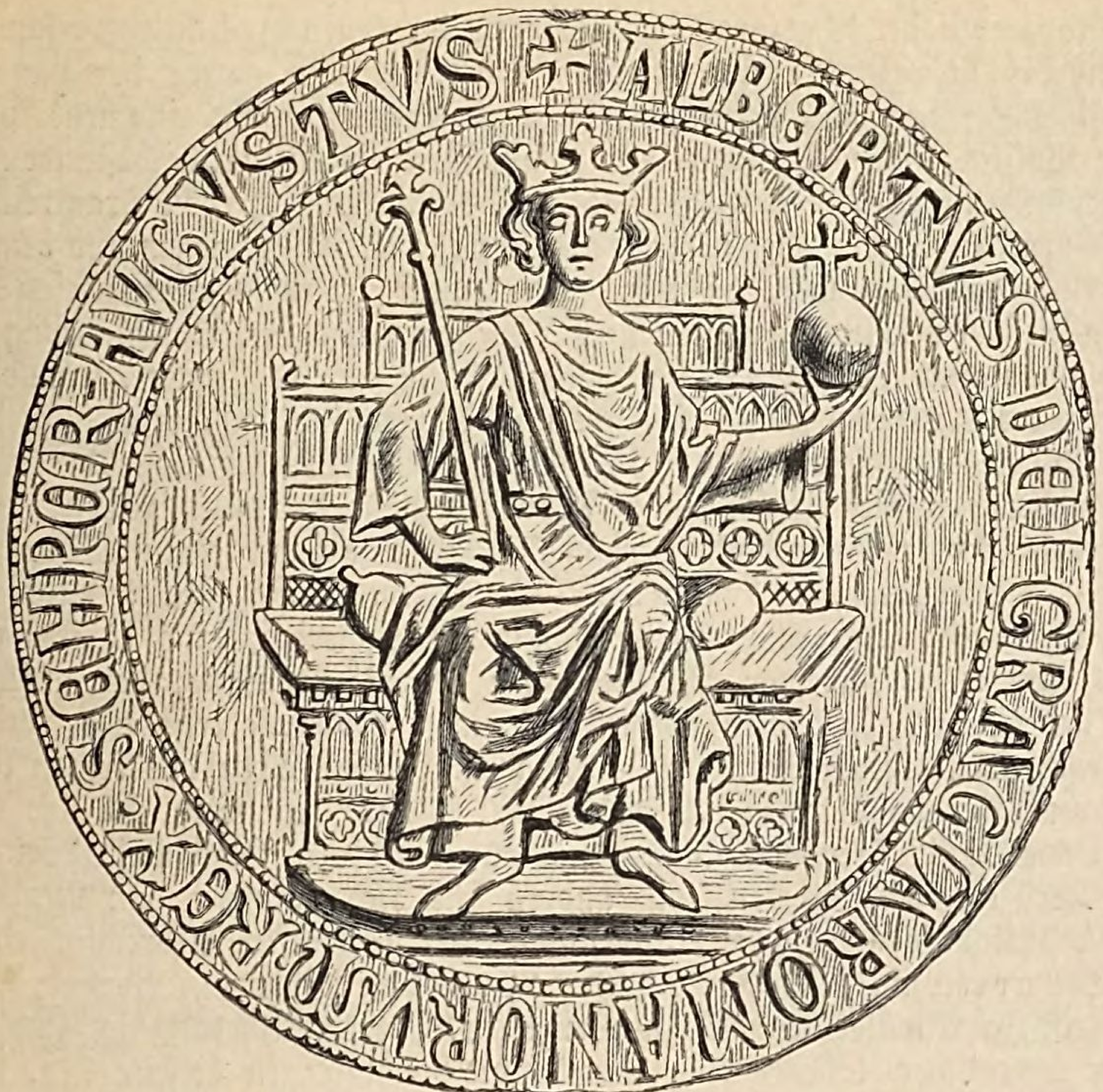
Daß er seine Ritter anwies, den Gegnern die Pferde zu erstechen, scheint sicher. König Adolf, der „König der freien Herren und der Städte", wie ihn ein neuerer Darsteller bezeichnet, stürzte, ward ohnmächtig weggetragen, kehrte aber, wieder zu sich gekommen, in den Kampf zurück, und ward nun, als schon der Sieg sich auf die habsburgische Seite neigte, im Getümmel getötet, wie man glaubte, durch die Hand seines Gegenkönigs selbst.



König Adolf im Handgemenge.
Elfenbeinschnitzerei vom Schlusse des XIII. Jahrh. Zeit der Schlacht bei Göllheim. (Germanisches Museum zu Nürnberg.)

Albrecht I. 1298—1308.

Albrecht I. (1298 bis 1308) unterzog sich einer nochmaligen Wahl, bei der er es an Versprechungen nicht fehlen ließ. Wenn man zusieht, wie gewöhnlich in diesen Zeiten die feierlichsten Versprechungen nicht gehalten wurden, so ist man fast erstaunt, immer wieder Gläubige zu finden. Der neue König hatte ganz den Erwerbssinn seines Vaters, und auch ebenso zahlreiche Gründe, seinen Besitz zu mehren; auch er war Vater einer zahlreichen Familie, die sich auf elf Köpfe, sechs Söhne und fünf Töchter, belief. Er war dabei konsequent und klar, von hartem Verstand, rücksichtslos und gänzlich frei von jedem Idealismus. Mit Notwendigkeit drängte sich im Hinblick auf die ganze Geschichte des deutschen Königtums jedem Wahlkönig das Ziel auf, die Krone in seinem Hause zu vererben, sie weiter zu geben; der innere Widerspruch, der in dem Wahlkönigtum liegt, macht sich naturgemäß seinem Träger am frühesten fühlbar. Dieser Gedanke, der, von persönlichen Motiven ganz abgesehen, ein gutes sittliches Recht für sich hatte, bestimmte auch seine Politik. Im Gegensatz zu seinem Vorgänger lehnte er sich an Frankreich an, mit dessen König er die sehr wenig klerikale Gesinnung teilte. Der Papst Bonifacius VIII. weigerte ihm, den er als den Mörder seines Vorgängers im Reich bezeichnete, die Anerkennung, und, abgesehen von der Seelenruhe, mit welcher er schon bei früherer Gelegenheit den Kirchenbann getragen hatte, sprach auch der Schutz, den er den Juden, dem gehetzten und mißhandelten Volke, angedeihen ließ, nicht eben für seinen kirchlichen Sinn: so löblich es in unsern Augen ist, daß er den Scheußlichkeiten nach Kräften wehrte, mit denen der fanatische Wahn, im Bunde mit der Habgier und der durch den Anblick von Blut und Greuel entfesselten Roheit in einer Reihe von Städten und Landschaften Jahr um



„Albertus Dei Gracia Romanorum Rex Semper Augustus."
Siegel Albrechts von Österreich. Städtisches Archiv zu Frankfurt a. M.

Jahr aufs neue auf das beklagenswerte Volk einstürmte. Auch dieser Schutz, dankenswert wie er war, trug noch eine demütigende Form. Der König schützte sie als eine Art Privateigentum, als „Knechte seiner Kammer." Bei einer Zusammenkunft mit König Philipp (1299), der auch einige Kurfürsten anwohnten, enthüllte sich jener Plan, die Krone erblich zu machen. Es handelte sich um die Vermählung von Albrechts Sohn Rudolf mit einer Schwester des Königs Philipp; nach Albrechts Krönung als Kaiser sollte Rudolf zum deutschen König gewählt und mit Arelat ausgestattet werden. Die Verschwörung der Kurfürsten, der drei geistlichen zunächst und Rudolfs des Pfalzgrafen bei Rhein, ließ nun nicht lange auf sich warten. Albrecht aber war nicht der Mann, sich überraschen zu lassen. Er trat, wie sein Vorgänger, in enge Verbindung mit den Interessen der Bürgerschaften, denen hier auch der Anhang Adolfs, eine Anzahl Ritter und kleiner Herren, sich anschloß, und, als er hinlänglich gerüstet war, traf er in seinem Manifest an die rheinischen Städte (1301) den richtigen Punkt, indem er die von den geistlichen Kurfürsten und andern Herren des Flußgebietes neu und eigenmächtig aufgerichteten Zölle für abgeschafft erklärte. Er stellte sich geradezu an die Spitze der städtischen Interessen und errang mit dieser Hilfe einen vollständigen Sieg (1302). Der König erschien vor Köln; der dortige Erzbischof, bald auch der von Trier, mußte sich fügen, wie der

von Mainz und der Pfalzgraf schon gethan; die neuen Zollstätten verschwanden, ein Teil des Reichsguts ward wieder hergestellt; auch wurde der Landfrieden wieder durchgeführt, und Albrecht verfolgte in dieser Hinsicht eine neue, vielleicht richtige Politik, indem er selbst, der König, mit einzelnen Reichsständen Landfriedensbündnisse schloß. Sein Bündnis mit König Philipp von Frankreich hatte nicht langen Bestand. Bei dem Streit, welcher zwischen diesem und dem Papst Bonifacius ausbrach und den wir bald kennen lernen werden, ersah er die Gelegenheit, den letzteren zu gewinnen, der ihm für die Durchführung seines Vererbungsplanes bessere Dienste leisten konnte als der erstere. Dabei aber verscherzte er die Gunst dieses ersteren und erwarb sich doch, trotz aller demütigenden Worte und Formen, die Mitwirkung des Papstes nicht, der überdies, kurz nachdem er die Anerkennung Albrechts ausgesprochen (1303), wie wir sehen werden, vom Schauplatze verschwand. Es gab nur einen Weg zu jenem Ziele — Landerwerb, Machterwerb — und unablässig schritt Albrecht auf diesem Wege vor. In Süddeutschland und der Schweiz gelang es ihm einigermaßen. Er mehrte, fremde Verlegenheiten geschickt benützend, den ansehnlichen Besitz des Hauses in diesen Gegenden; einen großartigeren, aber doch nur vorübergehenden Erfolg hatte er in Böhmen. Beim Tode des letzten Ungarnkönigs aus Arpads Stamm, Andreas III. (1301), spalteten sich die Großen dieses Landes: die einen erklärten sich für Ottokars II. Enkel, Wenzels II. Sohn Wenzel von Böhmen, die andern für Karl Robert von Neapel, den Sohn des Königs Karl von Anjou und einer Schwester Albrechts, einer der sechs Töchter König Rudolfs I. Der König von Böhmen, Wenzel II., starb 1305, ein Jahr später sein Sohn Wenzel III.; indem Albrecht die Empfindlichkeit der böhmischen Stände klug schonte, die Rechtsfragen beiseite ließ, setzte er durch, daß sein Sohn Rudolf zum König von Böhmen und Mähren gewählt wurde (1306), der sich dann mit der Witwe Wenzels II. vermählte. Aber er hatte kein Glück. Während er mit einem starken Heere in Thüringen einbrach, um die habsburgischen oder des Reichs Ansprüche auf das Thüringer und Meißener Land gegen die Söhne Albrechts des Entarteten geltend zu machen, starb sein Sohn Rudolf, und es wurde ein Sohn des Grafen Meinhard von Tirol, Herzog Heinrich von Kärnthen, zum König von Böhmen gewählt.

Erfolge und Mißerfolge; ermordet. 1308.

Daß bei diesem Mißerfolg wie bei andern die ihm feindlichen großen Reichsfürsten die Hand im Spiele hatten, bedarf keiner Darlegung, und besonders gilt dies von dem Emporkömmling, der seit 1306 den erzbischöflichen Stuhl von Mainz inne hatte, Peter Aichspalter, einem erklärten Feinde Habsburgs. Der Verdacht liegt nahe, aber er kann nicht bewiesen werden, daß dessen Haß wenigstens mittelbar teil an dem Verbrechen hatte, dem im Jahre 1308 König Albrecht erlag. Dieser hatte einen nähern Feind in seinem Hause, den er sich selbst gemacht und der allerdings längere Zeit unter Aichspalters Einfluß gestanden hatte: den Sohn seines Bruders Rudolf, Johann. Der König, der sich ungern von dem trennen konnte, was er einmal in Händen hatte, zögerte mit der Herausgabe der Grafschaft Kyburg, welche dem jungen Mann als Erbe seiner Mutter zustand: außerdem aber glaubte dieser, als die böhmische Krone erledigt war, ein näheres Recht an dieselbe zu haben, als sein Vetter Rudolf, der Sohn des Königs, und es mag seinen Groll verstärkt haben, daß von ihm bei dieser Gelegenheit gar nicht die Rede war. Der Haß gegen



In reditu de Cur· nūciat ei obitus Albti Regis Romanorū

(„In reditu de Curia nunciatur ei obitus Alberti Regis Romanorum.“)
(Bei Rückkehr von der Kurie wird ihm das Hinscheiden Albrechts, römischen Königs, gemeldet.)

Ein Eilbote des Erzbischofs Peter von Mainz überbringt dem aus Rom zurückkehrenden neugeweihten Erzbischof von Trier, Balduin von Lützelburg, die Nachricht, König Albrecht sei ermordet, Graf Heinrich von Lützelburg, (Bruder Balduins) solle sich bereit halten, das Reich zu übernehmen: ihn würde er wählen.

Miniature aus der zum eigenen Gebrauch Balduins bestimmten, mit Malereien aus seiner und des kaiserlichen Bruders Geschichte geschmückten Pergamenthandschrift seines Urkundenbuchs, genannt das „Balduineum“, aufbewahrt im Provinzialarchiv zu Koblenz.

Albrecht, dessen Persönlichkeit wenig geeignet war, Sympathie zu erwecken, wurde von vielen geteilt, und so reifte in der Seele des leidenschaftlichen jungen Mannes, den Albrecht bei einer erneuerten Bitte um sein Erbe durch einen unzeitigen Scherz gereizt hatte, der bei einem Charakter wie der Albrechts war, noch tiefer verwundete als sonst, und bei einigen ihm befreundeten Rittern der Gedanke einer blutigen That, mit der sie wahrscheinlich meinten nicht bloß sich selbst Genugthuung zu verschaffen, sondern auch bei anderen Beifall zu finden. Man folgt dem Verlaufe der blutigen Rachethat, die fast einzig in der Geschichte des deutschen Königtums ist, an der Hand des habsburgischen Chronisten, Ottokar von Horneck. Ihr Schauplatz ist eine Gegend im Aargau, nicht fern von dem Stammschloß des Hauses: der König, der von Baden nach Rheinfelden, wo seine Königin verweilte, mit mäßigem Gefolge reitet, kommt an die Reuß und die Verschworenen, die Ritter von Wart, von Tegerfeld, von Eschenbach drängen sich in die Fähre und reiten mit dem König weiter; Herzog Johann weiß es zu machen, daß das übrige Gefolge diesseits des

Flusses eine Weile festgehalten wird. Unterdessen haben jene den König in die Mitte genommen und reiten weiter fürbaß: Herzog Johann kommt nachgeritten, ruft „wartet nicht länger", und nun greift Eschenbach dem König in die Zügel. Dieser hält es für Scherz: „hier ist nichts zu scherzen," entgegnet der Ritter; die Schwertschläge fallen von rechts und von links und wie Ottokar erzählt hätte der König, schon durch eine furchtbare Wunde über das ganze Gesicht getroffen, seinen „Vetter" zu Hilfe gerufen, der ihm dann mit dem schnöden Wort „meine Hilfe erzeig ich dir" das Schwert in den Rücken gebohrt habe, so daß es vorn an der Brust wieder herausdrang. Sie ließen den Blutenden liegen und sprengten davon, Johann auf dem eignen Rosse des Königs, auf das er sich geschwungen hatte.

Thronkandidatur.

Mit diesem unerwarteten Tode eines bedeutenden und seiner Ziele wohlbewußten Mannes war die Arbeit, welche er in den zehn Jahren seiner Regierung auf die Herstellung der alten deutschen Verfassung gewandt, gewaltsam unterbrochen und vereitelt. Von den Söhnen des Ermordeten konnte bei der Frage der neuen Wahl kaum die Rede sein. So wenig irgendwer der Mörder Albrechts sich annahm, die alle im Exil starben, so wenig gewann das Andenken des Königs durch den Abscheu, den etwa die Art seines Todes einflößte. Die Strömung ging ganz gegen die Erblichkeit der Krone, und so war man abgeneigt, sie auch nur längere Zeit bei demselben Hause zu lassen. Dagegen fehlte es sonst an möglichen Kandidaten und auch an wirklichen Bewerbern nicht. Man zählte in dem damaligen Deutschland etwa achtunddreißig Höfe und reichsfürstliche Territorien: es verlieh einem großen Hause doch einen besondern Glanz, einmal dem Reiche den König gegeben zu haben, und selbst wenn die Vererbung der Krone mißglückte oder man von vornherein auf eine solche verzichtete, war der Besitz der königlichen Macht in Deutschland doch kein ganz schlechtes Geschäft, sobald man es nur als ein solches und nicht als eine sittliche Aufgabe zu behandeln verstand. Unter den Bewerbern aber war diesmal auch ein Fremder, Philipp IV., König von Frankreich, der die deutsche Krone für seinen Bruder, Karl von Valois, suchte. Das Haus der Kapetinger nahm sich damals mächtig auf; neben der französischen und der neapolitanischen, die es schon besaß, angelte es nach der ungarischen und nun auch nach der deutschen Krone. Und ein gewichtiger Faktor schien diesen Bestrebungen sicher, — das Papsttum, das soeben noch siegreich im Kampfe gegen die Hohenstaufen, nur ein halbes Jahrhundert später infolge von Ereignissen, die zu bedeutungsvoll in die allgemeine Geschichte eingreifen, um länger zurückgestellt werden zu können, einen tiefen Fall gethan hatte, und in eine schimpfliche Abhängigkeit von dem französischen Königtum gekommen war.

Das Papsttum.

Nach dem Tode Ludwigs des Heiligen und der kurzen und unbedeutenden Regierung seines Sohnes Philipp III. (1270—1285) nämlich kam in dessen ältestem Sohne Philipp IV. ein Fürst auf den Thron, welcher zum erstenmal mit voller Klarheit und darum auch mit glänzendem Erfolg die Macht eines nationalen Staats den Usurpationen des kirchlichen Universalismus entgegenstellte. Diese universalen Ansprüche des Papsttums, die seit den Tagen Gregors bei dessen Nachfolgern für selbstverständlich galten, fanden seit 1294 einen schroffen Vertreter in Bonifacius VIII. Zuvor Cajetanus von Anagni, ein in den Geschäften der Kurie ergrauter Priester und Rechtsgelehrter, der den



Papst Bonifacius VIII.
Nach dem Gemälde von Giotto in der Basilika von S. Giov. Laterano in Rom.

Stolz und den formalistischen Starrsinn des einen und des andern Berufes in sich vereinigte, ohne den staatsmännischen Geist Gregors VII. oder Innozenz' III. oder des IV., trieb Bonifacius die Anschauungen dieser Päpste in einer Weise auf die Spitze, welche ihm selbst und dem von ihm vertretenen System zum Verderben ausschlug. Von untergeordneten Differenzen, wie sie schon immer von Zeit zu Zeit obgewaltet, ging der große Streit zwischen Papsttum und nationaler Königsmacht aus. Bei seinem Kriege gegen England legte der König auch der Geistlichkeit seines Reiches eine Steuer auf: dem setzte der Papst eine allgemeine Rechtswahrung entgegen in der Bulle Clericis laicos, deren Anfangsworte schon andeuten, daß nach ihren Grundsätzen die Kleriker, wenn sie ohne päpstliche Genehmigung eine solche Steuer in Laienhand zahlen, und Laien, wenn sie ohne diese Genehmigung sie von Priestern nehmen, der Exkommunikation verfallen würden. Der König — er war in seinem siebzehnten Jahre zum Throne gelangt und stand jetzt in den Jahren der Kraft — begegnete diesem Schlage sehr geschickt, indem er ein Verbot erließ, Geld und Kostbarkeiten aus seinem Königreich auszuführen, und sehr bestimmt es aussprach, daß nur ein unnützes und „sozusagen paralytisches" Glied seinem Körper die Hilfe weigere, und daß darin Laien und Kleriker in gleicher Lage seien — welche letztere er demnach ebenso zum Körper seines Staates rechnete wie die Laien. Einen Augenblick schien der Streit sich zu beruhigen. Der Papst, dem die Maßregeln des Königs sehr beschwerlich fielen, stellte eine mildernde Erklärung aus: eben damals wurde des Königs Großvater Ludwig IX. heilig gesprochen, nachdem der Nachweis erbracht war, daß er während seines Lebens die stattliche Anzahl von 63 Wundern gethan habe, und Philipp hob das Geldausfuhrverbot wieder auf. Aber im Jahre 1301 brach der Streit aufs neue und mit großer Heftigkeit aus. Der Legat, welchen Bonifacius schickte, der Bischof von Pamiers, reizte den König durch sein selbstgewisses Auftreten und durch unvorsichtige Äußerungen. Dieser zögerte nicht, ihn, als seinen Unterthan, unter Anklage zu stellen und sich seiner Person zu versichern. Der Notenwechsel begann jetzt aufs neue und die Briefe nahmen einen sehr gereizten Ton an. Das Antwortschreiben des Papstes Ausculta fili ward im Februar 1302 zu Paris öffentlich ins Feuer geworfen; überaus wirksam aber



Philipp IV. (der Schöne).
Reiterstatue, ehemals in der Kirche Notre-Dame zu Paris, zerstört im Jahre 1772. (Nach Lacroix).

führte König Philipp seine Sache, indem er an etwas appellierte, was in Frankreich bereits stärker entwickelt war, als anderwärts und was man die Religion des nationalen Bewußtseins nennen könnte: denn auch ein solches nationales Empfinden wirkt wie das religiöse mit unwillkürlich-unwiderstehlicher Gewalt, ohne daß es nötig hätte, sich erst lange vor dem prüfenden Verstande zu rechtfertigen. Er berief die Prälaten und die Barone des Reichs und diesmal auch die Abgeordneten der Städte nach Paris in die Kirche Notre-Dame. Mit Entrüstung hörten die weltlichen Stände, daß der Papst behaupte, ihr König trage sein Reich von ihm zu Lehen, und mit allem Nachdruck stellten sie sich auf die Seite des Königs, dessen mannigfache Beschwerden sie ganz zu den ihrigen machten. Die Geistlichkeit konnte soweit nicht gehen: sie richtete ein Schreiben an den Papst, in welchem sie ihn bat, der gallikanischen Kirche den Frieden und die Ruhe zurückzugeben. In diesem Zusammenhange erfolgte dann (November 1302) die berühmte Bulle Unam sanctam, in welchem man von jeher den klassischen Ausdruck für die letzte und wahre Meinung der päpstlichen Kurie gefunden hat. Die Kirche, die heilige, katholische, apostolische, welche der Glaube anzunehmen nötigt, ist ein Körper mit einem Haupte, nicht ein Mißgeschöpf (monstrum) mit zwei Häuptern, — dieses eine Haupt ist Christus und sein Stellvertreter Petrus, und der Nachfolger des Petrus. Es sind zwei Schwerter, das geistliche und das weltliche: beide, das spirituale und das materiale, sind in der Gewalt der Kirche, jenes von der Kirche, dieses für die Kirche zu handhaben; jenes — so folgt ohne weitere dialektische Kunst der ungeheuerliche Schluß — jenes durch die Hand des Priesters, dieses durch die Hand der Könige und der Ritter (milites), aber nach Wink und Wohlgefallen (ad nutum et patientiam) des Priesters: dem römischen Pontifex aber unterthan zu sein, sei für jede menschliche Kreatur zu ihrer Seligkeit notwendig.

Bonifacius VIII. und Philipp der Schöne.

Demgegenüber trat des Königs Kanzler, Wilhelm von Nogaret, vor einer Notabelnversammlung im Louvre als Ankläger wider den Papst auf, der als ein Verbrecher von einem allgemeinen Konzil verdammt werden müsse: bei seinem Eide rief er den König an, die Kirche zu schützen. Und es erwies sich, daß der König Herr seiner Unterthanen war: eine schwere Niederlage für das Papsttum war im Anzuge. Zum zweiten Male versammelten sich die Stände des Reichs im Louvre, im Juni 1303, und hier ward ein allgemeines Konzil in Aussicht genommen, für welches der König als Verfechter des



Siegel Philipps des Schönen.
Aus dem Britischem Museum in London.

Glaubens und Verteidiger der Kirche sich bemühen solle — ein sehr bedrohlicher Gedanke für die päpstliche Omnipotenz, wenn wie hier hinter dem Vorschlag eine wirkliche Macht stand. In einer Menge von Adressen — bis siebenhundert wurden gezählt — stimmten die verschiedensten Korporationen des Königreichs, auch die Universitäten und Klöster den gefaßten Beschlüssen zu. Dem gegenüber rüstete auch Bonifacius seine letzten Waffen. Er hatte sich mit den Kardinälen und sonstigem Gefolge nach Anagni — südöstlich von Rom, am Fuß des Gebirgs — begeben und schmiedete hier die Donnerkeile, die so oft getroffen — die Exkommunikation des Königs, die Lossprechung der Unterthanen vom Eid der Treue, das Interdikt: schon war die Bulle ausgefertigt, als ein unerhörtes Ereignis ihre Veröffentlichung hemmte. Es war am Morgen des 7. September 1303, als man von den Bergen her Reiterei und zahlreiches Fußvolk heranrücken sah: an ihrer Spitze den Kanzler des Königs von Frankreich, Wilhelm von Nogaret, mit umfassenden Vollmachten von seinem Herrn ausgerüstet, und mit ihm das Haupt der ghibellinischen Partei in Rom, Sciarra Colonna, mit dem jener sich verständigt hatte. Das königliche Feldzeichen von Frankreich wurde entfaltet, die Truppen rückten in das Städtchen ein, die Kardinäle entflohen. Mit dem Rufe: „es sterbe Bonifacius, es lebe der König von Frankreich" ward der päpstliche Palast dort besetzt und die Person des greisen Papstes selbst beschimpft: Colonna, so malte man die peinliche Szene aus, hätte ihn mit dem Handschuh ins Gesicht geschlagen und ihn den Erstgeborenen des Satans genannt — der Papst aber habe den Beleidigern die Ruhe und Würde des Hauptes der Christenheit entgegengesetzt. Auch dauerte die Okkupation des Platzes nicht lang, die Bürgerschaft erhob sich drohend, und die Truppen, genügend für einen Handstreich, zu wenige für einen Krieg, zogen wieder ab. Sie hatten aber vollkommen genug erreicht. Das Papsttum war in einem seiner selbstgewissesten Vertreter tief gedemütigt, und die Erde hatte sich nicht aufgethan, die Werkzeuge des Frevels zu verschlingen: Bonifacius eilte nach Rom zurück; die Christenheit in einem ökumenischen Konzil wider den verübten Frevel zu versammeln, war sein Gedanke. Aber was geschehen, war zu viel für den achtzigjährigen Greis: kurze Zeit darauf, im Oktober dieses für die Kirche so unheilvollen Jahres, starb er.

Babylon. Gefangenschaft der Kirche.

Die Wirkungen des Streiches von Anagni zeigten sich sofort. Schon Bonifacius' Nachfolger, **Benedikt** XI., lenkte dem französischen König gegenüber

ein. Aber er regierte nur wenige Monate, und bei der neuen Wahl 1304 siegte die französische Partei im Kardinalskollegium: der Erzbischof von Bordeaux, Clemens V., wurde gewählt, der die Unterstützung des Königs mit den bündigsten Versprechungen erkauft hatte und auch als Papst in Frankreich, also in der Machtsphäre des Königs Philipp blieb (1305). Seit 1309 nahm er seine Residenz zu Avignon am linken Ufer der Rhone und von 1305 bis 1377 blieb nun der Sitz der Päpste in Frankreich: man pflegt diesen Zeitraum als das babylonische Exil oder als die babylonische Gefangenschaft der Kirche zu bezeichnen.

Heinrich VII. deutscher König.

Auf diese Abhängigkeit des Papstes verließ sich König Philipp auch bei seinem Plane, die deutsche Krone an sein Haus zu bringen. Dies gelang nicht, wenn auch einzelne der Wahlfürsten, wie Erzbischof Heinrich von Köln, zu ihm hinneigten: der Erzbischof Peter von Mainz — der Ärger gibt dem habsburgisch gesinnten Chronisten den verzweifelten Reim*) ein:

von Mainz der pischolf
Peter, der ungetreue wolf —

lenkte die Stimmen auf den Bruder des Erzbischofs Balduin von Trier (seit 1307) Heinrich, Grafen von Luxemburg, einen persönlich tüchtigen, nicht mehr in erster Jugend stehenden Mann von mäßiger Hausmacht — hundertfünfzig Quadratmeilen etwa mit etlichen hundert Burgen zwischen Mosel und Maas — der früher unter König Adolf Partei für Frankreich ergriffen und sich den König Philipp IV. verpflichtet hatte. Er zeigte auch in seiner Bildung und Lebensart mehr Französisches als Deutsches. Heinrich VII. regierte von 1308–1313, ein gebildeter, im Gegensatz zu seinem Vorgänger im persönlichen Verkehr gewinnender, hohen Idealen zugänglicher Fürst.

Das Glück schien ihm günstig. Nachdem er die Mörder seines Vorgängers geächtet hatte, verständigte er sich mit den Habsburgern, und da der König von Böhmen, Heinrich von Kärnthen, dessen Herrschaft auf sehr schwachen Füßen stand, die Belehnung nicht innerhalb der ihm gestellten Frist nachsuchte, belehnte er seinen Sohn Johann, den er zugleich mit der Schwester des letzten vom einheimischen Stamme, Wenzel III., vermählte, mit diesem Königreich, das Heinrich

*) Ich werde von einem Kenner darauf aufmerksam gemacht, daß die Form pischolf auch sonst in gleichzeitigen Schriften vorkomme.

---

*) Umschrift auf dem Grabmal des Peter von Aspelt im Dom zu Mainz.
(Die leoninischen Verse des Originals sind in gereimter Übersetzung wiedergegeben).

De Treveris natus | presul fuit hic trabeatus.
Geboren war im Land zu Trier | der Kirchenfürst in Purpur hier.

Redditibus donis | et clenodiis sibi pronis
Mit Renten und Geschenken groß, | mit Schmuckgerät, das zu ihm floß,

Ecclesiam ditat, | res auget, crimina vitat.
Der Kirche er Macht und Reichtum mehrt, | Hielt sich von Lastern unversehrt.

Hic pius et largus | in consiliis fuit argus.
Fromm und freigebig in der That | War er auch scharfsinnig im Rat.

Sceptra dat henrico | regni, post hec ludewico,
Den Herrscherstab dem Heinrich | Gab er und dann dem Ludewig,

Fert pius extremo | que iohanni regna bohemo.
Johann dem Böhmen noch zuletzt | Hat er die Krone aufgesetzt.

Huic quinos menses | annos decatetra repenses,
Fünf Monate und 14 Jahr | war unterthänig ihm die Schar,

Quos vigil hic rexit, | quem cristus ad ethera vexit (amen)
Die wachsam er allhier regiert, | Den Christ ins Paradies geführt (Amen).

Anno milleno | tricentenoque viceno.
Im Jahr eintausend und dabei | Dreihundert noch und zehnmal zwei.

Petrum petra tegit, | tegat hunc qui tartara fregit.
Den Petrus deckt der Stein hier zu | Bezwinger der Höll, beschütze ihn du!



Grabmal Peters von Aspelt (oder Aichspalt) Erzbischofs von Mainz, mit den drei von ihm gekrönten Königen Heinrich VII., Ludwig dem Bayer und Johann von Böhmen. Dom zu Mainz.
Die Umschrift siehe in nebenstehender Anmerkung *).

von Kärnthen in der That nicht behaupten konnte. Auf dem Reichstage zu Speier (1310) erfolgte die Belehnung der österreichischen Brüder mit ihren Ländern. Papst Clemens hatte den König anerkannt, eine glänzende Versammlung fand sich dort zusammen, und es charakterisiert Heinrich VII. als einen Mann von feinerer Empfindung, daß er bei dieser Gelegenheit zwei traurige Ereignisse der deutschen Geschichte der sühnenden Vergangenheit zu übergeben verstand: die Leichname König Adolfs und König Albrechts wurden feierlich in dem Dome bestattet, wo die drei letzten salischen Kaiser und wo Philipp von Staufen und Rudolf I. ruhten.

Zustände Italiens. Heinrich VII. verfolgte, um seine Autorität zu befestigen, einen besonderen Weg, den ihm die Vergangenheit des deutschen Königtums weniger ungangbar erscheinen ließ, als er uns erscheint: er setzte sich die Herstellung der Autorität des Reiches in Italien zum Ziel. Die Verhältnisse in diesem Lande hatten sich so gestaltet, daß in vielen Gemütern eine Sehnsucht nach der imperatorischen Autorität erwachte — eben durch die lange Abwesenheit dieser Autorität und ihre traurigen Folgen war der Nimbus der kaiserlichen Macht in der öffentlichen Meinung wieder gestiegen. Kein Land scheint durch die Natur mehr zur Einheit eines Reiches bestimmt, als Italien, und keines hat infolge geschichtlicher Verhältnisse und Entwickelungen diese Einheit, die es in alten Tagen schon besessen, länger entbehren, schwerer, aus tiefster Zerrissenheit heraus erst mühsam und spät wieder finden müssen. Die neue Dynastie, die mit Karl von Anjou (1268) sich in den Besitz des Reichs Neapel gesetzt hatte, besaß um diese Zeit nur noch die festländische Hälfte des staufischen Reiches. Schon im Jahre 1282 hatte der Haß gegen die französische Herrschaft auf der Insel zu einer weitverzweigten Verschwörung geführt, welche sich auf Verbindungen am Hof zu Konstantinopel und mit Peter III. von Aragonien stützte, dem Schwiegersohn König Manfreds, den der unglückliche Konradin noch auf dem Blutgerüste zum Erben seiner Ansprüche erklärt haben soll. Die Seele dieser Verschwörung war ein sizilischer Edler, Johann von Procida. Ein zufälliges Ereignis, die Schamlosigkeit eines französischen Wächters gegen ein Mädchen von Palermo, setzte am Osterfest 1282 die Volkswut in lichte Flammen: wer von Franzosen in der Nähe war — man soll wo man zweifelhaft war, den Verdächtigen das Wort ciceri aufgegeben haben, das kein französischer Mund aussprechen kann — fiel ihr zum Opfer und gegen 12000 Franzosen sollen bei diesem mörderischen Ausbruch, dieser sizilianischen Vesper, deren blutige Feier sich über die ganze Insel erstreckte, das Leben verloren haben. Eine provisorische Regierung ward niedergesetzt, und mit Hilfe Peters III. von Aragonien hielt sich die Insel in ihrer Unabhängigkeit gegen die Rückeroberungsversuche der Franzosen wie gegen die Bannstrahlen und verwandte Waffen des römischen Stuhls. Und selbst als Jakob II. von Aragonien die Insel aufgab, wählten die Sizilianer auf einem Reichstag dessen Bruder Friedrich zum König und gaben sich eine eigne Verfassung (1295). Hier im Süden also waren zwei Staaten aus dem einen geworden und so die Friedlosigkeit auf lange Zeit verbürgt.

Im übrigen Italien, wo im ganzen der politische Prozeß der Bildung kleinerer und größerer Territorialstaaten einen ähnlichen Gang nahm, wie in Deutschland, war das Chaos der Fehden noch verworrener als hier, und bei dem leidenschaftlicheren Charakter des Volks trug diese Fehde einen wilderen und im einzelnen grausameren Charakter als in Deutschland. In Oberitalien



(„Septem electores eligunt Henricum comitem Lutzill in regem romanorum Frankf. XXVII.“ [die novembris].)
(„Sieben Kurfürsten wählen Heinrich Grafen von Lützelburg zum römischen König zu Frankfurt am 27. [November].)

Miniature aus dem „Balduineum“, Prachthandschrift des Urkundenbuchs Balduins von Lützelburg, Erzbischofs und Kurfürsten von Trier, geschmückt mit Malereien aus seiner und des kaiserlichen Bruders Geschichte. Zum eigenen Gebrauch Balduins bestimmt. Provinzialarchiv zu Koblenz.

insbesondere hatte die Freiheit, welche die Städte im Kampf mit den staufischen Kaisern sich errungen, zwar viele reiche Kraft entfesselt, aber mit dieser entfesselten Kraft auch das rücksichtslose Umsichgreifen: zwischen den Alpen und dem Hadriameer bestanden etwa vierzig selbständige Gemeinwesen nebeneinander, welche die Geschichte der altgriechischen Stadtrepubliken mit allen ihren Wechselfällen, Allianzen, Fehden von Stadt zu Stadt, von Städteverbindung gegen Städteverbindung, Kämpfe um Hegemonie, Unterdrückung der kleinern Stadt durch die größere und im Innern Wechsel zuchtloser Demokratie, grausamer Tyrannis, harter Aristokratie in allerlei Variationen wiederholten. Die Namen der Welfen und der Ghibellinen, die ihren eigentlichen Sinn verloren hatten — denn von der Dynastie der Staufer oder „Waiblinger“ war längst nicht mehr die Rede — bezeichneten die entgegenstehenden Hauptparteien, die aber keineswegs immer um bestimmte politische Prinzipien und Ideen, sondern in der Regel einfach um den Besitz der Macht kämpften, und deren jede deshalb den Sieg, wenn sie ihn erfochten, auf das grausamste ausbeutete. Die Häupter der besiegten Partei verließen die Stadt, und die Bedeutung, welche das Wort Bandit, Bandito, Verbannter erlangt hat, charakterisiert besser als alle Darstellungen diesen gewaltsamen Zustand, in welchem die Befriedigung der Parteirache als höchstes Gut empfunden wurde. Dabei aber läßt sich doch nicht verkennen, daß dieses heiße und rücksichtslose Ringen um Macht, und die natürliche Rivalität großer Städte, wie Florenz und Pisa, Mailand, Genua, Venedig eben wie einst im alten Griechenland alle Kräfte in die Schranken rief und dadurch dem Leben einen mächtigen Schwung gab, so daß diese Zeit für Italien noch weniger als für Deutschland eine Periode des Rückschritts bedeutete. Man darf sich nur erinnern, daß der größte, tiefsinnigste, ideenreichste, geistvollste aller mittelalterlichen Dichter, Dante Alighieri, zu Florenz im Jahre 1265 geboren, und daß sein Leben von frühester Jugend in die Kämpfe der beiden Parteien, der Weißen und der Schwarzen, wie man sie hier nannte, verflochten war. Wenn auf jenem vulkanischen Boden ein Gedicht entstehen konnte, wie Dantes Komödie — der Name der göttlichen, divina commedia scheint ihr vom Publikum gegeben worden zu sein — so mußten in diesem Boden doch Kräfte wirksam sein, die sich in edel und groß angelegten Naturen schöpferisch erwiesen.



Dante.
Broncebüste des XV. Jahrhunderts. Unter Benutzung der Totenmaske.

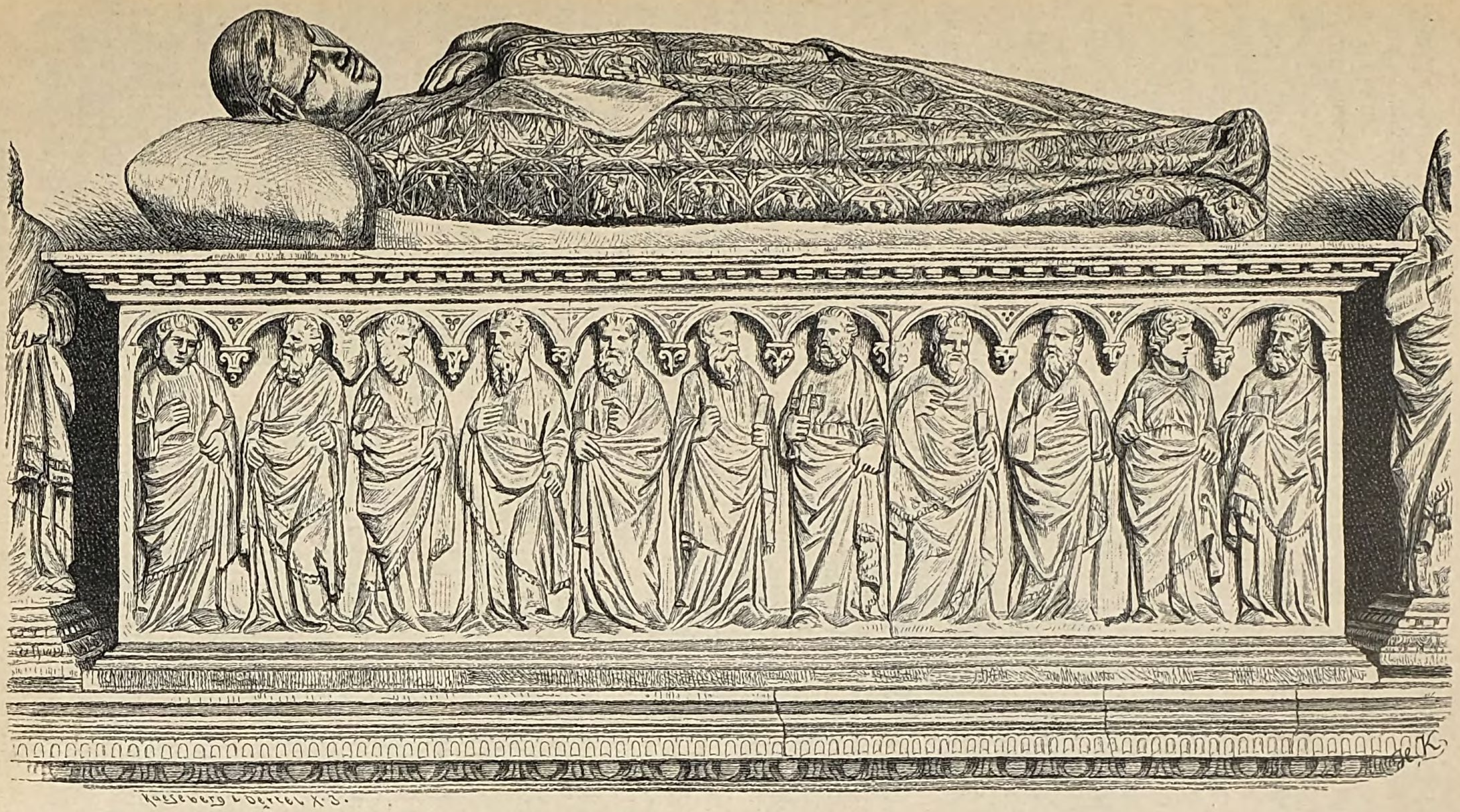
Heinrichs Römerzug. 1310.

Eben solche Männer aber empfanden die Lage ihres Landes, das der eben genannte große Dichter ein Schiff ohne Sterne in großem Sturme nennt,

um so schmerzlicher und richteten jetzt, wo auch das Papsttum in schimpfliche Abhängigkeit von der französischen Krone gekommen war, ihre Blicke nach dem deutschen Könige als einem über den sich zerfleischenden Parteien stehenden Friedebringer und Schiedsrichter. Mehrere derselben setzten sich mit Heinrich VII. in Verbindung, und völlig hatten die Beziehungen zum Reiche ohnedem nie aufgehört, wie z. B. eine der beiden großen Familien, die sich in Mailand die Herrschaft streitig machten, die Visconti, von König Adolf die Belehnung mit dem Reichsvikariat erkauften, was freilich nicht hinderte, daß sie bald darauf die Macht wieder an die andre, an die della Torre verloren. In jenem idealistischen Sinn einer schiedsrichterlichen Mission faßte auch König Heinrich selbst seine Aufgabe. Er träumte den edlen Traum, in dieser von Parteileidenschaft zerrissenen Welt als ein Parteiloser durch die Kraft eines reinen Wollens einen Friedenszustand zurück zu zaubern. Von Italien aus wurde er dabei ermutigt und unterstützt; auch Papst Clemens V., der seine Kette fühlte, war dem Unternehmen günstig; wie wenig aber in Deutschland die königliche Macht damals wirklich bedeutete, beweist die geringe Stärke des Heeres, etwa fünftausend Mann, mit dem Heinrich im Oktober 1310 über die Alpen ging. Dieser jüngste Römerzug unterschied sich dann doch nicht viel von so manchem früheren. Anfangs gingen die Dinge gut von statten; Heinrich brachte in Mailand eine Konvention zwischen den Häuptern beider Faktionen zu stande. Aber nach kurzer Zeit durchbrach der Haß die schwache Schranke wieder, und der König konnte doch nicht anders verfahren, als daß er mit Entschiedenheit die eine Partei unterstützte und ihr die andre preisgab oder ans Messer lieferte. Er setzte einen Visconte, Matteo, als Stadthaupt in Mailand ein, schmückte sich mit der berühmten eisernen Krone, ging mit 1300 Rittern in Pisa unter Segel und erschien zu Rom: auch diesmal bildeten Tumult und Kämpfe der beiden entgegengesetzten Parteien, die auch hier durch zwei feindliche Familien, die Orsini und die Colonna, vertreten waren, das begleitende Schauspiel zu der Kaiserkrönung, die im Auftrag des Papstes im Lateran (Juni 1312) vollzogen wurde. Die Peterskirche und der Vatikan waren in den Händen der Gegner.

Der natürliche Führer der Guelfen in Italien war König Robert von Neapel, gegen den Heinrich sich mit Friedrich von Sizilien verband. Die welfische Partei war in Florenz am Ruder und auch in Oberitalien im ganzen die mächtigere, und außerdem gesellte sich jetzt, nachdem Heinrich sich geweigert hatte, das arelatische Reich als Preis der Neutralität an Frankreich abzutreten, König Philipp IV. und unter dessen Einfluß auch der Papst den Feinden des Kaisers bei, der zu wenig Geld- und Truppenkräfte hatte, um eine rasche Entscheidung herbeiführen zu können. Unterdessen hatte sein Sohn Johann, den er als Reichsverweser in Deutschland zurückgelassen, sich mit Glück in dem Besitz des böhmischen Königtums befestigt: auf dem Reichstag, den dieser Anfang 1313 nach Nürnberg berief, wurde der Krieg gegen Robert von Neapel als Reichskrieg anerkannt und ansehnliche Truppenhilfe bewilligt. Die Stellung des französischen Herrn von Neapel war ernstlich gefährdet, da die französische Herrschaft wenig beliebt war, und Heinrich schickte sich, des gedrohten päpstlichen Bannes ungeachtet, zu dem Feldzug gegen diesen Hauptfeind an: aber auf dem Marsche, zu Buonconvento, im Gebiete von Siena, im August 1313, ereilte

Sein Tod. 1313.



Marmorsarkophag Heinrichs VII. im Campo Santo zu Pisa.

Ein Werk aus der Schule des Giovanni Pisano, die Apostelfiguren von Tino di Camaino. Höchst beachtenswert die natürliche Darstellung des in kostbare Gewänder gehüllten Leichnams. In den kreisförmigen Ornamenten des Rocks überall der Luxemburger Löwe, in denen des Mantels der Reichsadler. In einer modernen Inschrift ist gesagt, daß die Gebeine noch unversehrt im Sarkophag ruhen.

ihn, den Einundfünfzigjährigen, der Tod. Das Gerücht sagte, daß er vergiftet worden und zwar sei ihm das Gift durch einen Dominikaner in der Hostie gegeben worden: die Thatsache, daß sein Tod die Florentiner und den neapolitanischen König von einer sehr ernsten Gefahr befreite, wie die andre, daß im damaligen Italien Vergiftung eines Feindes, dem man auf andre Weise nicht beikommen konnte, nichts sehr Außergewöhnliches war, enthalten doch keine Nötigung, die greuliche Geschichte als wahr anzusehen, die nur beweist, daß man in diesem von wütender Leidenschaft zerfleischten Lande sich „alles Mögliche, ja mehr als dieses“, nach dem Worte des griechischen Darstellers ähnlicher Zeit und ähnlicher Zustände, zutraute. Mit seinem Tode gewann die guelfische Partei sofort wieder die Oberhand. Die Streitmacht, die er um sich gesammelt, löste sich auf: von den deutschen Kriegern, den „Oltramontani“ Heinrichs wurden nicht wenige von dem bedeutendsten der Ghibellinenhäupter Can della Scala, dem Fürsten in Verona, in Sold genommen, und zu den Plagen, von denen Italien heimgesucht wurde, kamen nun auch noch diese Söldnerbanden, auf welche die Tyrannis sich stützte, die durch das Übermaß der Freiheit oder durch den Übermut einer herrschenden Aristokratie, wie einst im alten Griechenland so auch hier hervorgerufen ward.



Wappen des Hauses Luxemburg.

Zweites Kapitel.

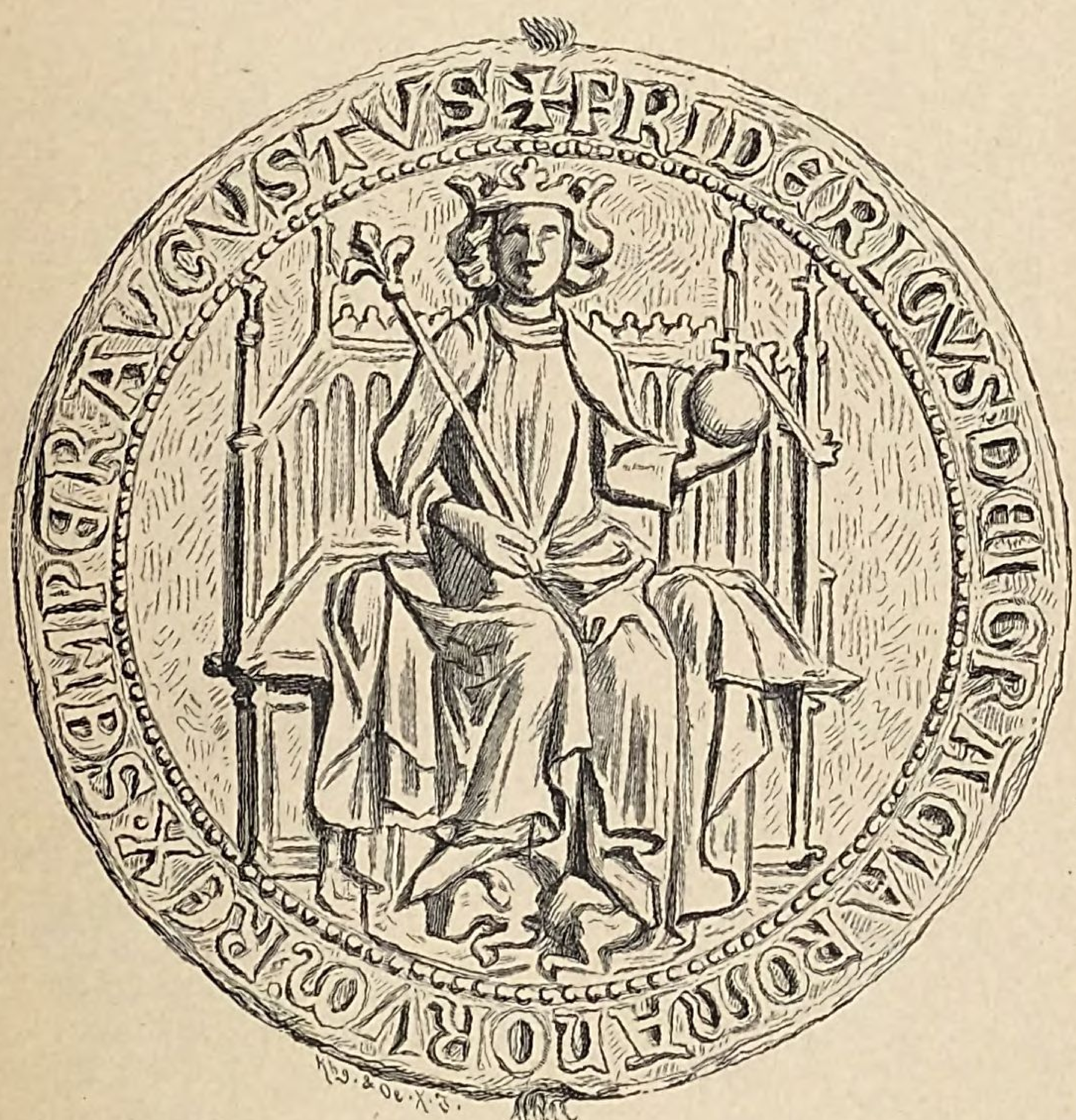
Die Häuser Habsburg, Wittelsbach, Luxemburg. — Friedrich der Schöne und Ludwig der Bayer. Regierung Ludwigs.

(1313—1347.)

Habsburg und Luxemburg.

So war der Plan, durch Erneuerung des römischen Kaisertums dem deutschen Königtum wieder neue Kraft zu geben, durch den unerwarteten Tod des Kaisers vereitelt und für Deutschland hat die kurze Regierung Heinrichs VII. keine andre Bedeutung, als daß ein neues großes Herrengeschlecht, das luxemburgische Haus, den schon vorhandenen mit gleichen großen Ansprüchen an die Seite trat, wodurch das Gelingen der Herstellung einer Erbmonarchie, wie sie in Frankreich, in England, in den Reichen der pyrenäischen Halbinsel gebildet oder in Bildung begriffen war, in weite Ferne, dagegen ein Kampf dieser großen Häuser um das Königtum in um so größere Nähe gerückt ward. Vor allem traten die Habsburger jetzt auf den Plan. Unter den fünf Söhnen, welche Albrecht I. hinterlassen, war der zweite, Leopold, der an Geist und Thatkraft bedeutendste. Sein Ehrgeiz erstrebte die Krone für den ältesten Bruder, mit dem er im engsten brüderlichen Verhältnisse stand, — für das Haupt des Hauses, Friedrich, einen gutmütigen, persönlich tapferen, geistig unbedeutenden Mann, dem seine stattliche Erscheinung den im habsburgischen Hause nicht eben häufig anwendbaren Beinamen des Schönen verschafft hat. Er hatte schon vor dem Ereignis von 1313 für alle Fälle Vorbereitungen getroffen; der Kurfürst Erzbischof Heinrich von Köln, der Pfalzgraf Rudolf bei Rhein, der Herzog Rudolf von Sachsen und die zwei Markgrafen von Brandenburg, also vier von den sieben Wahlstimmen, schienen ihm ziemlich sicher. An der Spitze der Gegner Habsburgs stand der Erzbischof Peter von Mainz; die Stimme von Trier und die von Böhmen waren in luxemburgischem Besitz, die erzbischöfliche Würde bekleidete dort der Bruder des hingeschiedenen Kaisers, Balduin. Mit ihrem eigentlichen Kandidaten, König Johann von Böhmen, durchzudringen hatten sie keine Aussicht; er zählte erst siebzehn Jahre und er hatte den noch schwerer wiegenden Fehler, der Sohn des letzten Königs zu sein. So suchte sich die Partei ihren Kandidaten im wittelsbachischen Hause. Ihr Mann war der Herzog Ludwig von Oberbayern, der soeben durch eine glänzende Waffenthat, einen Sieg über den niederbayrischen Adel und dessen Verbündeten den Herzog Friedrich von Österreich, den er mit Hilfe seiner Städte bei Gammelsdorf erfochten (9. November 1313), sich Ruhm erworben hatte, — ein Fürst, persönlich tüchtig, tauglich zu dem Amte, aber arm und von geringer Hausmacht, also von seinen Wählern abhängig. Der Skrupel, daß er nach der Schlacht bei Gammelsdorf dem Herzog Friedrich, seinem Jugendfreund, seine Unterstützung bei dessen Bewerbung um die deutsche Krone

zugesichert hatte, ward leicht beseitigt: diese Zusicherung, sagte man ihm, verliere ihre Kraft in dem Augenblicke, wo ihm selbst die Krone angeboten werde. So kam es zu einer zweifachen und sehr zweifelhaften Wahl. Friedrich ward zu Sachsenhausen namens der Minderheit Köln, Pfalz, Sachsen als König proklamiert, Ludwig am folgenden Tage auf der andern Seite des Mains, zu Frankfurt, von der Mehrheit Mainz, Trier, Brandenburg, Böhmen. Jener ward dann zu Bonn durch den Erzbischof von Köln, dieser zu Aachen durch den von Mainz — also jener am unrechten Ort durch den rechten Mann, dieser durch den unrechten Mann am rechten Orte gekrönt.



„+ Fridericus Dei gracia Romanorum Rex semper Augustus."
Königssiegel Friedrichs von Österreich.

Dies führte zu einem langjährigen Bürgerkrieg: es ist bezeichnend für die Zeit, daß Ludwigs eigner Bruder, Pfalzgraf Rudolf, im Lager der Gegner war. Der Norden Deutschlands war bei diesem Kriege fast ganz unbeteiligt. Hier tobte ein andrer bedeutungsvoller Kampf: der ganze Norden spaltete sich in eine märkisch-deutsche und eine dänisch-slavische Partei. Auf der einen, der letzteren Seite sieht man die Könige des Nordens, das askanische und das welfische Haus, die Könige von Polen, die Fürsten von Mecklenburg, auf der andern den Markgrafen von Brandenburg und einige Städte: hauptsächlich um

Bürgerkrieg. Friedrich der Schöne; Ludwig der Bayer.

eine derselben, um Stralsund ging der Kampf: die Stadt wurde 1316 von einem großen Heer der alliierten Fürsten angegriffen. Gegen den Herzog Erich von Sachsen, der zunächst bei der Stadt lag, machten die Bürger einen glücklichen Ausfall, bei dem sie ihn selbst und andre vornehme Herren gefangen einbrachten: zu nicht geringer Beschämung der Fürsten waren es die Handwerker, welche diesen Sieg am Hainholz erfochten hatten. Nicht so glücklich war ihr Alliierter, der Markgraf Waldemar von Brandenburg, der bei Gransee eine große Niederlage erlitt: und zwar waren es auch hier die plebejischen Elemente im Heere der Gegner, das Bauernfußvolk, dessen Tapferkeit den Sieg entschied. Der Friede von Templin (1317) setzte diesem Kriegsgetümmel vorläufig und nicht auf lange ein Ziel.

Schweiz; Schlacht bei Morgarten. 1315.

Dieser Gegensatz eines mit ganz neuer Energie in den Gang der Dinge eingreifenden demokratischen Elements gegen das ritterlich-aristokratische ist es auch, was dem Kriege im Süden Deutschlands, der acht Jahre ohne Entscheidung sich hinzog, ein tieferes Interesse verleiht. Die Ritterschaft und auch die Geschlechter in den Städten waren überwiegend österreichisch, die emporstrebenden Elemente der Städte, die Zünfte, überwiegend bayrisch gesinnt. Die Städte machten es König Ludwig, dem Geld und Kredit fehlte, möglich, sich zu halten: im übrigen war der Krieg, dessen Verheerungen ein Mißwachs und eine drei Jahre (1315—1318) anhaltende Teurung verstärkten, nicht sehr blutig, weil er nicht mit großen Heeren geführt wurde und lange Monate, ja ganze Jahre ruhte, wenn beiden Gegnern die Mittel fehlten, ihn zu nähren. Eine schwere Niederlage erlitten die österreichischen Waffen im Jahre 1315 in Hochalemannien. Die Ereignisse, welche hier zur Gründung der helvetischen Eidgenossenschaft führten, hat zuerst die parteiische Geschichtschreibung und die nicht minder parteiische Sage der Sieger und dann die unvergleichliche Dichtung einer späteren Zeit mit einem Lichtglanz umkleidet, der seinen Zauber und auch seine Wahrheit behalten wird, nachdem und trotzdem die nüchterne Forschung dargethan hat, daß die Unmenschlichkeiten habsburgischer Landvögte Entstellung und Übertreibung sind, und daß der berühmte Apfelschuß und der Meisterschuß des Schützen Tell in das Herz des habsburgischen Vogtes nur eine mit wunderbarer Kraft mit neuem Leben umkleidete uralte, aus dem Norden stammende Sage ist. Das Wesentliche ist, daß auch dort im Oberlande die demokratischen Elemente mühsam zwischen der Aristokratie der Lehensherren und der Äbte der großen Heiligtümer, der Ritterschaft und dem Patriziat sich emporrangen; daß inmitten der Alpenwelt die Gegenden um den Vierwaldstädter See her, Schwyz, Uri, Unterwalden, demokratischer Zustände sich erfreuten; daß Rudolf von Habsburg in Hochalemannien begütert war, sein Haus bei seinem Tode das erbliche Schutzvogteirecht oder -amt über jene drei Kantone besaß und daß sein Sohn Albrecht sich mit dem Gedanken trug, die habsburgischen Besitzungen zu einem österreichischen Fürstentum im Oberlande zu vereinigen; daß die drei Thäler, wie so viele andre Gemeinwesen jener Zeit, gegen die von habsburgischer Seite geplanten oder befürchteten Neuerungen einen ewigen Bund schlossen, den man als den Ursprung der Eidgenossenschaft anzusehen berechtigt ist (1291); und endlich daß sie in der folgenden Zeit auf Seiten der Gegner Habsburgs standen. Sie erkannten Ludwig als König an und im Jahre 1315 sammelte Herzog Leopold die Blüte des oberländischen Adels wie auch die kleinen Herren der wald-



Kampfszene aus der Zeit der Schlacht bei Mühldorf.

Aus einer im Jahre 1334 im Auftrage des Landgrafen Heinrich von Hessen angefertigten Prachthandschrift des Wilhelm von Oranse, ritterliches Epos, aufbewahrt in der ständischen Landesbibliothek zu Kassel.
Die Bilder dieses Kodex gehören zu den vollendetsten Werken mittelalterlicher Miniaturmalerei und geben in Tracht, Bewaffnung u.s.w. ein treues Bild der Zeit.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig.

städtischen Gebiete selbst zu einem glänzenden Ritterheer. Diese Ritter waren, wie sich denken läßt, sehr siegeszuversichtlich: es fehlte nicht an Stricken, mit denen man die Gefangenen zu binden gedachte. An einem nach dem Egerisee zu geneigten Abhang, dem Morgarten, standen die Waldleute, nicht mehr als 1300 mit Hellebarden bewaffnete Männer, als — am 15. Oktober — die Helme am südwestlichen Ufer des Sees das Thal heraufkamen. Die grobe Unvorsichtigkeit, mit der sie sich in das schwierige Terrain vorwagten, büßten sie mit einer vollständigen Niederlage. In $1^1/_2$ Stunden war der Kampf entschieden, das ritterliche Korps gesprengt, und da sie auf das Fliehen, das nunmehr unerläßlich wurde, gar nicht eingerichtet waren, wurde eine große Zahl erschlagen oder in den nahen See gesprengt. Den Herzog, der in einem unscheinbaren Körper eine stolze und hochstrebende Seele trug, tötete fast die Scham: für Ludwigs Sache war dieser Sieg, welcher allenthalben großes Aufsehen machte, ein bedeutender Gewinn. Indes zog der Bürgerkrieg unter allerlei kleinen Wechselfällen sich hin, und daß er nur entsittlichende Wirkungen haben konnte, liegt auf der Hand. Die großen Ziele, und mit ihnen die großen Kräfte und Thaten fehlten: es ist sehr bezeichnend, daß im Jahre 1318 die drei rheinischen Kurfürsten zu Koblenz einen Vertrag schlossen, in dem jedem freigestellt war, dem von ihm erkorenen römischen Könige zu helfen, nur nicht zum Schaden der andern Vertragschließenden.

Erst im Jahre 1322 rüstete man sich von beiden Seiten zu einem entscheidenden Schlage. (Schlacht bei Mühldorf. 1322.) Vom Osten führte Friedrich sein Heer heran, mit dem sich die Streitkraft vereinigen sollte, welche sein Bruder Leopold in Schwaben gesammelt hatte. Friedrich, ein ritterlicher Mann und schon an der Spitze einer an Zahl überlegenen Streitmacht, beging die Thorheit, den Kampf auf der Ampfinger Heide, am linken Ufer des Inn beim Städtchen Mühldorf, anzunehmen. Die Gelegenheit, den Kampf wie bei Göllheim durch ein Duell der Fürsten zu entscheiden, gewährte ihm Ludwig nicht, der schon über die Pflichten des Feldherrn modernere und praktischere Ideen hegte. Zehn Stunden rangen die Gegner sich müde: die Entscheidung brachte der Burggraf Friedrich von Nürnberg, ein Hohenzoller, der sich sofort dem König Ludwig angeschlossen hatte, durch eine Umgehungsbewegung, welche auf der österreichischen Seite zuerst die Hoffnung erweckte, daß die sehnlich erwartete Streitmacht Leopolds angelangt sei. Der Gegenkönig selbst, Friedrich, war unter der Siegesbeute. Ludwig behandelte den Altersgenossen, mit dem er in Wien aufgewachsen war, mit der ritterlichen Höflichkeit, welche die damalige Gesellschaft hochhielt. Der Ort seiner Haft war die Burg Trausnitz am Inn (1322). Mit ihm waren 1400 seiner Ritter Ludwigs Gefangene geworden: und ein Sieg des Bürgertums war auch die Schlacht bei Mühldorf insofern, als im Heere Ludwigs, der für bürgerfreundlich galt und dem namentlich seine Hauptstadt München viel verdankte, die städtischen Aufgebote, nach ihren Zünften geordnet, stark vertreten waren. Wenn man einem alten Reim der löblichen Zunft glaubt, so hätten die Münchener Bäckerknechte allein die Schlacht entschieden.

Sie hob Ludwigs Stellung auf kurze Zeit und gab ihm den Mut und die Möglichkeit, seinem Hause eine Landerwerbung zu schaffen, deren das Königtum der Wittelsbacher jetzt und bei etwaiger künftiger Gelegenheit dringend bedurfte. (Mark Brandenburg erworben.) Die Linie der Askanier, welche seit zweihundert Jahren in der Mark

Brandenburg regiert hatten, war mit Waldemar (1319) oder dessen Neffen Heinrich (1320) erloschen: König Ludwig konnte jetzt seinen zwölfjährigen Sohn Ludwig mit dem Lande belehnen (1323). Im übrigen war seine Lage noch immer schwierig. Der gefährlichste seiner Gegner, Herzog Leopold, war frei und seines Armes wie seines vielanschlägigen Geistes mächtig; die Übertragung der Mark an den eigenen Sohn hatte die Luxemburger, also seine wichtigsten Verbündeten, verstimmt: und nichts war leichter als eine Intrigue anzuspinnen, bei welcher Frankreich und der Papst mitwirkten. Denn in Frankreich, wo rasch nach einander die Regierung mehrmals gewechselt hatte, — auf Philipp IV. war sein Sohn Ludwig X., auf diesen schon 1316 dessen Bruder Philipp V. gefolgt — hatte Karl IV., der seinem Bruder im Jahre 1322 nachfolgte, die Pläne Philipps des Schönen auf Erwerbung der deutschen Krone wieder aufgenommen, und Papst Johann XXII., der nach längerer Sedisvakanz den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, war ganz im französischen Interesse (seit 1316). Er hatte zu Lyon seinen Wählern geschworen, daß er nie ein Tier besteigen werde, außer um nach Rom zu reisen: er bestieg demgemäß ein Schiff und fuhr die Rhone hinab nach Avignon.

Konflikt mit dem Papste.

Der Konflikt brach noch im Jahre 1323 aus. Mit der ganzen Unverzagtheit kurialistischer Logik, welche sich durch alle Jahrhunderte gleich geblieben ist, hatte der Papst die Theorie aufgestellt, daß die Eide, welche von den deutschen Königen bei der Kaiserkrönung geschworen würden und die in Wahrheit nur das Gelöbnis enthielten, die Kirche gegen ihre Feinde zu schützen, Lehenseide seien, und daraus hatte Clemens V. abgeleitet, daß während der Erledigung des deutschen Thrones die Ernennung eines Vertreters der kaiserlichen Rechte in Italien ihm, dem Papste, gebühre. Zu erstaunen war dabei nichts: sein Nachfolger verfügte demgemäß über diese kaiserlichen Rechte zu gunsten des Königs Robert von Neapel: diesem widersetzte sich das Haupt der Ghibellinen in Oberitalien, Matteo Visconti in Mailand, dem Papst Johann nicht zauderte deshalb als einem Ketzer und „Knecht der Dämonen“ den Prozeß zu machen. Matteo starb im Jahre der Schlacht bei Mühldorf: die achthundert Reiter, welche Ludwig seinem Sohne Galeazzo Visconti, dem Erben seiner Machtstellung nach Mailand sendete und welche in der That der ghibellinischen Sache wieder emporhalfen, bildeten den Anlaß oder den Vorwand zu einem neuen kirchenpolitischen Streite, der bei der neuen Form, in welche die alten päpstlichen Anmaßungen sich kleideten, unvermeidlich war, der aber in manchem Betracht einen andern Charakter zeigte, als die bisherigen. Während der Papst bisher, seit den Tagen Heinrichs IV., an der aufstrebenden deutschen Landeshoheit einen Verbündeten gefunden hatte, fand er jetzt, wo die großen Territorialherren souverän oder nahezu souverän geworden waren, an diesen Fürsten vielmehr Gegner: und wenn der König oder Kaiser ihm entgegentrat, so waren es jetzt vor allem ihre Interessen, mehr als die seinigen, die er verfocht.

Johann XXII. ließ zu Avignon ein Schriftstück anschlagen, in welchem er den König Ludwig aufforderte, seiner Würde als Reichsoberhaupt so lange zu entsagen, bis er als solches von ihm, dem Papste, bestätigt sei: widrigenfalls ihn und seine Anhänger der Bann treffen würde. Ludwig protestierte, er hob hervor oder deutete an, daß die päpstliche Theorie vor allem das Recht der Kurfürsten antaste. Die Frist verstrich, der Bann erfolgte: Ludwig erneuerte

zu Frankfurt seine Verwahrung in nachdrücklicherer Form und appellierte an ein allgemeines Konzil (1324).

Die Franziskaner und der König.

In dem nun entbrennenden Kampfe hatte Ludwig bessere Aussichten und Möglichkeiten des Erfolgs, als jemals ein deutscher König vor ihm gehabt hatte. Die französische Intrigue kam nicht vorwärts: bei den Kurfürsten war wenig Stimmung für die Kandidatur eines Fürsten aus einem Hause, das an erbliche Macht gewöhnt war, und auf einer diplomatischen Besprechung, die zu Rense zwischen Abgesandten des Papstes, des französischen Königs, dem Herzog Leopold und den geistlichen Kurfürsten wie einigen andern geistlichen Großen stattfand, wurden die Anträge der beiden ersten durchaus abgelehnt. Der Bruder des Erzbischofs von Mainz, der Deutschordenskomtur Berthold von Buchegg, warf hier ein Gewicht in die Wagschale mit dem Widerwillen seines Ordens gegen Johann XXII., der in einem langen Streit mit den Erzbischöfen von Riga gegen den Orden entschieden hatte. Wichtiger noch war, daß Ludwig einen Bundesgenossen in den Franziskanern fand, welche unter dem Volke selbst und auf publizistischem Wege seine Sache verfochten. Die spiritualistische, idealistische Richtung dieses Ordens hatte an sich eine für die bestehende Kirche sehr unbequeme Seite. Es waltete ein Streit zwischen ihnen und den Dominikanern über den Begriff der evangelischen Armut und die Tragweite des Armutsgelübdes: die Dominikaner behaupteten, daß der Mensch und auch der Mönch auf das unbedingt Notwendige, auf das was er täglich brauche, ein Eigentumsrecht habe, während die Franziskaner oder die strenge Partei unter ihnen nichts von einer solchen Transaktion mit der Strenge ihres Gelübdes wissen wollten. Innozenz IV. hatte einst, um die zarten Gewissen zu beruhigen und den Streit, der einige bedenkliche Momente hatte, zu beseitigen, die scharfsinnige Auskunft getroffen (1245),, das Eigentumsrecht hinsichtlich dessen, was die Franziskaner gebrauchten und zu solch unmittelbarem Gebrauch besäßen, dem heiligen Stuhl zu vindizieren. Der Idealismus gab sich aber mit dieser sinnreichen Auskunft oder Ausflucht nicht zufrieden: und wenn denn, wie die Eifrigen festhielten, Christus und die Apostel, ihre Vorbilder, schlechterdings kein Eigentum besessen hatten — wie stand es dann mit deren Nachfolgern, den Päpsten? wie mit der damaligen Kirche? Die Sache wurde lästig, auf was für Dinge kann man bei einem solchen Streit nicht kommen? — und so erklärte denn der Papst Johann XXII. jene Ansicht des franziskanischen Radikalismus kurzweg für häretisch, und die noch in Avignon lebenden namhaften Theologen und Häupter dieses Ordens thaten wohl daran, so schnell als möglich sich aus dem unmittelbarsten Machtbereich des Papstes zu entfernen. Der Orden aber war eine Macht: und die päpstlichen Waffen erwiesen sich, da die Franziskaner im allgemeinen in Deutschland beliebter waren als die Dominikaner, nur wenig wirksam.

Ludwig und die Habsburger.

Ludwig suchte sich nun vor allem mit seinen österreichischen Gegnern zu vergleichen. Er verständigte sich mit seinem Gefangenen und entließ diesen: aber das Abkommen, das er mit diesem getroffen, fand die Zustimmung Leopolds nicht und so kehrte Friedrich nach der Trausnitz zurück (1325), ungeachtet der Papst ihm diese Rückkehr, d. h. die Erfüllung eines gegebenen Ritterwortes bei Strafe des Bannes untersagt hatte. Bald darauf verständigten sich die beiden Männer, welche mit gleicher Vertraulichkeit wie in ihrer Jugend ver-

kehrten, auf eine gemeinschaftliche Führung der Reichsgeschäfte: während des Römerzugs, auf welchem der Herzog Leopold den König Ludwig begleiten würde, sollte Friedrich in Deutschland das Regiment führen. Diesem Vertrag von München (Januar 1326) versagten sich aber die Kurfürsten, und er widersprach freilich dem einfachen Begriff des Königtums: er war aber ungefährlich, da Leopold kurze Zeit darauf, Februar 1326 starb, — er war erst 34 Jahre alt — und da Friedrich, an sich unbedeutend, durch einen Hader im habsburgischen Hause selbst, den der jüngere Bruder Otto erregte, gelähmt ward. Auch an andrer Stelle suchte der Papst den gehaßten König, dem er bis dahin noch nichts hatte abgewinnen können, zu schädigen. Er stiftete den König von Polen, Wladislaw den Kurzen, zu einem Einfall in die Mark Brandenburg auf. Zwei Heere drangen in das Land und erfüllten es mit jedem Greuel der Verwüstung, aber ohne weitere Erfolge als den, daß die Bevölkerung um so eifriger ghibellinisch wurde: in Berlin übte das Volk an einem fremden Geistlichen, der es wagte, den Bann des Papstes gegen den jungen Markgrafen und seinen königlichen Vater zu verkünden, Lynchjustiz, indem es ihn vor der Marienkirche verbrannte. Die schärfste und verwerflichste, dem innersten Wesen des Christentums hohnsprechende Waffe des Papsttums, das Interdikt, erwies sich also hier wie im ganzen übrigen Deutschland nur wenig wirksam: bei dem trotzig aufstrebenden demokratischen Geist, der damals durch die Städte ging, fanden sich Mittel, die etwa widerstrebende Geistlichkeit zu zwingen, und wo es nicht anders war, wußte man sich auch ohne die gewohnten kirchlichen Formen eine Zeitlang zu behelfen. Jener Poleneinfall, der eine große Erbitterung erregte, kam mittelbar sogar dem König Ludwig zu gute, der unter günstigen Vorzeichen, wenn auch mit geringer Macht, im Frühling 1327 seinen Römerzug antrat.

Ludwig in Rom. Gegenpapst.

Sein Heer verstärkte sich auf italienischem Boden alsbald, und in Mailand luden ihn Gesandte der Stadt Rom ein, bald sich dort zum Kaiser krönen zu lassen. In der That wurde er hier, wo die Bevölkerung sich einesteils über die Verlegung der päpstlichen Residenz ärgerte und andererseits sich die Abwesenheit des päpstlichen Regiments zu nutze machte, als er im Januar 1328 anlangte, mit offenen Armen aufgenommen. Das Haupt des ghibellinischen Adels, Sciarra Colonna, war Stadthaupt, Capitano in Rom und entsprechend war auch der Stadtrat, die 52 Conservatori del popolo, zusammengesetzt. In ihrem Namen — denn der Stadt, behaupteten sie, und nicht dem Kirchenoberhaupte stehe das Recht, einen Kaiser zu krönen zu — wurde ihm von weltlichen Händen in der Peterskirche die Krone aufgesetzt und dann von zwei im Bann befindlichen Bischöfen die Salbung vollzogen. Der Erfolg scheint den Kaiser, dessen Geist nicht größer ward mit den wachsenden Aufgaben, mit sich fortgerissen zu haben: er sprach, nach einem Rechtsverfahren, das keines war, über den Papst — er nannte ihn Jakob von Cahors, wie dieser ihn nur als Herzog von Bayern zu bezeichnen pflegte — das Urteil der Absetzung wegen Ketzerei, Simonie, Hochverrat und was man von Verbrechen in kurzer Zeit zusammenbringen konnte, und ließ dann einen braven Minoriten als Papst Nikolaus V. den Stuhl des heiligen Petrus besteigen (1328).

Rückkehr. Friedrichs Tod. 1330.

Hier endeten aber seine Erfolge. Das Blatt wendete sich schnell. Er entfremdete sich durch allerlei Mißgriffe angesehene Häupter der kaiserlichen



Krönung Ludwigs des Bayern in der Peterskirche zu Rom durch den Bischof von Arezzo, Guido Tarlati di Pietramale.
Relief vom Marmorgrabmal des Bischofs im Dom zu Arezzo.

Partei, wie den mächtigsten und geistig bedeutendsten Ghibellinenführer in Toskana, Castruccio Castracani und die Visconti in Mailand; in Rom selbst war seines Bleibens nicht, da eine Schatzung von dreißigtausend Goldgulden dem Volke nicht gefiel, und er mußte eilen mit seinem Papste von diesem heißen Boden wegzukommen; von einem Eroberungszuge gegen Neapel, den er im Bunde mit König Friedrich von Sizilien plante, konnte keine Rede mehr sein. Im Dezember 1329 kehrte der Kaiser, ohne irgend etwas Dauerndes aufgerichtet zu haben, nach Deutschland zurück, während der Gegenpapst demütig seine Resignation nach Avignon sandte, und im folgenden Jahr 1330, nach einem öffentlichen Bekenntnis seiner Schuld und seiner Reue in den Schoß der Kirche wieder aufgenommen ward. Der kaiserliche Titel übrigens, den Ludwig bei seiner Rückkehr nach Deutschland im Jahre 1330 als einzige Beute aus Italien heimbrachte, war doch kein ganz wertloses Gut, und mehr noch verbesserte sich seine Lage durch den im gleichen Jahr erfolgenden Tod König Friedrichs. So wenig dieser, namentlich in den letzten Jahren, seinem Titel irgendwelche Bedeutung durch seine Persönlichkeit zu geben gewußt hatte, so wäre doch seine Existenz für Ludwig ein Hemmnis gewesen und vielleicht auch wieder eine Gefahr geworden. Die Verhältnisse lagen für den Kaiser günstiger als für die meisten seiner Vorgänger. Das mächtigste der großen Häuser Deutschlands, das luxemburgische, gewährte ihm lange Zeit eine loyale Unterstützung. Das eine der beiden damaligen Häupter dieses Hauses, der Erzbischof Balduin von Trier, ein hervorragender Politiker und ebenso vorzüglicher Regent seines Landes, weigerte der päpstlichen Bannbulle die Publikation und übte auf Ludwig, wie

auf seinen Neffen, das zweite dieser luxemburgischen Häupter, den König Johann von Böhmen, einen günstigen Einfluß aus. Der letztere, eine geniale Natur wie nicht wenige dieser Lützelburger, unruhig, ehrgeizig, hatte sich und seinem Hause die Anwartschaft auf das Erbe des Herzogs Heinrich von Kärnthen, der keine Söhne hatte, gewonnen und nahm das Werk, das dem Kaiser in Italien mißlungen war — Schiedsrichter, bewaffneter Neutraler, in dem zerfahrenen Lande zu sein — auf mehrfaches Verlangen und im Vertrauen auf sein diplomatisches Geschick wieder auf: ihm schwebte die Vereinigung von Böhmen und Mähren, Kärnthen und Tirol, sowie einem Besitze in Italien zu einem großen Länderkomplexe vor. Auch ihm freilich gelang die Begründung einer dauernden Macht in Italien nicht, so glänzend seine Anfänge waren: er kehrte bald wieder aus dem Lande zurück, indem er das weitere seinem fünfzehnjährigen Sohne Karl überließ. Dagegen gelang es ihm, trotz jener für das wittelsbachische Haus gefährlichen Landerwerbungspläne, den Kaiser wieder ganz günstig für sich zu stimmen: unter den vielen Projekten, welche diese endlos geschäftige fürstliche Hauspolitik gebar, war auch das einer Vermählung des Markgrafen Ludwig von Brandenburg mit einer Tochter des Königs Johann, und der Kaiser hoffte von dem letztern, daß er ihm auch die Aussöhnung mit dem Papste vermitteln würde.

Denn diese ersehnte Ludwig mit dem ganzen Verlangen feiger Bigotterie. Ein Konflikt mit dem Oberhaupt der Kirche, wie handgreiflich auch dieses Oberhaupt der Kirche das Werkzeug rein weltlicher Antriebe und Umtriebe war, war zu viel für diesen gutherzigen, aber an Geist und Körper überaus gewöhnlichen und darum widerspruchsvollen Mann, der übrigens in dieser Hinsicht in den Kreisen der Regierenden zu allen Zeiten viele seinesgleichen gehabt hat. Der Luxemburger betrog ihn nur, oder hielt ihn hin: er spann mit dem französischen König Heirats- und Herrschaftspläne, und Kaiser Ludwig ließ sich, um zur Aussöhnung mit St. Peter zu gelangen, sogar bereit finden, nötigen Falls selbst die Krone niederzulegen, die dann ein andrer Wittelsbacher, der zugleich König Johanns Schwiegersohn war, der Herzog **Heinrich** von **Niederbayern**, wieder aufnehmen sollte. Diese Intrigue, bei welcher der König von Frankreich das beste Geschäft gemacht haben würde, war schon sehr weit gediehen; der Papst zögerte noch: mittlerweile drang der schmähliche Vertrag, bei welchem das arelatische Reich mit Dependentien an die französische Krone gekommen wäre, in die Öffentlichkeit, eine Anzahl Reichsstädte ließen beim Kaiser anfragen, der dann die ganze Sache in einem Rundschreiben an die Städte des Reichs leugnete (1334), um nun, der Politik der Schwäche sehr gemäß, eine Zeitlang zum andern Extrem überzugehen.

Stellung Ludwigs, Kurverein zu Rense.

Im Jahre 1335 starb Herzog Heinrich von Kärnthen-Tirol und um sein Erbe entbrannte nun ein heftiger Streit, in dem anfangs Ludwig und die Habsburger gegen König Johann und dessen Verbündete, den König Karl Robert von Ungarn und einige deutsche Reichsfürsten, standen. In dieser Zeit hätte ihm die Aussöhnung mit dem, was er für die Kirche nahm, gelingen können: der Nachfolger des feindseligen Papstes, der im Jahre 1334 gestorben war, **Benedikt XII.**, wünschte sie, weil ihn die französischen Fesseln drückten. Allein gegen den Willen des französischen Königs konnte sie auch der neue Papst nicht aussprechen, und diesen guten Willen verdarb sich der Kaiser durch eine schwankende und unwürdige Politik, kraft deren er gleichzeitig mit Philipp VI. von Frankreich gegen Eduard III. von England, und mit diesem gegen jenen

— in einem Streite, bei dem, wie wir sehen werden, Großes auf dem Spiele stand — unterhandelte. So fruchteten die wiederholten Gesandtschaften an den Papst doch wieder nichts; und doch hätte er deren gar nicht bedurft, da die Stimmung in Deutschland ihm bei dem Streit gegen den Papst mit einem Nachdruck zur Seite stand, wie niemals zuvor einem seiner Vorgänger. Vor allem die Reichsstädte, welche in diesen Jahrzehnten eben der Schauplatz eines frischen Schaffens und regen Vorwärtsdrängens waren: ein Gebiet der öffentlichen Wohlfahrt nach dem andern nahmen sie der Geistlichkeit aus der Hand, um es nach weltlichen Gesichtspunkten zu verwalten. Es war die Zeit, wo fast überall, hier mit mehr, dort mit minder vollständigem Erfolg die Zünfte, das demokratische Element, sich neben dem aristokratischen, den Geschlechtern, seinen Anteil an der Stadtregierung errang oder erkämpfte: z. B. 1327 (1330) in Speier, 1332 in Straßburg, 1334 in Regensburg, 1336 in Basel. Mit großer Ruhe trugen sie Jahr um Jahr das päpstliche Interdikt — Zürich z. B. während 17 Jahren — und auch an drastischen Mitteln dagegen fehlte es nicht: entweder singen oder aus der Stadt springen lautete die Alternative, die man der widerhaarigen Pfaffheit stellte: in Erfurt bezwang man sogar die Predigermönche, die nicht singen und läuten wollten, indem man sie in ihr Kloster einsperrte und hungern ließ, bis sie sich bequemten. Aber auch der Klerus selbst, vor allem unter dem Einfluß der franziskanischen Ideen, war gegen den Papst, und nicht der niedere allein: ihre Einigkeit war erschüttert. Durch eine Anzahl streitiger Bischofswahlen, — namentlich um den Mainzer Sitz war ein längerer Streit zwischen Balduin von Trier und Heinrich (von Virneburg) von Köln — und als ein gemeinsamer Sühneversuch eines Teils der Bischöfe zu Avignon gescheitert war (1338), kam es noch im selben Jahre zu einem höchst bedeutsamen Schritt, dessen Schauplatz das rheinische Dorf Rense war. Die sechs Kurfürsten — alle außer Böhmen — vereinigten sich zu einer Deklaration, ihre Wahlrechte gegen jedermann zu behaupten: das von der Gesamtheit oder einer Mehrheit der Kurfürsten gewählte Oberhaupt des Reichs bedürfe, um seine Befugnisse auszuüben, nicht der Bestätigung des apostolischen Stuhles.

Deklaration von Frankfurt.

Die Sache wurde jetzt für den heiligen Stuhl ernsthaft. Ein Reichstag war nach Frankfurt am Main berufen, und hier, wo etwa zwei Dritteile Deutschlands wirklich vertreten waren, legte Ludwig in einer Art Appellation an die Nation seine Sache dar: die anwesenden Geistlichen gaben ein Gutachten ab, daß er alles gethan, was man irgend verlangen könne, um der Kirche genug zu thun, und daß ihm schweres Unrecht widerfahren sei. Demgemäß beschloß der Reichstag, daß allenthalben in Deutschland der Gottesdienst aufzunehmen, das Interdikt also nichtig sei — wer sich dessen weigere, sei als Hochverräter am Reich zu bestrafen. Ferner wurden die Prinzipien jenes Kurvereins von Rense angenommen und Ludwig erließ demgemäß eine feierliche Deklaration (8. August), daß die kaiserliche Würde unmittelbar von Gott stamme, und daß der von allen oder der Mehrheit der Kurfürsten Gewählte durch diese Wahl, allein durch diese, König und Kaiser sei. Die staatsrechtliche Theorie, welche vierzehn Jahre früher (1324) von Marsilius von Padua und Johannes von Jandun in einer gemeinsam verfaßten Schrift, Defensor pacis, entwickelt worden war, erhielt jetzt die feierliche Sanktion und wurde wenige

Wochen später bei einer Zusammenkunft des Kaisers mit dem englischen König Eduard III. zu Koblenz wiederholt als Richtschnur und gemeinsames Programm aufgestellt. Es war eine überaus glänzende Versammlung: auf dem Markte von Koblenz vor dem kaiserlichen Thron stand der englische König, um die Urkunde zu empfangen, die ihn zum Reichsvikar am Niederrhein ernannte. Auch machte man den widerspenstigen Geistlichen gegenüber wirklichen Ernst: ein Riß ging durch die Geistlichkeit, und daß man von beiden Seiten die Scheltworte nicht sparte, ist zum Überfluß bezeugt: im ganzen aber hatte die reichstreue Geistlichkeit entschieden das Übergewicht, und die Strömung war so stark, daß im folgenden Jahr auch der König von Böhmen thatsächlich dem Programm von Rense beitrat (1339).

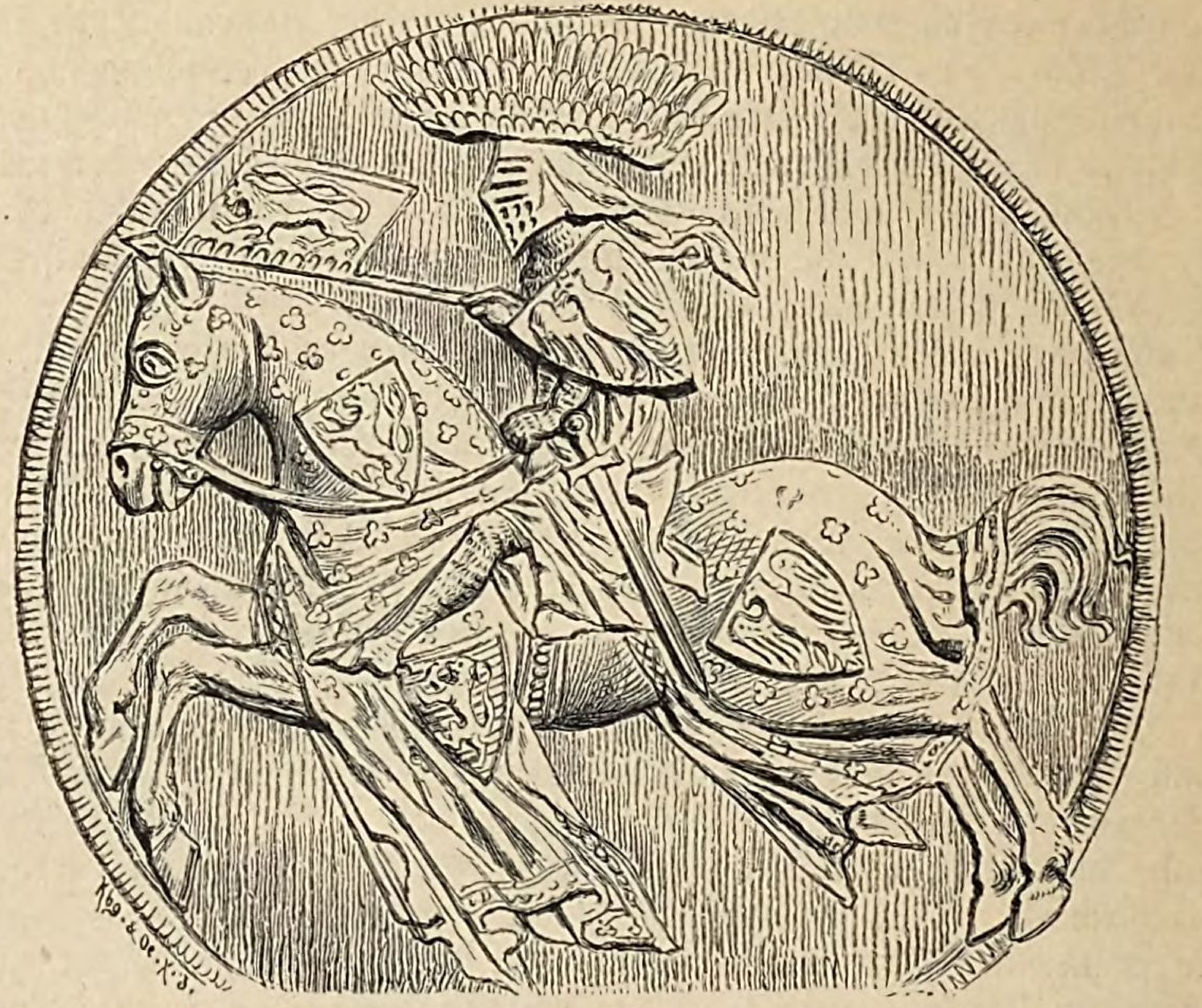
Erwerbung von Tirol. 1342.

Unglücklicher Weise behauptete Ludwig selbst diese glänzende Stellung nicht, und fuhr fort auf dem Wege der Bitten und der Zugeständnisse die Aussöhnung mit dem Papste zu suchen. Er war beschränkt und kleinmütig genug, an jene tapferen Worte der Unabhängigkeit, von denen eine wirkliche Befreiung der Christenheit oder zum mindesten der deutschen Nation vom Joch einer völlig ausgearteten geistlichen Gewalt ausgehen konnte, selbst nicht zu glauben: es ist freilich nicht das letzte Mal gewesen, daß im Kampfe gegen den gigantischen Schatten des Papismus persönlich tapfere Fürsten nach kühnem Anlauf feige zurückgewichen und verzagt sind. Auch bei der Allianz mit Eduard III., welche ihm in diesem Kampfe von größtem Wert sein mußte, erwies er sich nicht als zuverlässig. Daß diesem charakterschwachen Manne das, was die Menschen das Glück zu nennen pflegen, gefehlt habe, läßt sich keineswegs sagen. Im Jahr 1340 starb die niederbayrische Linie des wittelsbachischen Hauses aus mit jenes Heinrichs II. zehnjährigem Knaben, und die Stände Niederbayerns, der Gelegenheit froh, wählten Ludwig sofort zu ihrem Fürsten: dem schönen Besitz des vereinigten Bayernlandes den von Tirol hinzuzufügen, bot sich gleichzeitig eine Gelegenheit von freilich nicht unanfechtbarem Charakter. Die Erbin dieses Landes, Margarethe, Tochter des Herzogs Heinrich von Kärnthen, fand gegründete oder nichtgegründete Ursache, sich über ihren Gemahl, den zweiten Sohn des Königs Johann von Böhmen, Johann Heinrich, zu beklagen, und bot sich heimlich dem Kaiser als Gemahlin an für seinen Sohn, den Markgrafen Ludwig, der Witwer war. Das eine Hindernis, das der Widerwille des letzteren gegen die Person der ihm angesonnenen Gattin — der Beiname Maultasche, den sie führte, bezeichnet keine Schönheit — entgegenstellte, ward überwunden; aber wie ließen sich die vielen andern überwinden? Der Luxemburger war rechtmäßiger Gemahl und Fürst im Lande; zur Annullierung dieser Ehe war kein irgend wie haltbarer Grund vorhanden und sie konnte nur von dem Papste ausgesprochen werden, was in damaliger Lage der Dinge die unmöglichste aller Unmöglichkeiten war; selbst abgesehen von dem kirchlichen Hindernis, das der neuen Ehe hier noch zu allem Überfluß im Wege stand — der Verwandtschaft im dritten oder wievielten Grade, die zwischen den beiden Neuzuvermählenden bestand. In der Menschenseele aber und namentlich in einer schwachen Menschenseele vertragen sich die gröbsten Widersprüche: derselbe Fürst, der sich, um nur mit dem Oberhaupt der Kirche wieder zum Frieden zu gelangen, bis zur äußersten Demütigung — Thronentsagung — hatte bereit finden lassen, derselbe erklärte, von dynastischer Habsucht getrieben, ohne weiteres die Ehe der Margarethe für nichtig, und

ebenso, kraft kaiserlicher Autorität, jenes Hindernis der Verwandtschaft für nicht erheblich. Wäre jene Verwandtschaft ein wirkliches Hindernis nach göttlichem Rechte, so argumentiert die Urkunde, so könnte kein Papst, ja selbst kein Engel vom Himmel davon dispensieren: nun habe aber der Papst diesen Dispens häufig erteilt: daraus folge notwendig, daß es sich nur um ein menschliches Statut handle, und von einem solchen zu dispensieren sei Sache des Kaisers. So geschah das Unerhörte: mit Hilfe des unzufriedenen Adels ward der Luxemburger aus dem Lande getrieben und die Ehe wurde vollzogen (1342).

Die Rücksichtslosigkeit, mit welcher Ludwig hier, um die Macht seines Hauses zu mehren, Rechte usurpierte, welche nach dem religiösen und rechtlichen Bewußtsein der Zeit unzweifelhaft dem kirchlichen Gebiete angehörten, regte die Unzufriedenheit der Fürsten wider ihn auf. Das Haus Luxemburg war unmittelbar und schwer beleidigt und gereizt, und der Zwiespalt mit dem Papsttum ward durch jenen unerhörten Schritt um so mehr verschärft, als nach Benedikts Tode (1342) ein Freund des luxemburgischen Hauses, Clemens VI., gewählt wurde. So änderte denn Ludwig seine Politik abermals: von der kurzen Anwandlung kaiserlichen Trotzes ging er wieder zur Verzagtheit über. Allein die Forderungen des Papstes waren von solcher Art, daß sie aufs gröbste nicht gegen die kaiserlichen, sondern die fürstlichen Interessen verstießen: in der That war der kirchliche Streit in diese neue Phase eingetreten, und er war darum für das Papsttum, das blind darauf losstürmte, viel gefährlicher geworden. Die Fürsten hatten Grund, dem Kaiser vorzuwerfen, daß er diese ihre Interessen, welche zugleich die des Reiches seien, nur schlecht vertrete, und der Plan tauchte auf, ihm einen römischen König zur Seite zu setzen: es kam darüber mit ihm selbst zu Verhandlungen, man nannte ihm den Sohn des Königs von Böhmen, Karl. Indes verließ den Kaiser sein Glück nicht. Im Jahre 1345 fiel der Graf Wilhelm IV., Herr von Holland, Seeland, Utrecht, Friesland und Hennegau, in einem Kampf mit den Ostfriesen: mit ihm erlosch der Mannsstamm der Grafen von Holland, und die nächstberechtigte Erbin, die dem Lande sehr genehm war, war Wilhelms älteste Schwester Margarethe, die Gemahlin Kaiser Ludwigs: dieser belehnte sie im Jahre 1346 mit dem nachgelassenen Besitz ihres Bruders. Dies brachte die Koalition der feindlichen Kräfte vollends zusammen. Im April jenes Jahres erneuerte Papst Clemens den Bann und forderte die Kurfürsten zur Wahl eines neuen Reichsoberhaupts auf. Fünf derselben leisteten Folge: zu Rense im Juli wählten die drei Erzbischöfe, Sachsen und Böhmen den ältesten Sohn Johanns Karl Markgrafen von Mähren zum König, der unter anderen Zugeständnissen dem Papste — oder dem augenblicklichen Oberherrn des Papstes, dem französischen König — versprach, alle Streitigkeiten zwischen dem deutschen Reich und Frankreich, schwebende und künftige, der Entscheidung des Papstes zu unterwerfen. Er wird diese Verpflichtung nicht schwer genommen haben: Versprechungen dieser Art waren nicht dazu da, gehalten zu werden. Diese Wahl erschütterte Ludwigs Stellung nur wenig. Karl, der Pfaffenkönig, konnte es nicht einmal zur Krönung bringen. Die Stadt Aachen verschloß ihm ihre Thore, und Ludwig hatte überhaupt die Städte für sich, was jetzt schon die Hauptsache war: wie schwankend er sonst in seiner Politik gewesen, er hatte sich stets bürgerfreundlich erwiesen und für das städtische Wesen mehr Verständnis gezeigt, als irgend einer seiner Vorgänger. Mit allem Nachdruck

Gegenkönig Karl von Böhmen.



Der Böhmenkönig Johann (von Luxemburg) in vollem Waffenschmuck (nach seinem Siegel, städtisches Archiv zu Frankfurt a. M.)

Im Schilde führt er den polnischen Adler, im Fähnchen des Speeres den böhmischen doppelschwänzigen Löwen; auf der „Covertüre" (Pferdedecke) kommt zu beiden noch der Löwe von Luxemburg.

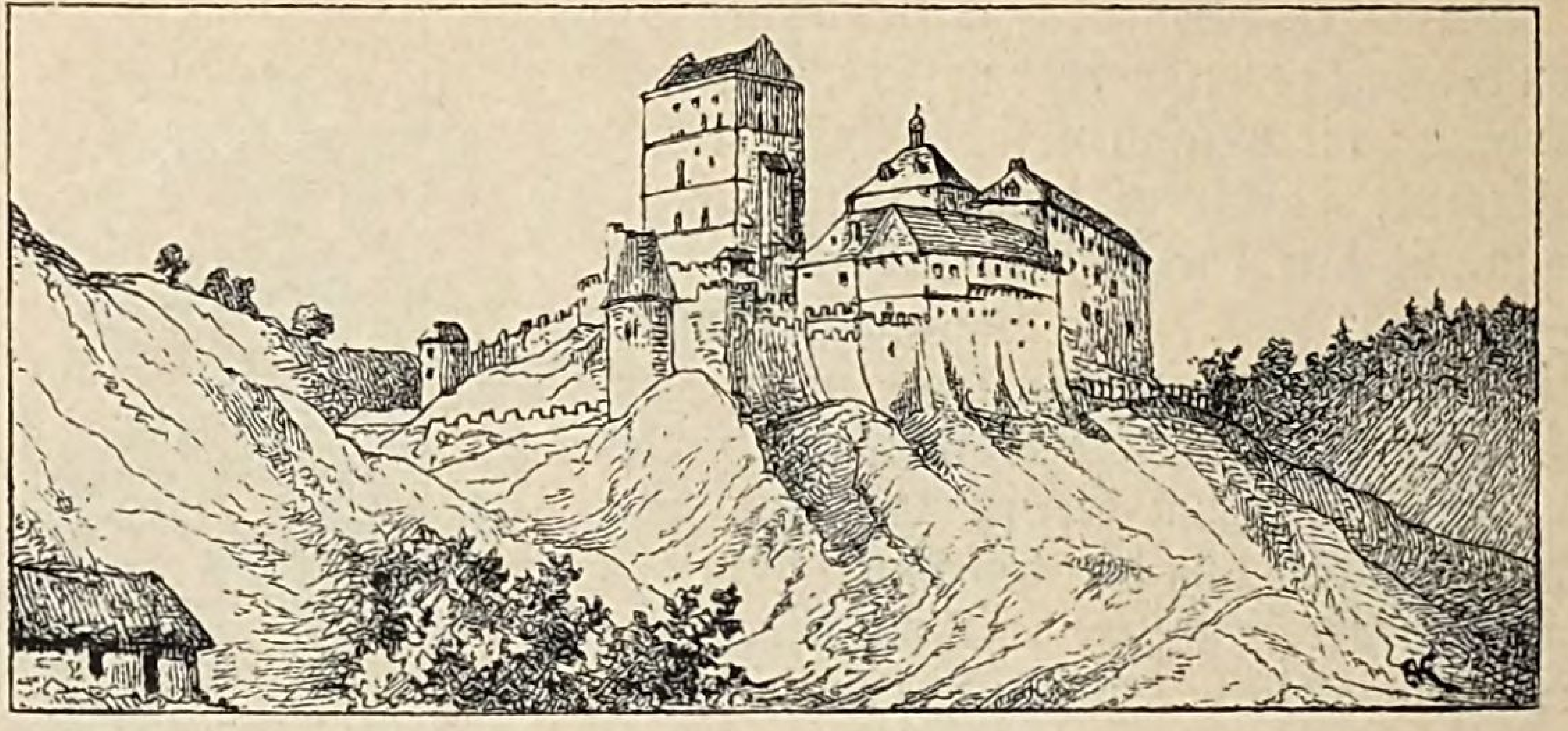
standen sie auf dem Städtetage zu Speier im September 1346 zu ihm, und nicht wenige weltliche Herren, die dort erschienen waren, erklärten sich ebenso. Das deutsche Königtum befestigte sich, und die Niederlage, welche kurz zuvor die Franzosen bei Crecy gegen die Engländer, und die Luxemburger, Vater und Sohn, welche sich im französischen Lager befanden, mit ihnen erlitten hatten, machte das Königtum Karls augenblicklich wenig gefährlich. König Johann, sein Vater, war in der Schlacht gefallen, Karl selbst schwer verwundet entkommen: im Jahre 1347 rüstete er sich von seinem Erblande Böhmen aus, das er glücklich erreicht hatte, zu einem Angriffe. Diese letzte Arbeit, den Stoß des Gegners zu parieren, ersparte dem Kaiser der Tod. In der Nähe von München, auf der Bärenjagd, traf ihn ein Schlagfluß: unter Anrufung der heiligen Jungfrau, der er fromm wie nur je ein deutscher König zu dienen beflissen gewesen, „süße Königin, unsre Fraue" — verschied er, dreiundsechzigjährig im Oktober 1347.

Ludwigs Tod. 1347.

Die vierunddreißigjährige Regierung Ludwigs des Bayern war für Deutschland wohlthätig gewesen, so wenig er persönlich der großen Stellung gewachsen erscheint. Unter seiner Regierung sieht man deutlich, wie eine ganz neue Zeit heraufsteigt, so wenig er selbst dieser neuen Zeit und ihren Anschauungen zugewandt erscheint: denn in seinen Religionsvorstellungen und Begriffen sehen wir ihn noch völlig in der hergebrachten Devotion verharren. Aber überall sonst, bei Gelehrten und Ungelehrten, im Volk und bei den Fürsten, bricht sich eine neue, entschieden antiklerikale und antipapistische Stimmung und Auffassung


Kopf Kaiser Ludwigs des Bayern, von seinem Grabmal in der Frauenkirche zu München.

Bahn. Wir sahen schon, daß diese Umwandlung, von der, wie es zu geschehen pflegt, während sie sich vollzog die wenigsten sich selbst Rechenschaft ablegten, in einem inneren Zusammenhang stand mit den Fortschritten des städtischen Lebens in dieser Zeit. Ein Verfassungskampf, wie er in den meisten deutschen Städten in sehr mannigfaltigen Formen und Stadien stattfand, und bei dem es sich um Beseitigung oder wenigstens Zurückdrängung der herkömmlich privilegierten Elemente handelte, ruft mit einer gewissen Notwendigkeit bedeutende Persönlichkeiten auf den Kampfplatz und bildet sie aus: vor allem aber erzeugt eine solche Entwickelung eine gewaltige Energie des Arbeitens, der Erwerbthätigkeit und läßt kein träumerisches, asketisches, phantastisches Leben zu, wie dasjenige der voraufgehenden Generationen, der Generationen der Kreuzzüge, noch in hohem Grade gewesen war. Die Idee staatlicher Ordnung war in der Form unabhängiger, autonomischer, städtischer Gemeinwesen zum Durchbruch gekommen, die uralte deutsche Volksgemeinde in dieser neuen zeitgemäßen Gestalt wieder hergestellt, und das Prinzip der Assoziation, das zunächst die Angehörigen der Stadt selbst zusammenbindet und ihre Gemeinde schafft, hatte sich in großartiger Weise in den Städtebünden, den Landfriedensverträgen, Recht und Ordnung schaffend, staatsbauend erwiesen. Hunderte von Ruinen zerstörter Raub- und Ritterburgen bekundeten allenthalben die Macht dieser Stadtgemeinden: als eine große politische Macht aber hatten sie sich doch unter dieser Regierung zum erstenmal erwiesen. Die kurfürstlichen Intriguen, welche den Luxemburger als Gegenkönig aufgestellt hatten, konnten nicht durchdringen, und Ludwig herrschte oder, da freilich eigentliche Herrschaft — eine zentrale dominierende Stellung inmitten der die Nation bewegenden Kräfte — nicht mehr Sache deutscher Könige war, er waltete seines königlichen Amtes in Sicherheit weiter. Sie hielten zu ihm, weil er Herz und Verständnis für Bürgertum und städtisches Leben hatte, weil er kein Kaiser der Ritter war, wie die früheren, und so besaß er eine Macht, welche seiner an und für sich mittelmäßigen Persönlichkeit eine größere Bedeutung gibt.



Alte Abbildung von Schloß Karlstein in Böhmen, Lieblingssitz und Aufbewahrungsort der Reichskleinodien Karls IV.

Drittes Kapitel.

Deutschland in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts: die Könige aus dem luxemburgischen Hause, Karl IV., Wenzel, Sigismund und die großen Föderationen. — Städtebündnisse und Kämpfe: schwäbisch-rheinischer Bund, Hansa, — Eidgenossenschaft.

Karl IV. Ludwigs Tod brachte keine große Erschütterung hervor: der Gegenkönig, Karl IV., wurde alsbald von vielen als rechtmäßiges Oberhaupt anerkannt. Er war noch jung, stand jetzt im einunddreißigsten Lebensjahr; seine frühe Jugend hatte er am Hofe Karls IV. von Frankreich, der sein Oheim war, zugebracht, und war dann sehr bald mit einer französischen Prinzessin, Blanca von Valois, vermählt worden. Seine wissenschaftliche Ausbildung entsprach dem Geiste einer neuen Epoche, die an die Regenten der Staaten andre Forderungen stellte, als zur Zeit Ottos und Karls des Großen. Er verfügte zu schriftlichem und mündlichem Gebrauch über fünf Sprachen; im Gegensatz zu der unruhigen, abenteuernden, kriegerischen Natur seines Vaters war er ein Mann der friedlichen Unterhandlung, klug, klar, berechnend. Das wittelsbachische Haus machte, obgleich Ludwig sechs Söhne hinterlassen, keinen Anspruch für einen seiner Angehörigen. Die Partei stellte aber doch einen Gegenkandidaten auf, den König Eduard III. von England, der dann auch zu Oberlahnstein mit vier nicht ganz zweifellosen Stimmen gewählt ward, aber die Krone nicht um ihrer selbst willen, sondern der Vorteile wegen, die ihm ihr Besitz in jenem Kampf gegen Frankreich versprach, begehrte.

Der falsche Waldemar; Günther von Schwarzburg. Diese Kandidatur oder dieses Königtum gewann keine Bedeutung: eine sehr ernste Gefahr aber erwuchs vielmehr den Wittelsbachern durch den kecken, sei es genialen, sei es frivolen Streich, kraft dessen die Luxemburger oder ihre Partei ihnen an einem empfindlichen Punkte ihres Machtgebiets einen Gegenmarkgrafen

erweckten. Die neue Herrschaft (seit 1323) war dort in der Mark Brandenburg wenig beliebt, und das Andenken an das alte askanische Fürstenhaus noch lebendig: da trat nun im August 1348 ein Mann auf, der behauptete, Markgraf Waldemar zu sein — nicht der sei es, den man als den letzten vom askanischen Stamme im Jahr 1319 in die Gruft gelegt habe. Die Geschichte, die in Umlauf gesetzt wurde, war, daß Markgraf Waldemar wegen zu naher Verwandtschaft mit seiner Gemahlin Gewissensnot empfunden, daß er demgemäß nach päpstlichem Gebot inkognito ins heilige Land sich verfügt und dort sich Bußübungen hingegeben habe: es war eine schöne Zeit her, 28 Jahre, und die Erzählung klang um so weniger glaublich, als jene bedenkliche Ehe überdies mit päpstlicher Dispensation geschlossen worden war. Andre wollten wissen, daß ein Müller, des Namens Jakob Rehbock, die Rolle des Markgrafen Waldemar spiele: indes hatte die freche Komödie einen gedeihlichen Fortgang, da die Mächtigen sich nicht schämten, den Betrug zu begünstigen und Karl IV. selbst den Helden, der die Titelrolle gab, im Oktober 1348 mit der Mark belehnte. Die bayrische Partei that einen Gegenzug, indem sie einen erprobten Anhänger des verstorbenen Kaisers, den Grafen Günther von Schwarzburg, zur Übernahme der undankbaren Rolle eines Gegenkönigs bestimmte. Im Juni 1349 zu Frankfurt ward dieser von den beiden wittelsbachischen Kurfürsten — dem Markgrafen von Brandenburg, Ludwig, und dem Pfalzgrafen Rudolf —, dem Erzbischof von Mainz und dem Herzog Erich von Sachsen-Lauenburg gewählt. Seine Laufbahn war kurz. Er ward ihrer alsbald selbst leid und erkrankte; die beiden rivalisierenden Häuser traten nun in Unterhandlung und Pfalzgraf Rudolf ließ sich durch die Hand der Tochter Karls IV. gewinnen; beide ließen ihre Werkzeuge fallen: Günther verkaufte seine falsche Krone billig, gegen 20000 Mark und Befriedigung seiner Gläubiger, und starb wenige Wochen später eines natürlichen Todes. Die wittelsbachischen Fürsten erkannten Karl IV. an, der nun seinerseits den falschen Waldemar fallen ließ: eine Art Untersuchung ward angestellt, und die Schöffen drückten sich sehr rücksichtsvoll aus, indem sie erklärten, sie würden, wenn sie schwören sollten, ob er echt oder unecht sei, lieber das letztere beschwören. Der Mann selbst machte kein schlechtes Geschäft: er wurde von der anhaltischen Verwandtschaft des askanischen Hauses bis zu seinem Lebensende fürstlich gehalten, als wenn er der echte wäre, und auch so begraben.

Jene Jahre, 1348—1350, waren Jahre eines großen volksverderbenden Unheils, das uns zeigt, wie hilflos diese Generation den Naturgewalten gegenüber noch war, und wie erfolgreich der Wahn sich bemühte, diese unvermeidlichen Heimsuchungen durch seine eignen Mittel noch zu ergänzen und zu erschweren. Eine furchtbare Krankheit, der die Sprache der gequälten Bevölkerungen den schrecklichen Namen der schwarze Tod schuf, suchte das deutsche Land und insbesondere seine volkreichen, aber meist noch sehr engen und schlechtgebauten Städte heim, und man findet Sterblichkeitsziffern, welche alle unsre Begriffe übersteigen: man glaubt berechnen zu können, daß Deutschland in jenen Jahren etwa $1^1/_2$ Millionen seiner Bevölkerung eingebüßt habe. Entsprechend war es in andern Ländern, wenn gleich auch diese Epidemie, wie alle, sprungweise ihre Opfer suchte, launisch und unberechenbar schonte oder verdarb. Die natürlichen Ursachen des ungeheuren Sterbens aufzusuchen und ihm mit natürlichen Mitteln besonnen und energisch zu wehren, war noch nicht Sache dieses Zeitalters.

Der schwarze Tod. 1348.



Grabmal Günthers von Schwarzburg im Dom zu Frankfurt a. M.

Das Denkmal ist ganz bemalt und vergoldet: auf den Spruchbändern, von den Figuren in den Zwickeln gehalten, stehen die Verse:

„Falsch undrove schande czymt,
Des stede drowe schaden nymt.
Undrowe nam gewinnes hort,
Undrowe falsch mit giftes wort.“

Neuhochdeutsch: „Falschheit, Untreue, Schande im Schwange sind
Wodurch die stäte Treue Schaden nimmt,
Untreue nahm Gewinnes Hort, —
Untreue, Falschheit mit giftigem Wort.“

Die gequälte und erhitzte Phantasie des Volks witterte alsbald die Ursache in einer Vergiftung der Brunnen durch die Juden aus, auf welche nun Haß und Habgier sich warfen. Es war wohl die scheußlichste der scheußlichen Judenmetzeleien, welche die Geschichte der europäischen Länder und Deutschlands insbesondere entstellen. Wo man hinblickt, dasselbe traurige Bild: man verbrennt die Gehetzten auf Scheiterhaufen oder zündet die Straßen, in welchen sie wohnen an; zuweilen werfen die Juden selbst in ihre Häuser den Brand, weil sie keine Rettung mehr sehen. Da und dort gaben einige Geständnisse, Unschuldigen mittels der Folter abgepreßt, dem scheußlichen Wahn Vorwand und Nahrung, die er sich aber auch auf anderm Wege gesucht haben würde; denn mit dem religiösen Wahn und Fanatismus stand bald die Habgier im Bunde, in der sich das neue Zunftregiment in den Städten mit dem Landadel, gelegentlich auch mit den Fürsten begegnete, die alle den Juden verschuldet waren und hier ein bequemes Mittel sahen, die Schuldverschreibungen aus der Welt zu schaffen. So furchtbar raste der Sturm, daß er auch menschlicher gesinnte Herrscher, vernünftige Stadtobrigkeiten mit fortriß, während andererseits der Pöbel, wie zum Beispiel in Straßburg, die Magistrate, die ihm nicht sofort seine Opfer auslieferten, absetzte und an ihrem Vermögen büßte. Der König Karl IV. schritt ohne Energie und nicht aus Humanitätsgründen ein. Er hatte ein Interesse die „Knechte unsrer königlichen Kammer" — dies war ihre rechtliche Stellung — zu schonen: sie brachten ihm Steuern und bildeten ihm wie andre Ware ein verpfändbares Objekt, eine Hypothek, auf welche er leihen konnte. Die verübten Greuel ernstlich zu strafen, reichte seine Macht nicht aus, doch wurde, was der rasende Orkan verschont hatte, wieder in seine Stelle und in sein Recht, soweit hier Recht war, eingesetzt.

Eine andre Wirkung der verheerenden Krankheit waren die **Prozessionen** der **Geißelbrüder** oder Flagellanten. Die öffentliche Meinung konnte in dem Unglück nichts andres sehen, als ein göttliches Strafgericht, und gegen ein solches gab es kein andres Mittel, als Bußübungen, schwer, grausam, aufregend genug, um der Furchtbarkeit des Strafgerichts einigermaßen zu entsprechen. In Österreich, soviel man sieht, fanden zuerst Zusammenrottungen solcher Büßer statt, welche nun in großen Prozessionen von Stadt zu Stadt, Land auf Land ab das Reich durchzogen. Wir haben lebendige Schilderungen dieser Bußfahrten, welche bald eine Landplage wurden, aus der Feder städtischer Chronisten: ihrer zweihundert, hinter ihren Fahnen und Kerzen her, Hüte mit roten Kreuzen auf dem Kopfe, je zwei und zwei, ziehen auf Straßburg; wo sie einem Dorfe sich nähern, wird in die Glocken gestürmt; zwei Vorsänger ziehen voraus; in die traurige Weise, die sie wieder und wieder anstimmen, fällt die Menge ein. So kommen sie, von der Bevölkerung mit aufgeregter Neugier empfangen, in die Kirche, knieen nieder und lassen sich dann, nach einem kurzen Gesang, kreuzweise zur Erde fallen. Über ihnen singt der Vorsänger den melancholisch-einfach-ergreifenden Reim:

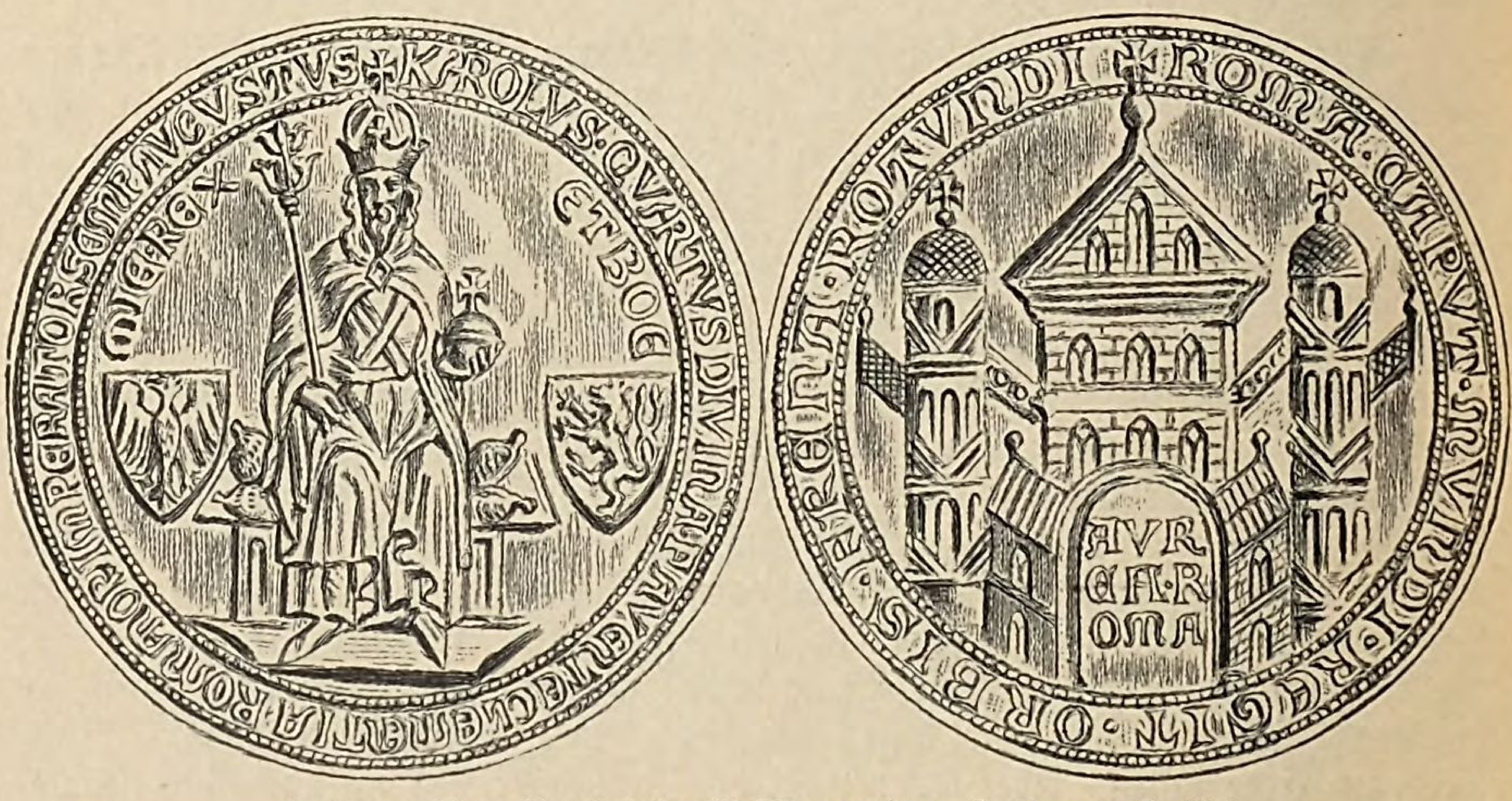
Die Flagellanten.

nu hebent uf iuwer hende,
dass Got dis grosse sterben wende —
nu hebent uf iuwere arme,
das sich Got über uns erbarme.

Zweimal am Tage vollzogen sie die Geißelbuße. In Prozession zogen sie unter denselben Gesängen nach einem Feld, wo die aufregende Zeremonie vor sich ging: sie geißelten sich auf den nackten Leib mit Riemen, die vorn mit Knöpfen und kleinen Nägeln versehen waren. Das alles war dem Brauche der Kirche gemäß oder lag wenigstens nicht weit von demselben ab. Allein diese exaltierte Buße hatte daneben eine sehr bedenkliche Seite. Nicht bloß daß diese Prozessionen, wie auch wohl andern das gelegentlich vorgeworfen wird, Deckmantel für allerlei Unfug und Laster wurden: sie hatten ein ketzerisches Element in sich, das sich, wenn es gereizt wurde, leicht gegen die kirchlichen Gewalten selbst wandte. In ihrer Gesellschaft galten die Pfaffen wenig, es war einer wie der andre, und bei ihrer Agitation spielte eine Offenbarung eigner Art, ein Brief, den ein Engel vom Himmel herniedergebracht habe, eine Rolle: in diesem Brief stand zu lesen, daß Gott, erzürnt über der Welt Sünde, die Welt habe untergehen lassen wollen und nur mit Mühe „von seiner Mutter" und seinen Engeln sich habe erbitten lassen. Wenn aber nun die Priester, denen bei der Sache nicht wohl zu Mute war, die Führer fragten, wer ihnen für die Echtheit stehe, wer denn den Brief besiegelt hätte? antworteten sie mit der bösartigen Gegenfrage: wer denn die Evangelien besiegelt habe? Im Oktober 1349 verbot der Papst die Geißelfahrten und die Städte schlossen ihnen ihre Thore: wer sich geißeln wollte, beschloß man zu Straßburg, der solle sich heimlich in seinem Hause geißeln, so viel er wolle.

Die Goldene Bulle. 1356.

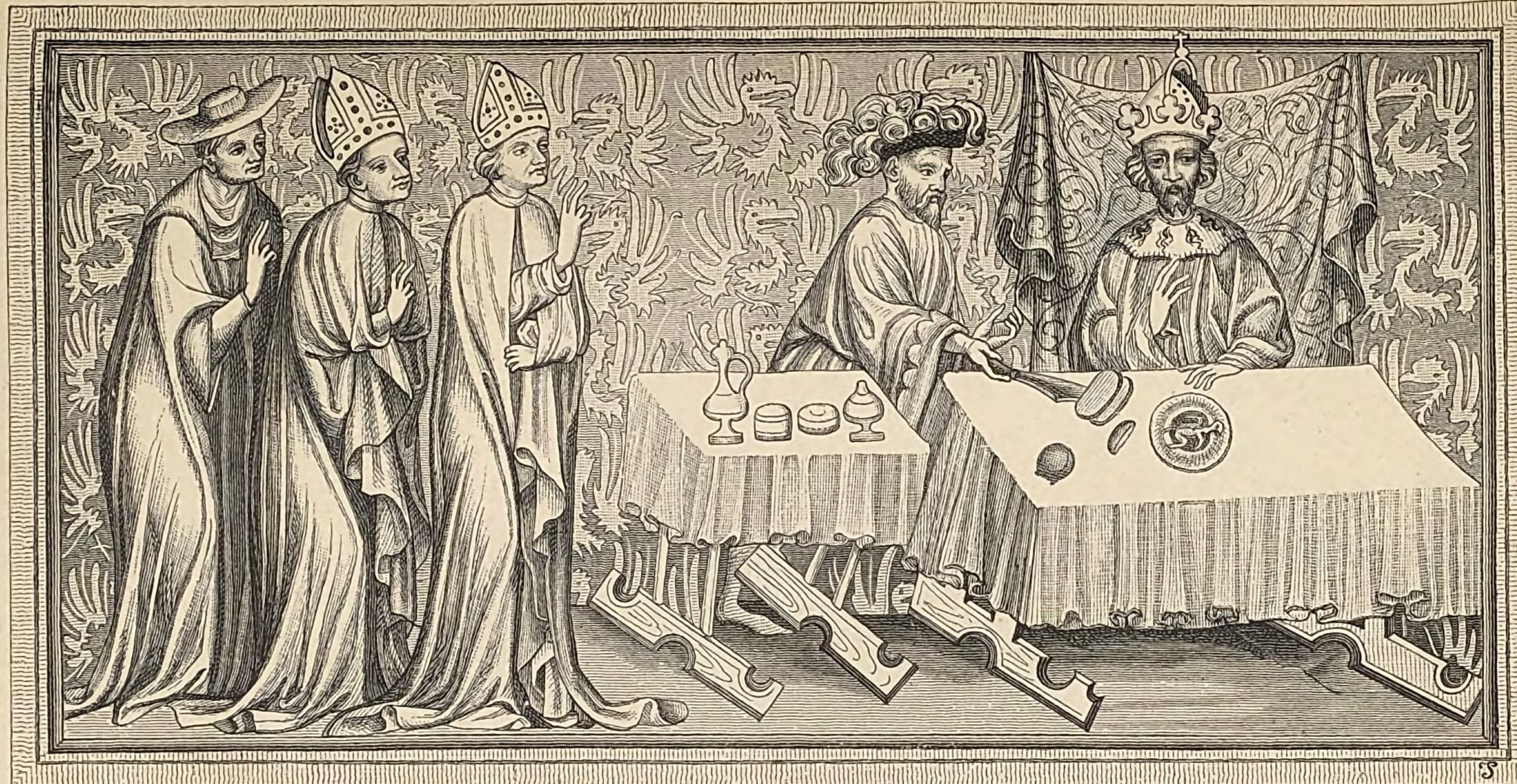
Für Deutschland als Ganzes wurde die Regierung Karls IV. hauptsächlich wichtig durch das Verfassungsgesetz vom Jahre 1356, das nach langen Verhandlungen auf den Reichstagen zu Nürnberg und zu Metz zu stande kam und



Goldene Siegelkapsel Karls IV. von der „Goldenen Bulle".
Städtisches Archiv zu Frankfurt a. M.

Vorderseite: Der Kaiser auf dem Thron, zu beiden Seiten die Wappen des Römischen Reichs und des Königreichs Böhmen. Umschrift: Karolus quartus divina favente clementia (durch die Gnade der göttlichen Milde) Romanor(um) imperator semp(er) augustus et Boemie rex.

Rückseite: Phantastische Architektur mit Inschrift: Aurea Roma. Umschrift:
Roma caput mundi — regit orbis frena rotundi.
(Rom, das Haupt der ganzen Welt — des Erdenrundes Zügel hält.)



Kaiser Karl IV. beim Krönungsmahle, bedient vom Erztruchseß (Pfalzgraf vom Rhein), assistiert von der Geistlichkeit.

Aus den Miniaturen der Prachthandschrift der Goldnen Bulle, früher auf Schloß Ambras in Tirol, jetzt in der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Kopiert von S. 40 des Originals, dessen prachtvolle gleichzeitige Malereien die Bestimmungen der Goldnen Bulle an den Personen Karls IV. und Wenzels illustrieren.

nach dem darunter hängenden Siegel die Goldene Bulle genannt, bis zum Ende des Reichs in unserm gegenwärtigen Jahrhundert dessen Grundgesetz bildete. Immerhin trug sie den wohlthätigen Charakter eines Gesetzes, legte also der Willkür in vieler Hinsicht einen Riegel vor. Sie schob, den Prinzipien des Kurvereins zu Rense gemäß, die päpstliche Mitwirkung bei der Königswahl zur Seite; den Städten untersagte sie neuerdings die Annahme von Ausbürgern oder Pfahlbürgern und beschränkte ihre Vereins- und Vereinigungsrechte; auf der andern Seite wurden doch auch die Rechte der Fürsten den verschiedenen Kategorien ihrer Unterthanen gegenüber bestimmt. Ihr Hauptinhalt bezog sich auf die Wahl des römischen Königs und die Gerechtsame der Kurfürsten. Die sieben Großwähler werden aufgezählt, die drei Erzbischöfe, von Mainz, Köln, Trier, der König von Böhmen, der Pfalzgraf bei Rhein, der Herzog von Sachsen, der Markgraf von Brandenburg: die Mehrheit entscheidet die Wahl, zu welcher diese Kurfürsten einen Monat nach Ableben des Kaisers durch den Erzbischof von Mainz geladen werden, und wenn dies nicht geschehen sollte, ohne Ladung zu Frankfurt am Main zusammentreten. Die Kurstimme haftet am Lande, das mithin als ein geschlossenes Ganze auf den Erstgeborenen vererbt, und durch das wichtigste der den Kurfürsten verliehenen Privilegien werden alle ihre Unterthanen ausschließlich an ihre Gerichte gewiesen: kraft des Privilegiums de non evocando darf von ihrem Gericht nicht an eine höhere Instanz appelliert werden. Sie haben in ihren Territorien die sogenannten Regalien — das Münzungsrecht, das Recht Zölle aufzulegen, das Recht Juden zu halten (nec non Judaeos habere). Sie also wurden durch diese Gesetzgebung zu wirklichen Landesherren und bildeten eine Oligarchie, welche sich von den übrigen Fürsten stark abhob und deren Neid erregte. Die neue Verfassung schrieb jährliche regelmäßige Zusammenkünfte des Reichsoberhaupts mit den Kurfürsten zur Erledigung wichtiger Reichsgeschäfte vor: im Besitze des bedeutendsten der Kurfürstenstaaten, Böhmen, war Karl selbst und er durfte nach dem Stande seiner Dinge hoffen, daß ihm gelingen werde, was weder Habsburg noch Wittelsbach gelungen war, das Kaisertum bei seinem Hause zu erhalten und so auf dem allerdings bedenklichen Umwege, durch die Oligarchie, für Deutschland eine Monarchie unter einer Dynastie Luxemburg zu gründen.

Karls Regierung: in Böhmen. Diese monarchisch-dynastische Stellung war nur auf der Basis einer großen Eigenmacht, Hausmacht, zu gewinnen: auf diesem Wege ist sie fünfhundert Jahre später aufgerichtet worden. Von diesem Streben nach einer möglichst großen und möglichst befestigten Eigenmacht war auch Karl IV. erfüllt und er verfolgte dieses Ziel mit Umsicht, Folgerichtigkeit und einer staatsmännischen Überlegenheit, die freilich nach der sittlichen Anfechtbarkeit oder Nichtanfechtbarkeit der Mittel wenig fragte. Der rühmlichste Teil seines Regiments war die Verwaltung seines Erblands, des Königreichs Böhmen, dessen Bergwerke ihm eine gesicherte finanzielle Stellung gaben. Er schuf hier Ordnung und unverbrüchliche Sicherheit kraft strenger Rechtspflege; mit klarem Blick faßte er die Hebung des Volkswohlstandes ins Auge, Wein- und Obstbau, Bergbau, Straßen- und Brückenbau, gute Münze, Pflege des städtischen Lebens: bald konnte seine Hauptstadt Prag, die er erweiterte, sich mit jeder der großen italienischen Städte messen und hatte die meisten der diesseits der Alpen gelegenen überholt. Vor allem gereicht ihm die Schöpfung der Universität Prag zur Ehre, der ersten auf deutschem Boden

— eine Schöpfung, die um so rühmlicher ist, als sie in den Anfang seiner Regentenlaufbahn, schon ins Jahr 1348 fällt. Überhaupt kennzeichnet ihn die Vereinigung der idealen und der materiellen Gesichtspunkte als einen Regenten ersten Ranges: gleichzeitig wurde an der Brücke über die Moldau und an dem Prager Dom gebaut.

Man hat ihm vorgeworfen, daß er seine Pflichten dem übrigen Deutschland gegenüber vernachlässigt habe; aber um das, was er für Böhmen that oder Ähnliches auch für das übrige Deutschland thun zu können, hätte er auch Landesherr für das übrige Deutschland sein müssen. Mit allen Mitteln strebte er, seinen Besitz auszudehnen, und die Zeiten waren einem mächtigen und praktischen Manne, der sich bei Gelde zu halten wußte, günstig. Vor allem kam ihm die Uneinigkeit und Verkommenheit im Hause Wittelsbach entgegen, während er seinerseits die Eintracht mit seinen Brüdern Johann Heinrich und Wenzel zu erhalten wußte, von denen der erstere Mähren als böhmisches Lehen, der letztere das Stammland des Hauses (jetzt Herzogtum) Luxemburg verwaltete. Das wichtigste der wittelsbachischen Länder, die Mark Brandenburg, kaufte Karl langsam dem jüngsten der sechs Söhne seines Vorgängers, Otto, der es nach Ludwigs des Römers Tode angetreten hatte, ab: im Jahre 1373, im Vertrag von Fürstenwalde, kam das Geschäft gegen eine letzte Zahlung von 500000 Goldgulden zum Abschluß, nachdem ein Teil des Landes, die Niederlausitz, schon längst dem luxemburgischen Staate einverleibt war. Mit seiner gewöhnlichen diplomatischen Geschicklichkeit hatte Karl die Wittelsbacher völlig isoliert, so daß ihnen nichts übrig blieb als die Bedingungen des Kaisers anzunehmen; den Kurfürstentitel führte der letzte der wittelsbachischen Markgrafen bis zu seinem Tode. Noch leichter gelang ihm, das Land Schlesien, welches zwischen der Mark Brandenburg und dem Königreich Böhmen liegt, diesem letzteren anzugliedern. Die Germanisierung hatte in diesem Lande, das in eine größere Zahl (16) mehr oder weniger ohnmächtiger Teilfürstentümer zerfiel, große Fortschritte gemacht: durch kluge Benützung der Verhältnisse hatte schon sein Vater einige dieser Fürstentümer in böhmische Lehensstaaten verwandelt, und auf diesem Wege fuhr Karl fort. Die Bevölkerungen begrüßten den Zusammenhang und die Aussicht auf völlige Vereinigung mit dem großen und wohlverwalteten Nachbarreiche mit Freuden. Deutschland.

Neben diesen größeren Erwerbungen ließ Kaiser Karl auch keine Gelegenheit ungenützt, seinen Besitz im kleinen, wo immer es sein mochte, in allen Teilen Deutschlands zu mehren, Burgen und Städte, Grafschaften und Herrschaften zu erwerben: er sah weit in die Zukunft und er hatte recht, wenn er von dem Gedanken ausging, daß dem Mächtigen auch der kleine Besitz reichlich wuchert. Er dehnte seine Herrschaft über alle germanisierten Slavenländer von der Donau bis zum Meere, Böhmen, Mähren, Schlesien, Ober- und Niederlausitz, Brandenburg aus und hatte überdem im Jahre 1364 einen der in jener Zeit fürstlicher Erwerbgier so beliebten Erbverbrüderungsverträge mit dem Hause Habsburg geschlossen: das überlebende Haus sollte Universalerbe des ausgestorbenen sein, und damals waren die Aussichten für das luxemburgische günstig. Für Habsburg bedeutete die Freundschaft mit dem Kaiser zunächst die Erwerbung von Tirol, mit welchem Karl nach dem Tode der unseligen Margarethe, 1369, seinen Schwiegersohn Herzog Rudolf IV. von Österreich belehnte. Das Heirat-



Miniature aus der Goldene Bulle Karls IV.: Kaiser Karl im Kaiserornat mit seinem Sohne König Wenzel und Bischöfen.

stiften wurde in dieser Epoche sehr geschäftsmäßig betrieben: auch mit dem neuaufstrebenden Hause der Hohenzollern, die sich in Franken einen stattlichen Besitz zusammengebracht hatten, ging Karl eine solche Verbindung ein, indem er seinen Sohn Wenzel mit Friedrichs V. Tochter Elisabeth verlobte. Diese Verlobung löste er wieder, als sich für Wenzel eine noch glänzendere Partie, die Erbtochter von Ungarn, zeigte, verlobte aber dafür seinen Sohn Sigismund, der eben vier Tage alt war, mit des Burggrafen zweiter Tochter und vereinbarte mit diesem eine Heiratsverbindung mit einer Tochter, die ihm, dem König, und einem Sohn, der dem Burggrafen innerhalb der nächsten fünf Jahre geboren werden würde.

Italien. Ein solcher Politiker war auch den Aufgaben gewachsen, an welchen die deutsche Staatskunst so oft gescheitert war: der richtigen Benützung der italienischen Verhältnisse. Seinen ersten Zug nach Italien machte er im Jahre 1354. Mit großer Geschicklichkeit beutete er die Zwistigkeiten aus, welche zwischen dem Papst Innozenz VI. und dem mächtig aufstrebenden Hause der Visconti und ihrem beiderseitigen Anhang bestanden. Er hütete sich wohl, den Visconti allzuwehe zu thun und blieb gleichwohl in der Lage, dem Papst unentbehrlich zu sein. Im Januar 1355 nahm er zu Mailand die lombardische Krone: einem Vertrage, den er noch mit Papst Clemens geschlossen, getreu verließ er die Stadt, in der auch nichts weiter zu holen war, noch am selben Tage. Am 5. April 1355 erhielt er aus der Hand der von Innozenz bevollmächtigten Kardinäle zu Rom die kaiserliche Krone. Mit Gewandtheit benützte er die verworrenen Verhältnisse Italiens zu seinen Zwecken und ließ sich dabei für seine Dienste mit ansehnlichen Summen bezahlen. Dem Papst bereitete er im folgenden Jahre mit dem Abschluß der neuen deutschen Verfassung einen großen Kummer und zeigte sich fest, als Innozenz sich zu einer außerordentlichen Besteuerung des deutschen Klerus anschickte; indem er unter dessen Nachfolger, Urban V., bestimmter das Ziel einer Rückverlegung der päpstlichen Residenz

nach Rom ins Auge faßte, machte er sich ein wichtiges italienisches Interesse dienstbar: sobald die Rückkehr erfolgt sei, versprach er dem Papst seinen Beistand gegen dessen Feinde. Ein Glied in der Kette dieser Intriguen, bei denen jeder den andern zu überlisten suchte, war Karls zweiter Römerzug im Jahre 1368, bei welchem er längere Zeit mit Urban V. in Rom verweilte, ohne in dieser Stadt die üblen Erfahrungen früherer Kaiser machen zu müssen. Er wußte sich als Friedensstifter nützlich zu machen, selbst zwischen dem Papst und dessen Hauptfeind Barnabo Visconti: als dieser Friede durch den letzteren gestört ward, sprach er dem Papst gefällig die Acht des Reiches über jenen aus, aber ohne derselben irgend welchen Nachdruck zu geben: voll Verdruß kehrte Urban 1370 nach Avignon zurück. Er starb dort im gleichen Jahre; sein Nachfolger, Gregor XI., mußte sich in der That entschließen, nach Rom zurückzukehren (1377): aber bald erwuchsen aus diesem Schritte neue Wirrnisse, welche die Kirche zerrütteten und große Umwälzungen vorbereiteten.

Deutschland. Associationen.

Der Begriff einer allgemeinen staatlichen Ordnung, der jede einzelne Kraft sich einzufügen habe, hatte in dem Jahrhundert, das seit dem Interregnum verstrichen war, große Fortschritte gemacht; aber von einer Auffassung des Staates, wie unsre moderne Zeit sie mit sich bringt und von selbst in jedem erzeugt, war man noch weit entfernt. Man war so weit gekommen, den Landfrieden — das heißt die staatliche Ordnung oder etwas wie staatliche Ordnung — als das Normale, das eigentlich sein sollende, wünschenswerte, pflichtmäßige anzusehen; unter den Raubburgen des Adels war doch seit hundert Jahren nicht schlecht aufgeräumt worden: was aber diesen Anfang einer staatlichen Ordnung im großen schuf und stützte, war ein Prinzip, das nicht die Wirksamkeit des Ganzen, der Regierung, des Fürsten, Königs, Kaisers, sondern die Initiative der einzelnen zur Voraussetzung hatte — das Prinzip der freien Vereinigung, der Association. In dieser Beziehung bietet das Deutschland des vierzehnten Jahrhunderts einen überaus großartigen Anblick dar. Wir sehen etwa zweihundert Städte, befestigt, bewaffnet, im Innern so gut wie autonom, nach außen in hohem Grade unabhängig, in allerlei lokalen Bündnissen, wie das Interesse sie schuf, vereinigt und im Begriff, dem Adel und den Fürsten, geistlichen und weltlichen, die Lebensordnung vorzuschreiben, so daß auch diese in derselben Form der Association und Konföderation sich in ihrer Bedeutung und Macht zu erhalten suchen müssen. Die Geschichte der Politik und der Erwerbungen Karls IV. stellt einen nicht unwichtigen, aber doch nur einen geringen Teil der

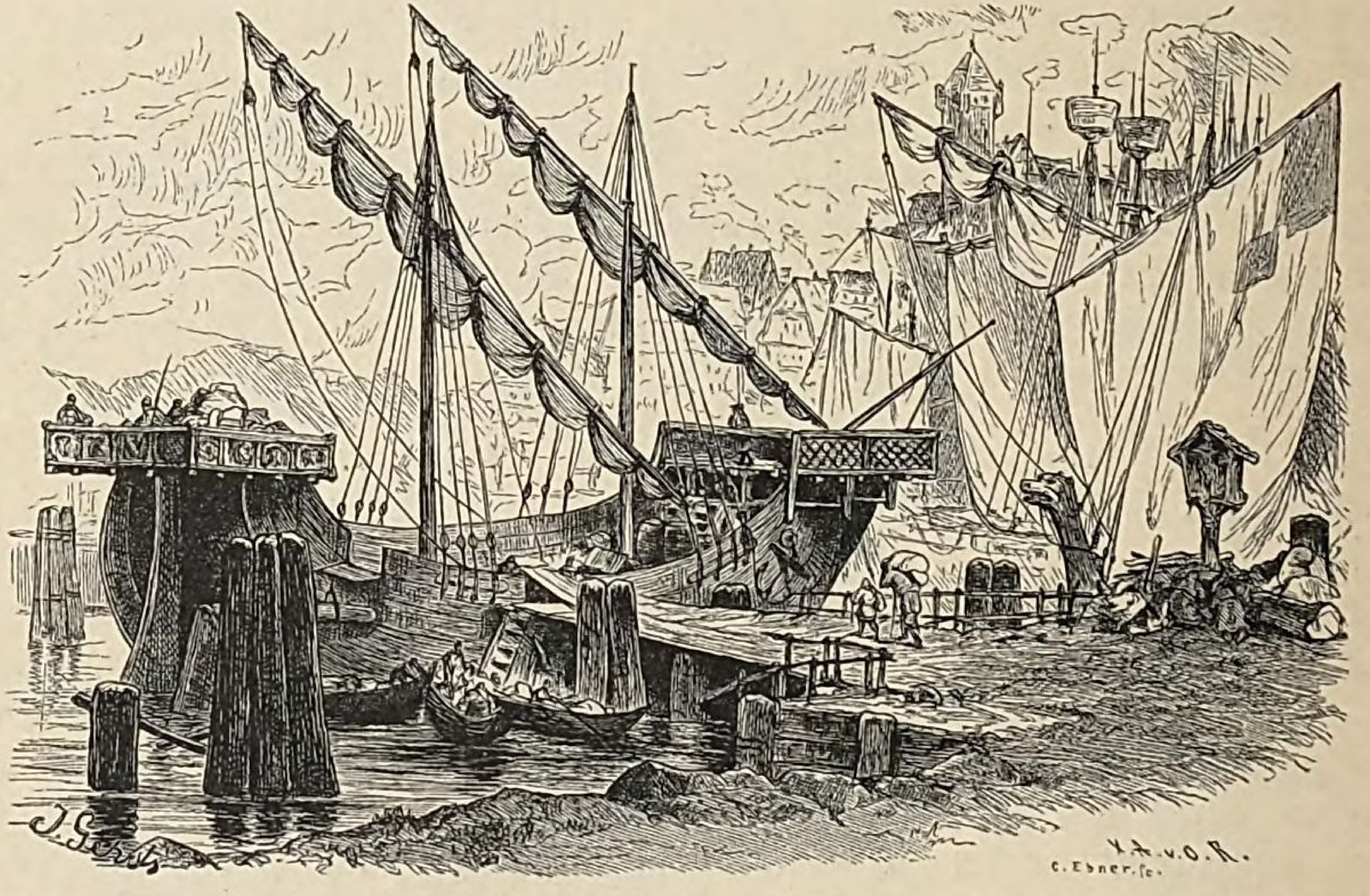


Goldmünze Karls IV.

Vorderseite: Der Kaiser mit „Karolus Dei Gracia." | Rückseite: Der böhmische Löwe mit „Romanorum et Boemie rex."

Königliches Münzkabinett Berlin.

Entwickelungen in Deutschland während der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts dar. Das Wichtigere ist ohne ihn oder doch wenigstens so geschehen, daß sein kaiserlicher Machteinfluß nur eben als eins von vielen Momenten nebenherlief. In Nord- und in Süddeutschland geschahen während seine Regierung solche folgenschwere Ereignisse.



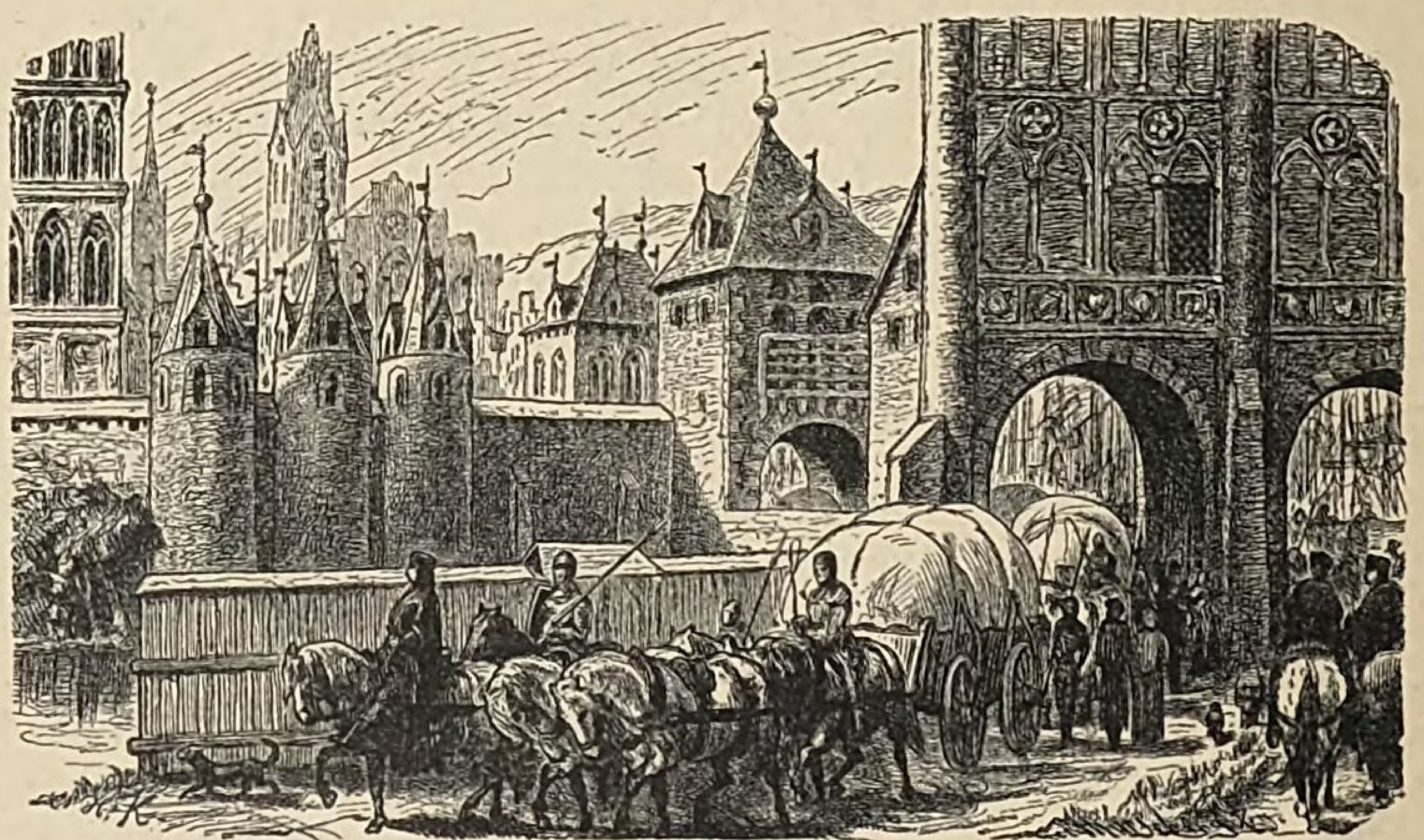
Hansisches Kriegsschiff des 14. Jahrhunderts.

Rheinischer Städtebund. Hansa.

Größere und kleinere Föderationen von Städten gewahren wir allenthalben auf deutschem Boden. Wir haben den großen rheinischen Städtebund erwähnt, der die meisten der schwäbischen, fränkischen, elsässischen, mittelrheinischen, wetterauischen Städte umfaßte: eine noch weit großartigere Entwickelung nahm jener Bund einiger norddeutschen Seestädte, Lübeck, Rostock, Stralsund, der unter dem Namen Hansa — einer alten deutschen, irgendwie aufgefrischten Bezeichnung für Verein oder Gesellschaft — sich im Lauf weniger Menschenalter über das ganze nördliche und tief ins mittlere Deutschland, von Reval am finnischen Meerbusen bis Flandern, von der Ost- und Nordseeküste bis zum Thüringer Wald ausdehnte. Es war zunächst ein rein kaufmännischer Verein und eben dies war für die merkantilen Interessen vom höchsten Vorteil, daß der Verein nicht in den schwerfälligen Formen eines politischen Körpers, sondern in den freieren, biegsameren, unverfänglicheren einer kaufmännischen Association sich bewegte. In dieser Weise erlangten einzelne deutsche Städte, ja einzelne Häuser in England und in den skandinavischen Reichen Privilegien und Vorteile, welche dann doch der Gesamtheit zu gute kommen mußten: eine Kette von Ereignissen und Fortschritten, die sich in den verschiedenen Formen des Alltagslebens vollzog und der keine Feder im einzelnen folgen kann. Eine gewisse Organisation und einige allgemeine föderative Normen waren notwendig, denn in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts zählte die Hansa weit über achtzig große und kleine Gemeinwesen, welche nun in drei Drittel zerfielen,

die man im Jahre 1347, dem ersten Karls IV., verzeichnet findet: das wendische mit Lübeck als Vorort, die Städte und Orte Niedersachsens, Mecklenburgs, Holsteins, Pommerns, Hamburg und Bremen; das westfälische mit Köln als Vorort, zu welchem neben den westfälischen auch die — nicht zum Reiche gehörigen — preußischen Städte Kulm, Elbing, Königsberg, Thorn, Braunsberg, Danzig sowie einige holländische zählten; und das gotländische mit Riga, Reval, Dorpat und Wisby auf der Insel Gotland. Man braucht nicht darzulegen, welchen großartigen Schwung dieser Verein und das Machtgefühl und Selbstbewußtsein, das aus demselben jedem einer der Städte desselben angehörenden Kaufmann erwuchs, dem Handel gab, der in allen seinen tausend Gestalten erscheint und großen Wohlstand schuf: alljährlich zum Beispiel führte der Häringsfang die Menge der Schiffe nach der Küste von Schonen, wo nun ein Fischerlager ans andre sich schloß, jeder Quadratfuß Raum kostbar war, Kapellen und Kirchen sich erhoben, Polizei geübt und Recht gesprochen wurde, und die bequeme Gelegenheit einen ungeheuren Markt auch in allen möglichen andern Waren ins Leben rief. Die eigentliche Politik lag dem Bunde zunächst fern: doch begünstigt der Großhandel von selbst aristokratische und konservative Grundsätze und so drang in den Städten der Hansa die demokratische Bewegung nicht mit dem Ungestüm und dem Erfolge vor, wie in den oberdeutschen Städten. Die Tendenz ging dort vielmehr dahin, die alte bürgerliche Ordnung der Dinge gegen Aufruhr und was dafür gelten konnte, zu schützen: gegen Bremen, gegen Braunschweig, wo gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts die Handwerker den Rat gestürzt und die Geschlechter vertrieben hatten, wurde das furchtbare Mittel der Verhansung, der Ausstoßung aus dem Bunde, die aus jedem Angehörigen der verhanseten Stadt im Ausland einen Geächteten machte, angewendet und es erwies sich wirksam: Braunschweig, wo die Demokratie trotzte, kam aufs äußerste herab, bis 1377 die tiefgedemütigte Stadt wieder in den Verein aufgenommen wurde. Daß eine solche Macht, welche einen unermeßlichen Umkreis der verschiedenartigsten Interessen umfaßt, eine auswärtige Politik hat gegenüber den Staaten, auf deren Gebiet ihr Handel sich bewegt, versteht sich von selbst. Bei Weiterungen, zu denen es um 1360 mit dem König Waldemar IV. von Dänemark kam, geschah es, daß trotz einer gütlichen Abrede zwischen ihm und der Stadt Lübeck der König die Stadt Wisby überfiel: es gehe gegen ein Land, soll er gesagt haben, wo die Schweine aus silbernen Trögen fräßen: er plünderte die überwältigte Stadt, ohne ihre Unterwerfung anzunehmen, völlig aus (1361). Lübeck und die Bundesstädte nahmen den Kampf auf, die Flotte ging in See, Helsingborg ward belagert: aber die fürstlichen Bundesgenossen der Städte erwiesen sich säumig oder untreu, und die hansische Flotte erlitt Juli 1362 eine schwere Niederlage. So mußte man in einen Waffenstillstand willigen, der aber zu keinem Frieden, sondern nur zu neuen Irrungen und Schädigungen führte. Ein großer Entschluß war nötig: es ward ein Hansatag nach Köln berufen, und diese Stadt sah vom 11. bis 19. November 1368 bewegte Tage. Der Krieg gegen die verbündeten Könige Waldemar von Dänemark und Hakon von Norwegen ward aufgenommen, 77 Städte: mit zermalmender Wucht warf sich die norddeutsche Bürgermacht auf das Gebiet des treulosen Königs, der schon zuvor sich nach Deutschland zu befreundeten Fürsten in Sicherheit gebracht hatte. Die Hansa fand wenig

Widerstand (1368), Kopenhagen ward genommen und geplündert und im Mai 1370 mußte die dänische Regierung zu Stralsund sich zu einem Frieden bequemen, welcher der Hansa zu vollem Schadenersatz auf fünfzehn Jahre zwei Drittel der Einkünfte der Schlösser und Vogteien Schonens überließ. Der König, wenn er am Reiche bleiben wolle, solle die Artikel besiegeln; jeder neue Herrscher habe erst die den Städten verliehenen Freiheiten zu bestätigen. Es war ein glorreicher Tag in der deutschen Geschichte: die Flotte der Hansa, eine Schöpfung freiwirkender nationaler Kräfte, war die erste Seemacht damaliger Zeit. An diesen Thaten im Norden hatte weder Kaiser noch Kurfürsten irgendwelchen Anteil. Der erstere aber, der eine Anzahl provinzialer Landfriedensordnungen, eine schwäbische 1370, westfälische 1371, thüringische 1372, zu stande gebracht hatte, versuchte diese großartige Entwickelung, die seiner Goldenen Bulle, welche alle eigenmächtigen Bündnissen zwischen Stadt und Stadt untersagte, zum Trotz sich Raum gemacht hatte, für seine fürstliche Stellung und den wirtschaftlichen Aufschwung seines Erblandes sich zu nutze zu machen. Sein Wunsch ging dahin, sich zum Haupt oder Protektor des Vereins machen zu lassen. Er überhäufte ihren Vorort Lübeck mit gnädigen Pergamenten und stattete der Stadt im



Das „Burgthor" von Lübeck um 1400. Nach einer alten Abbildung.

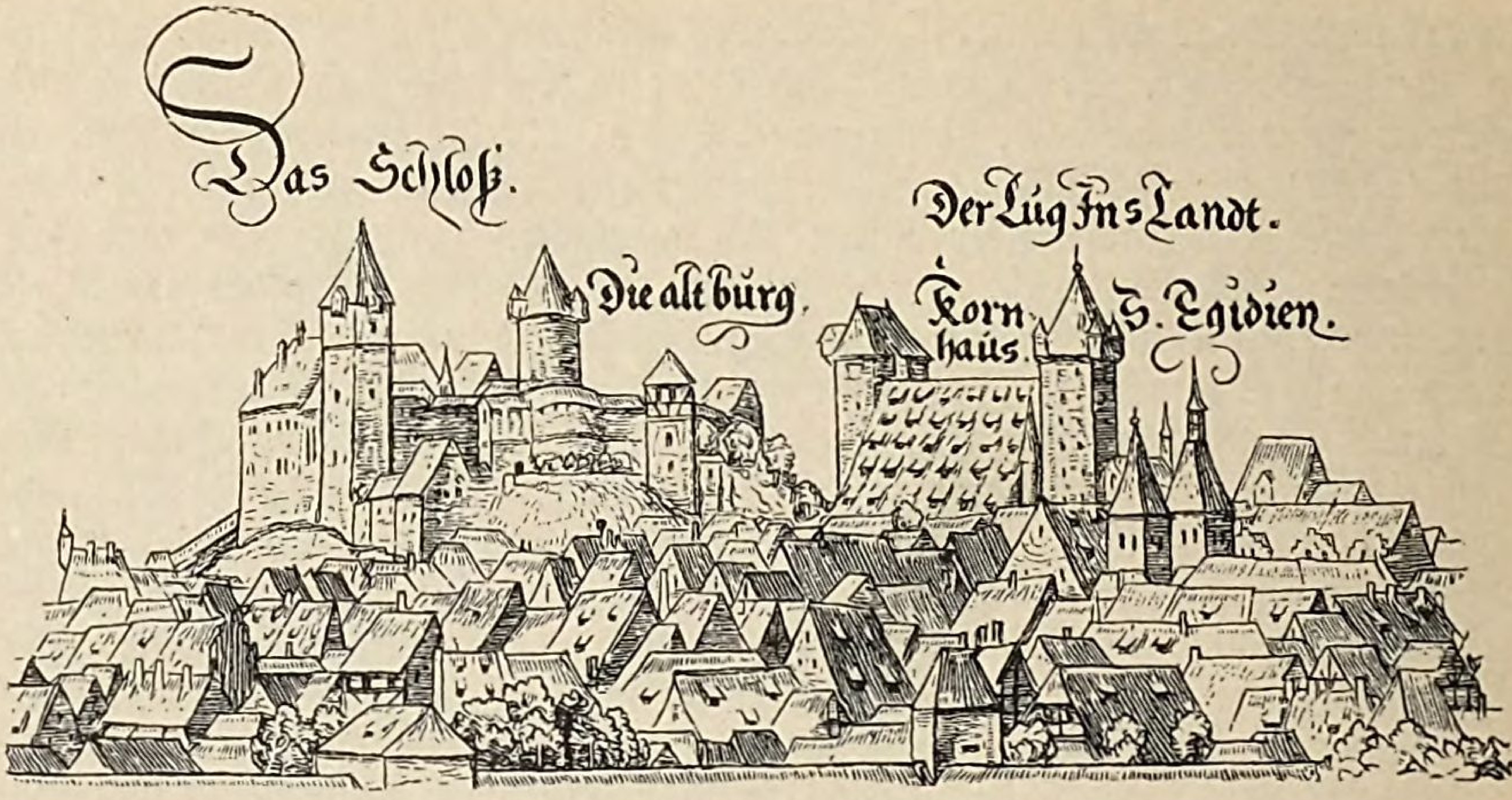
Jahre 1375 mit seiner Gemahlin und glänzendem Gefolg hochfürstlicher Persönlichkeiten einen Besuch ab. Er fand einen glänzenden Empfang, zehn Tag dauerten die Festlichkeiten auf Kosten der reichen Stadt; aber seinen Zweck erreichte er nicht: die großen Kaufleute wußten ihre Interessen und die Pflichten der Höflichkeit und Gastlichkeit dem Reichsoberhaupt gegenüber wohl auseinander zu halten.

Oberdeutschland. Fürsten. Städte. Ritter.

Einen andern Gang nahmen die Dinge im obern Deutschland. Hier hatten die Zünfte überall in den Städten eine mehr oder weniger einflußreiche Stellung gewonnen und die Schlacht am Morgarten, der 1339 ein ähnlicher Sieg über ein Ritterheer bei Laupen gefolgt war, Siege von Bauern und Bürgern über Ritter und ritterliche Fürsten, hatten dem Ansehen des Adels, auch des Stadtadels oder Patriziats, einen schweren Stoß gegeben. Mit Neid

sah der verarmende Adel auf den wachsenden Reichtum der Städte. Jener Verein der drei Waldstädte, seit Luzerns Beitritt der vier Waldstädte entwickelte sich rasch; wichtige Reichsstädte, Zürich und Bern (1351), österreichische Orte wie Zug (1352) und Glarus (1353) traten dieser „Eidgenossenschaft" bei, und diesem Bund der „acht alten Orte" sich anzuschließen, zeigte sich auch sonst Verlangen. Das Verbot der Vereinigungen, wie das der Aufnahme von Pfahlbürgern wurde nirgends beachtet. Der Gegensatz schärfte sich und er trat namentlich in Schwaben hervor, wo das aufstrebende Fürstenhaus der Württemberger sich durch die Reichsstädte, Eßlingen in nächster Nähe seines Stammsitzes, Reutlingen, Ulm gehindert sah. Der tapfere, listige, regsame Fürst, der damals über die vielleicht sechzig Quadratmeilen Land gebot, welche die Grafen jetzt beisammen hatten, Eberhard II. widmete ihnen einen grimmigen Haß, den die Städte ebenso aufrichtig erwiderten. Wenn er die niederschwäbische Landvogtei, die er in Händen hatte, mit Rücksichtslosigkeit zu ihrem Schaden geltend machte und seine Absicht verriet, sie unter seine Landeshoheit zu beugen, so ärgerten sie ihn hinwiederum durch ebenso rücksichtslose Aufnahme zahlreicher gräflicher Unterthanen als Pfahlbürger. Zwischen beiden aber stand noch ein drittes Element, der ritterliche Adel. Auch die Glieder dieses Standes erkannten, was die Zeit verlangte: die Turniergesellschaften legten ihnen nahe, daß auch für sie die Stunde gekommen sei, sich zu verbünden. Eine der ersten dieser Ritterinnungen war in Niederschwaben die der Martinsvögel, 1370 am Tage des Heiligen gestiftet; ihnen folgten in Oberschwaben und Hessen andre, 1379 die bedeutendste, der zu Wiesbaden gegründete Löwenbund. Unter einander hielten sie Frieden und zügelten die ritterliche Rauflust, aber einen Span irgend eines der Ihrigen gegen Fürsten und Städte zur Sache des gesamten Bundes zu machen, betrachtete sie als ihr Recht und ihre Pflicht und sie sprachen es als Norm aus, Recht nur in eigner Mitte zu geben und zu nehmen — womit sie freilich sich selbst das Urteil sprachen. Der Kaiser benahm sich in diesen Verhältnissen zweideutig: kräftig sich auf eine Seite zu stellen, war nicht seine Sache. Er begünstigte die Städte, wo es ihm unmittelbaren Nutzen verhieß, so in Schlesien, wo Breslau von seiner königlichen Freigebigkeit und seinen Bauten zu erzählen wußte, so gegenüber Nürnberg, das ihm bei seinen Erwerbungsplänen wohl gelegen war und wo er mit einer nicht ganz uneigennützigen Vorliebe weilte. Aber er zeigte sich lau, als 1360 das große Heer verabschiedeter französischer Söldner in den Elsaß einbrach, und überließ es den Straßburgern und ihren Bundesstädten selbst, sich dieser Landverderber zu entledigen; er ließ es ruhig geschehen, daß 1375 dieselben Greuel durch ähnliche Banden sich wiederholten; als der württembergische Graf — sie nannten ihn den Greiner oder Zänker — den schwäbischen Städten bei Altheim in der Nähe von Ulm eine Niederlage beibrachte (1372), vermittelte er einen für die Städte ungünstigen Frieden, obgleich der Streit durch eine Gewaltthat veranlaßt worden war, den gräfliche Vasallen an einem vom Kaiser selbst ernannten Kriegshauptmann der städtischen Verbindung geübt hatten.

Zu einem eigentlichen Bruch zwischen ihm und diesen oberländischen Städten kam es aus Anlaß des Planes, dessen Ausführung seine letzten Lebensjahre erfüllte. Er wollte seinen ältesten Sohn, Wenzel — derselbe war 1361 zu Nürnberg geboren — bei seinen Lebzeiten zum Nachfolger, zum römischen König Schlacht bei Reutlingen. 1377



Die alte Burg in Nürnberg. Geburtsort Wenzels.
Von der alten „Contrafactur der Löblichen Reychstat Nuremberg" von Lautensack.

wählen lassen. Es gelang in der That, da er keine Mittel scheute, die Zustimmung des Papstes, die nach neuem Recht gar nicht nötig war, mit Geschenken und demütigen Worten, sowie die der Kurfürsten mit ungeheuren Bestechungen und Versprechungen zu gewinnen: dazu sollten ihm die Städte und jenes schon so häufig mißbrauchte Mittel der Verpfändung dienen. Diese Verpfändungen von Reichsrechten in den Städten an irgend einen begehrlichen Landesherrn bedrohten die Reichsfreiheit und Unabhängigkeit der Stadt und, wo Gewalt aussichtslos oder mißlich war, beeilten sich solche Städte, die Einlösungssumme selbst aufzubringen. Diesmal aber stieß er auf Widerstand. Vierzehn schwäbische Städte vereinigten sich — so eben war Wenzel in Frankfurt gewählt worden — die Huldigung an den König nur zu leisten, wenn sie gegen jenen in der That heillosen Mißbrauch gesichert wären. Er griff zur Gewalt, rückte mit Eberhard von Württemberg und andern Reichsfürsten vor Ulm, mußte aber die Belagerung rasch wieder aufgeben, Oktober 1376; im Mai 1377 erlitt der Sohn Eberhards, Ulrich, bei Reutlingen eine schwere Niederlage, worauf der Kaiser sich mit dem Städtebund verständigte. Vergebens versuchte der Greiner den Kampf allein fortzusetzen: er mußte sich zum Frieden bequemen und auf seine niederschwäbische Landvogtei verzichten.

König Wenzel. 1378.

Unter diesen Wirren starb Karl IV., November 1378 zu Prag. Der Regierung seines Sohnes Wenzel, der ihm ohne weitere Schwierigkeit folgte (1378—1410), gab es ihre Bedeutung, daß unter ihm der große Kampf zwischen den Städten und dem Fürstentum zur Entscheidung kam — eine Entscheidung, zu welcher der neue König allerdings mehr negativ als positiv beitrug; er ließ sich von den Wogen dieses Kampfes mehr hin und her tragen oder werfen, als daß er mit selbstbewußter Politik in denselben eingegriffen hätte. Er trat mit 18 Jahren das Reich an: ein schlimmer Zeitpunkt zur höchsten Stellung zu kommen, besonders, wie es bei Wenzel der Fall war, nach einer streng beaufsichtigten, wider die Natur schon mit politischem Geschäft erfüllten Jugend. Die höchste Gewalt im Reiche und in jener Zeit verlangte,



Höfische Lustbarkeiten zur Zeit Wenzels: Eine Jagd im XIV. Jahrhundert.

Gipsabguß einer Elfenbeinschnitzerei im Germanischen Museum zu Nürnberg. — Die an der Jagd teilnehmenden Damen führen Falken nach der allgemeinen Sitte des Mittelalters, die eine füttert ihren Vogel auf der Faust, die andere lockt den jagenden mit dem Federspiel zurück. Als Schußwaffe dient der Bogen, mit dem Schwert wird der Hirsch abgefangen. Der verzierte Brunnen scheint anzudeuten, daß die Jagd nicht im freien Walde, sondern in einem Park stattfindet.

wenn irgendwann und irgendwo einen thätigen, unermüdlichen Mann der Geschäfte. Ein solcher Mann war sein Vater gewesen, und dieser hatte auch in der That nicht wenig erreicht; Wenzel aber suchte das Vergnügen, er liebte die Ruhe und das gemächliche Leben: zunächst war es die adeligste Art des Müssiggangs, die Jagd, der er mit Leidenschaft sich hingab. Seine bequeme Natur schloß weder ehrlichen Willen auf der einen, noch heftiges Aufbrausen in jähem Zorne auf der andern Seite aus; aber sie brachte ihn alsbald in eine schiefe Stellung zu den leidenschaftlich bewegten gegeneinanderstrebenden Parteien im Reich, deren eigennütziges Hoffen er gleichmäßig täuschte.

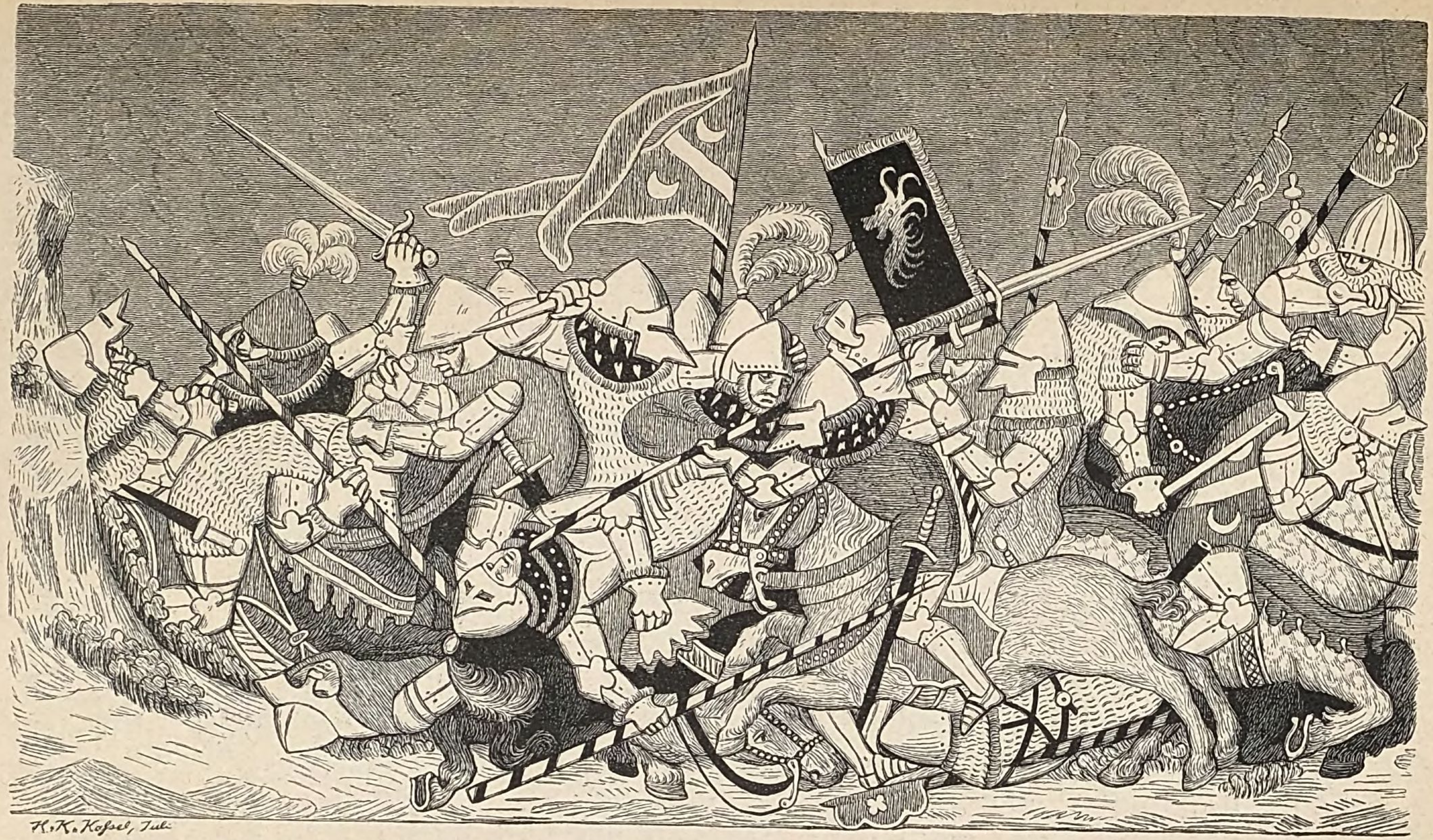
Landfriedensbündnisse.

Bei seinem Regierungsantritt stand die städtische Föderation des südwestlichen Deutschlands auf der Höhe ihrer Macht. In einem zu Baden abgeschlossenen Vertrage mit zweiunddreißig schwäbischen Städten, dem eine Anzahl Fürsten beitraten, lag die volle Anerkennung des schwäbischen Städtebundes als einer politischen Macht (1381) und dies in einem Augenblick, wo sich nähere Beziehungen zwischen dieser süddeutschen Föderation und der Hansa anzuspinnen begannen. Dies führte zunächst zu nichts, wohl aber gelang (Juni 1381) die Verschmelzung der beiden Gruppen der süddeutschen Föderation, des Bundes der schwäbischen Städte mit dem der rheinischen und wetterauischen Städte, denen sich fränkische und bayrische anschlossen. Die Gesamtzahl der so verbündeten Städte belief sich wohl auf siebzig; mit Energie, keineswegs immer mit gutem Rechte, setzten sie das Werk des Burgenbrechens fort. Daß der ritterliche Adel ihrer Macht nicht gewachsen war, zeigte sich deutlich genug: die Frage war, wo dieser Siegeszug der Städte enden würde; die Bestimmung der Goldenen Bulle, welche alle solche Vereinigungen untersagte, war von Anfang an wenig mehr als ein toter Buchstabe gewesen. Die Gefahr für die Landesfürsten ward dadurch nicht geringer, daß die Ritter überall nunmehr sich anschickten, indem auch sie sich verbündeten, Übel mit Schlimm zu heilen: diese Ritterbünde, die unter den verschiedensten Namen in allen Landschaften auftauchten, waren ihrer Macht am letzten Ende nicht weniger gefährlich als die städtischen. Zunächst aber halfen die Landesherren sich mit demselben Mittel.

1383, auf einem Reichstag zu Nürnberg vereinigten sich der Kaiser, eine Anzahl Reichsfürsten und die Kurfürsten zu einem Landfriedensbunde auf 12 Jahre, und der Kaiser gebot nun, indem er diesen Landfrieden für das ganze Reich proklamierte, diesem Vereine beizutreten und alle andern aufzulösen. Dies letztere geschah keineswegs: und da Wenzel sich vor seinem Fürstenbunde mindestens ebensosehr fürchtete, als vor den Städte- und Ritterbünden, so versuchte er auf einem Tage zu Heidelberg 1384, alles, Fürsten, Herren, Städte zu einem großen Landfriedensbunde zu einigen. Diese Friedensvereinigung, die umfassendste, die seit Jahrhunderten in Deutschland aufgerichtet worden, gelang wohl, aber alle Welt behielt sich doch ihre besondern Bündnisse vor, und ein überaus weitaussehender, vielleicht folgenreicher Schritt geschah im folgenden Jahre, Februar 1385, wo auf einem großen Tage zu Konstanz das lange gefürchtete, die Verständigung der schwäbischen Städte mit den schweizerischen, zu stande kam. In der Urkunde des Bundes, dessen Verfassung weit über die Zwecke des Augenblicks hinausgehend angelegt wurde, weht ein Geist der Entschlossenheit, das Vorgefühl naher Entscheidungen: der Fahnenflüchtige soll mit seiner ganzen Familie aus allen Städten verbannt sein: kein Separatabkommen mit Österreich, gegen welches die Spitze dieses Bündnisses, das im ganzen fünfundfünfzig schweizerische, rheinische und schwäbische Stadtgemeinden schlossen, zunächst sich kehrte.

Schlacht bei Sempach. 1386.

Allein diesen Beschlüssen entsprachen die Thaten keineswegs. Als im folgenden Sommer, 1386, die oberdeutschen Städte zum Beginn des Kampfes gegen Habsburg bereit waren, zögerten die Schweizer, und wie nun vielmehr die Feindseligkeiten zwischen Österreich und den Schweizern begonnen hatten, leisteten die deutschen Städte die Hilfe in Gemäßheit des Konstanzer Vertrags nicht, sondern versuchten vielmehr im Geiste jener Heidelberger Einigung eine Vermittelung. Dies ermutigte den tapfern Österreicher, Herzog Leopold (VIII.) zu einem großen Schlage, zu dem sich ihm der oberländische Adel, auch nicht wenige vom Patriziat der Städte, welche in den Verfassungswirren stadtflüchtig geworden waren, mit großem Eifer zur Verfügung stellten. Die Stimmung in dem großen Ritterheer, das er zusammenbrachte, und das man auf etwa zehntausend, Adel und Knechte, schätzen kann, war sehr zuversichtlich. Aber ihre Kundschaft war ungenügend: bei dem luzernischen Städtchen Sempach, um die Mittagszeit an einem sehr heißen Julitag, mußten sie sich zum Kampf fertig machen. Die Ritter waren abgesessen, nach Ritterbrauch, wo man feindlichem Fußvolk im Felde begegnete, sie hatten die Schnäbel von ihren Schuhen abgethan und formierten sich zu einer unzerbrechlichen Phalanx mit vorgestreckten Lanzen; das eidgenössische Heer war geringer an Zahl, aber, wie es scheint, besser vorbereitet und für den Kampf an einem Julitag bequemer gerüstet, als die Ritter, von denen einige, wie erzählt wird, in ihrem Harnisch erstickten; sie hatten nach altgermanischer Sitte einen Keil gebildet, eine „Spitz gemacht". Lange wollte es nicht gelingen, den Wald der Lanzen zu durchbrechen; endlich — so wird freilich nicht von unbedingt glaubwürdiger Seite erzählt — gelang an einer Stelle der Einbruch durch die wackere That eines Unterwaldners, Arnold von Winkelried, der, ein großer und starker Mann, sein Leben darangebend eindrang und im Fallen eine „Gasse" riß. Die Phalanx ward gesprengt, in dem entbrennenden Kampfe Mann gegen Mann hemmte die Edeln die Rü-



Schlacht bei Sempach: Ritter im Schlachtgetümmel, Miniature vom Jahre 1385, aus einer Handschrift der „Weltchronik" des Rudolf von Hohenems in der ständischen Landesbibliothek zu Kassel.

Zur Veranschaulichung der damals aufgekommenen schwerfälligen Plattenpanzerung dieser Zeit — erklärend für die Niederlage der österreichischen Ritterschaft bei Sempach.

stung und die für den Kampf zu Fuß schlecht eingerichtete Bewaffnung; die Dinge nahmen eine unglückliche Wendung. Man drang in den Herzog Leopold, sich zu retten, aber der „geherzt mannlich Fürst," wie ihn ein republikanischer Darsteller des sechzehnten Jahrhunderts rühmend nennt, wollte es nicht thun: das österreichische Banner selbst schwebte in Gefahr; der Ritter, der es trug, rief nach Hilfe: „Retten, Österreich, retten"; wie er seiner Fahne zu Hilfe kommen wollte, ward der Herzog erschlagen. 600 Grafen, Freiherren, Ritter und Edelknechte und viele vom gemeinen Kriegsvolk deckten mit ihm die Wahlstatt; 400 Ritter und 200 Bauern geben andre an. Bürger und Bauern und Soldknechte hatten wiederum einem Adelsheer obgesiegt. Der Augenblick wäre günstig gewesen, die Adelsmacht in ganz Oberdeutschland zu brechen und die Macht des Bürgertums aufzurichten, aber er ward nicht genützt. Den Städten fehlte ein überlegener Führer und einheitliches Wollen: es mag auch sein, daß einzelne einflußreiche Männer der Bestechung nicht unzugänglich waren; vielmehr gingen von dem schwäbischen Bunde jetzt Vermittlungsversuche aus und es zeigte sich die alte, sehr erklärbare Unfähigkeit der Demokratien zu großer auswärtiger Politik. Während, nach abgelaufenem Waffenstillstand, im April 1388 von Glarner und Schwyzer Mannschaften ein noch rühmlicherer Sieg als bei Sempach, bei Näfels im Kanton Glarus gegen ein weit überlegenes österreichisches Heer erfochten und infolge davon nach Jahresfrist zwischen dem Hause Habsburg und den Eidgenossen ein Friede geschlossen ward, welcher zu Zürich vorläufig auf sieben Jahre vereinbart wurde, brach über die oberdeutschen Städte eine unheilvolle Katastrophe herein.

Schlacht bei Döffingen. 1388.

Im Jahre 1387 näherte der König, der nicht mit Unrecht den üblen Willen der Fürsten fürchtete, unter denen Pläne zu seiner Absetzung beredet wurden, sich den Städten wieder und suchte an ihnen eine Stütze: sich ganz auf ihre Seite zu stellen fand er den Mut nicht. Seine Räte — denn er selbst liebte es nicht, persönlich auf solchen Versammlungen zu erscheinen — vermittelten zu Mergentheim zwischen den Fürsten und den Städten (November 1387) auf Grundlage einer Verlängerung der Heidelberger Einigung. Aber fast unmittelbar darauf erfolgte seitens des Herzogs Stephan von Bayern ein schnöder Friedens- und Treubruch, den man von seiten der Städte als eine Kriegserklärung betrachtete; die bayrischen Fürsten lockten einen Verbündeten der Städte und alten Feind ihres Hauses, den Erzbischof Piligrin von Salzburg zu einer Zusammenkunft, bei der sie ehrlos genug waren, ihn samt seinem Gefolge zu Gefangenen zu machen. Der Kampf entbrannte: eine nicht geringe Zahl von Fürsten, der Graf von Württemberg, Burggraf Friedrich V. von Nürnberg, der Markgraf von Baden und andre schlossen sich den Wittelsbachern an, denen die Städte nach einem Tag zu Ulm, Januar 1388, einen Fehdebrief geschickt hatten. Über das ganze südliche und westliche Deutschland bis nach Westfalen verbreitete sich Sommer 1388 der Krieg in wilden Gruppen- und Einzelkämpfen: die Entscheidung fiel bei dem württembergischen Dorfe Döffingen, im August 1388. Die Fürstlichen befehligte der alte Greiner, Graf Eberhard von Württemberg. Sein Sohn Ulrich, der Besiegte von Reutlingen, begierig diese Schmach zu rächen, focht mit seinen Reitern zu Fuß wie die Herren bei Sempach: bald trug man ihn zum Tode verwundet aus dem Ge-

tümmel. Die Städte waren im Vorteil: allein Graf Eberhard, in unzähligen Kämpfen gehärtet, verlor die Fassung nicht: im rechten Augenblick kam ihm unerbetene aber willkommene Hilfe, — es war sein Feind, der Ritter Wolf von Wunnenstein, der aber die Städter doch noch bitterer haßte als den Grafen, an der Spitze einer Schar von Rittern und Knechten. Auch waren die Mannschaften der Städter, geworbene Söldner zum Teil, nicht alle Spartaner, und ihr Feldhauptmann, Konrad Besserer von Ulm, fiel, als schon das Geschick des Tages sich gegen die Städtischen wandte. Sie erlitten eine schwere Niederlage und der Krieg löste sich nun in eine Menge einzelner Kämpfe, einen Raub- und Burgenkrieg auf. Das Land litt schwer unter seinen Verwüstungen; der Erfolg wechselte; soweit war man nun aber doch in Deutschland gekommen, daß ein solcher Kriegszustand bald allen Teilen unerträglich wurde. So trat nunmehr König Wenzel, der während des eigentlichen Kampfes sich gefürchtet hatte, zwischen die „stoßenden Widder zu geraten", auf Mahnung der Reichsstände selbst hervor, und auf der Versammlung zu Eger (Mai 1389) wurden alle besondern Bündnisse und Vereine abermals verboten und dagegen ein allgemeiner Landfriedensverein für Schwaben und Bayern, Frankenland und Hessen, Thüringen und den Oberrhein errichtet. Die Annahme von Pfahlbürgern wurde neuerdings untersagt und überhaupt war der Verein, indem er ihre besondern Bünde zu gunsten eines allgemeinen Rechtszustandes, den doch niemand wirklich garantieren konnte, aufhob, eine Niederlage für die Städte. Einen wirklichen Fortschritt kann man in diesem Landfrieden von Eger nur etwa insofern finden, als für den Fall eines unvermeidlichen Krieges die Parteien gehalten waren, sich nicht an den Kirchen, den Mühlen, dem Pflug, dem Acker- und Weinbau, den Straßen und der Geistlichkeit zu vergreifen: wer dawider handle, solle als Räuber angesehen werden.



„S(igillum) pacis per d(omi)n(u)m Wentzeslav(m) Romonoru(m) et Boemie rege(m) ordi(n)ate.
Landfriedenssiegel König Wenzels.

Dieser Krieg, der auf einem etwas größeren Fuß als die früheren geführt worden war, hatte noch eine schlimme und für diese Zeit, welche sich mit Mühe dem Zustand kriegerischer Barbarei, bei dem alles auf das Recht des Stärkeren gestellt war, entrang, charakteristische Folge. Alle Welt hatte ihre Geldmittel erschöpft und schwere Schulden auf sich geladen: das einfachste Mittel, den un- Landfriede von Eger. 1389.

angenehmen Folgen dieses Zustandes zu entgehen, war eine allgemeine Bankerotterklärung, welche nach damaligen Verhältnissen in der denkbar rohesten Form erfolgte. Einem Beschlusse des Reichstags zu Nürnberg 1390 entsprechend befahl der König den Juden, als welche rechtlich ihm, der Kammer des heiligen römischen Reichs, mit allem dem Ihren angehörten, die Herausgabe aller ihrer Schuldbriefe und Pfänder. Für ihn selbst fielen bei dieser Operation schöne Prozente ab; mit Ausnahme der Stadt Frankfurt war jedermann für diese Lastenabschüttelung und bequeme Amortisationsmethode, die man, wo man es nötig fand, mit den Wucherzinsen entschuldigte, welche die Juden verlangten und, wie man billigerweise zugeben muß, solchen Gläubigern gegenüber auch verlangen mußten. Sie mußten sich fügen und fügten sich: daß nicht lange nach diesem Finanzstreich die Dinge ebenso standen wie früher läßt sich ermessen.

Veränderungen im Norden.

Während diese Kriege den politischen Plänen, welche sich an die städtischen Föderationen im Süden geknüpft hatten, ein Ende machten, hatten auch im Norden die Dinge eine Wendung genommen, welche dem kühnen Zug der hanseatischen Politik einen Stillstand gebot. Ein Thronstreit im Norden, bei welchem eine Frau von mächtigem Geist, Waldemars IV. Tochter Margarethe, eine große Rolle spielte, hatte die ganze nordische Welt in stürmische Bewegung gebracht, und auch Zwietracht unter den Hauptstädten der Hansa selbst erregt. Der Verbündete der Städte, der Wahlkönig der Schweden, Albrecht von Mecklenburg, war 1388 in die Hand seiner Feindin Margarethe gefallen, und nur Stockholm widerstand dieser Semiramis des Nordens noch. Um diese bedrängte Stadt zu entsetzen, gaben die Städte Rostock und Wismar Kaperbriefe aus, und dies gefährliche Mittel zog in den nordischen Meeren den Seeraub in kolossalem Maße groß. Die Piraten — Vitalienbrüder nannten sie sich — erfüllten ihre nächste Aufgabe, die Versorgung Stockholms mit Lebensmitteln, schädigten aber die ganze Handelsschiffahrt. Rostock und Wismar verfielen als Urheber des Unheils der hansischen Acht, der Verhansung. Das Unheil blieb, auch als 1395 König Albrecht frei wurde: die Piraten setzten sich zu Wisby auf Gotland fest, und der Name ihrer Führer, des Klaus Störtebecker und andre, ward ein Wort des Schreckens an allen Küsten der Nord- und Ostsee. Im Jahre 1397 aber gelang es der Königin Margarethe, König Hakons von Norwegen Gemahlin, nachdem sie ihren Enkel Erich von Pommern zum König von Schweden erhoben hatte, zu Kalmar jene Union der drei nordischen Reiche zu stande zu bringen, welche der gebietenden Stellung der Hansa im Norden ein Ziel setzte. Um dieselbe Zeit (1386) ward durch die Heirat des litauischen Großfürsten Jagello mit der Erbin von Polen auch der gedeihlichen Entwickelung des deutschen Ordensstaats in Preußen Halt geboten; an der Entwickelung der Reichsangelegenheiten nahm während dieser ganzen Zeit der Norden keinen Teil.

Die drei Luxemburger.

Derselbe niedrige Stand der öffentlichen Moral, oder wie man kürzer sagen kann, dieselbe Gemeinheit der Gesinnung, wie in jener Maßregel gegen die Juden, tritt auch in den Ereignissen zu Tage, welche die zweite Hälfte der unglücklichen Regierung König Wenzels erfüllen. Karl IV. hatte den großen Landbesitz, den er zusammengebracht, der nun einmal bestehenden Gewohnheit gemäß unter seine drei Söhne geteilt, und zwar so, daß Wenzel, der älteste,

Böhmen und Schlesien, die Lausitzen zum größten Teil, und einige kleine Besitzungen, Sigismund die Mark Brandenburg, Johann den Rest der Lausitzen als Herzogtum Görlitz erhielt, während Mähren den beiden Söhnen seines Bruders Johann Heinrich, Jost und Prokop, verblieb. Bei dem unter den Fürsten dieser Zeit allgemein verbreiteten Geist und Sinn, der auf Erraffen von Land und Gut und rohen Genuß gerichtet war, konnte es nicht fehlen, daß die minder Begünstigten die Schwäche und die Verlegenheiten Wenzels sich zu nutze machten. Sigismund, der begabteste der Brüder, hatte (1380) eine gute Partie gemacht, indem er Maria, die Tochter Ludwigs des Großen von Ungarn (1324—1382), heiratete: um nach des letzteren Tode seine Rechte in Ungarn geltend zu machen, verpfändete er von seinem Markgrafentum die Altmark und die Priegnitz an seine Vettern, und die Mittelmark seinem Bruder: er erreichte dann auch seinen Zweck und wurde 1387 als König von Ungarn gekrönt. Markgraf Jost hatte ganz den unruhigen Ehrgeiz und die gewissenlose diplomatische Geschicklichkeit des Hauses: mit Vergnügen sah er, wie Wenzel durch sein launisches Regiment die herrschenden Klassen, Adel und Geistlichkeit, sich entfremdete: das bekannteste Opfer ist der würdige Priester Johann von Pomuk, den Wenzel in der Moldau ertränken ließ. Eben unter dem Eindruck dieser Übelthat kam eine Verbindung böhmischer Magnaten gegen den König zu stande und diesem böhmischen Herrenbunde trat Jost von Mähren bei. Sigismund hielt sich zweideutig: 1384 wurde Wenzel, wie er von einem seiner Schlösser nach Prag reiste, überfallen und in seiner Hauptstadt als Gefangener gehalten. Auf nachdrückliches Mahnen Johanns von Görlitz schritten die Kurfürsten im Namen des Reichs ein und Wenzel ward wieder frei. Aber der unfähige Mann wußte sich nicht zu halten, der Herrenbund erneuerte sich, und bei den deutschen Reichsfürsten kam man mehr und mehr zu der Erkenntnis, daß die Schwäche des Reichsoberhauptes, wie sehr sie auch im ganzen den Wünschen und Interessen der großen Territorialherren entsprach, doch eine Grenze habe, jenseits deren sie nicht bloß dem Reiche, sondern auch ihnen selbst verderblich sei. Schon auch warf eine große Gefahr, welche von Osten her drohte, ihre Schatten: dies war die raschanwachsende Macht der osmanischen Türken, deren Siegeslauf die berühmte orientalische Frage, die sich in so mancherlei Gestalten durch die Weltgeschicht hinzieht, in einer neuen Form und von einer neuen Seite her stellte.



Goldmünze König Wenzels.

Merkwürdig wegen der gotischen Buchstaben der lateinischen Inschrift.

Vorderseite: „W" mit „+ wenceslavas dei gracia romanor(um) rex."	Rückseite: Der böhmische Löwe mit: „+ semp(er) aug(us)t(u)s et boemie rex."

Königliches Münzkabinett Berlin.

Absetzung Wenzels.

Wir werden uns bald mit diesem Rückschlag der Kreuzzugsbewegung, bei welchem die Offensive in dem uralten Kampfe zwischen Orient und Occident wieder an den Orient überging, zu beschäftigen haben: in diesem gegenwärtigen Zusammenhange ist nur zu erwähnen, daß man den neuen Feind jetzt schon in Europa zu bekämpfen hatte, und daß Sigismund, dem das Erbe Ludwigs des Großen zufiel, ein Heer zusammengebracht hatte, mit welchem er bei Nikopolis 1396 die Schlacht wagte. Sie endete mit einer totalen Niederlage, aus der Sigismund selbst mit Mühe gerettet wurde; auf dem Umweg über Konstantinopel, zu Schiff weiter nach Dalmatien kehrte er in sein Reich zurück. Infolge der Zerrüttung, in welche diese Niederlage seine ungarischen Angelegenheiten warf, konnte er nicht in die deutschen Verhältnisse eingreifen, welche eine für Wenzel und das luxemburgische Haus unglückliche Wendung nahmen. An der Spitze der Feinde Wenzels, denen es an triftigen Gründen nicht fehlte, stand der Erzbischof Johann von Mainz (seit 1397), aus dem Hause Nassau: noch einmal raffte der König sich auf und vereinbarte auf einem Reichstag zu Frankfurt 1398 wieder einen Landfrieden auf zehn Jahre: aber seine Autorität sank tiefer und tiefer, und seine Regierungsunfähigkeit trat in nicht wenigen Fällen auf eine ärgerliche Weise zu Tage, so daß die fünf nicht luxemburgischen Kurfürsten, nachdem sie sich unter einander und mit einer Anzahl Fürsten verständigt hatten, den König auf einen Fürstentag nach Oberlahnstein luden, damit er sich gegen die wider ihn erhobenen Anklagen rechtfertige. Als er dort, wie zu erwarten, nicht erschien, wurde er von den versammelten Fürsten des Thrones für verlustig erklärt, und von einer künstlichen Mehrheit, den drei geistlichen Kurfürsten und der pfälzer Stimme, ein Wittelsbacher, der Pfalzgraf Ruprecht III. zum König gewählt (Januar 1401).

Ruprecht von der Pfalz.

Dies traurige Königtum eines tüchtigen Mannes, dessen Kraft und guter Wille an der Zerrissenheit der deutschen Zustände splitterte, dauerte zehn Jahre. Das beste war, daß keiner der beiden Könige die genügende Macht besaß, um seine Krone wirklichen Krieg zu führen. Ruprecht ließ sich durch bestimmte Versprechungen, welche er einzelnen Kurfürsten gemacht, und vielleicht durch die Hoffnung, mittels der Kaiserkrone größere Autorität zu erlangen, zu einem Zug nach Italien bestimmen, der aber noch im gleichen Jahre 1401 durch eine Niederlage, die er bei Brescia gegen die Söldnermacht Johann Galeazzo Viscontis erlitt, aussichtslos wurde: mit einem venetianischen Darlehen oder Geschenk von viertausend Dukaten bestritt er die Kosten der Heimreise von einem Zuge, bei dem er eigentlich nur als Führer einer Söldnermacht, also sehr anders als die Könige alter Zeiten erschienen war (1402). Er traf hier in Deutschland einen entschlossenen Gegner, den Ungarnkönig, welcher jetzt, nachdem er der Schwierigkeiten in Ungarn einigermaßen Herr geworden war, die Sache seines Hauses mit der ihm eigentümlichen luxemburgischen Beweglichkeit in die Hand nahm. Er bemächtigte sich in Böhmen des Regiments, verhaftete seinen Bruder, verband sich mit dem habsburgischen Hause: die Bemühungen Ruprechts, eine wirkliche Ordnung in Deutschland herzustellen, scheiterten immer wieder an dem vielgestaltigen Eigennutz der einzelnen Glieder des Reichs und er erweckte sich nur Feinde damit: Johann von Mainz, der ihn erhoben, brachte jetzt zu Marbach einen Bund gegen ihn zu stande (1405). Unter diesen Intriguen, deren Verwickelungen und Verschlingungen zu erkunden nicht viel mehr Interesse hat, als den Fehden



Grabfigur Ruprechts von der Pfalz und seiner Gemahlin in der Heiligengeistkirche zu Heidelberg.

Das Grabmal trägt die Inschrift:

Rupertus Bavariae dux, Comes Rheni Palatinus, Romanorum rex justus, pacis et religionis Amator,
Ruprecht, Herzog von Bayern, Pfalzgraf bei Rhein, rechtmäßiger römischer König, des Friedens u. d. Religion Freund,
dignus Deo visus qui pro justitia pateretur, hujus sacrae aedis, et collegii institutor, hic cum
der Gott würdig schien für die Gerechtigkeit zu leiden, dieses heiligen Tempels und des Kollegiums Begründer, ruht hier
castissima coniuge Elisabetha Norici montis Burgravia quescit; (de)functus anno Christi MCCCCX. Kal.:
mit seiner keuschen Gemahlin Elisabeth, Burggräfin zu Nürnberg; gestorben im Jahr Christi 1410 am 15. Tag vor
Juni XV.
den Kalenden des Juni (18. Mai).

arabischer oder indischer Stämme nachzugehen, starb Ruprecht (1410): es gereicht ihm zur Ehre, daß er sich noch in seinen letzten Tagen mit der Bezahlung seiner Privatschulden in Heidelberg Sorgen machte.

1401. Drei Könige. Wahl Sigismunds. 1411.

Die Notwendigkeit, dem Reiche wieder ein wirkliches Oberhaupt zu geben, war einleuchtend, und einer der namhaftesten Männer im Reich, der Burggraf Friedrich VI. von Nürnberg bemühte sich eifrig für König Sigismund von Ungarn, der ihm schon für manchen guten Dienst verpflichtet war. Wie hohe Zeit es war, daß wieder ein Mann, der mit Macht und Geist ausgerüstet war, an die Spitze des Reiches trat, beweist am besten der Wahlwirrwarr, dessen Schauplatz im Herbst 1410 die Wahlstadt Frankfurt war, wo die drei Luxemburger, Sigismund, Wenzel und der Markgraf Jost von Mähren, gegen einander ausgespielt wurden: Sigismund wurde von dem einen, Jost von dem andern Teil der Kurfürsten oder ihren Bevollmächtigten gewählt, und der letztere erhielt auch die böhmische, also Wenzels Stimme, nachdem der Markgraf oder neue König das Versprechen gegeben hatte, ihn als den älteren römischen König und künftigen römischen Kaiser anzuerkennen. So hätte man eigentlich drei Oberhäupter gehabt, alle drei aus dem luxemburgischen Hause: allein der eine, der sein Lebenlang ein gefährlicher und bösartiger Ränkeschmied gewesen war, Jost, Jodok von Mähren, starb einige Monate später und hinterließ glücklicherweise auch keine Kinder: zwischen den beiden Brüdern kam eine Aussöhnung zu stande, nach welcher die luxemburgischen Länder — einschließlich des jetzt erledigten Mährens — zwischen ihnen neu geteilt wurden, und Sigismund römischer König sein sollte, indem er sich verpflichtete, nicht nach der römischen Kaiserkrone zu streben, solange Wenzel lebe. Daraufhin wurden die Kurfürsten gewonnen und im Juni 1411 dann Sigismund zu Frankfurt einstimmig zum römischen König gewählt.



Goldene Krönungsmünze Sigismunds, geprägt zu Frankfurt.

Vorderseite: Der König mit „Moneta Francford(ensia)." | Rückseite: Kaiserkrone mit „Sigismund' Rom(a)norum rex."

Viertes Kapitel.

Die außerdeutschen Länder Europas bis zum Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts. — Kirchliche Verhältnisse. — John Wycliffe in England.

Das römische Reich im vierzehnten Jahrhundert.

Wenn man bei Erzählung der mittelalterlichen Geschichte, wie man den Zeitraum zwischen der Aufrichtung einer Germanenherrschaft auf italischem Boden und der sogenannten deutschen Reformation herkömmlicherweise nennt, Deutschland zum Mittelpunkte macht, und die übrigen Länder und Völker nach dem Grad und Maß ihrer Beziehungen zu diesem Lande berücksichtigt, so hat dies eine innere Berechtigung, so lange die Idee des römischen Imperiums als des alle christlichen Völker einigenden Bandes lebendig war. Man darf die moralische, die zivilisatorische Kraft dieser Idee nicht gering schätzen. Sie gab den europäischen Völkern das Gefühl der Zusammengehörigkeit — gemeinsamer Zugehörigkeit zu einem politischen Ganzen auf Grund des christlichen Glaubens, und sie erhielt das Bewußtsein des Zusammenhangs mit der Vergangenheit wach, das ein nicht minder wichtiges Moment und Förderungsmittel eines höhern geistigen Lebens unter den Menschen ist. Von einer andern Seite her leistete dies freilich auch die Idee der Kirche, und sie leistete es selbst in einer noch mehr in die Tiefe dringenden Weise: in dem katholischen Glauben fühlten sich die europäischen Völker als Eines und zugleich als Glieder einer Kette, die in frühere Jahrhunderte zurückreichte: es hatte seinen guten und tiefen Sinn, daß die Kaiserkrone nur in Rom geholt werden konnte, die Krönung durch den höchsten Vertreter der kirchlichen Einheit vollzogen werden mußte. Geschichtliche Verhältnisse hatten den Königen von Deutschland das nächste Anrecht an diese Krone gegeben, daraus ergab sich das nahe Verhältnis zu Italien: lange Zeit also war die europäische Geschichte die Fortsetzung der Geschichte des römischen Kaiserreichs, und in diesem Sinne vor allem deutsche Geschichte.

Dies war sie in dem Zeitpunkt, den unsre Erzählung erreicht hat, längst nicht mehr. Der Name des römischen Reiches besteht noch: auch gewinnt der eine und der andre der deutschen Könige, welche von 1273—1410 regiert haben, den Kaisertitel auf die herkömmliche Weise. Aber dieser Titel verleiht nur noch Ehre, einen Ehrenrang und gewisse Ehrenpflichten, aber kein weiteres Recht und keine weitere Macht. Die übrigen Könige sind souverän so gut wie der Kaiser. Es ist den übrigen Ländern, England, Frankreich, Schweden, Polen u. s. w., dem einen mehr, dem andern weniger, gelungen, eine wirkliche Staatseinheit, und auf Grund derselben ein Nationalgefühl, und umgekehrt ein kraftvolles Nationalgefühl und auf Grund desselben eine wirkliche Staatseinheit zu gewinnen: wenn dies in Deutschland und in Italien nicht gelang, so lag die Hauptschuld eben in den universellen Ansprüchen, welche von Kaisertum und Papsttum von je ihrem Boden aus erhoben wurden.

Der Osten: byzantinisches Reich.

Es wird deshalb nötig sein, die wichtigsten europäischen Völker, soweit sie sich bis dahin zu solchen — nach unsern heutigen Begriffen überall noch sehr unvollkommenen — nationalen Staatswesen gebildet hatten, unter diesem Gesichtspunkt zu überblicken. Das älteste unter den damaligen Reichen Europas, das oströmische oder byzantinische, kommt unter diesem Gesichtspunkt nur wenig in Betracht: wenn es einige Male geschienen hatte, als wenn die Kreuzzüge bestimmt gewesen seien, die westlichen Völker der christlichen Bevölkerung dieser alten Länder wieder zu nähern, so war vielmehr ihre letzte Folge eine wachsende Entfremdung gewesen. Im Jahre 1261 war Kaiser Michael VIII. nach Konstantinopel zurückgekehrt, das Reich also sich selbst zurückgegeben; die Versuche eine Union mit der lateinischen Kirche herbeizuführen, die sich unter einem politischen Gesichtspunkte vielleicht empfehlen konnten, führten nur zu heftigen Ausbrüchen des Widerwillens bei Klerus und Volk, und Michaels Sohn, Andronikus (1282—1328), mußte alle Spuren dieser unglücklichen Einigungsbestrebungen verwischen. In Kleinasien war die Macht der osmanischen Türken schon im Aufschwung und die Bevölkerung wie die Regierung war nicht mehr kräftig genug, um diesem Barbarenvolk voll kriegerischen Feuers zu widerstehen. Die Heilmittel aber, die man anzuwenden genötig war, verwandelten sich in diesem kranken und altersschwachen Organismus in neue Übel. Seine italienischen und spanischen Mietstruppen — man nannte sie Katalanen — machten sich zwar unter ihrem Anführer Roger de Flor den Türken in Kleinasien furchtbar, aber nicht minder den kaiserlichen Landen: das Mittel der Schwäche, die hinterlistige Ermordung Rogers und seines Gefolges zu Adrianopel (1307), hatte nur die Folge, daß seine Leute zu Gallipoli einen eignen Krieger- oder Söldnerstaat bildeten, der sich für den rückständigen Sold wie für die Verachtung, welche die Bevölkerung ihnen als Ketzern und „Barbaren" zeigte, reichlich schadlos zu halten wußte. Die alten Übel blieben daneben fortbestehen: schon Andronikus ward entthront (1328), und so ist es nicht wunderbar, daß schon unter seinem Nachfolger Andronikus III. die Osmanen in die kleinasiatischen Küstengegenden vordrangen, Urchan, der Sohn Osmans (1326—1359), in Brussa seinen Herrschersitz aufschlug: schon spielte ihre Freundschaft und Feindschaft bei den Thronstreitigkeiten zu Byzanz eine Rolle. Unter Murad I. (1360) wurde Adrianopel von ihnen erobert, und der Padischah selbst schlug hier, also auf europäischem Boden, seine Residenz auf. Unter diesen näher und näher dringenden Gefahren erneuerte Johannes V. Paläologus die Unterhandlungen mit dem Papste, um die Hilfe des Abendlands flüssig zu machen. Er begab sich selbst nach Rom (1369) und war bereit, auf die Irrlehren, daß der heilige Geist nur vom Vater, nicht vom Vater und Sohn ausgehe, auf den Gebrauch ungesäuerten Brotes im Abendmahl, und die andern, welche ihn von der occidentalischen Kirche schieden, zu verzichten. Das Kreuz ward damals aufs neue gepredigt. Aber der Papst verfügte nicht mehr über die Gemüter der Christenheit, er kehrte nach Avignon zurück, und schon nahte die Zeit, wo die Einheit der päpstlichen Autorität — der einzigen, welche die westlichen Völker noch bis zu einem gewissen Grade verband — sich für lange auflösen sollte.

Die Osmanen.

Murads letzte That war die Überwältigung der Serben in der Schlacht bei Kossowa (1389). Sein Sohn Bajazeth (1389—1402) setzte die Eroberungen fort. Er überwältigte die Bulgarei, die Moldau und Walachei, Thracien,

Makedonien: er fügte dem Heeresorganismus des siegreichen Barbarenvolkes eine neue Truppe ein, die Jeni-Tscheri (Janitscharen), welche bald der gefürchtetste Teil ihres Heeres ward. Die Organisation dieser Militärmacht war einfach. War die Eroberung eines Gebiets vollzogen, so wurde das Land in Reiterlehen geteilt, die aber nicht erblich waren, so daß kein Adel aufkam, der dem Absolutismus des Großherrn hätte gefährlich werden können. Es mußte jeder von unten anfangen, jeder Lehensträger, jeder Timar aber mußte sich stets zum heiligen Kriege fertig halten: von eigner Arbeit am erkämpften Acker war bei diesen barbarischen Eroberern nicht die Rede. Eine einfache durchgreifende Kriegsordnung hielt sie zusammen. Der Befehl des Großherrn erging an die beiden Beglerbegs, den von Asien und den von Europa, von diesen an die Begs der Sandschakate und von diesen an die Alaibegs — an die Scharenführer oder Siamets und durch sie an die einzelnen Timarli: ungesäumt saßen sie auf und sammelten sich zu einem Heer, das ein zerschmetterndes Werkzeug in der Hand des obersten Despoten war. Neben ihnen hatte der Großherr besoldete Reiter, Spahis, und jetzt das neue Fußvolk der Janitscharen, welches durch den scheußlichen Menschentribut der unterworfenen Länder gebildet ward. In frühester Kindheit von ihrer Muttererde gerissen, entwurzelt, ihrer Heimat unkundig, wurden sie ganz auf die Gnade des Padischah gepflanzt und fanden ihre einzige Heimat im Lager: der Wille des Großherrn konnte jeden dieser Sklaven in den Staub werfen oder zur höchsten Würde erheben.

Ungarn. Schlacht bei Nikopolis. 1396.

Das nächste Land, welches der jetzt regierende Sultan — er führte den Beinamen Il Derim, der Wetterstahl — bedrohte, war Ungarn, wo, nachdem das Haus Arpad mit Andreas III. im Jahre 1301 erloschen war, eine neue Dynastie sich nicht hatte befestigen können. Der zweite vom Hause Anjou, Karl Roberts Sohn Ludwig der Große, dessen vierzigjährige Regierung (1342 bis 1382) das Land zu sicheren Rechts- und Verfassungszuständen und zu hoher Blüte gebracht hatte, hinterließ keinen Sohn, und erst nach längeren Wirren folgte, wie wir gesehen, der Gemahl seiner Tochter, der Luxemburger Sigismund. Er trat die schwere Aufgabe an, dem Andrang der Türken zu wehren und wandte sich um Hilfe nach Westen. In der That erwachte noch einmal etwas vom Geist der Kreuzzüge: englische, deutsche, vor allen aber französische und burgundische Ritter, auch italienische, und Johanniter von Rhodus zogen ihm zu, die mit den magyarischen, walachischen, bulgarischen, serbischen Kriegsvölkern bis zu einem Heere von 60000 Mann anschwollen. Um die bulgarische Festung Nikopolis am rechten Ufer der Donau, die Sigismund belagerte, drehte sich der Kampf. Mit einem Heere von 200000 Mann zog Bajazeth zum Entsatze heran, und wenn die französischen Ritter im Geist ihrer keltischen Vorfahren sich vermaßen, den fallenden Himmel mit ihren ritterlichen Lanzen aufzuhalten, so drohte Bajazeth, den Altar von St. Peter zu Rom zur Krippe für sein Pferd zu machen. Die Schlacht bei Nikopolis (1396) ließ die abendländische Tapferkeit in ihrem vollen Glanze leuchten: ein Treffen nach dem andern, auch die Janitscharen, ward von der ritterlichen Bravour namentlich der Franzosen zersprengt: aber sie fingen an, sich zu zerstreuen, als Bajazeth seine Reserve, 40000 Mann, ins Gefecht brachte. Der Tag ward für den Islam gewonnen: mit Mühe rettete sich Sigismund, der vergebens versucht hatte, das Geschick zu wenden. Unter den vielen Gefangenen befand sich auch

ein sechzehnjähriger Knappe Hans Schiltberger, ein Münchner Kind, der dem greulichen Blutgericht zusah, das der ergrimmte Barbarensultan über die Gefangenen verhängte: er selbst sollte schon den Todesstreich empfangen, als er die Augen eines kaiserlichen Prinzen auf sich zog und begnadigt wurde. Nach dreißigjähriger abenteuerreicher Laufbahn kehrte der längst verschollene nach München zurück (1427), wo er dann seine Erlebnisse im Dienste des Sultans „in der haydenschafft", beschrieb. Die vornehmen Gefangenen kauften sich los: durch Ungarn sah man die Saumtiere mit den Geschenken Karls VI. von Frankreich — norwegischen Falken, feiner Leinwand aus Rheims und Teppichen von Arras, in welche Bilder aus der Geschichte Alexanders des Großen eingewirkt waren — nach der Hofstatt des Osmanensultans ziehen. Weitere Folgen hatte aber die Niederlage nicht, weil Bajazeth bald durch eine schwere Gefahr, die im fernen Osten wider ihn heraufzog, von einer ferneren Verfolgung seiner Siege in Europa abgehalten wurde.

Königreich Polen.

Unter den slavischen Ländern im Osten erhob sich das Königreich **Polen** zu größter Macht: von Bedeutung war hier die Regierung Kasimirs des Großen (1333—1370), welcher sich bemühte, die Bauern gegenüber dem übermächtigen Adel zu heben und städtisches Leben zu fördern. Allein das Land ist für den Handel wenig günstig gelegen und das deutsche Element, welches Kasimir begünstigte, kam bei dem Nationalhaß der Polen gegen die Deutschen nicht auf, wogegen sich, von den Fürsten wie von den üblen wirtschaftlichen Gewohnheiten des Adels begünstigt, zahlreiche Juden einnisteten, bei deren Einfluß das ehrliche Gewerbe nicht gedeihen, die Bauern sich nicht emporarbeiten konnten. Dagegen gelang ihm, das Land Galizien oder Rotrußland mit dem polnischen zu vereinigen, und im Jahre 1386 geschah das Ereignis, welches die Machtverhältnisse im Osten und Nordosten Europas völlig zu Ungunsten des Deutschtums umgestaltete. Auf Kasimir, der keine Söhne hinterließ, folgte (1370) der Sohn seiner Schwester, Ludwig der Große von Ungarn; nach seinem Tode (1381) erklärte sich der Adel für dessen Tochter Hedwig, die 1384 zu Krakau gekrönt ward, aber ihre Verlobung mit einem österreichischen Fürsten, Herzog Wilhelm, aufgeben mußte, weil er ein Deutscher war: sie mußte sich entschließen, einem heidnischen Fürsten, der aber um diesen Preis mit seinem Volke das Christentum anzunehmen bereit war, ihre Hand zu reichen — **Jagello** dem Großfürsten von Litauen (1386).

Der deutsche Orden.

So bildete sich hier ein gewaltiges Reich, welches vor allem dem **deutschen Orden**, der bis dahin in siegreichem Vordringen gewesen war, verhängnisvoll werden sollte. Der Orden hatte in den ersten fünfzig Jahren seitdem er (1226) in das Land gerufen worden, ein schweres Leben, dem widerwilligen Volk, dem widerstrebenden Boden des Landes die Anfänge höheren Kulturlebens aufzu-



Siegel des Großmeisters des Deutschordens.
Aus dem Kgl. Geh. Staatsarchiv in Berlin.

prägen: wobei sie zwar vielfach, aber doch nur gelegentlich von Mönchen, Einwanderern und großen und kleinen Herren unterstützt wurden, die kamen um bei der Aussichtslosigkeit der Kreuzzüge ins heilige Land ihr Gelübde hier auf bequemere und im ganzen auch wirksamere Weise zu lösen. Auf einem solchen Zuge sah das Land im Jahre 1255 auch den König Ottokar von Böhmen, zu dessen Ehren Königsburg, Königsberg angelegt wurde, und in seinem Gefolge den Grafen, der später sein Besieger werden sollte, Rudolf von Habsburg. Die Ritter rückten vor, seit 1237 mit einem kleinen Orden ähnlicher Tendenz in Livland, dem Schwertorden, verbündet. Im gleichen Jahr ward von Bürgern Lübecks Elbing gegründet und solche Gründungen wurden von den umsichtigen Landmeistern durch Verleihung von Munizipalfreiheiten — dem kulmischen Recht — begünstigt: allmählich veränderte sich der Anblick des Landes: Städte, Kirchen, Dörfer, bebaute Fluren, Seehäfen, statt Heideland und öden Strandflächen. Das Land zerfiel in vier Diözesen, doch war die Macht der Bischöfe dem Orden nicht gefährlich, da derselbe die Besetzung der Bistümer nach seinem Willen lenkte und der Papst, der ihr oberster Lehensherr war, den eigentümlichen Verhältnissen des Mönchsstaats Rechnung trug. Schon in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts kam eine Kapitulation mit dem größten Teile der Landeseingeborenen zu stande, deren Voraussetzung die Annahme des Christentums war. Jeder edle Preuße konnte Ritter werden, und im Jahre 1283, wo der letzte Häuptling nach Litauen auswanderte, war der Kampf zu Ende. Von der größten Wichtigkeit nun war, daß im Jahre 1309 auf dem Generalkapitel des Ordens, zu Marburg, beschlossen wurde, den Sitz des Hochmeisters, der seither zu Venedig residiert hatte, also die Zentralregierung des Ordens, nach Preußen zu verlegen, wo dann im September jenes Jahres Sigfrid von Feuchtwangen,



Landgraf Konrad von Thüringen († 1241) im Ordenskleid der Deutschherren.

Grabstein in der Elisabethkirche zu Marburg.

der regierende Hochmeister, in der Marienburg einzog. Mit Eifer sorgte der Orden für den Anbau des Landes, das in dreißig Komtureien oder Verwaltungsbezirke eingeteilt wurde; selbst mit Rebenbau versuchte man die widerstrebende Natur. Die Städte Kulm, Thorn, Elbing, Danzig bildeten kulturausstrahlende Mittelpunkte: keine Leibeigenschaft, keine Juden: der Wohlstand stieg durch die Verbindung der Städte mit der Hansa, und der Orden selbst, die Landesregierung, beteiligte sich am Handel: aber jetzt nahten sich die Zeiten, wo die inneren Schäden dieses Staates ritterlicher Mönche, welche keine lebendigen Wurzeln in den Boden des Landes senkten, sich geltend machen mußten.

Der Norden: Skandinavische Reiche. Norwegen.

Für die skandinavischen Reiche bildete in dieser Periode das Verhältnis zu einander und zu der deutschen Hansa das beherrschende Moment. Mit zunehmender Kultur wuchs die Ungleichheit des Besitzes, des Wissens und der Macht, und damit war ein Adel, wie immer er sich im einzelnen gestalten mochte, und, sofern er schon vorhanden war, eine steigende Macht des Adels gegeben. So selbst in dem entlegensten der drei Länder, in Norwegen: doch ist hier der Adel Hof- und Beamtenadel und die Lehen sind nicht vererblich — Herzöge, Jarle, Barune, Steller unterscheidet die Hofordnung des Königs Magnus (1263—1280), der den Beinamen des Gesetzgebers (Lagabätter) führt und der in friedlicher tüchtiger Regierung die Verwaltung des Landes organisierte. Das städtische Element spielte aber unter ihm wie unter seinen nächsten Nachfolgern, Erich II. (—1299), Hakon VII. (—1319), Magnus V. Smek (—1350), Hakon VIII. (—1380), Olaf (—1388) keine große Rolle: die wohlgelegene Stadt Bergen an der Südwestküste war die größte Kaufstadt des Landes, das im übrigen dünn bevölkert, der Wohnplatz freier Bauern war und keine Sklaverei mehr kannte. Zu einer größeren Bedeutung konnte das Land für sich selbst nicht gelangen und eigentlich drängt es sich stets mit einer Art Notwendigkeit auf, daß man sich diese drei nordischen Reiche als eine Einheit vorstellt: im vierzehnten Jahrhundert schien sich wirklich eine solche Union vorzubereiten, welche diesem großen, in allen wesentlichen Eigenschaften und Zuständen, Tugenden und Mängeln gleichartigen Volke des europäischen Nordlandes erst eine größere Bedeutung für die Gesamtheit der Menschen gegeben haben würde.

Schweden.

Mit Hakon VII. war das alte norwegische Königshaus ausgestorben (1319). Zu gleicher Zeit ward in Schweden der König aus dem Hause der Folkunger, Birger, welcher im Hader mit seinen beiden Brüdern, früheren Verrat mit Verrat vergeltend, diese Brüder auf scheußliche Weise zu Tode gebracht hatte, von einer feindlichen Partei aus dem Reiche getrieben; zwei Jahre später wurde sein Sohn, der Thronfolger, wider Recht als angeblicher Teilnehmer an den Freveln seines Vaters hingerichtet, und es war nun niemand mehr übrig, als der unmündige Sohn des einen der ermordeten Brüder, Magnus Erichsohn, der schon seit 1319 die Krone trug und im gleichen Jahr auch die norwegische Krone als Erbe seines Großvaters Hakon VII. empfangen hatte. Zunächst wurden Regentschaften über beide Länder eingesetzt; im Jahre 1333 trat Magnus in beiden Ländern seine selbständige Regierung an. Aber Norwegen glaubte sich vernachlässigt, Magnus zog den Aufenthalt in Schweden vor und sandte im Jahre 1350 seinen jüngeren Sohn Hakon als König nach Norwegen. Eben dieser, Hakon VIII. entthronte 1361 seinen Vater, und vereinigte so Schweden

und Norwegen für kurze Zeit: dann wieder versöhnte er sich mit seinem Vater; im Jahre 1363 wurde von einer andern Partei der Herzog Albrecht von Mecklenburg in Stockholm zum Könige gewählt, der sich dann auch eine Zeitlang hielt.

Von unmittelbarerer Bedeutung für die übrige europäische und namentlich deutsche Geschichte war das dritte Reich Dänemark. Wir kennen seine Verwickelungen mit der deutschen Hansa, den glücklichen und den unglücklichen Krieg und jenen Friedensschluß von 1371, welcher den Höhepunkt der hanseatischen Macht bezeichnete. Im Jahre 1363 hatte Waldemar IV. seine damals elfjährige Tochter Margarethe mit Hakon von Norwegen vermählt. Dieser Frau sollte, freilich auch ihr nicht auf die Dauer, das Kunststück gelingen, die drei Völker zu einer Föderation oder Union zusammenzubringen. Im Jahre 1378 starb Waldemar IV. im sechzigsten Jahre eines an Plänen und geschickten Anschlägen reichen, unruhig-thätigen und doch im ganzen vergeblichen Lebens. Das Land trat in eine mecklenburgische und in eine norwegische Partei auseinander, Oluf, der Sohn Hakons und der Margaretha, ward als König gewählt und die letztere ward Regentin: die Hansa erkannte Oluf als dänischen König an. Im Jahre 1380 starb sein Vater Hakon, König von Norwegen: Oluf war nunmehr König von Norwegen „König von Dänemark und Norwegen und wahrer Erbe von Schweden" unterschreibt er: aber der Knabe hatte noch nicht seine Mündigkeit langt, als er im Jahre 1387 in seinem siebzehnten Lebensjahre starb. Königin Margarethe jedoch hatte sich als Regentin bewährt: in beiden Reichen ward sie als Fürstin und Gründerin des Reichs ohne den königlichen Namen, den man vermied, erwählt. Sie führte Krieg gegen den Mecklenburger Albrecht, König von Schweden, der in der Schlacht bei Falköping 1389 überwunden und gefangen sieben Jahre im Turm zu Lindholm saß. Stockholm aber widerstand der Königin lange, und wir sahen, daß die Herzöge von Mecklenburg und die Städte Wismar und Rostock den gemeinschädlichen Unfug der Vitalienbrüder bei dieser Gelegenheit ins Leben riefen. 1395 ward König Albrecht unter Vermittlung der Hansa frei. Und nun erschritt die hochstrebende Frau ohne fernere Schwierigkeit das Ziel, das sie sich gesteckt, die Vereinigung der drei Reiche des Nordens. Sie wollte die Succession in allen drei Reichen den Kindern ihrer Nichte, Maria, die mit einem Herzog von Pommern vermählt war, sichern und in Norwegen wie in Dänemark war denn auch ihr vierzehnjähriger Großneffe Erich als der künftige König anerkannt. Dasselbe geschah nun auch in Schweden: es wurden die Reichsräte der drei Königreiche nach der schwedischen Stadt Kalmar in Småland entboten und hier ward im Jahre 1397 der berühmte Unionsvertrag geschlossen, nach welchem künftig nur ein König in den drei Reichen herrschen sollte, die im übrigen jedes bei seinem eigenen Gesetz und Recht blieben. Keine Fehde mehr zwischen den drei Reichen; Krieg und auswärtige Politik gemeinsam; gemeinsame Wahl des Königs, aber gebunden an die Söhne des Königs; Wahl des tüchtigsten Mannes, wenn der König kinderlos stirbt.

Dänemark. Kalmarische Union. 1397.

So stand auf diesem Pergament eine große nordische Macht vom Eismeer bis zur Eider geschrieben: auch hier im Norden ward der Ausbreitung des Deutschtums Halt geboten, wie an seinen östlichen Grenzen.

Westliche Staaten. Frankreich.

Von den Staaten und Völkern des westlichen Teils von Europa können wir die der pyrenäischen Halbinsel einstweilen beiseite lassen, die erst im fünfzehnten Jahrhundert in ihrer eigentümlichen weltgeschichtlichen Bedeutung und Aufgabe hervortreten. Dagegen müssen wir, ehe wir die großen Ereignisse des fünfzehnten Jahrhunderts erzählen, der Entwickelung des englischen und des französischen Staates folgen, welche für die allgemeine Geschichte und namentlich für die bedeutungsvolle Wendung der kirchlichen Angelegenheiten von hervorragender Wichtigkeit sind.

Philipp der Schöne und der Tempelorden.

In Frankreich hatte, wie wir gesehen, der Gedanke eines Nationalstaats einen Vertreter von rücksichtsloser Energie gefunden in jenem Philipp dem Schönen, dessen Konflikt mit dem Papst Bonifacius VIII. wir berichtet haben. Im Verfolg dieses Zusammenstoßes war es ihm gelungen, das Papsttum selbst sozusagen in seine Gewalt zu bekommen, und er bediente sich des Papstes Clemens V., der durch ihn erhoben worden war und in Frankreich seinen dauernden Aufenthalt nahm, zu einem großen Schlag gegen die mächtige und reiche Korporation des Tempelordens, eines Ordens, der seither eine der Hauptstützen oder Zierden des herrschenden kirchlichen Systems gewesen war, und welcher die Glanzzeit der kirchlichen Herrschaft in sich darstellte. Es ist kein Zweifel, daß der Aufenthalt im Morgenlande und der Verkehr mit den Sarazenen, die politische und die sonstige Unsittlichkeit, welche noch im Zeitalter der Kreuzzüge in jenen christlichen Kolonien überhand nahm, der ungeheure Reichtum, dessen sich der Orden erfreute, neben der verhältnismäßigen Unthätigkeit, zu welcher ihn die Aussichtslosigkeit der Dinge im heiligen Lande verurteilte, eine sehr ungünstige Wirkung auf den Geist und die Sitten dieser ritterlichen Körperschaft ausgeübt hatten und daß zu gleicher Zeit die bevorzugte äußere Stellung, die der Orden einnahm, den Hochmut und die Zuchtlosigkeit dieser vornehmen Herren noch steigerte. Arge Gerüchte von geheimer Verleugnung und Verhöhnung des Heiligen, von greulicher Ketzerei und scheußlichen Diensten mit Götzenopfern, von unnatürlichen Lastern schlichen umher: Gerüchte, die nun der König, dem seine seitherigen Finanzmittel, die Plünderung der Juden und Münzoperationen, sich versagten, zu einer Verfolgung benützte, welche die Religion als Maske nahm, aber lediglich von politischen und finanziellen Beweggründen, von Motiven der Herrschsucht und der Habgier, eingegeben war. Der König konnte sich bei seinem Vorgehen auf einen Bundesgenossen verlassen, der bei Anklagen und Verfolgungen religiöser Art fast niemals im Stiche läßt: der Fanatismus, einmal aufgestachelt, ist bereit, je grotesker die Anklage ist, um so williger sie zu glauben, und empfindet ein grausiges Behagen daran, Schuldige zu finden, auch wenn nur ein entfernter Verdacht, nur die Möglichkeit, nicht einmal die Wahrscheinlichkeit einer Verschuldung sich zeigt: verdächtig, ja nur verdächtigt sein, heißt hier in der Regel schuldig sein. In diesem Geiste wurde zum mindesten die Angelegenheit hier betrieben, so daß es beinahe müßig ist, in dem Chaos wilder Beschuldigungen zu forschen, welche thatsächlichen Vorgänge der einen oder der andern dieser Anschuldigungen etwa einmal wirklich entsprochen haben können. Wo so viel Aberglaube, Fanatismus, Sinnlichkeit in den Menschen war, sind allerdings auch Verirrungen einzelner ins Widerlichfratzenhafte eines gotteslästerlichen Aftergottesdienstes sehr leicht denkbar: sicheren Anhalt aber hat man nirgends, man sieht überall nur Despotenzwang und Despotenfurcht,

Ungerechtigkeit, Habsucht, Grausamkeit. Geheime Schreiben an die Beamten (14. September 1307) ordneten die Verhaftung sämtlicher Ritter an. Die Inquisition bekam zu thun, und die Folter wurde mit der ganzen barbarischen Virtuosität dieser Zeit angewendet, so daß Geständnisse aller möglichen und unmöglichen Verbrechen nicht fehlten. Der Papst, im Schlepptau der königlichen Tyrannei, befahl im Jahre 1308 eine allgemeine Untersuchung gegen die Templer in allen Ländern; der Großmeister Jakob von Molay war von Cypern weg herbeigelockt worden und die Untersuchung nahm vor päpstlichen Kommissarien ihren Gang. Für den Prozeß war es verhängnisvoll, daß die Sache der Tempelherren mit einem andern Handel sich verwickelte. Papst Clemens, den der König mit seinem Versprechen einer Untersuchung wider seinen Vorgänger Bonifacius VIII. bedrängte, gab die Templer preis, um von dem König der peinlichen Verpflichtung enthoben zu werden, einen Papst wegen Ketzerei und aller möglichen andern Sünden zu richten: auf einem Konzil zu Vienne 1312 erfolgte der Spruch, welcher den Orden aufhob und über die Personen der Ritter verfügte. Eine Anzahl war schon früher durch ein willfähriges Provinzialkonzil zu Sens verurteilt worden und zwar, weil sie durch Foltern erpreßte Geständnisse widerriefen, als rückfällige Ketzer zum Feuertode: ihrer vierundfünfzig waren dann auch vor den Thoren von Paris verbrannt worden (1310). Jetzt wurde dies Blutgericht vervollständigt: auch der Großmeister, der die Sache seines Ordens mannhaft geführt hatte, ward jetzt zu Paris verbrannt; die Güter wurden eingezogen, zum Teil an die Johanniter und andere Orden gegeben; den größten Teil behielt der König. Auf der gleichen Versammlung ward dann Papst Bonifacius, dem von seinen Feinden auch schon ein Sündenregister zurechtgelegt worden war, das nicht viel weniger schwarz war, als das der Tempelritter — unter andern sollte er auch die Unsterblichkeit der Seele geleugnet haben — von jedem Verdacht der Ketzerei freigesprochen. Dem schandbaren Prozesse gegen den Orden, bei dem die Kirche sich herbeiließ gegen ihr eignes Fleisch zu wüten, setzte es die Krone auf, daß der König mit seinem Hof für den zu Vienne angeordneten Kreuzzug, der binnen sechs Jahren angetreten werden sollte, das Kreuz nahm.

Philipps Nachfolger.

Überall griff unter diesem Fürsten die königliche Macht durch: weit zahlreicher sind seine Verordnungen und weit unbedingter in ihrer Fassung, als die seiner Vorgänger, und sie richteten sich vornehmlich an Adel und Geistlichkeit, deren Rechte unaufhörlich angetastet wurden. Ein willfähriger Beamtenstand gab überall dem Willen der Krone Nachdruck; von Bedeutung aber war, daß dieser König, der vor allem Geld brauchte, zu diesem Zwecke auch Abgeordnete des Bürgerstandes zu den Reichsversammlungen berief, wie er sich ihrer auch schon in seinem Streite gegen Bonifacius bedient hatte. Philipp starb im Jahre 1314: rasch hintereinander folgten ihm seine drei Söhne auf dem Throne und im Tode: Ludwig X. (— 1316), Philipp V. (— 1322), Karl IV. (— 1328). Das Territorium der französischen Krone ward unter diesen letzten vier Regierungen um ansehnliche Stücke erweitert, — die Grafschaft La Manche (1303), Angoulème und Bigorre (1107), die Stadt Lyon (1311), wogegen Flandern noch nicht gewonnen werden konnte. Mit dem Tode Karls IV. aber trat eine große Krisis ein, welche für die beiden Hauptstaaten des Westens, England und Frankreich, von höchster Bedeutung ward.

Das Haus Valois. 1328.

Karl IV. hinterließ keinen Sohn. Sein Vetter, Philipp, Graf von Valois, übernahm die Regentschaft und als Karls Witwe einige Monate später einer Tochter das Leben gab, legte er sich nach dem Rate der Barone den königlichen Namen bei: der erste der Valois, Philipp VI. Allein auf diese Krone machte auch der König Eduard III. von England Anspruch, und zwar als Sohn einer Tochter Philipps des Schönen: es gab kein unzweifelhaftes Gesetz, welches die Frauen vom fränkischen Throne ausschloß. Die Rechtsfrage konnte streitig sein: der Wille der Großen und der Bevölkerung aber war, nicht unter die Gewalt der Engländer zu kommen. So kam es zu dem großen Kriege, welcher die folgenden Regierungen, Philipps VI. selbst (— 1350), Johanns (— 1364), und dann wieder Karls VI. (1380—1421) und Karls VII., füllten, also mit längeren oder kürzeren Unterbrechungen ein volles Jahrhundert lang beide Völker in Spannung erhielt.

Englisch-französischer Krieg.

Dieser Kampf zwischen dem Lande diesseits und jenseits des Kanals war nichts Neues, und die zweifelhafte Rechtsfrage betreffs der Thronfolge bot nur den Anlaß und war nicht der Grund des Krieges, der von Eduard III. auch erst geraume Zeit nach dem Tode des letzten von der älteren kapetingischen Linie aufgenommen wurde (1337). Es geschah mit Billigung seines Parlaments, das unter den letzten Regierungen seit Heinrich III., Eduards I. (1272—1307), Eduards II. (— 1328) und jetzt Eduards III. (1328—1377) sich zwar noch nicht in festen Formen abgeschlossen, aber bereits unentbehrlich gemacht hatte.

England seit Eduard I. 1272.

Heinrichs III. Sohn, Eduard I., hatte den ehrgeizigen Gedanken gefaßt, die ganze Insel unter seinem Zepter zu vereinigen. Er besiegte den Fürsten von Wales, Llewellyn, den letzten vom gälischen Stamm, gewann das Land und tilgte die alte Ordnung der Dinge dort aus: die Barden, die als die Pfleger alter Sitte und Denkungsart großen Einfluß gehabt hatten, duldete er nicht länger; er schmeichelte dabei den Unterworfenen, indem er dem Sohn, der ihm in ihrem Lande geboren wurde, den Titel eines Prinzen von Wales gab, der den englischen Thronfolgern geblieben ist. (1282). Dann wandte er seine Waffen gegen Schottland, wo er lehensherrliche Ansprüche geltend machte und einen Thronstreit zweier Häuser, Bruce und Baliol, und andrer Prätendenten dahin entschied, daß er die Krone dem John Baliol zusprach. Die Schotten, eifersüchtig auf ihre Selbständigkeit, beruhigten sich dabei nicht: immer wieder flammte der Krieg auf, der um so weniger ein Ende nahm, als die Schotten bei den Franzosen Unterstützung fanden. Zu diesen Kämpfen waren große Geldmittel nötig: der mächtige und gewaltige Fürst konnte sie nur von dem Parlamente erlangen, dem er deshalb Einräumungen machen mußte, welche über die Bestimmungen der Magna Charta noch hinausgingen. Auch dem Papste Bonifacius VIII. gegenüber, mit welchem er, wie sein Feind Philipp der Schöne, in Konflikt geriet, weil dieser Schottland als Lehen der Kirche in Anspruch nahm, mußte er sich, wie Philipp, auf sein Parlament stützen. Was der energische, kriegerische, stolze Fürst hatte zugestehen müssen, dem mußte sein schwacher, von Günstlingen geleiteter Nachfolger Eduard II. sich fügen.

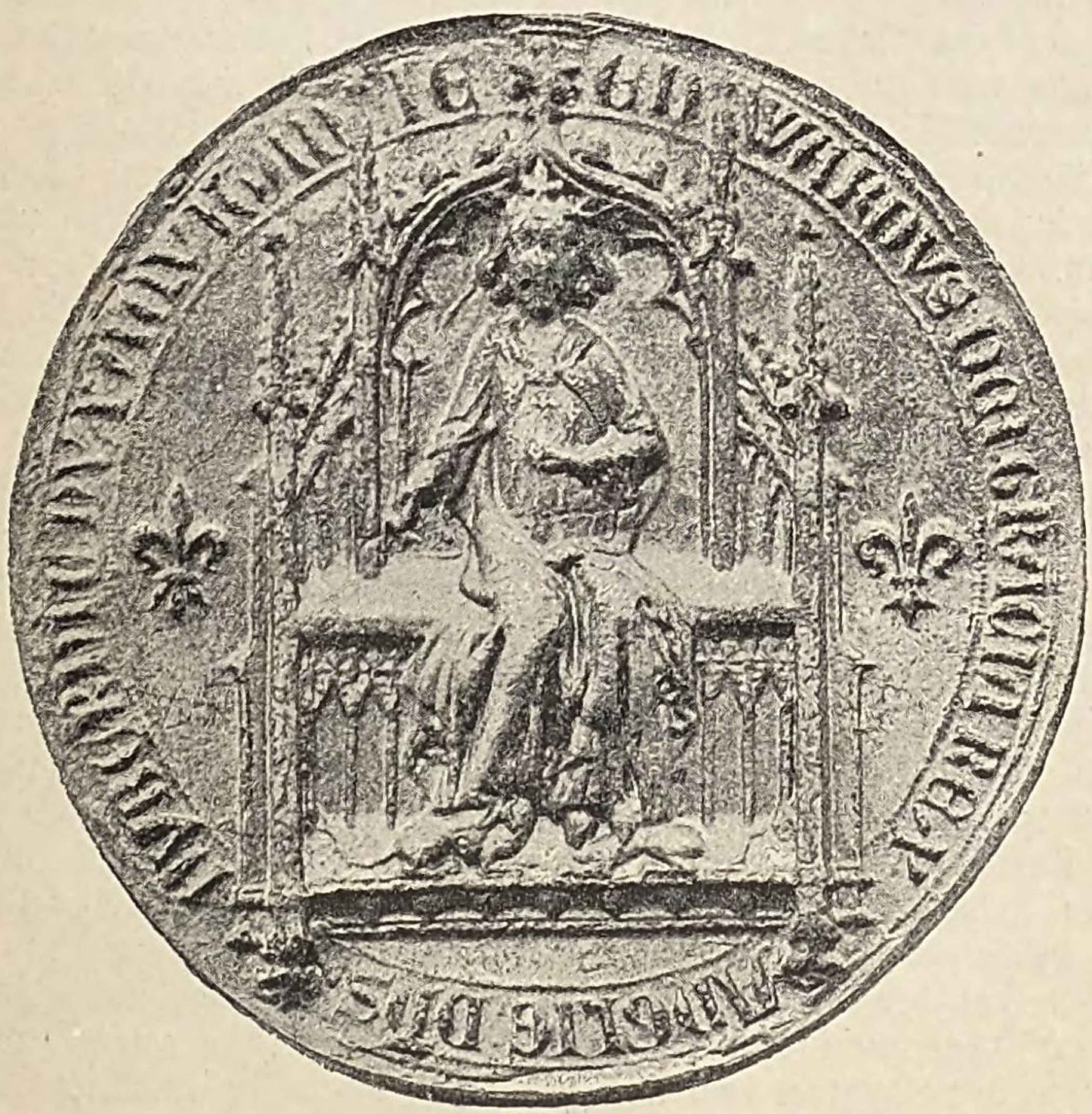
Eduard II. Das Parlament.

Das Parlament erlangte jetzt seinen vollen Anteil an der Gesetzgebung: ein Gesetz entsteht durch übereinstimmenden Willen des Königs, der Magnaten, der Gemeinen: und unter seinem Nachfolger Eduard III. bildete sich, all-

mählich, ohne ein bestimmtes Gesetz, die Gewohnheit, daß von den vier Abteilungen der Stände des Reichs, Prälaten, Barone, Ritter, Städte, die beiden ersteren zu einem Oberhause, die beiden letzteren — die Gentry und die Kommunen — zu einem Unterhause zusammentraten. Ihr Geschäft war, Beschwerden vor den Thron des Königs zu bringen. „Die guten Leute des Königreichs, welche hierher zum Parlament gekommen sind, bitten unsern Herrn, den König, daß er, wenn es ihm gefällt, einen Blick auf seine armen Unterthanen werfe, welche sehr bekümmert sind, weil sie nicht regiert werden, wie es sein sollte“ — — (1309): in so demütigen Formen nun auch die letzteren, „die armen und einfältigen Gemeinen an ihren so ruhmwürdigen und dreifach gnädigen Herrn“ sich wandten, so war doch um diese Zeit die Thatsache schon unzweifelhaft, daß sie durch ihr Geldbewilligungsrecht das Recht regelmäßigen Rates in inneren und auch in auswärtigen Angelegenheiten erlangt hatten. Eben die gewaltige Energie, mit welcher Eduard III. die Politik seines Großvaters gegen Schottland und gegen Frankreich wieder aufnahm, nötigte ihn zu häufigen Berufungen des Parlaments, das er in den fünfzig Jahren seiner Regierung nicht weniger als siebzig Mal um sich versammelt hat.

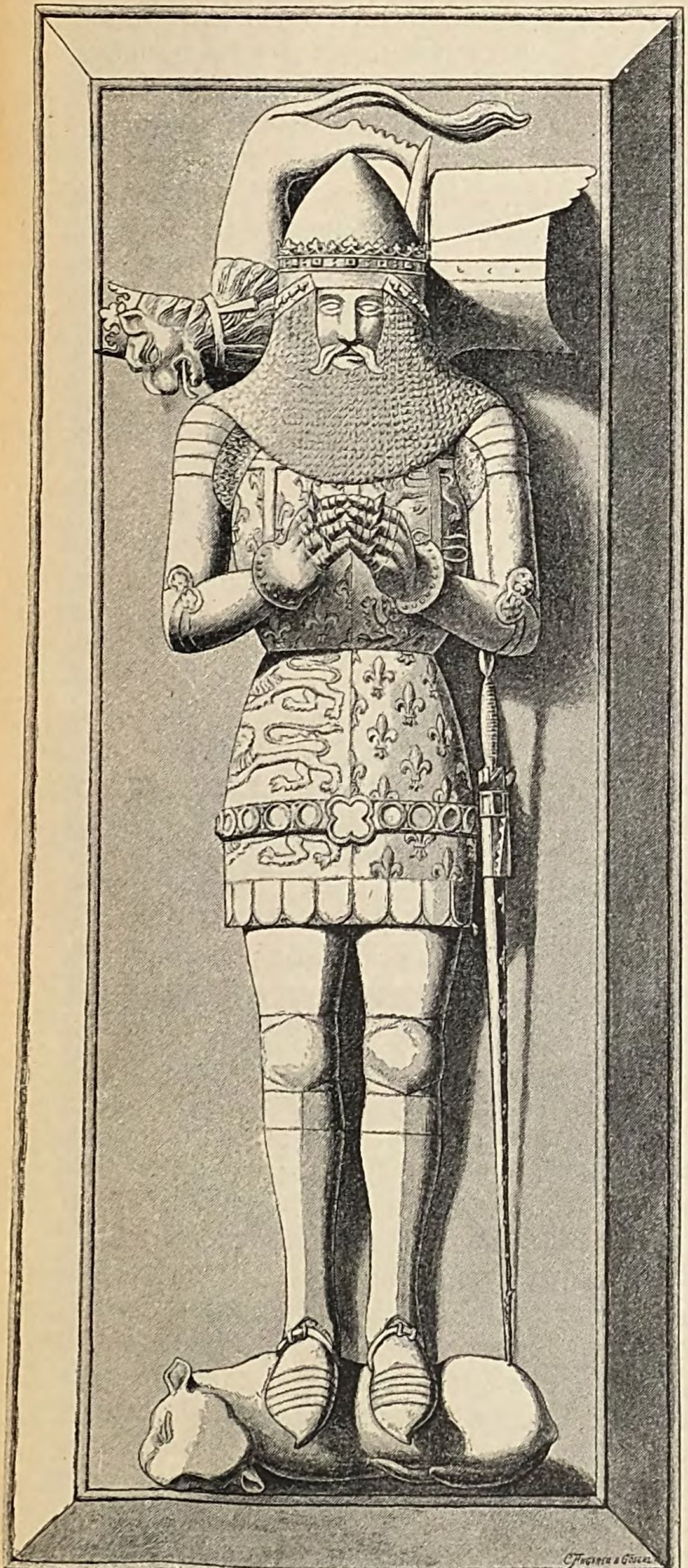
Der englisch-französische Krieg.

Der Gang des französischen Krieges war den Engländern günstig. Eduard III. war dem König von Frankreich, sowohl Philipp als dessen Sohn und Nach-



Siegel Eduards III.
Aus dem britischen Museum.

folger Johann (1350—1364) weit überlegen. Er fand einen Verbündeten an den flandrischen Städten, wo man von Philipp, der den Adel begünstigte, und überhaupt von französischer Herrschaft nichts wissen wollte: übrigens nahm der Krieg einen langsamen Gang, ward durch längern Waffenstillstand, Unterhandlungen, Abkommen unterbrochen, und erst im Jahre 1346 kam es in der Nähe des Städtchens Crecy in der Grafschaft Ponthieu zu einer großen Schlacht zwischen dem englischen und dem französischen Heere, welche beide von ihren Königen persönlich angeführt wurden. Die Tapferkeit des Rittertums, die Bravour geworbener Bogenschützen und eine neue Erfindung, deren ersten Ursprung man nicht kennt, — Bombarden mit Schießpulver- und Kugelladung — kamen bei dieser großen Aktion zur Verwendung. Sie endigte mit einer schweren Niederlage der Franzosen und hatte den Verlust von Calais zur weitern Folge. Ein Waffenstillstand folgte und für Frankreich kam eine trübe Zeit: die furchtbare Pest, welche den Kontinent heimsuchte, wütete auch hier: fünfhundert Tote, heißt es, brachte man täglich aus dem großen Krankenhause, dem Hotel Dieu in Paris nach dem Kirchhofe, und auch die scheußlichen Verfolgungen der Juden, die man damals, wie so oft, der Brunnenvergiftung beschuldigte, fehlten hier nicht. Die Unzufriedenheit war groß, die Auflagen, schon unter Philipp dem Schönen Gegenstand bitterer Klage, waren gestiegen, und auch König Johann, — der Gute — welcher 1350 zur Regierung kam, ein Mann von mittelmäßigen Gaben wie sein Vater, wußte die Gemüter nicht zu beschwichtigen. Im Jahre 1351, nachdem die letzte Verlängerung des Waffenstillstands abgelaufen war, brach der Krieg mit England wieder aus; doch folgte ein neuer Waffenstillstand und päpstliche Versuche, dem ärgerlichen Kampfe, der wie überall mit dem barbarischen Mittel der Landverwüstung geführt wurde, ein Ende zu machen; erst im Jahre 1355 wurde er nachdrücklich wieder aufgenommen. Im Juli 1356, bei Maupertuis, einige Meilen von Poitiers, geschah diesmal die entscheidende Schlacht. Sie fiel noch unglücklicher für die Franzosen aus, als die von Crecy: der König von Frankreich selbst war unter den Gefangenen und ward am Abend von seinem Besieger, dem Prinzen von Wales, dem „schwarzen Prinzen", bedient, welcher die Schlacht auf englischer Seite geleitet hatte. Die abermalige Niederlage brachte die erbitterte Stimmung der Bevölkerung gegen den Adel in Frankreich zum Ausbruch. Es war die Zeit, in welcher überall das plebejische Element mit Macht sich erhob. Die Versammlung der nordfranzösischen Stände, welche der Regent, der Dauphin Karl, nach Paris berufen mußte, nahm sehr umfassende Rechte in Anspruch, und eine aufständische Menge, geführt von dem Prevot des Marchands Stephan Marcel, drang in den Palast ein, um ihre Forderungen geltend zu machen: zwei Herren vom höchsten Adel wurden von ihnen vor den Augen des Regenten getötet. Derselbe Gegensatz aber, der Haß gegen den Adel, brach auch in den Provinzen hervor. Der Grimm über das aufzubringende Lösegeld für die Herren, welche doch an der Niederlage vor allem schuldig gewesen, die Verachtung, welche der Adel den Bauern zeigte, die Mißhandlung durch deren Söldner, trieb das gemeine Volk, den geduldigen Jacques, Jacques Bonhomme, zu einem wilden Aufstand, der, weit und rasch sich ausbreitend, im Blute seiner Peiniger und im Zerstören ihres Eigentums eine kurze Genugthuung fand. Diese Jacquerie wurde im Blute erstickt, aber Anarchie und Bürgerkrieg hörte nicht auf,



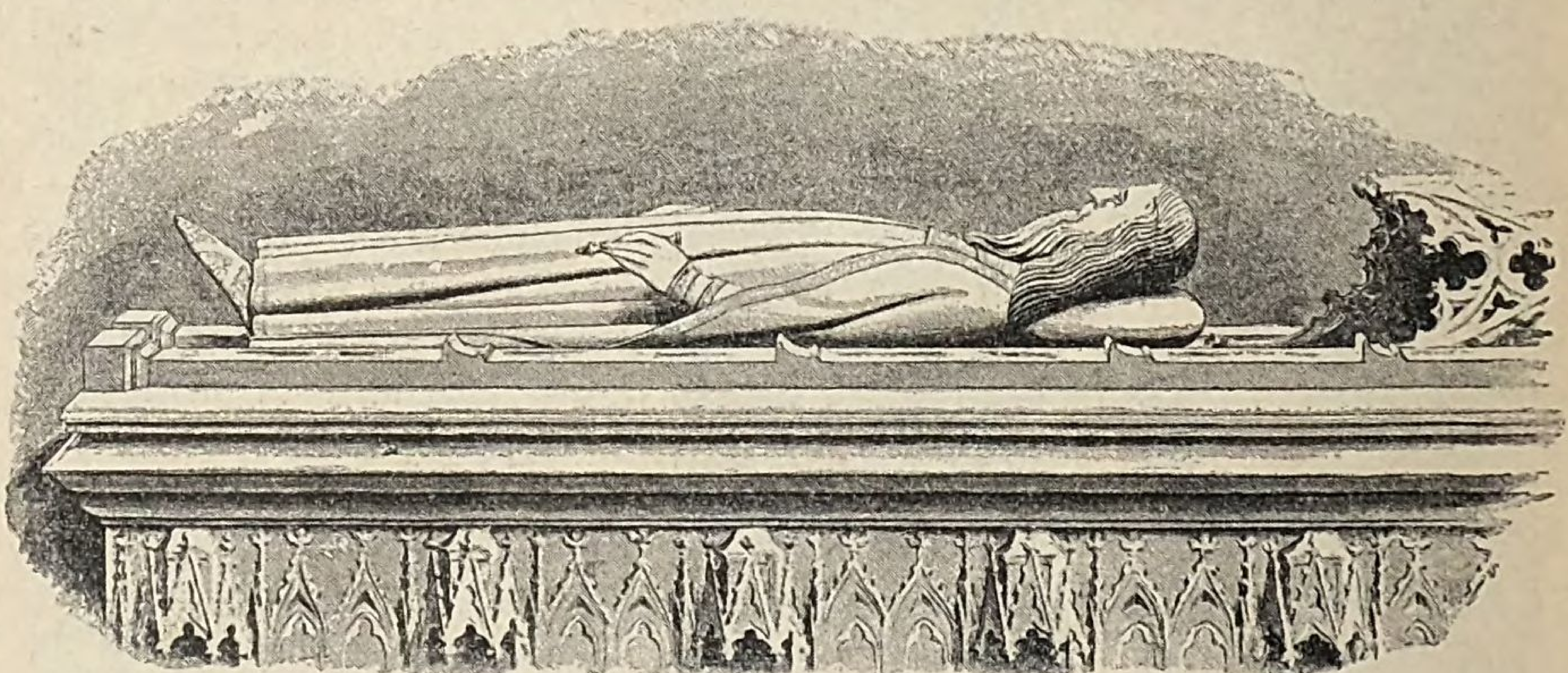
Eduard, der schwarze Prinz.
Grabmal in der Kathedrale zu Canterbury.

als der englische Krieg aufs neue begann. Er versprach den Franzosen wenig Gutes. König Eduard III. drohte diesmal, das Recht, das er sich zuschrieb, durchzufechten: aber unter päpstlicher Vermittlung kam ein Friede zu stande, der nach dem Dorfe bei Chartres, in welchem die Unterhandlungen geführt wurden, der Friede von Bretigny heißt (1360).

Er war hart genug. Eduard ließ zwar seine Ansprüche auf die französische Krone fallen, erhielt aber zu seinen bisherigen Besitzungen noch eine ganze Reihe französischer Gebiete, Poitou, Saintonge, La Rochelle, Perigord, Limousin u. a., im Nordwesten die Grafschaft Ponthieu, die Stadt Calais und Umgebung (Grafschaft Guisne), — so daß etwa ein Drittel des heutigen Frankreichs unter englischem Zepter stand. König Johann kehrte zurück, man hoffte auf bessere Zeiten, aber vergebens: namentlich bildeten die brotlos gewordenen Söldnerscharen eine schwere Plage. Ein thörichtes Kreuzzugsgelübde, das der König sich vom Papst aufreden ließ, heilte die Schäden des Landes nicht, dem er außerdem eine Frucht der seitherigen Entwickelung entzog, indem er seinem jüngeren Sohne Philipp, der mit ihm in der Schlacht gefangen worden war, das Herzogtum Burgund, die Landschaft westlich von der Saone, als ein erbliches Lehen der französischen Krone mit allen Privilegien der früheren Herzöge übergab (1363). Im folgenden Jahre starb bei einem Besuch in London

Friede von Bretigny. 1360.

Johann: er hinterließ seinem Sohn Karl V. (1364—80) die schwierigen Aufgaben ungelöst, unter denen die Befreiung des Landes von den Verheerungen und Mißhandlungen durch die Söldnerbanden die am meisten dringende und eine der schwierigsten war. Doch gab es bald wieder kriegerische Beschäftigung für sie, da Eduard den Krieg 1369 erneuerte, wozu die Vorwände nicht fehlten. Diesmal aber geschah es nicht mit viel Glück: König Eduard war nicht mehr der frühere. Er kehrte bald krank nach England zurück und geriet in seinen letzten Jahren unter den Einfluß eines habgierigen Weibes, Alice Perrers; sein ältester Sohn, auf den man große Hoffnungen gesetzt hatte, starb, und Karl V. von Frankreich zeigte sich als einen gewissenhaften und fähigen Regenten, der überdies in dem Kampfe gegen die Engländer und ihre gelegentlichen Verbündeten an dem Bretagner Bertrand du Guesclin einen Diener fand, welcher die Talente des Feldherrn und Kriegsmannes, die ihm selbst, dem Könige, abgingen, in vollem Maße besaß. Er gewann das Meiste von dem zurück, was der Friede von Bretigny der französischen Krone entrissen hatte. Im Jahre 1380 starb er zum Unglück für sein Land, das einer stürmischen Zeit entgegenging, einer Zeit, in welcher, wie in England, Ehrgeiz der Großen, um einen schwachen Herrscher sich drängend, chaotische Zustände herbeiführte.



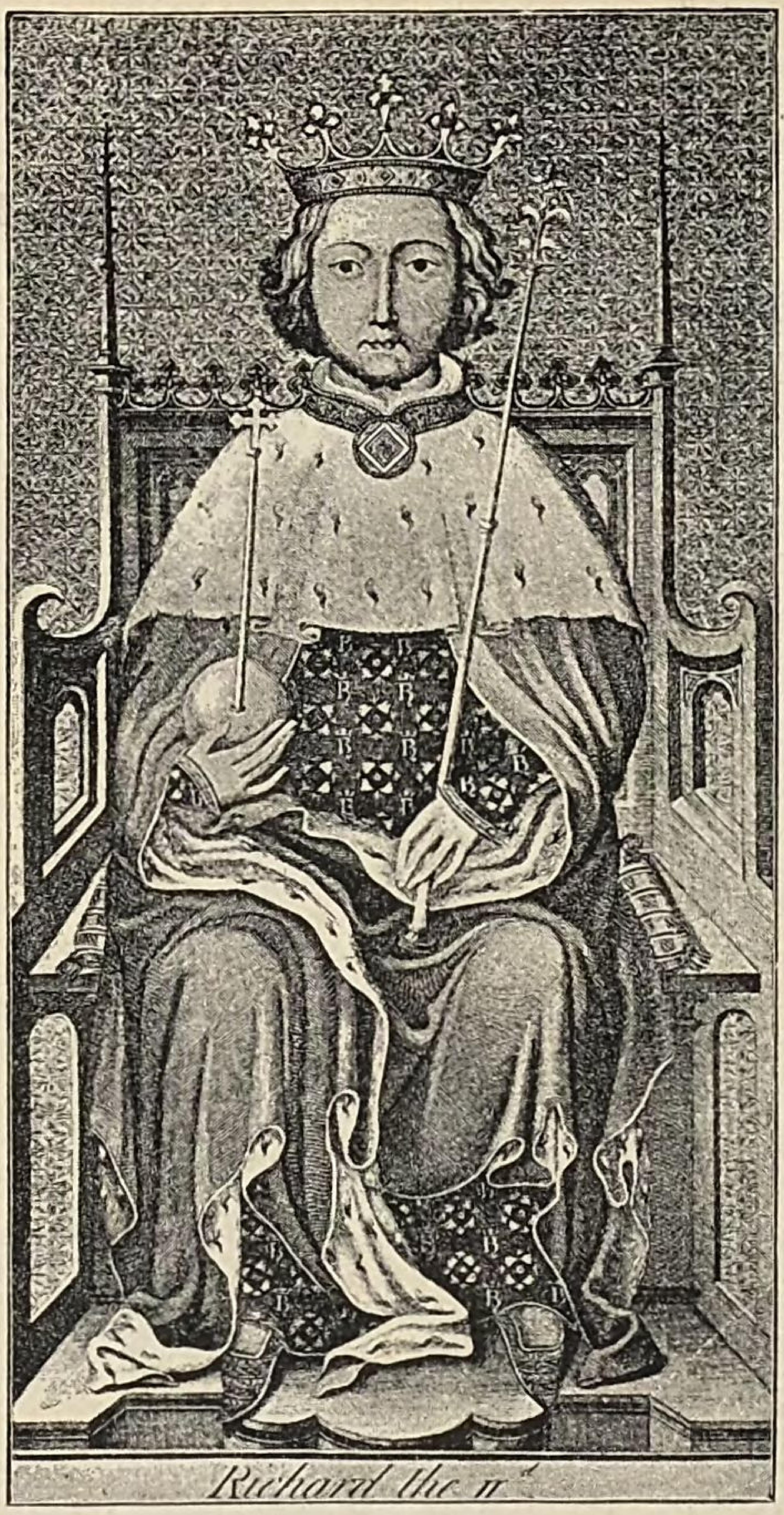
Grabmal Eduards III. in der Kapelle des heil. Eduard in der Westminsterabtei zu London.

England seit 1377—1400.

Hier in England hatte Eduard III. seine lange Regierung, deren letzte Jahre einen traurigen Gegensatz zu den früheren ruhmvollen bildeten, im Jahre 1377 geschlossen. Er hinterließ das Reich einem elfjährigen Knaben, seinem Enkel Richard II., dem Sohne des Prinzen von Wales, wie Karl V. das seinige einem zehnjährigen, Karl VI. zurücklassen mußte. Der junge König Richard hatte im Jahre 1380 mit einer gefährlichen Insurrektion des Landvolks zu thun, welches durch die infolge der Kriege wachsenden Anforderungen der Krone wie durch religiöse Anschauungen, die wir weiterhin kennen lernen werden, aufgeregt war. Die Aufständischen, ein gewaltiger Haufe, von einem Ziegler Wat — Wat Tyler — geführt, richteten sich mit Wut gegen den Adel, dem sie jedes Recht absprachen, indem sie sich auf die ursprüngliche Gleichheit aller Menschen beriefen. „Als Adam grub, als Eva spann, wo war denn da der Gentleman?" war ihr Spruch.

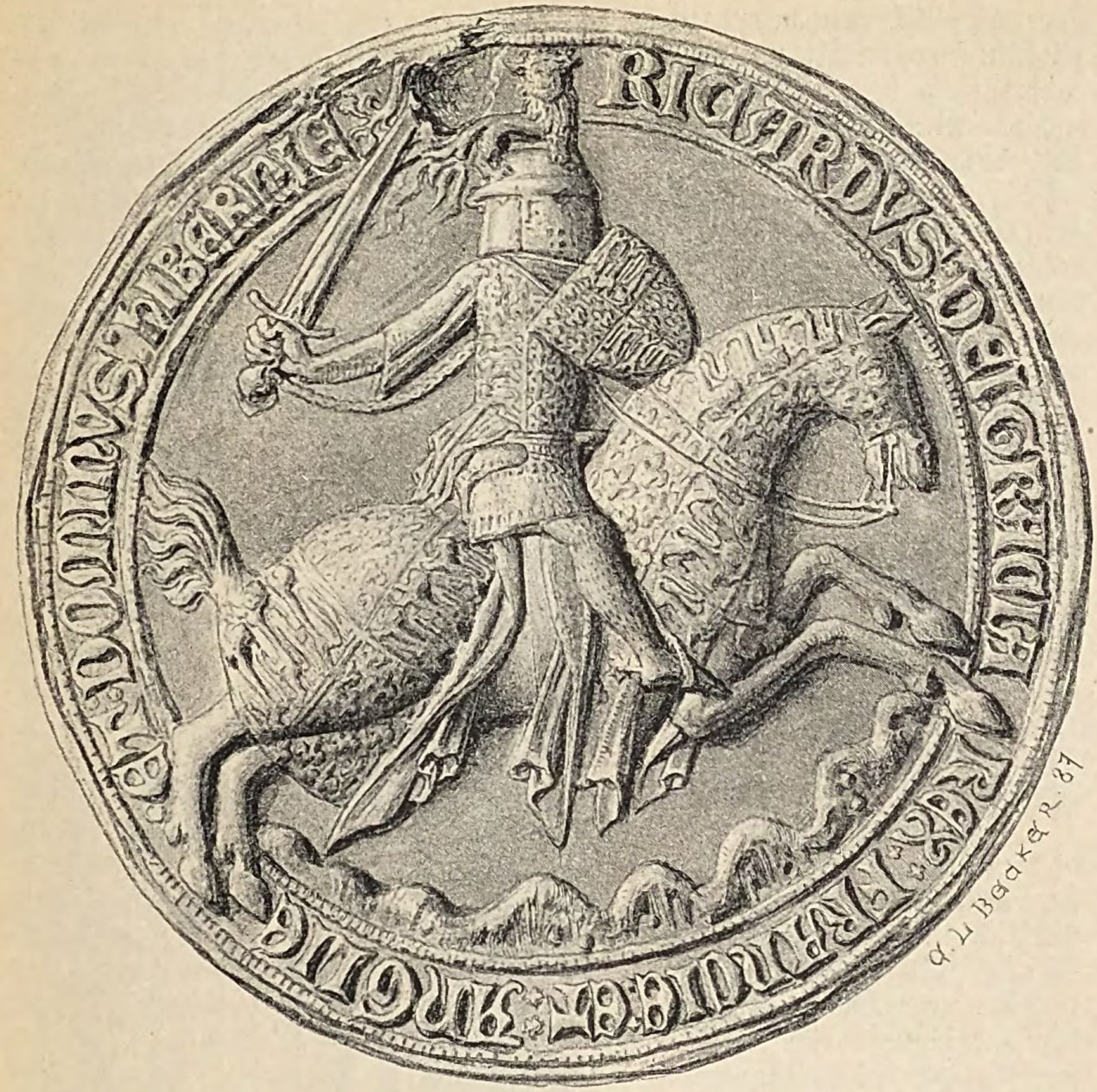


Krönung Karls V. von Frankreich (1364).
Miniature aus der Chronik des Froissart in der Nationalbibliothek zu Paris. (Nach Lacroix.)



König Richard II. von England.
Nach einem alten Gemälde im Chor der Westminsterkirche zu London.

Einen Augenblick konnten sie sich als Herren der Lage betrachten. Der Tower, das beherrschende Kastell in London, war in ihren Händen. Bei einer Zusammenkunft mit dem jungen König, der ihnen entgegengeritten war, griff Wat Tyler, mit radikalen Forderungen ihn bedrängend, in die Zügel seines Pferdes: die rasche That des Lord-Mayors von London, der kurz entschlossen den Hochverräter niederstieß, und die Geistesgegenwart des jungen Königs selbst, der die Bestürzung der Menge rasch benutzte, mit den Worten: „ich selbst will euer Führer sein," an die Spitze des Haufens sich setzte und so sich des Hefts bemächtigte, führten eine günstige Wendung herbei. Es ging wie immer bei solchen Erhebungen, welche große Menschenmassen aufwühlen, die nur Not und Leidenschaft treibt: schlechte Gesellen bemächtigen sich der Leitung und eine Weile ergeht sich die aufgestörte Masse in Werken der Zerstörung und der Rache: aber ehe sie Zeit gehabt, sich zu klären, zu besinnen, haben sich die Kräfte und Interessen der bestehenden Ordnung ermannt und werden ihrer Herr. Die Unterdrückung des Aufstandes aber, der sich über eine ganze Anzahl von Grafschaften verbreitet hatte und nicht gegen den König, sondern gegen den Adel gerichtet war, kam dem König nicht zu gut, stachelte vielmehr die Aristokratie, welche Siegerin geblieben war, zu neuer Härte und zu erhöhtem Selbstgefühl; und um jenes Wort, mit welchem der junge König bei jenem Vorgang zu Smithfield die Aufständischen verblüfft und entwaffnet hatte, jenes „folgt mir, meine Leute, ich selbst will euch führen," in Thaten umzusetzen, das Berechtigte in den Forderungen des niederen Volkes herauszufinden und so die Macht zur Bethätigung seines königlichen Berufes zu finden — dazu war Richard zu wenig reif und von zu schwankendem Wesen. Vielmehr ward ihm die Reaktion selbst gefährlich. An die Spitze der Magnaten, welche die königliche Macht zurückdrängen wollten, stellte sich der jüngste der Söhne des verstorbenen Königs, — Thomas, Herzog von Glocester —, und die Bürgerschaften der Städte, welche



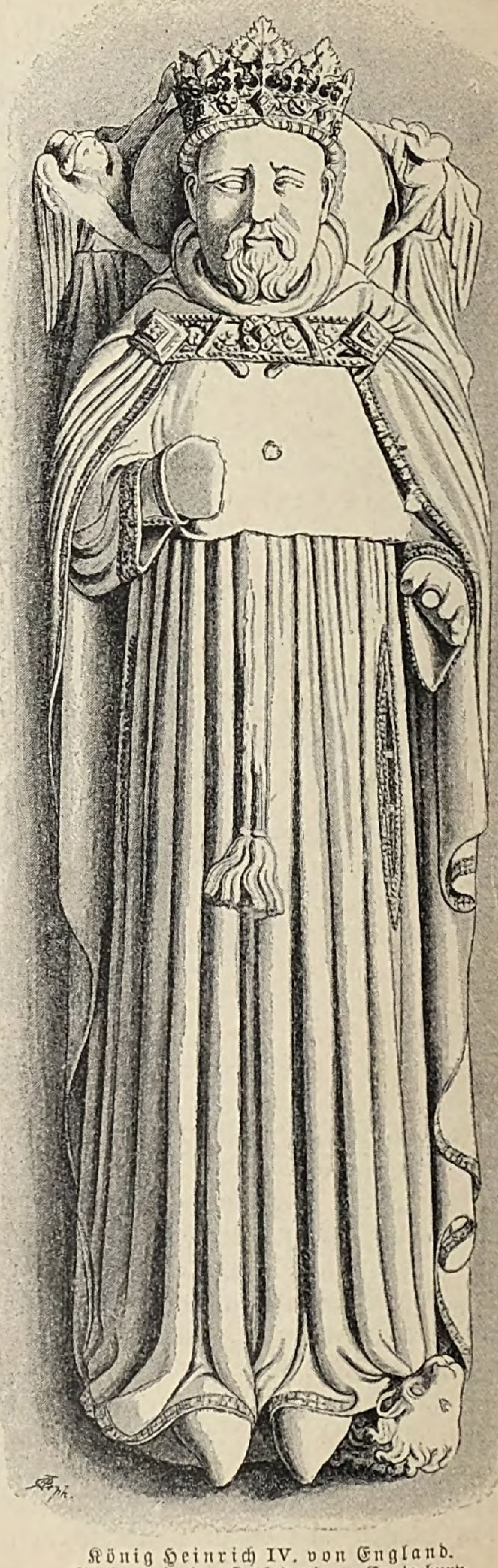
Siegel Richards II.
Im Königlichen Geheimen Staatsarchiv zu Berlin.

der Aufstand Wat Tylers gleichfalls bedroht und in Schrecken gesetzt hatte, machten gemeinsame Sache mit der Aristokratie. So kam es zu einem abermaligen Zwiespalt und Kampf zwischen den Ansprüchen des Parlaments und des Königtums. Richard II. bekam zu hören, daß wenn er nicht in herkömmlicher Weise nach dem Rate des Parlaments regieren wolle, es diesem frei stehe, mit Zustimmung des Volks ihn abzusetzen und den Thron einem andern vom königlichen Geschlechte zu geben. Einmal (1397) wußte Richard sich aufzuraffen und die drückenden Bedingungen, welche ihm auferlegt worden waren, abzuwerfen; aber nur auf kurze Zeit. Durch sein launisches Regiment hatte er es mit allen verdorben, und als nun im Einverständnis mit der Opposition in England sein Vetter, Heinrich, Herzog von Lancaster, aus der Verbannung ungerufen zurückkehrte, genügten wenige Tage, dieses schlechtgefestigte Königtum über den Haufen zu werfen. Lancaster bekam den König, der keinen einzigen

zuverlässigen Diener mehr hatte, selbst in seine Gewalt, und dieser mußte alsbald ein Parlament ausschreiben: vor dieser Versammlung erklärte er sich unwürdig, die königliche Würde fortzuführen und dankte ab. Er selbst steckte seinem Vetter von Lancaster den königlichen Siegelring an: am folgenden Tage, 30. September 1399, vollendete sich die Revolution, zu Westminster, wo das Parlament die Abdankung des Königs anerkannte oder seine Absetzung aussprach und mit Durchbrechung der herkömmlichen Thronfolge, mit Umgehung eines Näherberechtigten, den Herzog von Lancaster als König, König Heinrich IV., anerkannte (1400 — 1413). Richard starb 1400 in einem Gewahrsam zu Pomfret.

Kirchliche Bewegung.

Die Revolution erhielt die nötigen weihevollen oder salbungsvollen Worte durch die hohe Geistlichkeit, mit der Richard II. es gleichfalls verdorben hatte: und der neue König zeigte sich dankbar, indem er ihr behilflich war, die ketzerischen Regungen zu unterdrücken, welche hier in England zu bedeutender Kraft gelangt waren. Sie hatten sich entwickelt unter dem Einfluß eines Mannes, dessen Bedeutung weit über die Grenzen Englands hinausreicht, weil er der erste war, der die Grundlagen des ganzen kirchlichen Systems nach allen ihren Richtungen mit einer klaren, scharfen, zielbewußten Opposition angriff. Dieser Mann war der Oxforder Professor John Wycliffe, dessen Name uns auf das Gebiet der kirchlichen Entwickelungen hinüberführt, auf welchem ebenso



König Heinrich IV. von England.
Grabmal in der Kathedrale zu Canterbury.

wie auf den staatlichen und gesellschaftlichen eine neue Zeit, ein neues von dem seither maßgebenden gänzlich verschiedenes Gestaltungsprinzip sich ankündigte.

Die Wirksamkeit Wycliffes, des hervorragendsten unter allen sogenannten Vorläufern der Reformation, war dadurch epochemachend, daß er nicht etwa an einem einzelnen Punkte die bestehende kirchliche Ordnung angriff, sondern mit den Prinzipien derselben und von Grund aus brach. Er war im Jahre 1324 in einem nordenglischen Dorfe geboren und brachte den größten Teil seines Lebens zu Oxford als Professor der Theologie zu: als seine Lehre auf einem Konzil zu London (1382) verworfen worden war, zog er sich nach seiner Pfarrei zu Lutterworth zurück, wo er im Jahre 1384 gestorben ist. In seinen theologischen Anschauungen ging er auf Augustinus zurück, dessen strenge Fassung des Prädestinationsbegriffs — daß alles aus göttlicher Notwendigkeit geschehe — auf ihn dieselbe Anziehungskraft ausübte, die sie auch später auf so viele starke und mutige Geister ausgeübt hat. Er ging, obgleich sein Denken sich noch in den scholastischen Formen bewegte, auf die heilige Schrift zurück, die er aus der Vulgata, der alten von der Kirche approbierten lateinischen Übersetzung, ins Englische übertrug: und bei seinen Untersuchungen über die Sakramente wendete er sich mit großer Heftigkeit gerade gegen dasjenige Dogma, in welchem die Priestermacht ihre gewaltigste Stütze hatte, die Lehre von der Transsubstantiation. Er behandelte es als Ketzerei, als Gotteslästerung, daß bei verwandelter Substanz die Accidenzien, Gestalt, Geschmack des Brotes und Weines bleiben könnten — daß der Priester, das schwache und gebrechliche Geschöpf, durch sein Wort das Wunder der Verwandlung solle vollbringen — das Geschöpf seinen Schöpfer solle machen können: und dabei wandte er sich mit besonderem Nachdruck gegen die Bettelmönche, denen man an der Universität ohnehin gram war und welche die eigentlichen Verfechter des bestehenden kirchlichen Systems waren, dessen tiefe Verderbnis einer gründlichen Reformation, ja einer völligen Umwandlung bedürftig schien. Wer aber sollte diese Reform der Kirche durchführen? — die geschehen muß, „mag der Antichrist ja oder nein dazu sagen." Der Papst nicht: in der Institution, wie sie damals war, lag vielmehr das erste und größte Hindernis: das Papsttum ist für Wycliffe eben der Antichrist oder dessen vorzüglichste Waffe: aber auch ein Konzil nicht: er nannte dies, die Feststellung der evangelischen Wahrheit durch Abstimmung, ein falsches Prinzip, der Vernunft und Gottes Gesetz entgegen, durch welches der Feind die Menschen betrüge. Vielmehr müssen nach seiner Ansicht die Laien, die domini temporales die Initiative dazu ergreifen: und hier bricht er mit einem andern Fundament der Kirchenmacht und stellt sich auf den Boden, von welchem aus anderthalb Jahrhunderte später die protestantische Form und Fassung kirchlicher Gemeinschaft sich aufgebaut hat. Der kirchlichen Lehre, wie sie bis dahin sich entwickelt hatte und zum Abschluß gekommen war, war die Weihe des Priesters ein Sakrament, und sie drückte dem Empfangenden einen unzerstörbaren Charakter auf, der ihn zum Glied eines besonderen, eigentümlichen, herrschenden, heiligen Standes machte — eines Standes, der nach eignen Ordnungen unter eignen Obern lebte und der in seiner Sphäre, zu welcher er sehr vieles, wo nicht alles, rechnete, dem Laien mit einer unbedingten Autorität gegenübertrat. Wycliffe dagegen faßt, den urchristlichen Begriff von evan-

John Wycliffe.

gelischer Armut in neuer Weise anwendend, die Kompetenzen des Geistlichen als ein Almosen, welches die Gemeinde diesem spendet und das sie ihm, wenn er unwürdig ist, entziehen kann. Er verwandelt das Priestertum gewissermaßen in ein widerrufliches Amt und macht die Laien, an welchen die Priester ihr Amt vollziehen, zu deren Richtern: frühere Konfiskationen geistlichen Gutes findet er in Ordnung und beklagt es, daß zu seiner Zeit mehr als ein Viertel des Landes in die tote Hand gekommen sei: unser König, sagt er, ist also nicht König von ganz England. Daß die Geistlichen selbst Landbesitz und Herrschaft haben, widersprach seiner Auffassung des Christentums, das er mit größtem Nachdruck als die „ursprüngliche Religion Christi" erfaßte, der gegenüber er das ganze bestehende kirchliche System nur als eine Entartung ansehen konnte. So richtete sich seine Opposition gegen die ganze mechanische und äußerliche Entwickelung des kirchlichen Lebens, gegen die Indulgenzen, den Überschuß an Verdienst der Heiligen und die Dispensationen; mit einer eigentümlichen Wendung führt er diese äußeren Gnadenübertragungen auf dieselbe philosophisch-theologische Ketzerei zurück, die er schon in der Abendmahlslehre bekämpft hat: sie setzen ein Accidens ohne Subjekt.

Reaktion unter Heinrich IV.

Man erstaunt über die Klarheit und Folgerichtigkeit, mit welcher hier ein einzelner Theolog einem in ungebrochener Kraft herrschenden Lehrsystem eine gänzlich verschiedene Auffassung der christlichen Offenbarung entgegensetzte — wesentlich dieselbe, auf welche im ganzen und einzelnen anderthalb Jahrhunderte später die deutschen und namentlich die schweizerischen Reformatoren in hartem Ringen, mit schwerer Geistesarbeit gekommen sind. Seine Lehren, denen er ihre abschließende systematische Gestalt erst zwei Jahre vor seinem Tode in seinem Werke Trialogus gegeben hat, machten großen Eindruck. Angesehene weltliche Herren begünstigten ihn, und von der Regierung selbst wurde er zu diplomatischen und kirchenpolitischen Diensten verwendet. Auch machte er einen praktischen Anfang mit seiner Reform. Es waren die „armen Priester" — Geistliche seiner Richtung, welche grundsätzlich nach dem Beispiele der Apostel und um sich nicht mit der Sünde der Simonie zu beflecken, keine Benefizien annahmen, sondern in einfacher Kleidung ohne eingeholte Erlaubnis kirchlicher Obern, von Ort zu Ort wandernd das Evangelium predigten. Die kirchliche Reaktion, welche mit dem Londoner Konzil von 1382 eintrat und die in den folgenden Jahren sich verschärfte, machte die Wycliffiten zu einer ketzerischen Sekte, deren Glieder — man nannte sie Lollharden — aufzuspüren der Primas von England, der Erzbischof Thomas Arundel von Canterbury, zu seiner besondern Aufgabe machte; und eines der ersten gesetzgeberischen Ereignisse unter dem neuen König vom Hause Lancaster, der sein Interesse mit dem der Geistlichkeit zu verbinden für zweckmäßig hielt, war die Parlamentsakte de comburendo haeretico, in welcher die Todesstrafe gegen Häretiker zum förmlichen Gesetz gemacht wurde.

Dies geschah in dem Lande, welches damals als das bestregierte und am meisten fortgeschrittene galt, — nicht ohne Recht, da hier die Privatfehde, welche auf dem Kontinent und namentlich in Deutschland eine so große Rolle spielte, so gut wie erloschen, ein wirklicher Friedenszustand längst eingetreten und die Rechtsgleichheit, die Gleichheit der verschiedenen Stände vor dem Gesetz, in einem hohen Grade erreicht und durchgeführt war. Die kirchlichen Zustände in ganz

Europa aber waren von der Art, daß kein Gesetz gegen die Häretiker, und wenn es auch das schärfste und allgemeinste gewesen wäre, die wachsende Opposition hätte unterdrücken können. Sie wäre nur zum Schweigen zu bringen gewesen durch eine gründliche Reform der Kirche und diese Reform der Kirche an Haupt und Gliedern war bereits zum Stich- und Schlagwort in allen Kreisen geworden: sie ward, ehe das neue Jahrhundert viele Jahre zählte, der kürzeste Ausdruck für eine unwiderstehliche Bewegung. Das Bedeutungsvolle des Moments war, daß die Wirksamkeit eines einzelnen Theologen, welcher einen tiefgehenden prinzipiellen Widerspruch gegen das ganze Fundament des bestehenden kirchlichen Zustandes erhob, zusammentraf mit einer Fäulnis und Zerrüttung dieses kirchlichen Zustandes, die sich allenthalben, auf den Höhen wie in den Tiefen der damaligen Gesellschaft gleichmäßig fühlbar machte.

Fünftes Kapitel.

Zustand der Kirche. — Das große Schisma und die Konzilienbewegung. — Hussitenkrieg und Ausgang der Luxemburger. — Anfang der Habsburger: Ende des Basler Konzils.

Im Jahre 1377 hatte, wie früher erwähnt, Urbans V. Nachfolger, Gregor XI., die päpstliche Residenz von Avignon wieder nach Rom verlegt. Als er dort im Jahre 1378 starb, wollte die Bevölkerung von Rom einen italienischen und wo möglich einen römischen Papst, und die Kardinäle, meist Franzosen, eingeschüchtert durch ihre Kundgebungen, wählten denn auch einen solchen, einen Neapolitaner, den Erzbischof von Bari Urban VI. Dieser griff sofort mit Leidenschaft das Werk der Reform an und sparte besonders gegen die Kardinäle selbst die harten Worte nicht. Dies mißfiel diesen Kurfürsten der Kirche, welche vornehme und üppige Leute geworden waren und denen eine Umkehr zu asketischer Strenge, wie sie der neue Papst gegen sich selbst übte und von andern verlangte, nicht gelegen kam: Urban erschien ihnen als ein Rasender und so entwich der größere Teil, die zwölf „Tramontanen“, nach Anagni, erklärte dort die Wahl Urbans für ungültig und wählte dann zu Fondi dafür einen Franzosen, einen Genfer, Kardinal Robert als Clemens VII. Dieser ward von der Königin Johanna I. von Neapel (seit 1343) und von Frankreich anerkannt, und nahm seine Residenz wieder in Avignon. Nach und nach erstreckte sich seine Obedienz auch über andre von Frankreich in politischen Dingen abhängige oder mit ihm befreundete Länder, Schottland, z. B., Savoyen, Kastilien, Aragonien, Navarra; in den germanischen Ländern aber, Deutschland und England, Dänemark, Schweden, Polen hielt man an Urban

Kirchliche Zustände seit 1377.

fest; und so war der große Riß, das Schisma, in die abendländische Kirche eingedrungen.

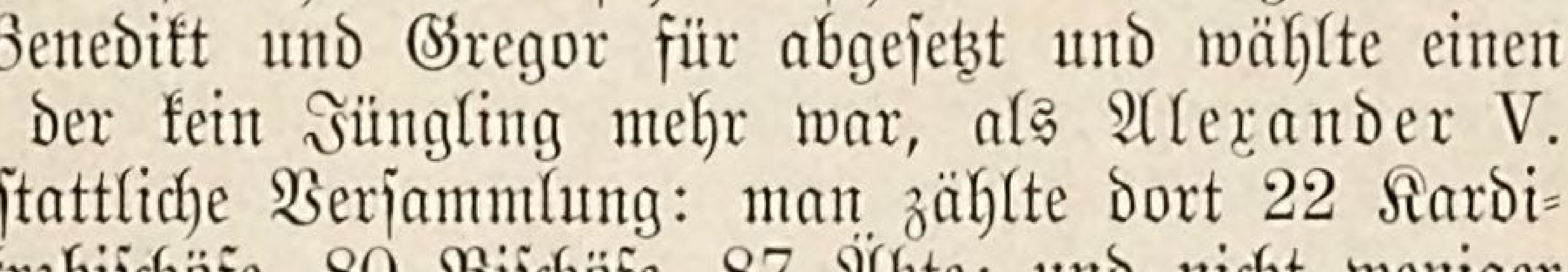
Das Schisma. Lebhaft wurde die Frage, ob Urban rechtmäßig gewählt sei oder nicht, allenthalben erörtert. Als er 1380 starb, wäre Gelegenheit gewesen, die Einheit in der Kirche herzustellen. Aber die römischen Kardinäle wählten abermals einen neuen Papst, Bonifacius IX., und hinwiederum, als 1394 Clemens VII. zu Avignon starb, wählten ihm die französischen einen Nachfolger Benedikt XIII.; nach Bonifacius Tode wurde von dessen Partei ein neuer Papst und nach dieses letzteren Tode 1406 abermals ein neuer, Gregor XII., gewählt. Diese Päpste bekämpften sich mit den geistlichen Waffen aus dem wohlgefüllten, nie zu erschöpfenden Arsenal: der eine schleuderte gegen den andern und seine Anhänger das Anathem, und dies verwirrte die Gewissen oder, was wohl häufiger war, stumpfte sie ab: man konnte gelegentlich hören, daß man ebenso gut zehn und zwölf Päpste haben könnte wie zwei, oder auch für jedes Land seinen besondern. Allein die geistlichen Mittel für sich waren bei einem solchen Streite wenig wirksam. Ein Kampf dieser Art erfordert Geld und andre weltliche Waffen, welche für Geld zu haben sind; und wenn man seither schon über die Erfindsamkeit der Kurie in Aufspürung neuer Geldquellen gestaunt und geklagt hatte, so verdoppelten sich jetzt alle die Mißbräuche, für welche die alte Kirche die treffende Bezeichnung der Simonie geschaffen hatte. Zu den Benefizien, deren wirkliche Übertragung durch den Papst nicht ohne Geld geschah, kamen die Anwartschaften, die gratiae expectativae, zu den Annaten, dem Jahresertrag einer erledigten Pfründe, der in die päpstliche Kammer floß, kamen die Spolien, das bewegliche und unbewegliche Vermögen verstorbener Prälaten; die Titel, unter welchen die Kollektoren und Subkollektoren des Pontifex Geld für seine Kammer holten, waren nicht zu erschöpfen: Reservation, Prävention, Devolution, Kommenden, Todesfall am päpstlichen Hofe, Ablaß. Ein zweifelloses Symptom schwerer Krankheit der Kirche war die wachsende Zahl der Sekten und Genossenschaften, der Apostelbrüder, Spiritualen, Begharden und Beghinen, der Brüder vom gemeinschaftlichen Leben und wie sie alle heißen, die, wenn sie auch zum Teil in der Gemeinschaft der Kirche blieben, doch bewiesen, daß die Kirche, so wie sie war, dem religiösen Bedürfnisse zahlreicher Kreise nicht genügte. Aber nicht allein den tieferen Naturen genügte sie nicht, sie imponierte auch den Frivolen nicht mehr und sie empörte die Ernsthaften: denn die natürliche Folge der längst eingerissenen, durch das Schisma und seine Wirkungen ins Ungeheuerliche sich steigernden Simonie war eine weitgehende Verweltlichung und Entartung des geistlichen Standes, die mehr und mehr in der ärgerlichsten Weise zu Tage trat. Wen der Zufall an heidnischer Könige Hof verschlug, der mußte sich wohl dort sagen lassen, daß die Christen es jetzt noch besser hätten als früher: sie hätten jetzt zwei Götter, die ihnen ihre Sünden vergeben könnten: wenn es der eine nicht thun wolle, gehen sie zu dem andern.

Reformbewegung. Konzil von Pisa. Diese Mißstände wurden in allen Ländern und in allen Ständen gleichmäßig empfunden. Aber eine Heilung war nicht leicht, denn die Kirche hatte die weltlichen Machthaber, ohne welche die Durchführung einer Reform gar nicht möglich war, aus ihrer berechtigten Stellung als lebendige, mitwirkende Glieder der Kirche verdrängt, indem sie den Begriff des Geistlichen im Gegensatz zum Weltlichen überspannt und gefälscht hatte. Indes war jetzt doch nichts

anderes möglich, als daß, ganz nach der wycliffitischen Ketzerei, die Domini temporales, die Fürsten, die Sache in die Hand nahmen: und ihrer zwei, König Wenzel von Deutschland und König Karl VI. von Frankreich, verständigten sich in der That dahin, die Einheit in der Kirche sei dadurch herzustellen, daß man die beiden regierenden Päpste zur Abdankung nötige. Daran dachten diese nicht. Die Unterhandlungen, welche in dieser Richtung gepflogen wurden, waren bloßer Schein. Aber eine ganz ungeahnte Macht gewann jetzt, wo die Dogmatik und das geltende kanonische Recht die Antwort schuldig blieb, die eigentliche in einem gewissen Sinn so zu nennende freie Wissenschaft und ihre Organe, die Universitäten, welche seit der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts in rascher Folge, Prag 1348, Wien 1365, Heidelberg 1387, Köln 1388, Erfurt 1392, aufblühten, und von denen vor allem die längstberühmten, Paris und Oxford, die brennenden Fragen erörterten. Das allgemeine Stichwort wurde mehr und mehr die Reform der Kirche an Haupt und Gliedern und die Berufung eines ökumenischen Konzils zu diesem Zwecke. Die Frage aber war nun, wer ein solches zu berufen ein Recht habe, und die Sache wurde ernsthaft: schon unter dem Druck einer aufgeregten öffentlichen Meinung verständigten sich die Kardinäle der beiden Kurien und schrieben ein solches allgemeines Konzilium für März 1400 nach Pisa aus. Dieses Konzil, auf dem zwei Führer der Reformpartei, der Bischof von Cambray, Peter d'Ailly, und der Kanzler der Universität Paris, Johannes Gerson, bedeutend hervortraten, nahm einen sehr entschiedenen Gang. Es erklärte die beiden Päpste Benedikt und Gregor für abgesetzt und wählte einen neuen, Peter von Candia, der kein Jüngling mehr war, als Alexander V. Es war schon eine ganz stattliche Versammlung: man zählte dort 22 Kardinäle, 3 Patriarchen, 12 Erzbischöfe, 80 Bischöfe, 87 Äbte; und nicht weniger als 15 Universitäten waren mit 300 Doktoren der Theologie und des kanonischen Rechts gleichfalls vertreten. An entschiedenen Resolutionen fehlte es denn auch nicht: aber noch war der Reformdrang nicht unwiderstehlich, hinter dem Konzil stand noch nicht die Macht einer breiten Strömung im Volke, und so löste Alexander V., der als ein guter Theologe galt, aber auch als ein Mann, der seinen Kardinälen nichts abschlagen konnte, das Konzil auf: und da die beiden abgesetzten Schismatiker fortfuhren, sich als rechtmäßige Päpste anzusehen, so hatte man jetzt drei Nachfolger Petri, bei denen mit keiner theologischen oder juristischen Gelehrsamkeit zu ermitteln war, welcher denn nun der eigentliche und echte sei.

Böhmen: Johannes Huß.

Inzwischen aber zeigten sich die bedenklichsten Symptome einer Bewegung, welche unmittelbar an die Wycliffische Ketzerei anzuknüpfen schien, in Böhmen. Hier, in Prag, wo ein sehr regsames geistiges Leben blühte, hatte sich schon eine sehr nachdrückliche Opposition gezeigt: an eine ältere Reihe solcher Reformatoren, Stiekna, Milicz, Matthias von Janow, schloß sich ein jüngerer Geistlicher, ein ernster, sittenstrenger,



„Joh(an)nes Hus Magister in Artib(u)s" (der freien Künste).
Die Unterschrift Johannes Huß'.
Faksimile des Originals in Prag.

aufrichtiger Prediger, Johannes Huß, an, der im Jahre 1369 in dem Marktflecken Hussinecz geboren, früh eine Wirksamkeit an der Universität gefunden hatte und seit 1402 als Prediger an der Bethlehemskapelle zu Prag und als Beichtvater der Königin Sophie ein großes Ansehen genoß. Schon seit 1381 las man zu Prag Schriften Wycliffes, der damals noch lebte, denn die Universitäten standen auf die natürlichste Weise von der Welt, durch zu- und abreisende Studierende in einer sehr wirksamen Verbindung miteinander. Der Geist dieser Schriften und der praktische Teil seiner Theologie berührte den wahrheitliebenden Huß sympathisch: er möchte einst dahin kommen, äußerte er wohl, wo die Seele Wycliffes sei: besonders Wycliffes Tractatus de ecclesia, dessen Ideen in Hussens eigner Hauptschrift gleichen Titels wieder erscheinen, scheint auf ihn gewirkt zu haben. Die mißlichen Sätze Wycliffes gegen die Transsubstantiationslehre scheint er dagegen sich nicht angeeignet zu haben, obwohl ihn auch hier die spiritualistische Auffassung des Sakraments eine Zeitlang angezogen haben mag; wie er denn bei aller christlichen Entschiedenheit in gewissen Hauptpunkten doch sich in seinem Urteil über das Einzelne der bestehenden Lehreinrichtungen besonnen, abwägend, ja gewissenhaft ängstlich zeigt. Einzelne seiner Freunde dagegen, wie der Ritter Hieronymus von Prag, nahmen die Lehre Wycliffes mit unbedingtem Eifer an. So war Aufregung genug an der von einer großen Menge fremder Studenten besuchten Universität. In den theologisch-philosophischen Streit mischte sich ein nationaler Hader, bei welchem es sich um die Verfassung der Universität handelte. Es hatten nämlich in den Angelegenheiten der Universität, welche sehr große Interessen umfaßte, die deutschen Stimmen im Universitätsrate die Mehrheit: die Böhmen fühlten sich dadurch in ihrem natürlichen Rechte gekränkt, und sie setzten, unter Führung oder Mitwirkung des gefeierten Predigers, ein königliches Dekret durch, nach welchem künftighin die böhmische Nation drei, die fremden Nationen zusammen nur eine Stimme haben sollten. Dies führte zu einer großen Sezession: in Masse verließen die fremden Professoren und Studenten Prag, und von diesem mächtigen Strom befruchtet erhob sich die neue Universität Leipzig, welche noch im gleichen Jahre die päpstliche Bestätigung erhielt (1409). Dies war für das deutsche Element in Böhmen ein harter Stoß und es setzte auch die Stellung des Magisters Huß mancherlei Anfeindungen aus. Der Erzbischof von Prag ließ einer päpstlichen Vollmacht gemäß, die er von Alexander V. erwirkt, Wycliffes Schriften verbrennen und verbot das Predigen in Privatkapellen. Huß fügte sich diesem Verbot nicht und ward exkommuniziert. Aber König, Adel, Universität waren auf seiner Seite, und König Wenzel äußerte gegen den Erzbischof, die Geistlichkeit habe sich gefreut, so lange der Magister Huß wider die Laien gepredigt habe, sie könnten es nun auch zufrieden sein, wenn er gegen ihre, der Geistlichen, Sünden predige. Huß selbst aber, dem man keine große wissenschaftliche Schärfe nachrühmen kann, der aber ein ernsteres Gefühl der Verantwortlichkeit vor Gott besaß, als die meisten seines Standes, befestigte sich mehr und mehr in einem Grundsatze, der ihn allerdings weit über die Grenzen der bestehenden, der katholischen Kirche hinausführte, — daß nämlich, wenn jemand von Gott selbst den Auftrag erhalten habe, zu predigen, er predigen müsse, und sich auch nicht durch Bedrohung mit dem Bann abhalten lassen dürfe. Huß scheint sich nicht völlig klare Rechenschaft darüber abgelegt

zu haben, daß er mit dieser Anschauung in der That eine Grenzüberschreitung begangen hatte: so wahr jener Satz ist, — daß eine tiefe innere Überzeugung von der Pflichtmäßigkeit einer bestimmten Handlungsweise, welche der religiöse Mensch als einen göttlichen Austrag empfindet, ihn zwingt, ohne Rücksicht auf jede andre Autorität zu handeln — katholisch ist er nicht: einen göttlichen Auftrag ohne Vermittlung der kirchlichen Autoritäten kannte diese Kirche, seitdem sie eine Kirche der Priester und Päpste geworden war, nicht mehr. Einen Augenblick hielt der Erzbischof vor dem wachsenden Widerstande still. Aber bald brach der Zwiespalt heftiger als zuvor aus (1412); Huß ward vom Papst exkommuniziert, sein Aufenthalt mit dem Interdikt belegt. Er begab sich nach Hussinecz, fuhr aber fort zu predigen und erließ eine Art Manifest, in welchem er vom Papst an Christus appellierte.

Diese Berufung — von der unwahren äußeren und momentanen Erscheinung der Kirche an ihren ewigen Gedanken — erhielt eine tiefe und gewaltige Bedeutung durch die Wendung, welche die kirchliche Reformfrage mittlerweile im großen genommen hatte. Konzil von Konstanz.

Seit nämlich dem verkehrten Zustande der Dinge im deutschen Reiche, das, wie wir gesehen, im Jahre 1410 ein ebensolches „Monstrum mit drei Häuptern" gewesen war, wie die Kirche, ein Ende gemacht und Sigismund allein und rechtmäßig König war, hatte die Reformbewegung und die Aussicht auf ein allgemeines Konzil, das die so allgemein verlangte Reform an Haupt und Gliedern bewirken werde, neue Nahrung bekommen. Im Jahre 1410 nach dem Tode Alexanders war der Kardinallegat von Cossa, Balthasar, als Papst Johannes XXIII., gewählt worden, der nach den Darstellungen der Gegner ein Ausbund aller Schlechtigkeit gewesen sein müßte, der aber zum mindesten eine sehr bewegte und — worin er dann freilich unter den Inhabern höchster geistlicher Würden durchaus nicht allein stand — keineswegs vorwurfsfreie Vergangenheit hatte. Mit diesem kam Sigismund auf einem Zuge in Oberitalien zusammen und machte ihm die Berufung eines Konzils als eine Notwendigkeit einleuchtend, was einem in den Händeln dieser Welt vielumgetriebenen und erprobten Manne einem Manne seinesgleichen gegenüber nicht allzuschwer sein konnte. Auch über die Stadt, wo dasselbe gehalten werden sollte, verständigte man sich und die päpstliche Bulle erging im Dezember 1413, in welcher das Konzilium auf den 1. November 1414 nach Kostnitz am Bodensee, also auf deutschen Boden, berufen wurde.

Dieses langersehnte allgemeine Konzil wurde in der That am 5. November 1414 eröffnet und zwar von Johann XXIII., der persönlich erschienen war. Es war schon äußerlich betrachtet eine überaus glänzende Versammlung. Man zählte 3 Patriarchen, 29 Kardinäle, 33 Erzbischöfe und 150 Bischöfe (unter denen freilich die Kreaturen des Papstes, die „armen Prälaten Italiens", ein Dritteil ausmachen mochten), 100 Äbte und 300 Doktoren; auch viele weltliche Herren zog die Wichtigkeit der hier verhandelten Dinge und die bequeme Gelegenheit herbei: man glaubt die Zahl derer, welche das Konzil in seiner glänzendsten Zeit herbeizog, auf 80000 anschlagen zu können. Gegen Weihnachten erschien auch König Sigismund. Aber alle äußere Pracht trat zurück vor der inneren Bedeutung dieser Versammlung. Nicht um die Abschaffung drückender und ärgerlicher Mißbräuche, unter denen der schlimmste das Schisma

selbst und die skandalöse Dreizahl der Päpste war, handelte es sich, sondern um die Verwandlung der absolutistischen Verfassung der Kirche in eine konstitutionelle, ihres starr gewordenen Körpers in einen steter Verbesserung und steten Fortschritts fähigen Organismus — und zwar sollte diese Reform, die, wenn sie gelungen wäre, als eine Neuschöpfung, eine Wiedergeburt der christlichen Kirche hätte bezeichnet werden müssen, auf friedlichem, gesetzlichem Wege durch eine konstituierende Versammlung geschehen, bei welcher die erlesensten Männer der verschiedenen Nationen Europas mitwirkten. Die Stimmung war günstig, die reformatorische Partei beherrschte die Lage.

Das Konzil und die Päpste.

Man unterschied eine dreifache Aufgabe des Konzils: die Sache des Glaubens (causa fidei), die Sache der Einheit (causa unionis) und die Sache der Reformation (causa reformationis). Eine überaus wichtige Vorfrage war, ob die Abstimmungen der Väter nach Nationen oder nach Köpfen geschehen sollten. Beliebte man das letztere, so stand es mit der causa reformationis schlimm, denn die Italiener, zum guten Teil Geschöpfe des Papstes Johann, hätten dann die Mehrheit gemacht: wogegen bei Abstimmung nach Nationen — Frankreich, Deutschland, England, Italien — im schlimmsten Falle drei Stimmen gegen eine standen. Diese Frage wurde im Sinne der Liberalen, der Reformfreunde entschieden (Februar 1415). Zunächst sollte nun nach der reformatorischen Anschauung, als deren Wortführer hier der Kardinal Peter d'Ailly hervortrat, das Schisma beseitigt werden: die drei Päpste — mit wieviel oder wie wenig Recht sie diesen Namen führten — mußten freiwillig abdanken. Der geriebene Johannes versprach alsbald im März seine Abdankung, sofern auch die beiden andern, Gregor und Benedikt, abdankten: er hoffte, daß das Konzil ihn dann als einzigen Papst herstellen werde: als er aber die feindselige Stimmung gegen seine Person bemerkte, die, wie er sich selbst sagen mußte, wohlverdient war, suchte er aus dem unheimlichen Orte zu entkommen, den er im Oktober mit dem Worte: „so fängt man die Füchse“ betreten haben soll. Im Einverständnis mit Herzog Friedrich von Österreich, bei dem eine Intrigue, habsburgische Eifersucht gegen den luxemburgischen Kaiser, mit im Spiele war, und andern Fürsten entfloh Balthasar, als Stallknecht verkleidet, während eines Turniers nach Schaffhausen (20. März). Die Sache war nicht ungefährlich, die Reformpartei war von Ränken umgeben, deren Zweck eine Zerreißung des Konzils war. Aber man faßte sich und handelte mit Energie: nach einer Rede des Kanzlers Gerson vom 23. März sprach das Konzil in kräftigen Resolutionen den Fundamentalsatz aus, daß diese heilige Synode zu Konstanz in ihrer Integrität und Autorität bleibe, was immer Gegenteiliges von irgend wem bestimmt werden möge, mit andern Worten, daß das Konzil souverän sei — daß eine allgemeine Kirchenversammlung im Namen der Kirche selbst spreche, die katholische Kirche selbst sei: und die vorwaltende Partei zögerte nicht, daraus die nötigen Folgerungen zu ziehen. Zunächst entlud sich das Ungewitter über dem Haupte des Habsburgers. Acht und Bann wurden über ihn ausgesprochen, von unzähligen Herren und Städten erhielt er in wenigen Tagen Fehdebriefe, zum Feldhauptmann, der die Vollstreckung der Acht leitete, ward der Burggraf von Nürnberg bestellt. Der Zug entschied sich rasch, seine Festen, auch die alte Habsburg, wurden gebrochen, er mußte sich in die Gnade des Kaisers geben und im Refektorium des Konstanzer Minoritenklosters persönlich Abbitte leisten. Auch sein

Schützling Balthasar kam nicht weit. Einige Kardinäle, die man ihm nachgeschickt, brachten ihn zurück und die liberale Partei, ihren Sieg verfolgend, leitete gegen ihn einen förmlichen Prozeß ein, bei dem es an Klagepunkten der allerärgerlichsten Art nicht fehlen konnte, und der mit vollkommenem Recht, selbst wenn man nicht all das Unglaubliche, was die vernommenen Zeugen aussagten, zu glauben sich entschließen kann, mit seiner Absetzung endigte (29. Mai): dem Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, wurde er in Haft gegeben. Einige Wochen später ließ der dreiundachtzigjährige Gregor XII. seine Abdankung anzeigen; nur Benedikt XIII. blieb verstockt, aber er hatte bald keinen Anhang mehr, da die spanischen Reiche ihm den Gehorsam aufsagten und (Oktober 1416) auch die spanische Nation sich den vier übrigen anschloß.

Mit der größten Kühnheit war so die reformatorische Partei gegen das Papsttum vorgegangen. Um so mehr glaubte sie sich verpflichtet, der Welt zu zeigen, daß sie gleichwohl durchaus auf dem Boden der alten kirchlichen Einheit — der Orthodoxie — stehe, und in sehr verhängnisvoller Weise lieferte sie diesen Beweis in dem Prozesse gegen den böhmischen Prediger Johann Huß, der seit Anfang November 1414 mit einem kaiserlichen Paß oder Geleitsbrief in Konstanz sich befand und der dann unter der Anklage der Ketzerei am 28. November in Haft genommen worden war. Man nahm nun das Verfahren gegen ihn auf, das vom Mai bis Anfang Juli 1415 dauerte und mit seiner Verurteilung endigte. Man wollte in ihm die Ketzerei und namentlich den Häresiarchen Wycliffe treffen, dessen Lehre in der achten Sitzung des Konzils (Mai 1415) feierlich verdammt ward: „seit Christi Geburt“, sagte einer der Väter, der Doktor Stephan Paletz, dem Huß, „hat kein Ketzer gefährlicher gegen die Kirche geschrieben als du und Wycliffe.“ Die Solidarität mit Wycliffe, welche das Konzil bei ihm voraussetzte, lehnte Huß ab, insbesondere dessen Polemik gegen die Transsubstantiationslehre und er blieb gegenüber den Zeugnissen böhmischer Notabeln dabei, er habe nicht im Sinne Wycliffes gelehrt, wie er denn überhaupt sich keinerlei Abweichung von der Lehre der Kirche bewußt war, kein Ketzer zu sein glaubte. Aber freilich: einen Satz leugnete er nicht, bekannte ihn vielmehr aufs nachdrücklichste — jenen, daß wer von Gott den Befehl erhalten habe zu predigen, das thun müsse, trotz der kirchlichen Obern und ihrem Banne, und wenn er bei seinem ersten Verhöre erklärte, gern widerrufen zu wollen, wenn ihn auch nur der Geringste auf dem Konzil von seinem Irrtum überzeuge, so war dies die Ketzerei aller Ketzereien: denn er verlangte eine freie Belehrung, wo er der Entscheidung des Konzils, dem Machtwort der Kirche, sich einfach zu unterwerfen hatte. Auge in Auge, Leib an Leib, in hartem Gegensatz traten sich hier zwei Prinzipien, zwei Weltanschauungen, zwei Zeitalter feindlich gegenüber: das eine, das Prinzip der kirchlichen Autorität, in seiner glänzendsten Erscheinung als ökumenisches Konzil — ja in seinem glorreichsten Moment, als Reformkonzil, welches den großen Völkerbund einer erneuerten abendländischen Kirche vertrat — und das andre, protestantische, evangelische, das Prinzip des christlichen Gewissens in seiner unmittelbaren, nicht priesterlich oder kirchlich vermittelten Beziehung zu Gott und Christus — noch in sehr demütiger, unvollkommener Gestalt als Bekenntnis und persönliche Überzeugung eines einzigen, geistig kaum besonders hervorragenden, nur frommen und ehrlichen Mannes. Es war übrigens den Führern

Prozeß Huß.

der Konzilsmehrheit keineswegs, wie eine exaltiert protestantische Geschichtsschreibung es oft dargestellt hat, darum zu thun, Huß zum Tode zu verurteilen. Er sollte nur widerrufen, das hieß, der Autorität der Kirche sich fügen, und sie waren von ihrem Standpunkte aus, der zugleich der Standpunkt der bestehenden, noch unerschütterten Gesellschafts- und Rechtsordnung war, vollkommen berechtigt, dies zu verlangen. Auch suchte man ihm diesen Widerruf wycliffitischer Sätze, um die es sich hauptsächlich handelte, und die er, wie man ihm nachgewiesen zu haben glaubte, bekannt hätte, zu erleichtern. Einer der Häupter des Konzils suchte ihm den Widerruf plausibel zu machen: da er, Huß, ja, wie er erkläre, jene wycliffischen Sätze nicht glaube, so würde dieser Widerruf die Verneinung in sich schließen, es würde nur eine andre Form der Verneinung sein: aber Huß beschämte diese echt scholastische Dialektik, mit der man schon so manche Lüge zur Wahrheit gestempelt hatte, mit der Logik strengen Wahrheitssinns — widerrufen, entgegnete er, heiße zurücknehmen, was man behauptet, er habe aber jene Sätze niemals behauptet und könne sie also auch nicht widerrufen. Man wurde nicht mit ihm fertig und mußte sich nun doch entschließen, den Leib zu töten, da man den Geist nicht bezwingen konnte. Huß wiederholte bei seiner letzten Vernehmung seine Appellation, diesmal vom Konzil an Christus: dies konnte in einer Versammlung, die alle papierenen und überlieferten Rechte für sich hatte, nur Heiterkeit erregen: Gelächter antwortete dieser Berufung. Von dem schweren, furchtbaren Ernste dessen, was hier geschah, werden sich die wenigsten auch nur jene Rechenschaft gegeben haben, die im Drange des Tages und seiner Geschäfte möglich ist. Das Todesurteil ward ausgesprochen und am 1. Juli 1415 vollstreckt. Mit dem Geleitsbrief ward man leicht fertig, und in der That scheint er, rechtlich betrachtet, nicht viel Bedeutung für Fällung und Vollstreckung eines kirchlichen Urteils gehabt zu haben, obgleich Sigismund einen Augenblick daran gedacht hatte, zu intervenieren: eine theologische Redensart war leicht gefunden, daß man gegebenes Wort nicht breche, wo einer Gott sein Wort nicht gehalten. Unbesiegt, mit der Fassung eines Jüngers Christi, der Märtyrer eines großen Prinzips, erduldete Huß den Feuertod, die rechtsübliche Strafe für ein Verbrechen, das der Wahn geschaffen (6. Juli 1415). Im folgenden Jahre starb auf dieselbe Weise Hieronymus, der nach Konstanz zurückgebracht worden war; er hatte einen Augenblick der Schwäche gehabt und widerrufen, ermannte sich aber wieder und nahm diesen Widerruf zurück. Das Konzil sollte bald erfahren, was es hieß, einem neuen Prinzip einen Märtyrer zu geben, wie Huß war. Es lag ein innerer Widerspruch darin, daß ein reformatorisches Konzil seine Reformation mit der Verbrennung eines Reformschwärmers begann. Diese Reformationssache, die wichtigste Angelegenheit des Konzils, langte bald an der Sandbank an, auf welcher sie strandete.

Die schismatischen Päpste waren beseitigt, denn die Obedienz des eigensinnigen Benediktus beschränkte sich auf das spanische Städtchen, in welchem er seinen Wohnsitz genommen hatte: die deutsche Nation und Kaiser Sigismund und anfangs auch die englische, verlangten nun, daß erst die Reformation der Kirche zu Ende geführt und dann erst zur Wahl eines neuen Papstes geschritten werde. Dem widersprach die Mehrheit der Kardinäle und sie hatten die übrigen Nationen und alle diejenigen, welchen der Ausnahmszustand unbehaglich war, für sich.



Der Gang Hussens zum Scheiterhaufen.

Gleichzeitige Darstellung aus der Handschrift über das Konzil, die Ulrich Richenthal, „ain Burger von Constentz zu denselben Zitten gar eigentlich schreiben und malen lassen hat.“ Das Original ist in der Universitätsbibliothek zu Prag.

Hæc fuit effigies quondam uenerabilis Husi,
Dum sua pro Christo membra cremanda dedit.



Na Obraz Mistra Jana Husy/
Mučedlnjka Božýho.

„Dies ist das Bildnis weiland des ehrwürdigen Huß,
Da er für Christus seinen Leib in den Feuertod gab.“

Huß auf dem Scheiterhaufen.

Holzschnitt aus der Postille Hussens vom Jahre 1563. Nach dem Original in Prag.

Aus dieser Darstellung geht hervor daß in Übereinstimmung mit sämtlichen älteren Darstellungen die böhmischen Utraquisten sich bis in das XVI. Jahrhundert den Magister Huß unbärtig vorgestellt haben, ganz analog den Darstellungen in den Handschriften des Richenthal aus der Zeit des Konzils. (Vgl. die farbige Abbildung: Huß auf dem Gange zum Scheiterhaufen.) Das gegenwärtig typisch gewordene Bildnis des Huß mit Bart und Adlernase rührt von Holbein her, der Huß mit Hieronymus von Prag verwechselte.

Das ganze Jahr 1417 ging über den Verhandlungen hin, und endlich wurde, wie in solcher Lage gewöhnlich, eine Art Mittelweg eingeschlagen, der freilich nur ein Mittelweg schien, in Wahrheit aber der gerade Weg zu den alten Zuständen zurück war. In der 39. Sitzung (Oktober 1417) ward ein allgemeines Reformprogramm angenommen und einige Wochen später ein neuer Papst gewählt, ein Colonna, Martin V. Das Altgewohnte, die monarchische Spitze war wieder hergestellt und Papst Martin wußte die Gunst der Umstände zu nützen. Er war wieder der erste rechtmäßige, unzweifelhafte, eine Papst, den man so lange vermißt hatte; die begeisterte Reformstimmung der ersten Jahre war über dem mühseligen Detail dieser Reformarbeit, wie es zu gehen pflegt, erlahmt; die Menschen verlangten nach der Ruhe des Hergebrachten, das jenes treffende Dichterwort als das ewig Gestrige bezeichnet: es war nun nicht schwer zu vereiteln, was vereitelt werden sollte, die Generalreform, die Reform an Haupt und Gliedern, indem der neue Papst die Hand bot zu Konkordaten mit den einzelnen Nationen, in denen die widerwärtigsten Mißbräuche beseitigt wurden. Wohl waren die Beschlüsse der beiden Oktobersitzungen 1417, der 39. und 40., von gewaltiger Tragweite: regelmäßige Konzilien alle fünf, später alle zehn Jahre; bei erneutem Schisma sofortige Berufung und souveräne Entscheidung des Konzils; Verpflichtung des Papstes auf diese Ordnung der Kirche; eine lange Liste von zu beseitigenden oder zu beschränkenden Mißbräuchen. Allein die Kraft, diese Dinge durchzuführen, besaß diese Versammlung, die nicht länger von einer großen Strömung des christlichen Volkes getragen war, nicht mehr: das Eisen war erkaltet und ließ sich nicht mehr schmieden. Am 12. April 1418 schloß der Papst das Konzil in der 45. seiner Sitzungen. Er reiste ab, 16. Mai: den weißen Zelter, der ihn trug, führte der Kaiser am Zaume und drei Reichsfürsten höchsten Ranges hielten die Zipfel der Scharlachdecke des Pferdes, während vier Grafen den Thronhimmel über dem Reiter hielten: mit allen kriegerischen Ehren verließ so das Papsttum den verhängnisvollen Kampfplatz.

Hussiten in Böhmen.

Allein diesmal waren die Gemüter doch zu tief aufgeregt, als daß sie überall ruhig wieder in das alte Bette des Gehorsams zurückgekehrt wären, und an einem Punkte, in Böhmen, war schon die Widersetzlichkeit in vollem Gange. Der Prozeß des Huß, die Verachtung des böhmischen Landes, die man mit Recht oder Unrecht dem Konzil zuschrieb, der Haß gegen Sigismund hatte dort eine heftige Gärung erzeugt: sie verehrten Huß als einen Märtyrer, und eine große Versammlung böhmischer und mährischer Magnaten hatte schon im September 1415 einen Protest in sehr unehrerbietiger Sprache an das Konzil gerichtet: und was vor allem wichtig war, die Opposition hatte bereits eine deutliche Fahne, um welche sie sich sammelte. Ein Pfarrer in Prag, Jakobus von Mies, spendete auch den Laien den Kelch — das Abendmahl unter beiden Gestalten, sub utraque: noch vom Kerker aus hatte Huß diese Zurückforderung eines alten Rechts, das bis ins zwölfte Jahrhundert der christlichen Kirche unangefochten bestanden hatte, gebilligt. Ein Bund ward geschlossen zur Aufrechthaltung des freien Worts und zum Widerstand gegen den Bann: auch die Universität erklärte sich für die Kommunion sub utraque; unter Anführung zweier Edeln, Nicolaus von Hussinecz und Johannes Ziska von Trocnow (Trautenau) zog eine zahlreiche Volksmenge nach dem Berg Tabor bei Prag, feierte dort das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, und nahm dann an dem Rat der Neustadt

Prag, der ihnen ihre fromme Feier hatte wehren wollen, eine blutige Rache (Juli 1419). König Wenzel, ohnmächtig diesen Vorgängen gegenüber, ward vom Schlage gerührt und starb in diesen Tagen: es schürte nur den Brand, daß Kaiser Sigismund, der ihren Huß ans Messer geliefert hatte, nunmehr König von Böhmen hieß.

Hussitenkriege. Die Hussiten zerfielen in Gemäßigte, die *Calixtiner*, und in Radikale, die Leute vom Tabor, *Taboriten*, welche sogleich nach Wenzels Tod ihren wilden Krieg gegen Kirchen und Klöster, Priester und Mönche begannen. Sigismund mußte sich sein Königtum Böhmen also erst erobern. Sein Freund, Friedrich von Hohenzollern, seit 1415 Kurfürst von Brandenburg, gab ihm einen trefflichen Rat, der aber zu einfach und zu gut war, als daß ihn ein so ausbündig kluger Mann wie Kaiser Sigismund hätte befolgen können — die Sache als eine reine Staatsangelegenheit zu behandeln, also mit den Gemäßigten sich zu verständigen und diesen die nötigen Zugeständnisse zu machen, das Kirchliche aber einem künftigen Konzil zu überlassen. Der Gedanke aber, daß in einem Staate Leute, welche unter *einer* und solche, welche unter *zweierlei* Gestalten kommunizierten, friedlich nebeneinander wohnen könnten, war völlig neu, so einfach er auch uns Späteren erscheinen mag. Sigismund wies die Bedingungen der Gemäßigten zurück und verlangte Niederlegung der Waffen: als diese nicht erfolgte, ließ er im Einverständnis mit dem Papste das Kreuz gegen die ketzerischen Böhmen predigen. In der That brachte er eine ansehnliche Streitmacht, bei 100 000 Mann im ganzen, zusammen, erlitt aber Niederlage auf Niederlage. Ein Sturm auf den Ziskaberg bei Prag mißlang (1420), die Hussiten besaßen an dem Edelmann Johann Ziska einen genialen Führer, der mit dem religiösen Fanatismus, den er teilte, den hellen Geist des Feldherrn verband, und der eine unbedingte Autorität bei den Seinen genoß: dies machte ihm möglich, selbst als er völlig erblindet war, noch den Sieg an die hussitische Sache zu fesseln. Der Angriff der Deutschen steigerte nur den religiösen und nationalen Fanatismus: im Innern wüteten die Taboriten gegen alles, was sich ihnen nicht anschloß: alle Städte bis auf die der wahren Gläubigen sollten vertilgt werden, und ebenso alle Bücher außer der Bibel; und jeder wahre Gläubige mußte die Abweichungen vom Gesetz, die er wahrnahm, bis zum Tode verfolgen. Der Reichsfeldzug von 1421 endigte wiederum erfolglos mit einem Rückzug; im Januar 1422 erlitt ein neues Heer der Deutschen wiederum durch Ziska, der den Krieg verstand — er hatte schon 1410 als polnischer Söldner die Schlacht



Ziska.
Nach einem alten Kupferstich.

bei Tannenberg mitgemacht, in welcher der deutsche Orden so schwer getroffen worden — eine Niederlage bei Deutsch-Brod. Er lebte lange genug, um die wilden Scharen völlig zu disziplinieren und ihnen eine einfache, aber sehr wirksame Taktik beizubringen — die Waffe der Menge war der Dreschflegel mit Eisenbeschlag, und die Wagen, auf welchen Weiber und Kinder mitzogen, wußte Ziska den Zwecken des Krieges anzupassen, indem diese in Kriegswagen verwandelten Bauernwagen sofort zu einem befestigten Lager zusammengefahren wurden und mit derselben Schnelligkeit sich entwirrten, wenn das Heer und diese seine bewegliche Festung weiterrücken sollten. Ziska starb im Jahre 1424. Durch seinen Tod zersetzte sich die Partei und bildete zwei Haufen, — der eine unter Prokopius dem Geschorenen, der andre, die Waisen genannt, unter einem



Plünderungsszene zur Zeit der Hussitenkriege.

Aus der unter dem Titel „Mittelalterliches Hausbuch“ vom Germanischen Museum zu Nürnberg herausgegebenen Bilderhandschrift des XV. Jahrhunderts, deren Zeichnungen (großenteils dem Bartholomäus Zeitblom zugeschrieben) eine schätzbare Quelle für das tägliche Leben dieser Zeit bilden.

Kriegsrat, an dessen Spitze ein zweiter Prokopius, Prokop der Kleine, stand. Sie beschränkten sich nicht auf die Verteidigung, vielmehr brachen sie mit Brand und Mord aus dem böhmischen Land, das eine Art von natürlicher Festung bildet, in die Nachbarlande, die Länder der Philister und der Moabiter in der Sprache des Fanatismus, der sich in alttestamentlichen Bildern und Vorstellungen berauschte — Österreich, Ungarn, Sachsen, Meißen vor, und auch ihre Ideen, denen ihre Entschiedenheit und ihre Siege über die nach der alten Weise organisierten Heere zur Bestätigung dienten, fingen an, verwandte Elemente in andern Gebieten anzuziehen. Die fanatische Partei gewann wieder ganz die Oberhand, auch in Prag, wo der Statthalter der Gemäßigten gestürzt wurde. Unterhandlungen, welche versucht wurden, führten zu nichts; ein fünfter Kreuzzug, unter Führung des Kurfürsten Friedrich von Brandenburg unternommen (1431), endigte noch übler als die vorhergehenden. Das Fliehen bei Thauß begann schon, als man das Rollen der Streitwagen, den Hall des hussitischen Schlachtliedes vernahm: der Kardinal, der das Heer begleitete, Juliano Cesarini, ließ seinen roten Hut in den Händen der Feinde, denen eine unermeßliche Beute in die Hände fiel.

Konzil in Basel.

Diese unglücklichen Ereignisse gaben nun der Konzilienbewegung einen neuen Schwung. Noch Martin V., der mit Geschick in die alten Bahnen zurückgesteuert hatte, mußte, nachdem ein Konzil zu Pavia (1423) und zu Siena (1424) nur der Form wegen zusammengetreten und bedeutungslos geblieben war, ein drittes, nach Basel, ausschreiben, das eben durch die Niederlage bei Thauß eine sehr ernsthafte Bedeutung erhielt. Martin erlebte dessen Anfang nicht mehr; sein Nachfolger, Eugen IV. (1431—1447), erschreckt durch die selbständige Haltung, welche die Versammlung annahm, hatte den unweisen Einfall, das Konzil aufzulösen und ein neues nach Bologna berufen zu wollen, worauf dann die Synode sehr nachdrücklich in die reformatorische Bahn einlenkte. Sie erneuerte die Konstanzer Beschlüsse, welche die Stellung allgemeiner Konzilien gegenüber den Päpsten betrafen, und schreckte Papst und Kardinäle durch Einleitung eines gerichtlichen Verfahrens. Die wichtigsten Einzelreformen, in Kommissionen vorberaten, wurden beschlossen; die päpstlichen Einkünfte beschnitten; regelmäßige Diözesan- und Provinzialsynoden vorgeschrieben; die volle Wahlfreiheit für die Kapitel, Klöster, Stifter hergestellt, viele Reservationen — der päpstlichen Entscheidung vorbehaltene Fälle — sowie die Annaten, jene Gebühren an die päpstliche Kammer für die Ordinationen, welche für den Bischof ungefähr den Betrag seiner jährlichen Einkünfte ausmachten — wurden abgeschafft: das Dringendste aber war der Ausgleich mit Böhmen, wo man nicht mehr wie Huß gegenüber mit Machtsprüchen auskam. Mit den Taboriten und den Waisen freilich war nichts zu verhandeln; sie setzten ihre Kriegszüge fort: aber eine Gesandtschaft der Gemäßigten, Johannes Rokyczana an der Spitze von dreihundert Kriegern, zog in Basel ein. Man nahm die Bibel und die Schriften der Väter zur Hand und disputierte mit ihnen: das schließliche Ergebnis waren die Prager Kompaktate — fast der einzige Fall, wo die Kirche



Papst Eugen IV.
Avers einer sehr seltenen Münze aus dem Königl. Münzkabinett zu Berlin.

in einem wesentlichen dogmatischen Punkte ein Zugeständnis gemacht hat (November 1433). Man gestand für Böhmen und den Marchionatus Mähren das Kommunizieren sub utraque zu, doch mit dem Beisatz, daß die Priester dabei lehren müßten, daß unter jeder der beiden Gestalten der ganze Christus, integer et totus Christus gegenwärtig sei; und ebenso die freie Predigt des Worts —: mit dem Beisatz „von tauglichen Priestern und Leviten", welche von den rechtmäßigen Obern gebilligt und gesandt sind und mit Vorbehalt der Autorität des Papstes in Gemäßheit der Satzungen der heiligen Väter: öffentliche Verbrechen der Geistlichen sollten von den zuständigen Behörden gerichtet werden. Für Böhmen war die nächste Folge dieser Vereinbarungen, daß es zwischen den Taboriten, denen dieses Abkommen als ein Verrat erschien und den Gemäßigten zum offenen Kampfe kam. Diese, mit andern konservativen Elementen gegen die Kräfte des Umsturzes verbündet, nahmen sich zusammen und zwangen 1434 bei Böhmisch-Brod die Taboriten zu Boden. Die gemäßigte Richtung, das aristokratische Element im Lande, kam jetzt ans Ruder. Sigismund zeigte sich entgegenkommend, bestätigte die Kompaktate und die Wahl Rokyczanas zum Erzbischof und zog 1436 als anerkannter König in Prag ein.

Prager Kompaktate. Konzil und Papst Eugen IV.

Mit dem zu Basel tagenden Konzil hatte Sigismund sich in gutem Einverständnis gehalten, und dieses hatte darauf gestützt seine Reformgesetzgebung eifrig fortgesetzt. 1436 in dreiundzwanzigster Sitzung folgte ein sehr ausführliches Dekret, welches im Einklang mit den Konstanzer Beschlüssen die Papstwahl regelte, und sehr ins einzelne der päpstlichen Pflichten einging: der Gewählte legt eine Profession, eine Art Verfassungs- oder Krönungseid ab, ehe ihm Obedienz geleistet wird. Dies verdroß, wie natürlich, den Papst, der außerdem mit der Art, wie die hussitische Sache behandelt worden unzufrieden war; die Kurie hat zu allen Zeiten das Vorrecht besessen, die strenge Durchführung ihres Willens oder wenn man will, der katholischen Prinzipien zu verlangen, mag auch Land und Volk darüber zu Grunde gehen. Aber über dieser delikaten und schwierigen Sache lockerte sich in der That die Einigkeit unter den Mitgliedern des Konzils, und der Papst Eugen glaubte die Fata Morgana einer Wiedervereinigung der griechischen mit der römischen Kirche, welche eben auftauchte, zunächst zur Verpflanzung des Konzils an einen ihm gelegenern Ort benutzen zu können. Allein zunächst schlug dies fehl; es kam im Konzil selbst zu stürmischen Szenen zwischen Majorität und Minorität, und die Synode versetzte Juli 1437 den Papst in Anklagezustand. Dies erwiderte Eugen im September mit einer Bulle, welche das Konzil nach F e r r a r a verlegte. Hier ward im Januar 1438 eine Synode, etwas wie eine Synode, eröffnet, da in der That ein großer Teil der Baseler Väter auf die Seite des Papstes übergetreten war, und der griechische Kaiser, der die Vereinigung eingeleitet oder nachgesucht hatte, erschien denn auch selbst mit großem Gefolge von Bischöfen in Italien. Die dogmatischen Disputationen schossen bei diesem Anlaß in üppige Halme: das Basler Konzil aber setzte jener Verlegungsbulle und der ihr folgenden wirklichen Eröffnung des Gegenkonzils die Suspension des Papstes (Januar 1438) entgegen.

Sigismunds Ausgang.

Von jetzt an nahm dieser Streit des Konzils mit dem Papst, des Episkopalismus mit dem Papalismus, die Kraft und das Interesse der Baseler Synode in Anspruch und wie dieser Streit schließlich enden würde, war nicht schwer



Älteste gleichzeitige Darstellung der Belehnung Friedrichs, Burggrafen von Nürnberg mit der Mark Brandenburg.

Aus der Handschrift Ulrich Richenthals von Konstanz über das Konzil. Genaues Faksimile nach dem Original in der Universitätsbibliothek zu Prag.

vorauszusehen. Sigismund erlebte diesen Ausgang nicht mehr. Zu Znaim, im Dezember 1437, starb der siebzigjährige Fürst: die Kaiserkrone hatte er erst im Jahre 1433 erlangt, als ihn seine eifrige Vermittlerthätigkeit nach Rom führte.



Krönung Kaiser Sigismunds durch Papst Eugen IV.
Von der im Auftrage Eugens IV. im Jahre 1447 durch Antonio Filarete und Simone Donatello angefertigten ehernen Pforte der St. Peterskirche zu Rom.

Sigismund hat, trotz seiner entschiedenen Begabung und seines rastlos thätigen Lebens doch in den von ihm regierten Landen kein gutes Andenken hinterlassen: am wenigsten in Deutschland, wo er sich freilich vor unlösbare Aufgaben gestellt sah. Dynastenhäuser. Die großen Familien im Reich

Von entscheidender Wichtigkeit in dieser Zeit — wenn auch das innere Leben der Nation davon weniger berührt wurde, — war sein Verhältnis zu den großen Familien des Reichs, und das Verhältnis dieser großen Familien, der Luxemburger, Wettiner, Wittelsbacher, Habsburger, Hohenzollern, untereinander. Von diesen waren die Hohenzollern die jüngsten: ihr Stern stieg eben jetzt, unter Sigismunds Regierung auf. Ihr Stammsitz ist ohne Zweifel der Berg der schwäbischen Alb, und der Name mag von einem Zoll auf der Höhe kommen: die alte Tradition des Hauses weist auf diesen Ursprung: danach hätte einer dieses schwäbischen Hauses der Zollern unter Friedrich Barbarossa die Würde und das gewichtige Amt eines kaiserlichen Burggrafen und Statthalters zu Nürnberg erlangt: eine gute Situation, wo ein Mann, der sich bei Gelde zu halten wußte, sich einen ansehnlichen Besitz gründen konnte. Die Ursprungsgeschichte dieses größten wie andrer kleinerer Fürstenhäuser ist ziemlich prosaisch: man kauft dieses Recht und jenes Landstück für so und so viel Pfund Heller und wird so allmählich reicher und mächtiger, mächtiger und reicher: unter schwierigen aber lohnenden Verhältnissen faßte das Haus in Franken festen Die Hohenzollern.

Fuß, und was sie in solcher Weise zusammenbrachten, ward zuletzt mit dem Gesamtnamen der Markgrafschaft Kulmbach bezeichnet. Der Urenkel, Friedrich III. (1248), erwarb im Jahre 1273, — es war der erste Akt König Rudolfs nach seiner Krönung — die Erblichkeit der Burggrafenwürde in seiner Familie, der er zugleich seine streng legitimistische, ghibellinische, reichstreue Politik vererbte: wir wissen, welche Verdienste er sich um die Wahl des Grafen Rudolf erworben, und auch auf dem Marchfelde war er mit dabei gewesen. Der vierte Friedrich, auch er ein namhafter Mann im Reich, zog mit Heinrich VII. nach Italien und entschied später im Dienste Ludwigs des Bayern die Schlacht bei Mühldorf (1322). Bei dem Streit der Luxemburger und Wittelsbacher war das Haus auf wittelsbachischer Seite gewesen: Friedrichs IV. Sohn, Johann II., war eine Zeitlang Statthalter in Brandenburg für Kurfürst Ludwig



Zweitälteste Darstellung der Belehnung des Burggrafen Friedrich

Friedrich hält knieend vor dem Kaiser die eben empfangene Lehensfahne mit dem brandenburgischen roten
gehalten, Trompeten und
Kolorierter Holzschnitt aus der Inkunabel der Prager Universi-

den Jüngeren. Karl IV. aber söhnte sich mit den Hohenzollern aus und die mannigfaltigen und großen Dienste, welche Friedrich VI. König Sigismund geleistet hatte, wurden von diesem im Jahre 1411 durch Übertragung des Kurfürstentums Brandenburg belohnt. Er gab das Land, um mit den etwaigen Erbansprüchen seines Bruders Wenzel keine Ungelegenheiten zu haben, gleichsam in Hypothek für eine Schuld von 150 000 Goldgulden: für diese Summe konnte das Land wieder eingelöst werden: da aber undenkbar war, daß ein Luxemburger jemals 150 000 Goldgulden überflüssig habe, so war der Handel geschlossen und der Akt der Belehnung mit dem Kurfürstentum erfolgte zu Konstanz am 17. April 1417.

Es war ein bedeutsamer Akt und ein Verdienst des Luxemburgers, daß er einen so tüchtigen Mann wie Kurfürst Friedrich I. war, an eine so wichtige Stelle brachte, und dadurch dem mächtig vordringenden Slaventum wehrte, das kurz zuvor über den am weitesten vorgeschobenen Posten germanischer Gesittung, den deutschen Orden, einen vollen Triumph davongetragen hatte: auch war Sigismund, als er die Urkunde ausstellte, sich dieses Zusammenhangs wohl bewußt. Es war eine der großen Aufgaben dieses Hauses, welche sich durch dessen ganze Geschichte bis auf den heutigen Tag hinzieht. Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg.

Wir haben erwähnt, daß 1386 der Großfürst von Litauen, Jagello, die Taufe und den christlichen Namen Wladislaus nahm und daß er durch eine glückliche Heirat Polen und Litauen vereinigte. Jetzt kam für den Orden eine schlimme Zeit: langes und schweres Unrecht hatten die Litauer an ihm zu rächen. Die Ritter hatten sich keineswegs angelegen sein lassen, ihre heid- Der deutsche Orden seit 1386.



von Nürnberg mit der Mark Brandenburg durch Kaiser Sigismund.
Adler, Herzog Rudolf von Sachsen hält dem Kaiser das Schwert, Zepter und Reichsapfel werden bereit
Posaunen blasen den Tusch.
tätsbibliothek, gedruckt zu Augsburg durch Anton Sorg 1483.

nischen Nachbarn zum Christentum zu bekehren. Die Kreuzfahrten in dieses Land bildeten nur eine Art ritterlichen Spiels, wenn, was nicht selten geschah, irgend ein vornehmer Gast mit kriegerischem Gefolg im Lande erschien, um ein Kreuzzugsgelübde zu erfüllen, das die Mode oder ein Drang nach ritterlichen Abenteuern ihm auferlegt hatte. Diese Kämpfe hatten keinen Erfolg und man möchte sagen, keinen Zweck, dienten aber mit dazu, den Orden zu schwächen, der ohnehin für die mannigfachen Aufgaben der Landesregierung, Landesverteidigung und kriegerischen Propaganda nicht genug Mitglieder zählte und der sich auch in der veränderten Zeit, welche den Menschen andre Ziele steckte, nicht

mehr so leicht ergänzen konnte. Die Einwanderung stockte, da seit den Verheerungen der großen Pest in der Mitte des Jahrhunderts kein Überschuß an Bevölkerung im Westen mehr vorhanden war. Der Orden ließ sich bereden oder sah sich genötigt, die Neumark von dem Luxemburger Jost von Mähren zu kaufen, weil sie sonst vielleicht an ihren Todfeind Jagello verkauft worden wäre (1399): diese Erwerbung aber verwickelte, da die Grenze streitig war, den Orden erst recht in Streit mit diesem gefährlichen Nachbar. In dem bald entbrennenden Kriege erfolgte die Katastrophe bei Tannenberg (1410), mit welcher der Niedergang des Ordens entschieden war. Sie offenbart die innere Schwäche des Ritterstaats: die Städte des Landes trugen den siegreichen Polen ihre Unterwerfung entgegen. Aber der Hochmeister Heinrich Reuß von Plauen erwies sich in diesem schweren Sturm als einen entschlossenen und tüchtigen Mann: er hielt die Marienburg, bis der rasche Sieger, von herannahendem Entsatze bedroht, sich zu einem glimpflichen Frieden, dem ersten Thorner Frieden, entschloß, welcher dem Orden nur eine erhebliche Geldzahlung, 70000 oder 100000 Schock Groschen, auferlegte. Seine Kraft aber war gebrochen, und es war ein Glück, daß nunmehr in der Mark Brandenburg ein Fürstenhaus aufkam, unter welchem an dieser so wichtigen und jetzt so hochgefährdeten Stelle ein kräftiges Staatswesen gedeihen konnte. Das Land war durch den häufigen Wechsel des Regiments, bei welchem zuletzt niemand mehr wußte, wem es eigentlich gehörte, und bei welchem das Stegreifleben der entarteten Ritterfamilien, der Quitzow, Putlitz, Rochow, Bredow, aufblühte, tief herabgekommen: mit seinen fränkischen Kriegsleuten stellte Friedrich Ordnung und Sicherheit her, brachte, unterstützt von den heißen Wünschen der Ordnungspartei, die ritterlichen Räuber mit Güte und, wo diese nicht anschlug, mit Entfaltung nachdrücklicher Waffengewalt zur Unterwerfung: ein gewaltiges Geschütz, ein schwerfälliges Stück moderner Kriegskunst, eine große Donnerbüchse, welche er von dem Landgrafen Friedrich von Thüringen entlieh, und der immerhin, wenn es auch von keinem gleichzeitigen Schriftsteller gemeldet wird, der Volks- oder Lagerwitz den Namen der faulen Grete oder Metze (Margaretha) gegeben haben mag, leistete ihm dabei gute Dienste. Friedrich überlebte den Kaiser: er starb 1440.

Das sächsische Haus. Noch ein zweites Kurland wechselte unter Sigismund den Herrn: Sachsen. Der letzte der wittenbergischen Linie war 1420 ohne Nachkommenschaft zu hinterlassen gestorben. Das Reichsoberhaupt entschied zu gunsten des Markgrafen von Meißen, Friedrich des Streitbaren, aus dem Hause Wettin, dem er im Kampf mit den Hussiten vielen Dank und auch einiges Geld schuldete.

Die Wittelsbacher; die Habsburger. In großer Zerrüttung waren die Verhältnisse des wittelsbachischen Hauses: die Streitigkeiten seiner Glieder, die sich durch die ganze erste Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts hinziehen, bieten kein allgemeines Interesse. Auch Habsburgs Stern schien im Sinken: aber diesem Hause blieb das Glück treu und bereitete eben jetzt seine Größe vor. Wir sahen, wie Herzog Friedrich, von der Leopoldinischen Linie, durch seine thörichte Verbindung mit Papst Johann XXIII. einen tiefen Fall that; auch die Eidgenossenschaft, die alte Gegnerin Habsburgs, griff zu, und Friedrich, „Friedel mit der leeren Tasche", wie der grausame Witz seiner vielen Feinde ihn nannte, mußte schließlich die Lösung von Acht und Bann mit Verzicht auf die Besitzungen erkaufen, welche die Schweizer ihm mit Zustimmung des Kaisers entrissen hatten (1418). Das

Haus ward aber durch die Erfolge der andern, der Albrechtinischen Linie entschädigt. Sigismund hatte im Jahre 1409 die Erbverbrüderung mit dem Hause Habsburg erneuert und vermählte im Jahre 1422 seine einzige Tochter Elisabeth mit Herzog Albrecht V. von Österreich. Die Stände Ungarns hatten diese zur Nachfolgerin nach dem Ableben Sigismunds, ihres Königs, bestimmt, und der Sterbende erhielt noch das Versprechen, ihr und ihrem Gemahl die Krone zu übertragen, welches sie auch unverzüglich einlösten; dagegen gelang es nicht, die Nachfolge im Königreich Böhmen durchzusetzen. Die katholische Partei wählte zwar den Österreicher und er wurde zu Prag gekrönt, aber die Calixtiner widersetzten sich und wählten, als Albrecht ihnen die Zugeständnisse, die sie verlangten, weigerte, den Bruder des Polenkönigs Wladislaw, den fünfzehnjährigen Kasimir zum König: unentschieden wogte der Bürgerkrieg hin und her. Dagegen wählten ihn die Kurfürsten am 18. März 1438 einstimmig zum deutschen König: sie berechneten, daß Türken und Böhmen dem König aus Habsburgs Stamme warm genug machen würden, um ihn an strenger Geltendmachung der königlichen Macht in Deutschland zu hindern.

Man war berechtigt, von diesem ernstgesinnten und tüchtigen Manne, der im kräftigsten Alter stand, eine gedeihliche Regententhätigkeit zu erwarten, um Albrecht II.



Albert(us) Dei Gr(ati)a Romanorum Rex semp(er) Augus(tus) ac Hungarie Bohemie Dalmacie Croacie Rame (?) Servie Galicie Lodomerie Comanie Bulgarieq(ue) Rex Austrie et Luxemb(ur)gen(sis) Dux.

Die Wappen: Römisches Reich. Altungarn. Böhmen. Dalmatien. Altösterreich. Luxemburg. Österreich.

Siegel Albrechts II.

so mehr, als er jene Wahl nicht rasch, sondern zögernd und nach reiflicher Überlegung angenommen hatte. Allein **Albrecht II.** sollte keine Bedeutung für die Geschichte Deutschlands erlangen. Seine Regierung war kurz und unglücklich. Er stand an der Spitze einer Streitmacht, die er gegen die Türken zusammengebracht hatte: aber bei der ungeheuren Übermacht des osmanischen Heeres konnte man keinen Kampf wagen: auf der Flucht, in dem Komitat von Komorn auf ungarischem Boden starb König Albrecht, im Oktober 1439, erst zweiundvierzig Jahre alt.

Friedrich III.

Zu seinem Nachfolger wurde der älteste damals lebende Vertreter des habsburgischen Hauses, Herzog **Friedrich** von Steiermark, Sohn Herzog Ernsts des Eisernen, gewählt (Februar 1440): ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, der auf dem Throne alterte. Nicht weniger als vierundfünfzig Jahre herrschte er über Deutschland: ein unfähiger und schlechter Regent — in politischer wie in menschlich-sittlicher Hinsicht unter dem Durchschnittsmaß — erscheint er uns, ähnlich wie Franz II., der letzte habsburgische Kaiser in dem Deutschland des neunzehnten Jahrhunderts, darum noch unfähiger und schlechter als er uns sonst erscheinen würde, weil sein ebenso rücksichtsloser wie gemeiner Egoismus, seine Trägheit und Feigheit, sein armseliger, kleinlicher, aller höheren Gesichtspunkte entbehrender Sinn in kläglichem Gegensatze steht zu der mächtig ringenden, einer völligen Erneuerung der europäischen Zustände, einer großen Reformation zustrebenden Zeit.

Der kirchliche Konflikt. Papst und Konzil.

Das erste Problem, das ihn erwartete, war die große Kirchenfrage, die Krisis des Baseler Konzils. Der König von Frankreich, Karl VII., hatte sich die Reformbeschlüsse des Konzils in der sogenannten **pragmatischen Sanktion** (Juli 1438) für die französische Kirche angeeignet, ebenso Deutschland auf einem Reichstag zu Frankfurt in einer von König Albrecht vollzogenen Acceptationsurkunde (Mai 1439): dadurch ermutigt, unbekümmert um die Gegensynode zu Ferrara, die kein rechtes Leben gewinnen konnte, sprach das Konzil die Absetzung Eugens VI. aus (Mai oder Juni 1439) und wählte dann im November den früheren, um sein Land verdienten Herzog Amadeus VIII. von Savoyen, der seinem Throne entsagt hatte und das Leben eines Einsiedlers führte, zum Papste, **Felix V.** Das Konzil aber hatte sich überlebt: da nach und nach viele der Prälaten ausgetreten waren, so überwog das juristische Element, die Doktoren des römischen Rechts, allzusehr. Die Vorgänge in Böhmen hatten eine ängstliche Stimmung hervorgerufen, welche der Herstellung der päpstlichen Macht günstig war, und mit dieser Stimmung mußte man rechnen. Die einzelnen Staaten suchten sich, wie jetzt Deutschland, die Vorteile der Reform zu sichern, ohne entschieden Partei zu nehmen: wie dies in der That der Durchschnittsstimmung der Menschen in jener, wie in jeder andern sehr materiell gesinnten Zeit entsprach, einer Zeit, da man zwar wacker auf die Geistlichen und die kirchlichen Mißbräuche schalt, der Ketzerei und den Ketzern aber sorgfältig auswich und zu einer tieferen Auffassung des Gegensatzes zwischen dem, was war und dem, was sein sollte, zu bequem war. Ein energischer Fürst hätte gleichwohl jene Stimmung sich zu nutze machen können. Bei der Wahl Albrechts hatten die Kurfürsten sich in dem Konflikt zwischen dem Konzil und Papst Eugen für neutral erklärt, und Albrecht hatte die Synode als legitime Vertreterin der allgemeinen Kirche anerkannt: die gemeine Seele Friedrichs dachte nur an die



Friedrich III. verleiht dem Äneas Sylvius Piccolomini den Dichterkranz.
Aus dem Cyklus von Freskogemälden des Pinturicchio aus dem Leben des Äneas Sylvius in der Dombibliothek zu Siena.

persönlichen Vorteile, die sich aus dem Streit ziehen ließen. Der Papst Eugen IV. fand einen überaus gewandten und brauchbaren Diener in einem talentvollen, nach Ehre, Geld und Sinnenlust trachtenden Streber aus herabgekommenem Adelsgeschlechte, Äneas Sylvius Piccolomini, der nach der Art solcher charakterlosen Talente zuerst mit dem Strome geschwommen war und den Liberalen gespielt, dann aber zur rechten Zeit nach dem andern Lager abgeschwenkt hatte und zunächst in die Dienste Friedrichs III. und seines Kanzlers Kaspar Schlick, des Fürsten Metternich jener Tage, getreten war. Äneas übernahm die Vermittlerrolle: das Gefährlichste, was zu verhüten war, war die Emanzipation des deutschen Episkopats, der hohen Pfaffenaristokratie, von der Kurie, eine Bewegung, die schon in vollem Gange war: das Mittel dagegen war die Bestechung des Kaisers und seines Kanzlers. Diese machten kein schlechtes Geschäft — eine ansehnliche Summe in bar und in Versprechungen, das Ernennungsrecht für hundert Präbenden in den Erblanden; Nominationsrecht für sechs Bischofssitze; Versprechen der Kaiserkrönung; Erhebung eines Zehnten von den kirchlichen Instituten Deutschlands (Anfang 1446). Darauf gestützt entsetzte Eugen IV., gleich als lebte man in den Zeiten Innozenz III., zwei Kurfürsten des Reichs, die Erzbischöfe Dietrich von Köln und Jakob von Trier ihrer Würde. Der Kaiser rührte sich nicht: dagegen schlossen die deutschen Kurfürsten zu Frankfurt im März 1446 einen Kurverein, verlangten von Kaiser und Papst den Widerruf der Absetzung und drängten diesen mit Forderungen — der Anerkennung der in Gemäßheit der Beschlüsse von Konstanz und Basel der deutschen Kirche zukommenden Freiheiten. Eugen bewilligte mit dem auf diesem Boden üblichen Vorbehalt, und widerrief dann diese Bewilligungen in einer geheimen Erklärung kurz vor seinem Tode. Sein Nachfolger Nikolaus V. verstand sich so gut wie einer auf die Kunst des Hinhaltens, der halben Zugeständnisse, der Teilung seiner Dränger: das schließliche Ergebnis war ein auf dem Reichstag zu Aschaffenburg (1447) verhandeltes, zu Wien (Februar 1448) abgeschlossenes Konkordat, das die Dinge thatsächlich und wesentlich auf den alten Stand zurückführte. Der Kaiser entzog hierauf dem Basler Konzil das Geleit; Papst Felix traf ein Abkommen mit Nikolaus V. und der Rest des Konzils, der seit 1448 nach Lausanne gezogen war, löste sich vollends auf (1449).

Sechstes Kapitel.

Das Zeitalter Friedrichs III. und Maximilians I.

Auflösung des Konzils. Zeit nach 1449.

Der hohe Gedanke, welcher der Konzilienbewegung zu Grunde gelegen hatte — die Idee einer Reformation an Haupt und Gliedern, und zwar einer ohne Bruch mit der Vergangenheit durch die Organe der Kirche selbst zu bewirkenden, also einer friedlichen Erneuerung der europäischen Gesellschaft auf Grundlage eines geläuterten, wiederhergestellten Christentums — dieser große Gedanke war

gescheitert. Das Gewöhnliche, Alltägliche, Gestrige hatte sein Recht — das Recht des Besitzenden — wieder erlangt. Und dennoch hatte mit dem Konstanzer Konzil und dem Tode des Johannes Huß eine ganz neue Zeit begonnen. In Millionen Menschenseelen hatte die Arbeit der Selbstbefreiung begonnen, welche dann ein Jahrhundert später so weit gefördert war, daß ein höchst einfaches und an sich selbst unbedeutendes Ereignis an einer kleinen deutschen Universität jener neuen Weltansicht vollends zum Durchbruche helfen konnte, welche die neue Zeit von dem sogenannten Mittelalter unterscheidet. Die zwei Menschenalter, welche vom Ende des Baseler Konzils bis zum ersten Auftreten Martin Luthers verflossen, waren eine Zeit voll großer Entwickelungen und gewaltiger Fortschritte — eine Zeit ohne viele hervorragende Geister ersten Ranges, aber sehr fruchtbar an tüchtigen Männern zweiten Ranges und namentlich reich an jenen nützlichen, fleißigen, namenlosen, welche unbekümmert um das, was in der sogenannten großen Welt vorgeht, im engeren Kreise, jeder auf genau begrenztem Gebiete sich nützlich, zuweilen erfinderisch und selbst schöpferisch erweisen. Eine neue äußere Welt unbekannter Länder hinter seither unbeschifften Meeren wird auf eben diese Weise, langsam, indem das vorsichtige Schiff von Küste zu Küste, von Vorgebirg zu Vorgebirg weiter tastend vordringt, entdeckt und gleichzeitig ringt, nicht minder mühsam von Erkenntnis zu Erkenntnis vorschreitend, eine neue innere Welt sich dem Licht entgegen. Der einzelne Fortschritt entzieht sich vielfach den Blicken der Mitlebenden, die Verdientesten steigen sogar ins Grab, ohne die Tragweite dessen, was sie gethan, selbst zu kennen: dieser Fortschritt liegt aber den Späteren um so klarer vor Augen und so ist die Geschichte dieser sechzig Jahre vor andern erfreulich, weil sie weniger noch als sonst von den Großen und vornehmen Herren der Erde, sondern von der fleißigen Menge und ihren Leitern gemacht worden ist, — weil sie einen wesentlich plebejischen Charakter trägt. Wir werden zunächst die äußere, politische Geschichte der europäischen Länder zu betrachten und ihre wichtigsten Ereignisse uns vorzuführen haben, um uns dann so weit wie möglich das innere Leben, die dauernden Errungenschaften auf den verschiedenen Gebieten menschlicher Intereressen, welche den Zustand des gesamten Europa am Ausgang des Mittelalters charakterisieren, zu vergegenwärtigen.

1. Der Osten.

König Friedrich III. holte sich im Jahre 1452 in Rom den Dank für seine im Sinne der Kurie so korrekte Politik, die Kaiserkrone: er verpflichtete sich dafür zu einem Kreuzzug. Diesem Gelöbnis oder Versprechen lieh Äneas Sylvius alle Farben seiner Rhetorik; Nikolaus V. verfehlte nicht zu diesem löblichen Zweck einen Kirchenzehnten auszuschreiben: als diese Bulle erschien, war das oströmische Reich schon vom Erdboden vertilgt und Konstantinopel seit drei Monaten in den Händen der Türken. *Die Fortschritte der Türken.*

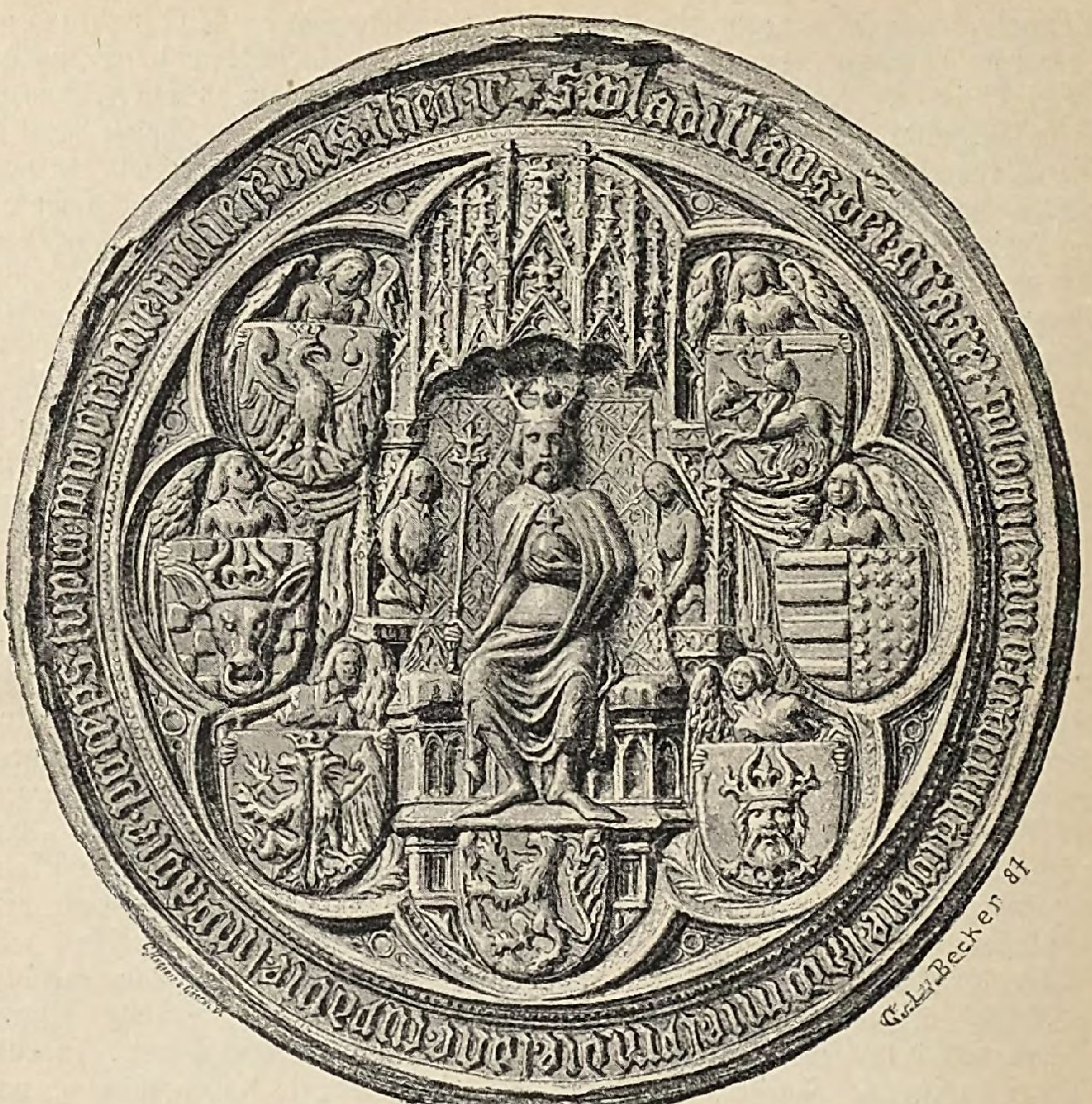
Wir haben gesehen, daß schon Sultan Bajazeth im Jahre 1401 zur Belagerung Konstantinopels geschritten war, aber an der Eroberung der Stadt durch eine sehr unerwartete Diversion zu gunsten der Christen gehindert wurde. Über ihn selbst war ein Stärkerer gekommen: der Mongole Timur, der, nachdem er sich zum Oberchan der mongolischen Stämme gemacht hatte (um 1370), *Die Mongolen. Timur und Bajazeth.*

zuerst ihre wilde Kraft nach dem Osten lenkte, Persien unterwarf, in Indien eindrang und dort 1398 Delhi eroberte, dann aber sich westwärts wandte. Einen Augenblick wälzte sich der verheerende Strom nach einer andern Richtung. Timur siegte bei Aleppo, dann bei Damaskus über den Sultan von Ägypten und erstürmte im Jahre 1401 Bagdad: die Denkmale seiner Siege waren Türme oder Pyramiden, die er aus den Schädeln der Erschlagenen errichten ließ. Die Gesandten des Gewaltigen, welche Unterwerfung verlangten, wo sich schon zahllose Fürsten von der chinesischen Mauer bis zum Mittelmeere und der Grenze von Ägypten gebeugt hatten, empfing Bajazeth mit Hohn: aber jetzt mußte er sein Heer wenden und bei **Angora** in Galatien kam es zur Schlacht zwischen den zwei großen Barbarenheeren, in welcher ungefähr eine Million Menschen gegen einander gestanden haben sollen (Juli 1402). Die Osmanen erlagen dem wilderen Feinde und Bajazeth selbst ward gefangen. Der Sieger schonte sein Leben, seine Gefangenschaft teilte der Münchener Knappe, den wir früher kennen gelernt, Hans Schildberger, der nun den lahmen Timur, Timurlenk — den Tämerlin, wie er ihn treuherzig nennt — noch auf manchem Zuge begleitete und Zeuge seiner schauerlichen Kriegführung war. Bajazeth starb bald darauf als Timurs Gefangener: im Jahre 1405, auf einem Zuge gegen China begriffen, starb Timur, dessen furchtbare Erscheinung unter dem Namen Tamerlan sich dem Gedächtnis der westlichen Völker tief eingeprägt hat, ungeachtet diesmal der Mongolensturm das eigentliche Europa nicht erreichte, ihr Erscheinen vielmehr das unabwendbare Geschick, welches über das **oströmische Reich** hereinbrach, noch einmal aufgehalten hatte.

Fortschritte der Türken.

In der That verschaffte die Schlacht von Angora und ihre Folgen der abendländischen Christenheit eine längere Gnadenfrist, welche die Organisation eines kräftigen Widerstandes gestattet hätte. Die Herrschaft der Mongolen über die türkisch gewordenen Länder war freilich nur sehr vorübergehend, aber unter den Söhnen Bajazeths war blutiger Hader, und erst im Jahre 1413 konnte der Sieger, **Mahmud** I., seinen Einzug in Adrianopel halten. Schon unter seinem Sohn, **Murad** II. (1422—1451) begann die Offensive nach der europäischen Seite aufs neue und zum vierten Male ward Konstantinopel von den Bekennern des Islam belagert. Noch einmal ward die Stadt wie durch ein Wunder gerettet, ein Sturmangriff abgeschlagen und noch einmal bewogen ungünstige Nachrichten von andrer Seite den Sultan zum Abzug; aber thatsächlich war das Reich jetzt auf das Weichbild von Konstantinopel und geringe Reste am schwarzen Meer und im Peloponnes beschränkt. Hier konnte nur ein neuer Kreuzzug von Westen her, eine gesamteuropäische Intervention helfen, und um die Hauptschwierigkeit einer solchen — wie es scheinen konnte — die Differenzen zwischen der morgenländischen und der römischen Kirche zu beseitigen, reiste Manuels II. Sohn, Johannes VI. (1425—1448), wie berichtet, nach Italien. Da die abendländische Kirche eben in vollem Hader begriffen war, so hatte auch er dort zunächst Partei zu ergreifen. Er entschied sich für Papst **Eugen** und **Ferrara**, und hier oder vielmehr zu Florenz, wohin das Gegenkonzil im Februar 1439 verlegt worden war, wurde dann auch am 6. Juli 1439 das große Ereignis der Wiedervereinigung der Kirchen feierlich verkündigt. Aber Volk und Geistlichkeit in Konstantinopel selbst wollten nichts von dieser Wiedervereinigung wissen, welche durch Zugeständnisse erkauft schien, die gegen den orthodoxen

Glauben gingen, also gegen etwas, das in den Augen dieser blinden Blindenleiter weit wichtiger war, als selbst das Bestehen des Reichs: und wer wußte überdies, ob der Zorn Gottes, der den Bekennern Muhameds soviel Gewalt verstattete, nicht eben daher rührte, daß man sich im Glauben so schwach zeigte? Die Männer, die in Florenz die Einigungsformel zu stande gebracht hatten, durften sich in Konstantinopel gar nicht öffentlich sehen lassen. Indes wurde die Christenheit und auch der Papst etwas ermutigt durch den Widerstand, den Murad bei seinen Streifzügen in die Grenzgebiete fand. Elisabeth, König Albrechts Witwe, Kaiser Sigismunds Tochter, hatte einige Monate nach Albrechts Tode einem Sohne das Leben gegeben, Ladislaus, welcher von der Mehrheit des ungarischen Volkes und seiner Großen als König anerkannt ward: unter den Vormündern des unmündigen Königs war der bedeutendste Mann Johann Hunyades, welcher den Verheerungen der einzelnen osmanischen Raubhorden, die in das Land einbrachen, ein Ziel setzte und auch einem größeren Heere, das der Sultan ausschickte, in zwei glänzenden Feldzügen empfindliche Niederlagen beibrachte (1442). Mit ihm vereinigte sich, von päpstlichen Gesandten bestürmt, König Wladislaw (Jagello) von Polen und ein überaus glänzender Sieg wurde im Jahre 1443 in der nächtlichen Schlacht bei Nissa (Nisch) erfochten. Die Folge war ein Friede auf zehn Jahre, zu Szegedin abgeschlossen, der als Hauptbedingung enthielt, daß die Donau von keinem der beiden Teile zu Angriffszwecken überschritten werden durfte (1444). Auch ein Bevollmächtigter des Papstes, Kardinal Juliano Cesarino war zugegen: er war sehr gegen den Abschluß dieses Vertrags, der in der That vielleicht ein Fehler war. Aber man setzte sich von christlicher Seite doch in schweres Unrecht, indem man denselben nach kurzem wieder brach, und zwar traf die Schuld davon vorzugsweise den päpstlichen Legaten, den Kardinal Julian und die unsittliche Theorie, nach welcher der Papst oder die Kirche sich berechtigt glaubt, einen „zum Schaden der Kirche“ geschlossenen Vertrag selbst zu ignorieren und ihre weltlichen Untergebenen von dem Eide, mit denen sie einen solchen beschworen haben, zu entbinden: es ist kein Zweifel, wie immer die großen Worte lauten mögen, mit denen man diese Theorie auszusprechen oder zu verhüllen pflegt, ihr Kern ist doch immer der, daß man den Ungläubigen nicht Wort zu halten brauche. Die Beredsamkeit des Kardinals überzeugte den König von Polen, der auch in Ungarn von einer Partei anerkannt war und augenblicklich die Oberhand hatte, und eine Magnatenversammlung leicht: aber mit der großen christlichen Allianz, die man erhoffte, ging es so rasch nicht. Mit einem Heere von nur etwa fünfzehntausend Mann überschritt Wladislaw die Donau und drang bis Varna vor, während das bulgarische Land rings sich für ihn erklärte: man glaubte den Sultan fern in Asien beschäftigt. Allein dieser war mit seinem Heere schon in der Nähe. Auf genuesischen Schiffen, wie man behauptete — der Judaslohn soll einen Dukaten für jeden Mann betragen haben — waren vierzigtausend Mann über den Bosporus gesetzt und hatten alsbald den Weg nach Norden genommen. In der Nähe von Varna am 10. November 1444 erfolgte der Zusammenstoß: durch die Reihen der Osmanen soll vor dem Kampf auf eine Lanze gesteckt die Urkunde des gebrochenen Waffenstillstandes getragen worden sein. Die Christen führte Johann Hunyades und, obwohl krank, der König von Polen und Ungarn Wladislaw, ein schöner ritterlicher junger Mann von zwanzig Jahren, die Os-



Siegel des Königs Wladislaw III. (Jagello) von Polen.
Aus dem Königl. Geheimen Staatsarchiv zu Berlin.

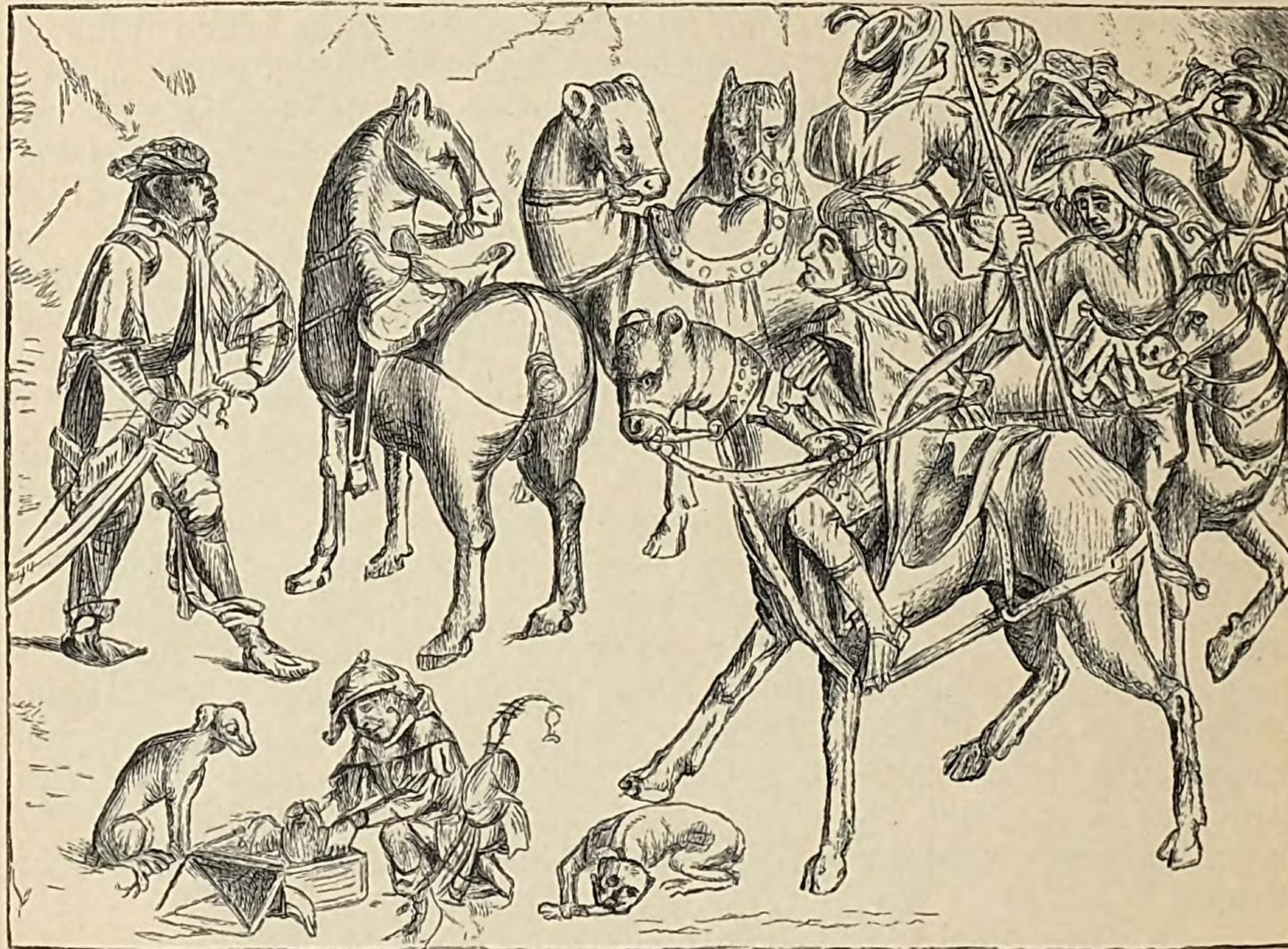
manen ihr Sultan. Schon schien der Sieg den Christen sicher; mit unwiderstehlicher Tapferkeit drangen die Polen und die Ungarn vor und trieben die osmanischen Reiter aus dem Feld: nur die Janitscharen, und in ihrer Mitte der Sultan selbst, hielten noch zusammen. Auch dem letzteren begann der Mut zu fehlen. Aber in dem Getümmel vermißte man auf christlicher Seite plötzlich den König Wladislaw, dessen Helmbusch den Seinen vorangeleuchtet hatte. Er war in der That unter die Feinde geraten: während die Janitscharen aufs neue sich sammelten, stürzte er vom Pferde und ward sofort von den Feinden, die sich auf ihn stürzten, getötet: sein Kopf wurde alsbald auf eine Lanze gesteckt und durch die osmanischen Reihen getragen. Die einbrechende Nacht machte dem Kampf ein Ende. Der Rückzug wurde dem christlichen Heere weit verderblicher als die Schlacht; auch der Kardinal Julian kam um, und es ging die Rede, daß er von seinen eignen Leuten als Urheber dieses ganzen Unglücks niedergemacht

worden sei. Die Osmanen verfolgten ihren Sieg nicht; Johann Hunyades, zum Regenten oder Reichsverweser gewählt, bis der jetzt von allen anerkannte Ladislaus Posthumus, Albrechts nachgelassener Sohn zu seinen Jahren gekommen sein würde, bereitete sich mit Kraft den Krieg wieder aufzunehmen, indem er eifrig mit dem Papst und der Signoria der Republik Venedig korrespondierte. Im Jahre 1448 hatte er ein Heer von gleicher oder etwas größerer Stärke als dasjenige, welches bei Varna so unglücklich gefochten hatte, beisammen, Ungarn und Walachen; aus den westlichen Ländern waren nur vereinzelte Helfer gekommen. Auf der Ebene von Kossowa, dem Amselfeld — demselben, wo Serbier und Ungarn neunundfünfzig Jahre früher eine Niederlage erlitten hatten — trafen die Heere zusammen. Der Erfolg war wie bei Varna, nur daß diesmal im christlichen Lager auch der Verrat thätig war — die walachischen Truppen gingen am zweiten Tage zu den Osmanen über; am dritten Tage erst vollendete sich die Niederlage des christlichen Heeres. Auf der Heimkehr hatte Hunyades das Mißgeschick, in die Hände seines Feindes, des Despoten von Serbien, zu fallen: als er unter drückenden Bedingungen und gegen schweres Lösegeld wieder freigekommen, setzte er alsbald seine Bemühungen um Erlangung thatkräftiger Hilfe vom Westen her fort, ohne damit mehr zu erreichen, als seither. Von den Kreuzzugsgeldern und den Schätzen, welche die durch Bonifacius VIII. entdeckte neue Quelle der immer rascher — alle hundert, alle fünfzig, alle dreiunddreißig, alle fünfundzwanzig Jahre — sich folgenden Jubeljahre dem Papste lieferten, bekamen die Vorkämpfer der Christenheit gegen die Türken wenig zu sehen. Auf der andern Seite gelang ihm auch nicht mit den Osmanen zu einem dauernden Frieden zu gelangen: so kam das entscheidende Jahr heran.

Im Jahre 1451 folgte auf Murad, der den Ruhm eines gemäßigten und gerechten Herrschers verdiente, sein Sohn Muhamed II., ein einundzwanzigjähriger Jüngling voll Ehrgeiz und kriegerischer Energie. Nachdem er auf orientalische Weise durch Bluturteile gegen gefährlichscheinende Verwandte seinen Thron gesichert hatte, glaubte er die Zeit gekommen, dem osmanischen Reiche seine natürliche Hauptstadt zu geben. Er verschleierte seine Absicht kaum: in demselben Jahre, in welchem er zur Herrschaft gekommen, begann er den Bau einer Festung auf dem europäischen Ufer des Bosporus, an der schmalsten Stelle, in geringer Entfernung von den Thoren von Konstantinopel. Der Kaiser Konstantinus IX. (XIII. nach andrer Zählung), der seit 1448 diesen fast zum Spott gewordenen Titel führte, wehrte sich vergebens: der Sultan verbat sich jede fernere Gesandtschaft in beschlossener Sache. Die Feindseligkeiten, zu denen dieser Festungsbau den Anlaß geben sollte, stellten sich alsbald ein: mannhaft fand sich der Paläologe in das Unvermeidliche und rüstete sich zur Verteidigung. Er wandte sich aufs neue an die abendländischen Mächte, zunächst an den Papst um Hilfe; die Hilfe beschränkte sich thatsächlich von der letzteren Seite auf einen Kardinal Isidorus, der im November 1452 in der geängsteten Stadt anlangte, um dort in dieser angenehmen Zeit die Einigung der Kirchen durchzusetzen. Er entfesselte damit, während der Kaiser sich in die verlangten Formeln fügte, nur den Fanatismus der Orthodoxie, Mönche, Volk, Pöbel: und ehe die paar Galeeren, welche der Papst selbst aus eignen Mitteln oder durch Anrufung

Muhamed II.

befreundeter Fürsten und Mächte zusammenbrachte, in den östlichen Gewässern erschienen, hatte sich längst das Geschick entschieden.



Älteste Abbildung türkischer Krieger.
Handzeichnung aus der Zeit Friedrichs III. (Germanisches Museum zu Nürnberg.)

Belagerung und Eroberung von Konstantinopel. 1453.

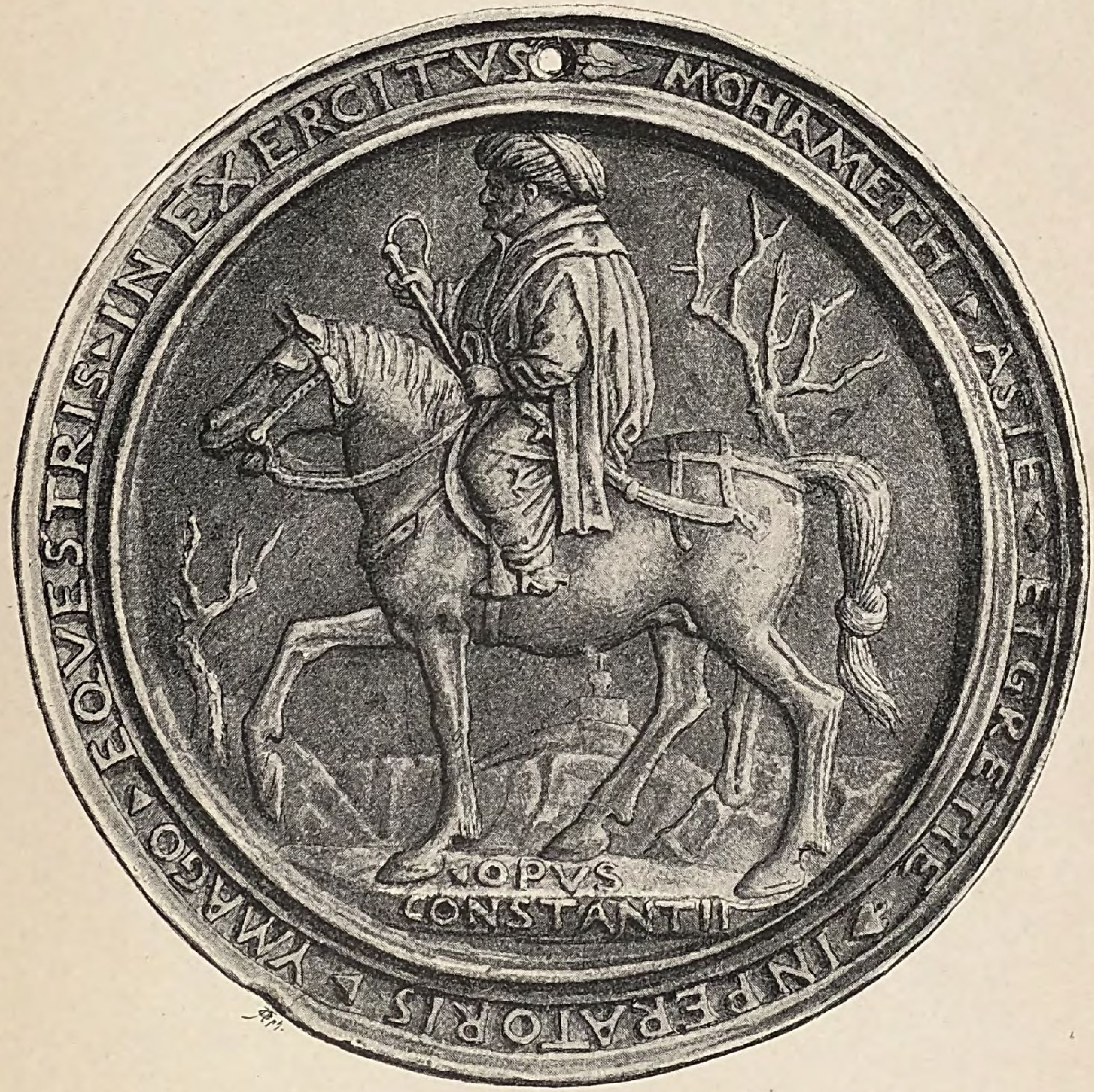
Muhamed ließ der Stadt noch den Winter Zeit, sich notdürftig auf die Belagerung einzurichten, während er alle Außenpositionen, von denen ihr etwa Hilfe gebracht werden konnte, in seine Gewalt brachte. Mit Anfang des Frühlings 1453 setzte er von Adrianopel her seine Heeresmassen in Bewegung, man schätzt sie auf 3—400 000 Menschen: und während ihre Lager in einem großen Bogen von Meer zu Meer die Landseite umschlossen, legte sich in der Mitte des April die Flotte unter den seewärts gerichteten Teil der Mauer. Die Stadt leistete einen rühmlichen, dem Sultan unerwarteten Widerstand. Sie war fest, auf der Landseite durch eine doppelte Mauer geschützt; der Hafen, das „goldene Horn", in welchem das kleine Geschwader, 16—20 Schiffe lag, war durch eine Kette nach der Seeseite gesperrt; es gab Augenblicke, wo nicht bloß Aberglaube und frommer Wahn, sondern auch die Führer und Sachverständigen sich der Hoffnung hingaben, daß auch diesmal, wie schon dreimal, die Heiden unverrichteter Dinge würden wieder abziehen müssen. Der Kaiser selbst war ein entschlossener Mann, der sich der verzweifelten Aufgabe mit aller Hingebung widmete; gegen Mangel hatte man sich auf längere Zeit gesichert, und unter den Führern war ein Mann von nicht gewöhnlichen militärischen Fähigkeiten, ein Genuese, Giovanni Giustiniani: aber die verfügbare Streitmacht war der Verteidigung einer



Vorderseite.

Große Medaille mit dem Bildnis Muhameds II

Nach dem Original im Königlichen Mün



Rückseite.

es Eroberers von Konstantinopel. Originalgröße.
nett zu Berlin gezeichnet von C. L. Becker.

Stadt von diesem Umfang auf die Dauer nicht gewachsen. Man kann sie auf höchstens 10 000 Mann anschlagen, unter denen etwa 3000 Fremde, meist Genuesen und Venetianer, sich befanden, während die Osmanen, so wenig geschickt sie sich bei dieser Belagerung wie sonst beim Angriff auf befestigte Städte zeigten, wenigstens Überfluß an Menschen hatten um das Gefecht zu nähren. Sie hatten Belagerungsgeschütze, mehrere kleine Kanonen und eine Riesenkanone, welche letztere Kugeln von schwarzem Stein — diese angeblich von 1000 Pfund — schleuderte, ohne indes wie es scheint, eine sehr große Wirkung zu erzielen: sie zersprang nach einiger Zeit bei einem der sieben Schüsse, die sie täglich abfeuerte. Eine Wendung zum Schlimmen nahmen die Dinge für die Christen, als es den Osmanen gelang, vermittels der ungeheuren Arbeitskräfte, über die sie verfügten, eine Anzahl von Schiffen auf dem Landweg, etwa sieben Kilometer weit, mittels schlüpfrig gemachter Bretter in den Hafen hinter die Sperrkette zu bringen: Verrat oder Zufall vereitelten dann den Plan, der schon dem Gelingen nahe war, diese Schiffe in Brand zu stecken. Nach und nach waren die Osmanen so weit, den Sturm wagen zu können. Muhamed bot dem Kaiser vorher freien Abzug und Schonung des Volks: aber Konstantinus lehnte die Kapitulation als eine moralische Unmöglichkeit ab. Ein Heroismus, der doch zeigt, daß von dem altrömischen Geiste noch nicht der letzte Funke verglüht war: man schreibt dem Sultan selbst eine bewundernde Äußerung zu, er würde nicht geglaubt haben, daß die ungläubigen Hunde, die Giaurs, solchen Heldenmut beweisen würden, auch wenn 37 000 Propheten es ihm vorhergesagt hätten. Am 27. Mai wurde dem osmanischen Heer der Sturm auf den 29. angesagt: am 28. sah man von den Mauern herab die Vorbereitungen und hörte den begeisterten Zuruf, welche eine Anrede des Sultans fand: auch der Kaiser versammelte seine Führer und nahm mit ihnen in der Sophienkirche das heilige Abendmahl. Noch war es nicht völlig Tag, als der Angriff begann. Zwei Stunden wogte noch an dem gefährdetsten Punkte, in der Mitte der westlichen Mauer, dem Romanusthor, ein unentschiedener Kampf: beim dritten Sturmangriff der wohl fünzigfach überlegenen Türken fingen die Christen an zu schwanken, und da auch Giustiniani verwundet seinen Posten verließ, brachen die Janitscharen hier ein. Der Kaiser setzte den Kampf fort und fand bald den ehrenvollen Tod, mit dem er sich selbst und die letzte Stunde eines großen Reichs ehrte. Den Leichnam fand man erst am folgenden Tage. In den Vormittagsstunden wurde die Einnahme vollends vollbracht, die Bevölkerung suchte in Kirchen oder auf Schiffen im Hafen Rettung; was bei einem Sturm nach mehrmonatlicher Belagerung von siegreichen Barbaren zu erwarten ist, geschah; doch wird die Zahl der in den Straßen Ermordeten auf die unter solchen Umständen immerhin mäßige Höhe von zweitausend angegeben: die Habsucht der Soldaten, denen der Sultan sämtliche Beute und die Gefangenen zugesichert hatte, fand ihre Rechnung dabei, Schonung zu üben. Der letzte Widerstand ward an der Hafenseite geleistet: um die Mittagsstunde ritt der Sultan selbst in die eroberte Stadt ein (29. Mai 1453).

So war der Südosten Europas auf lange Jahrhunderte dem Christentum entrissen, die große weltgeschichtliche orientalische Frage in ein neues Stadium getreten. Sie lautete jetzt abermals und zwar für lange Zeit, wie einst im achten Jahrhundert, — wie weit der Islam, der diesmal von der östlichen Seite Türkenherrschaft; orientalische Frage.

her eingebrochen war, in Europa vordringen würde. Sie stand allerdings bei weitem nicht so gefährlich wie damals, denn das europäische Leben war in den sieben Jahrhunderten, die seit den Tagen von Xeres de la Frontera und Tours verflossen war, ein sehr viel reicheres geworden, und man wird sich in den westlichen Ländern einigermaßen darauf verlassen haben, daß eine Koalition der westlichen Staaten dem Feinde mehr als gewachsen sein würde. Aber eine solche Koalition bildete sich nicht: das europäische Leben strebte nach allen Seiten auseinander. Stärker als jemals zuvor zeigten die einzelnen Nationen das Bestreben, sich in sich selbst abzuschließen. Das europäische Gemeingefühl, das früher mit dem christlichen oder kirchlichen Gemeingefühl in eins zusammenfiel, war sehr schwach geworden: die beiden zusammenfassenden Mächte, das Papsttum und das Kaisertum, kamen gegenüber dem neuen Feinde über schwächliche Versuche und bloße Demonstrationen nicht hinaus. Auf dem Reichstage zu Regensburg im Jahre 1453 hielt zwar Äneas Sylvius als kaiserlicher Bevollmächtigter eine lange und wohlausgedachte Rede über die Notwendigkeit und leichte Ausführbarkeit eines allgemeinen Kreuzzugs und auch an wirksamen populären Rednern für denselben Zweck und an Zuruf der Menge fehlte es nicht. Aber beide, Papsttum wie Kaisertum, litten an Erschöpfung und einer Art von Altersschwäche, und der uneinigen christlichen Welt gegenüber gab es dem Islam zwar kein moralisches, aber doch für den einen Zweck seiner Festsetzung im Südosten Europas ein sehr erhebliches materielles Übergewicht, daß er in sich selbst einig und festgeschlossen war. Bruderkriege und Palastrevolutionen konnten ein oder das andere Mal die Kraft des Osmanentums in einem bestimmten Augenblick lähmen: im ganzen aber beseelte das Volk der Türken ein Wille und eine Empfindung, und die Religion, eine Religion von ziemlich äußerlichem Charakter allerdings und sehr arm an tieferen Anregungen, aber mit Inbrunst geglaubt und mit peinlicher Strenge geübt, bildete ein starkes Band der Einheit für dieses Volk, das außerdem durch einen festdurchgreifenden militärischen Despotismus und eine dem Bedürfnis des Krieges entsprechende einfache Organisation zusammengehalten wurde. Was in späterer Zeit die Schwäche der Herrschaft dieser barbarischen Eroberer bildete, daß sie das mit dem Säbel Gewonnene sich nicht mit dem Pfluge zu eigen zu machen verstanden, das machte in diesen ersten Zeiten ihre Stärke aus. Dieses Volk, nicht mit dem Boden des Landes verwachsen, den vielmehr seine zahlreichen entwaffneten Sklaven bebauten, besaß ganz die Beweglichkeit eines schlagbereiten, eines stehenden Heeres, und damit eine ungeheure Überlegenheit über die noch immer sehr schwerfälligen Heeresorganisationen des Abendlandes.

So blieben sie während der folgenden Jahrzehnte in stetem Vordringen, wenn auch da und dort die Christen einzelne rühmliche Erfolge erfochten. So ward 1459 Serbien eine osmanische Provinz, so wurde im Jahre 1462 die Walachei unterworfen; so blieb nach manchen Wechselfällen das Königtum Bosnien mit den Nachbargebieten der Herzegowina und Montenegro seit 1464 in der Hand der Osmanen, deren Herrschaft nunmehr das adriatische Meer erreichte: nur in Albanien behauptete Georg Castriota, den die Osmanen Skander-beg, den Fürsten Alexander nannten, sein väterliches Fürstentum. Dieser war einst, als sein Vater der Übermacht der Türken unterlegen war, mit zwei Brüdern als Geisel an die Pforte geschickt

und im Islam erzogen worden; er verbarg den glühenden Haß, den er gegen seine Herren trug, bis er Gelegenheit fand, seine Sklavenkette zu sprengen: mit dreihundert Volksgenossen entfloh er und erschien in der alten Heimat (1444). Und so glücklich focht er, gelegentlich durch eine Subsidie aus dem Kreuzzugsfonds der Kirche gestärkt, an der Spitze der kriegerischen Bergstämme, daß Muhamed ihm im Jahre 1461 selbst Friede und Freundschaft anbieten ließ und diesen Frieden mit der Bedingung der Anerkennung des Fürsten als eines unabhängigen Beherrschers von Albanien abschloß. Um dieselbe Zeit aber erlagen die letzten Reste des einstigen Reichs der Romäer, die Despotate im Peloponnes und das Herzogtum Athen, der letzte Rest der fränkischen Epoche, und auch die Flotte der Osmanen war nicht müssig. Im Jahre 1462 fiel Lesbos, das wichtigste der Eilande des ägäischen Meeres, in ihre Gewalt. Die Lage änderte sich nicht wesentlich, als seit 1458 der vielanschlägige Äneas Sylvius als Pius II. das Ziel seines Ehrgeizes erreicht, den päpstlichen Thron eingenommen hatte. Sein Stürmen und Drängen nach Krieg mit den Feinden des Kreuzes wurde überall mit Ausflüchten erwidert. Das Konzilium zu Mantua, auf welchem der neue Kreuzzug vereinbart werden sollte, gab zwar dem Papste Gelegenheit in langen Reden mehr sich als den andern zu gefallen, aber endigte doch nur in Worten und bloßen Versprechungen, die von vornherein, da sie sich auf Geldbeisteuern bezogen, nicht viele Hoffnung auf Erfüllung erwecken konnten. Zu diesen leeren Worten gehört auch ein Schreiben des Papstes an den Osmanensultan, in welchem der päpstliche Schönredner den gewaltigen Kriegsfürsten zum Christentum zu bekehren sucht und ihn darauf aufmerksam macht, wie groß er durch wenig Taufwasser (aquae pauxillum) werden könne. Über die Zurüstungen zu einem Kriege, den er vereint mit den Venetianern, dem König Matthias von Ungarn (seit 1458) und dem Herzog von Burgund unternahm, starb Pius zu Ancona 1464: aber sein Nachfolger, Paul II., brachte so wenig wie er auch nur eine Koalition der nächstbedrohten italienischen Staaten und Mächte zusammen. Die Venetianer mußten den Krieg um ihre peloponnesischen und levantischen Besitzungen allein führen. Dieser Krieg dauerte unter allerlei Wechselfällen bis zum Jahre 1479, wo ein Friede zwischen dem Sultan und der Signoria zu Konstantinopel abgeschlossen wurde, in welchem jenem die Besitzungen der Republik auf Morea und den Inseln bis auf geringe Reste, die Insel Euböa (Negroponte) und Skutari am adriatischen Meere abgetreten wurden. Ein osmanischer Gesandter erschien zu Venedig und überbrachte dem Dogen Giovanni Mocenigo unter andern Geschenken einen kostbaren Gürtel, welcher eine eigentümliche symbolische Bedeutung in sich barg: würde der Sultan ihn zurückverlangen, so würde der Doge ihn sofort abzuliefern haben und alle Verträge wären alsdann als null und nichtig anzusehen. Einige Handelsvorteile hatte die Republik indessen sich gerettet: auch erhielt sie wieder einen Beilo oder eignen Richter für die Leute ihrer Nationalität in Istambul, dem türkisch gewordenen Konstantinopel.

Versuche der Abwehr. — Verteidigung von Rhodus.

Während dieser Zeit dehnte Muhamed sein Reich auch nach der asiatischen Seite hin aus. Dem Kaisertum Trapezunt ward ein Ende gemacht (1461) und um den Besitz der kleinasiatischen Landschaft Karaman wurde im Jahre 1473 zwischen den Turkomanen und den Osmanen eine gewaltige Barbarenschlacht geschlagen, in welcher die letzteren siegten und die volle Herrschaft über

das ganze Kleinasien erlangten. Vom obern Tigris bis zur Save dehnte sich noch unter Muhamed II. das große asiatisch-europäische Reich, und nur an einer Stelle brach sich, zum Troste der Christenheit, die wilde Kraft seines Volks. Die Insel Rhodus, seit 1309 im Besitze des Johanniterordens, widerstand ruhmreich im Jahre 1480 einer Belagerung. 3500 Steinkugeln hatten die Türken gegen die Stadt geworfen und endlich im Juli (28.) wagten sie den Sturm: schon schien er gelungen, schon erschienen die türkischen Fahnen an einzelnen Stellen auf dem zerschossenen Walle: aber in einem zweistündigen Kampfe, Mann gegen Mann, wurden sie wieder geworfen. Im folgenden Jahre starb Muhamed (1481). Nach seinem Tode traten die res Orientales, wie die Diplomatie damals die orientalische Frage nannte, insofern in ein neues Stadium, als die Entzweiung der Söhne Muhameds, Bajazeth II. und Dschem, den christlichen Mächten einen nicht zu unterschätzenden Vorteil bot. Der unterliegende, Dschem begab sich in europäischen Schutz, zunächst nach Rhodus: im Jahre 1489 besuchte dieser Prinz, dessen Person für alle europäischen Mächte, welche Beziehungen zu dem osmanischen Reiche hatten, von höchstem Werte war, sogar Rom und war im Vatikan der Gast des Papstes Innozenz VIII. Sultan Bajazeth II. war sehr beunruhigt durch diese Sachlage: mit einer gewissen Naivetät forderte er in einem Schreiben vom Jahre 1494 den Papst auf — es war Alexander VI., dem man dies freilich bieten durfte und der zum mindesten wußte, wie man dergleichen machte, — Dschem so schnell als möglich aus den Bedrängnissen dieser Welt zu erlösen und seine Seele in eine andre Welt zu versetzen: er bot einen nicht verächtlichen Preis, 300 000 Dukaten „zum Ankauf irgend eines Besitztums für seine Söhne“ und sonst noch alles Gute. Der osmanische Prinz bildete eine förmliche Ware, einen Handelsartikel: gegen 20 000 Dukaten trat Alexander ihn an König Karl VIII. von Frankreich ab (1495). Nach der Meinung der Welt hätte der Papst aber diese Ware vorher verdorben: wenigstens starb Dschem ganz kurze Zeit nachher, nachdem er in den Besitz des Königs von Frankreich übergegangen war, in Neapel.

In der That war Bajazeth II. durch die Furcht vor diesem Bruder gelähmt gewesen und die Gefahr, die von den Osmanen drohte, hatte in den ersten vierzehn Jahren seiner Regierung etwas von ihrem akuten Charakter verloren. Die Politik der europäischen Staaten hatte sich mittlerweile gewöhnt, mit der Thatsache des osmanischen Reiches auf europäischem Boden zu rechnen.

Ungarn und Böhmen.

Nächst Italien und unmittelbarer als Italien war Ungarn bedroht, das sich bei seiner gefährlichen Lage fast ganz auf seine eigne Kraft angewiesen sah. Seit 1445 war der junge Ladislaus, König Sigismunds Enkel, auch durch förmliche Wahl König: aber er befand sich in den Händen des deutschen Königs Friedrich III., der ihn nicht herausgab. Erst im Jahre 1453 gelang es dem Reichsverweser Johann Hunyades, den Kaiser dazu zu zwingen und der junge Mann übernahm die Regierung. Im Jahre 1457 starb Hunyades, einige Monate später der achtzehnjährige König selbst, noch ehe er die französische Prinzessin, die ihm bestimmt war, heimgeführt hatte. An Prätendenten für den erledigten Thron oder die erledigten Throne, denn auch die Krone von Böhmen war durch diesen Todesfall frei geworden, fehlte es nicht; aber die Partei, welche man die Nationalpartei nennen kann, siegte und wählte den Sohn des Hunyades, Matthias, Corvinus genannt, zum König (1458),

während in Böhmen der seitherige Gubernator Georg Podiebrad zum König gewählt ward — so daß also in beiden wichtigen Ländern zwei einfache Edelleute zur höchsten Macht- und Ehrenstufe gelangten. Der fünfzehnjährige König, ein Jüngling von nicht gemeiner Thatkraft und staatsmännischem Geist, behauptete sich unter großen Schwierigkeiten: gegen feindliche Koterien im Innern, gegen den Kaiser und gegen die Türken; und als er im Jahre 1464 endlich durch den Frieden mit Kaiser Friedrich die heilige Krone erlangt hatte und mit derselben zu Stuhlweißenburg nach rechtem Brauch gekrönt war, wendete er bald seinen Ehrgeiz gegen seinen Schwiegervater, den König Georg Podiebrad von Böhmen. Der Plan, Ungarn und Böhmen unter einem Haupte zu vereinigen, was durch die Türkengefahr nahe genug gelegt wurde, gelang nicht: im Gegenteil verstrickte ihn dies nach König Georgs Tode (1471) auch in Kämpfe mit Polen, da die Böhmen einen polnischen Prinzen zu ihrem König gewählt hatten und eine unzufriedene Partei in Ungarn einen zweiten polnischen Prinzen als Gegenkönig in Ungarn aufstellte. Dies führte zu Kämpfen mit Polen und so, zwischen Feldzügen und Friedensschlüssen — Polen, Böhmen, Osmanen, dem Kaiser — verbrachte Matthias seine Regierung, bis er im Jahre 1490 ohne erbfolgefähige Nachkommenschaft zu hinterlassen starb. Unter den zahlreichen Bewerbern glückte es dem König Wladislaus von Böhmen und es konnte gegenüber den gefährlichen östlichen Nachbarn als ein glücklicher Erfolg angesehen werden, daß jetzt diese beiden Kronen, Ungarn und Böhmen, auf einem Haupte vereinigt waren.

König Georg.

Was Böhmen betrifft, so war das Hauptmoment für die Geschicke des Landes in dieser Zeit das religiöse. Die Taboriten waren, wie erwähnt, zu Boden geworfen (1434): aber die utraquistische Partei hielt an ihren Errungenschaften und den Baseler Kompaktaten fest, welche sie gegen fürstliche und papistische Ränke und Anfechtungen zu hüten hatte. Nach Sigismunds Tode (1437) ward von der katholischen Partei, wie erzählt, sein Eidam, Albrecht von Österreich, gewählt, von der hussitischen ein dreizehnjähriger polnischer Prinz: man verständigte sich aber als Albrecht gestorben war, auf dessen erst nach des Vaters Tode geborenen Sohn Ladislaus (Posthumus), über welchen Kaiser Friedrich III. die Vormundschaft übernahm. Die Regierung wurde in einer Art Kompromiß der Parteien bestellt, — zwei Gubernatoren, ein calixtinischer und ein katholischer, führten die Landesregierung. Der bedeutendste Mann des Landes war der Edelmann, der seit 1444 calixtinischer Gubernator war, jener Georg Podiebrad. Er schritt auf dem mit den Kompaktaten betretenen Wege weiter, zeigte aber eine staatsweise Mäßigung und suchte die Nation, unter Niederhaltung der extremen Elemente, wieder zu vereinigen; seit 1450 war er alleiniger Gubernator.

Unterdessen hatte die Reaktion in der Kirche gesiegt. Papst Nikolaus V. (1447—1455) regierte sie wieder im alten Geist, und ihm wie der ganzen Partei war die kirchliche Sonderstellung der Böhmen ein Dorn im Auge; auch der junge König Ladislaus, der in dem großen Unglücksjahr 1453 selbst zur Regierung kam, war eifrig katholisch gesinnt. Als er schon wenige Jahre später, ehe er in die böhmischen Verhältnisse ernstlich hatte eingreifen können, starb, wurde der Gubernator zum König gewählt. Georg (Girzik) setzte als König die Regierung, die er schon lange zum Heile des Landes geführt, in demselben Geiste fort; bei seiner Krönung gelobte er der Kirche und dem

Papste Obedienz, setzte aber das Fortbestehen der Kompaktate voraus. Es war ein rühmlicher Versuch, ein Land paritätisch zu regieren: die Zeiten nahten heran, wo sich in ganz Europa diese Aufgabe für die Staatskunst erhob. Zunächst stieß der große Emporkömmling dabei auf den Widerwillen der Kurie, die ihren alten Hochmut zurückgewonnen hatte. Er gewann Gestalt in dem gekrönten Dichter, beredten Intriguanten und frivolen juristisch-theologischen Streber Äneas Sylvius, der, wie erwähnt, 1458 Papst geworden war: Pius II. erklärte die Kompaktate für ungültig, sein Nachfolger, Paul II., sprach Georgs Absetzung aus und verstieg sich bis zum Gedanken eines Kreuzzugs gegen ihn. Die kühnen Pläne, mit denen der Ehrgeiz des bedeutenden Mannes sich trug und die bei der Erbärmlichkeit Friedrichs III. und der Käuflichkeit der deutschen Fürsten keineswegs allzuverwegen waren — die römische Königskrone zu erlangen — ließen sich freilich nicht durchführen, aber in Böhmen behauptete er sich bis zu seinem Tode (1471) in voller Autorität: ja er übte, da er über völlig geordnete Finanzen und über eine gut organisierte Militärmacht verfügte, in den endlosen Fehden der deutschen Fürsten- und Städtewelt während seiner ganzen Regierung eine Art schiedsrichterliche Gewalt aus.

Wladislaw, König. 1471 bis 1516.

Die Kompaktate blieben auch unter dem neugewählten, vom Papst reprobierten König, dem polnischen Prinzen Wladislaw in Kraft, und selbst die Reste der Taboriten, die sich als böhmische Brüder von der Kirche lossagten und gelegentlich auch durch ihre wachsende Zahl den Geist der Verfolgung wider sich kehrten, hatten unter dieser Regierung ruhige Tage: im Jahre 1504 übergaben sie ihm ihr Glaubensbekenntnis. Im Jahre 1485 auf dem Landtage zu Kuttenberg stiftete Wladislaw einen Religionsfrieden, der Calixtinern und Katholiken ihren Besitzstand gewährleistete. Die Nebenlande von Böhmen, — Schlesien, Mähren und die Lausitz — welche König Matthias von Ungarn in Besitz genommen hatte, wurden nach dessen Tode wieder mit Böhmen vereinigt: als König beider Länder starb Wladislaw im Jahre 1516.

2. Deutschland.

Deutschland Friedrich III.

Die fünfzig Jahre, während Friedrich III. König von Deutschland hieß, würden einen überaus trübseligen Teil der Geschichte dieses Landes bilden, wenn überhaupt und wenn namentlich in einem politischen Organismus, wie das damalige deutsche oder „römische“ Reich war, das Leben einer großen Nation wesentlich durch das, was sein König thut oder läßt, bestimmt würde. Man muß dem trägen und dabei doch regellosen, unberechenbaren Strome dieses Regentenlebens folgen, das aus lauter Mißerfolgen im einzelnen zusammengesetzt war und bei dem schließlich doch die Rechnung mit einem großen Plus zum mindesten für sein Haus herauskam, aber dabei den Gedanken festhalten, daß dieses Menschendasein wenig mehr als den äußeren Rahmen für das Leben oder einen wichtigen Teil des Lebens der deutschen Nation in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts bildete. Der hervorstechendste Zug an Friedrich III. ist ein sehr unzweifelhafter Egoismus: „ein Mensch von unentschlossenem hinterhaltigem Wesen“, so schildert ihn ein Kardinal einem andern, „der keine Idee von einem Allgemeinen hat, alles nur auf seinen eignen Nutzen bezieht“: und diese einzige positive Kraft oder Eigenschaft, sein Egoismus, dem sich eine

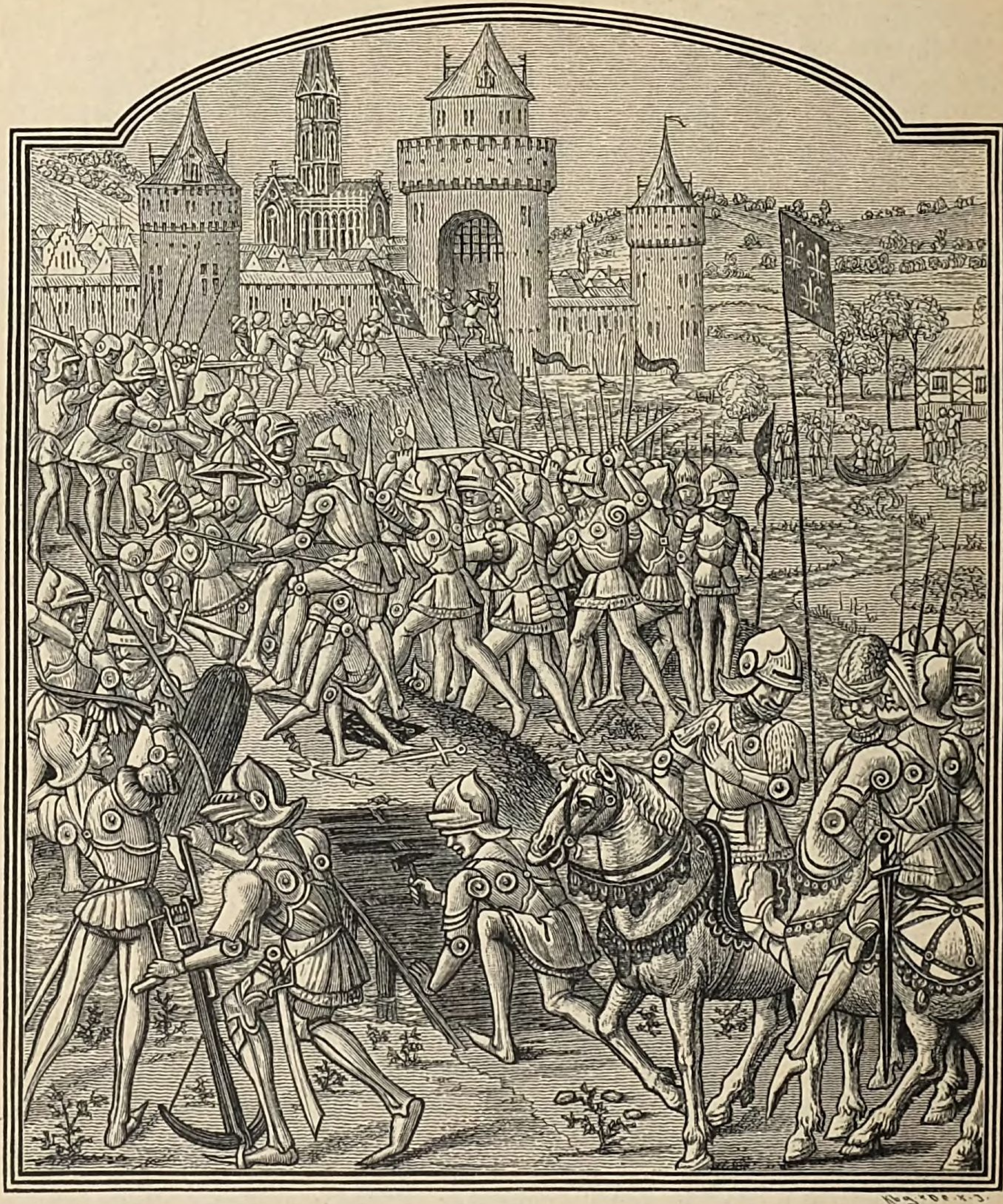
gewisse Klugheit oder Schlauheit, ein Berechnen der Verhältnisse beigesellte, gab ihm Bedeutung. Er wußte im einzelnen immer, was er wollte, und er kann deshalb ebensowenig als unbedeutend bezeichnet werden, als sein Gegenbild in unserm Jahrhundert, Franz II. Wie dieser war er bigott, und schritt gedankenscheu und voll innerem Widerwillen gegen alle religiöse Neuerung in dem ausgefahrenen kirchlichen Geleise einher; aber er fand auch dabei seine Rechnung und ließ sich seine pfäffische Kirchenpolitik, mit welcher er das Reich wieder unter das Joch der Kirche brachte, durch große kirchliche Vorrechte in seinen Erblanden bezahlen. Auch von seiner Reise nach Rom (1468) kehrte er mit einer vollen Tasche, mit einigen hundert Präbenden, die ihm der Papst zu freier Verteilung überließ, zurück: denn, was man früher als Simonie verdammt hatte, wurde jetzt ohne Scham und Scheu geübt und war ein integrierender Bestandteil der großen Politik geworden. Er war mäßig wie Franz II., ohne starke Leidenschaften, geizig, kleinlich: wie dieser Musikdilettant, so war er Gartenliebhaber, gab sich mit astrologischen und nekromantischen Studien ab, was man wohl allzu freigebig als Liebe zu den Wissenschaften bezeichnet hat, während es vielmehr die Scheu vor ernsterer Gedankenarbeit und wirklicher Thätigkeit war, die sich hinter solchem geschäftigen Müßiggang versteckte.



„Imp: (erator) Caes: (ar) Friedericus IIII Aug (ustus)".
Porträtmedaillon Kaiser Friedrichs III. („IIII") in späterem Lebensalter, von Antonio Abbondio. Germanisches Museum zu Nürnberg.

Seinen ersten Konflikt hatte er mit den Schweizern, denen er ihre Freiheiten nicht eher bestätigen wollte, als bis sie das seinem Hause Entfremdete wieder zurückgegeben haben würden. Da er nicht mit ihnen fertig wurde, so erbat er sich von dem König von Frankreich eine Schar seiner Söldner — man nannte sie nach einem Führer und Organisator der Truppe, dem Grafen von Armagnac, die **Armagnaken**, „arme Gecken" nach dem Volkswitz, eine Bezeichnung, die freilich viel besser auf die beklagenswerten Bevölkerungen der von ihnen heimgesuchten Landschaften paßte. Mit Schrecken gewahrte Friedrich, daß statt der gewünschten 6000 deren 24000 unter dem Befehl des Dauphins kamen: in aller Freundschaft ließ damals der König von Frankreich das Wort fallen, daß das Land bis zum Rhein zu Frankreich gehöre. Die Greuel der

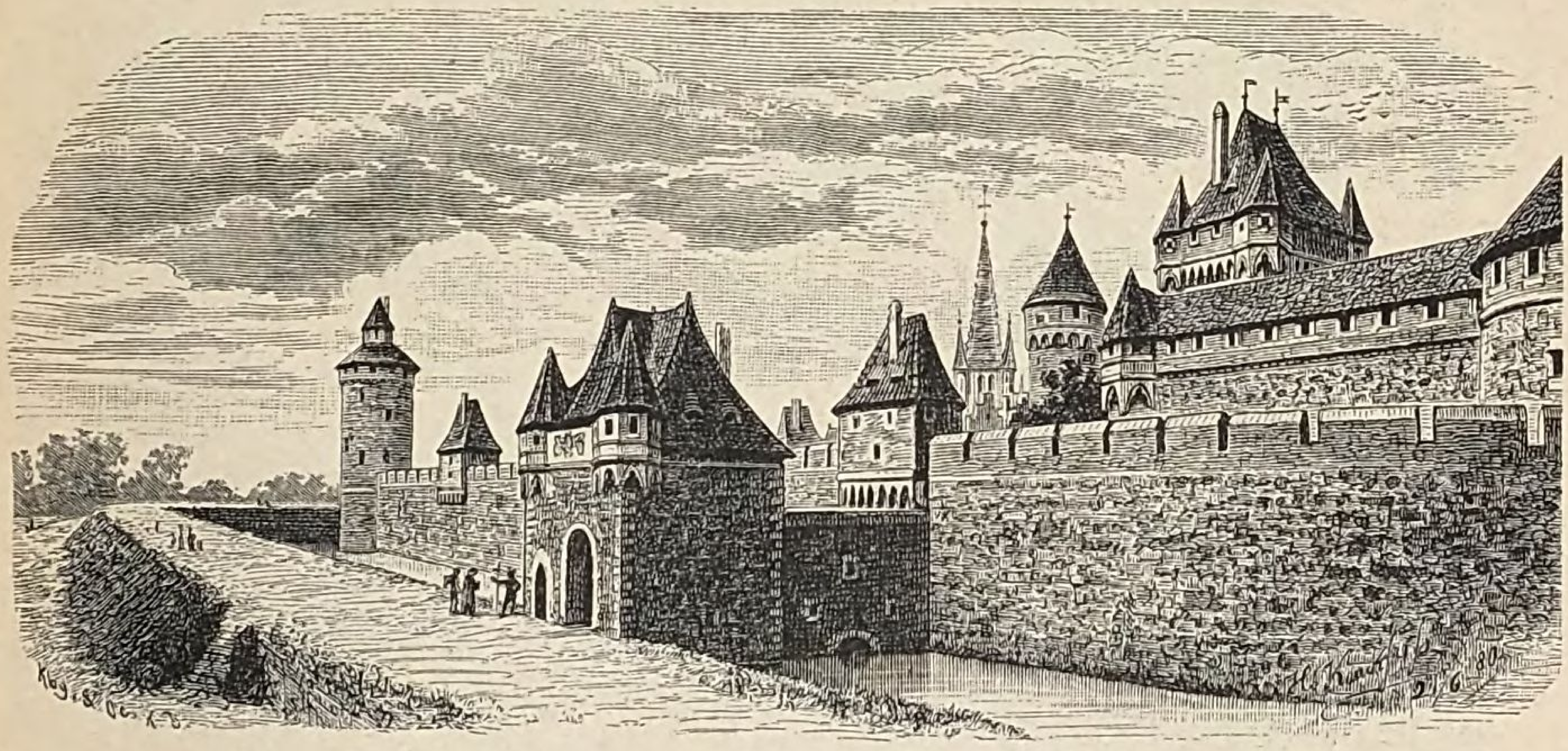
Die Armagnaken. 1444.



Zu den Kämpfen der Armagnaken gegen die Schweizer: Kampf zwischen geharnischten Söldnern und Verteidigern einer Stadt nach bewerkstelligtem Flußübergang.
Aus den für diese Zeit so charakteristischen Miniaturen der Breslauer Prachthandschrift des Froissart.

großen Kompanien vom vierzehnten Jahrhundert erneuerten sich und wurden womöglich noch überboten (1444). Mit ihrem Hauptheerhaufen schlugen sich einige tausend, nach andern nur achthundert Schweizer bei St. Jakob in der Nähe von Basel einen langen Sommertag hindurch gegen eine wohl dreißigfache Übermacht: sie fielen sämtlich, hatten aber den Feinden eine solche Menge Leute getötet und ihrem Führer, dem Dauphin, einen solchen Eindruck gemacht, daß derselbe mit seinem Kriegsvolke abließ und sich auf den Elsaß warf. Sie

verließen den deutschen Boden erst 1445, als die Verzweiflung des Volks ihnen gefährlich wurde. In dem Frieden mit den Eidgenossen 1446 verloren diese nichts: die Stadt Zürich, welche die österreichische Hilfe in ihrem besondern Interesse angerufen hatte, mußte wieder zum Bunde zurücktreten.



Ansicht einer kleinen deutschen Stadt um 1400.
Zons am Niederrhein, dessen heute noch wohlerhaltene Befestigungen vom Anfange des XV. Jahrhunderts hier nur geringe Ergänzungen erforderlich machten.

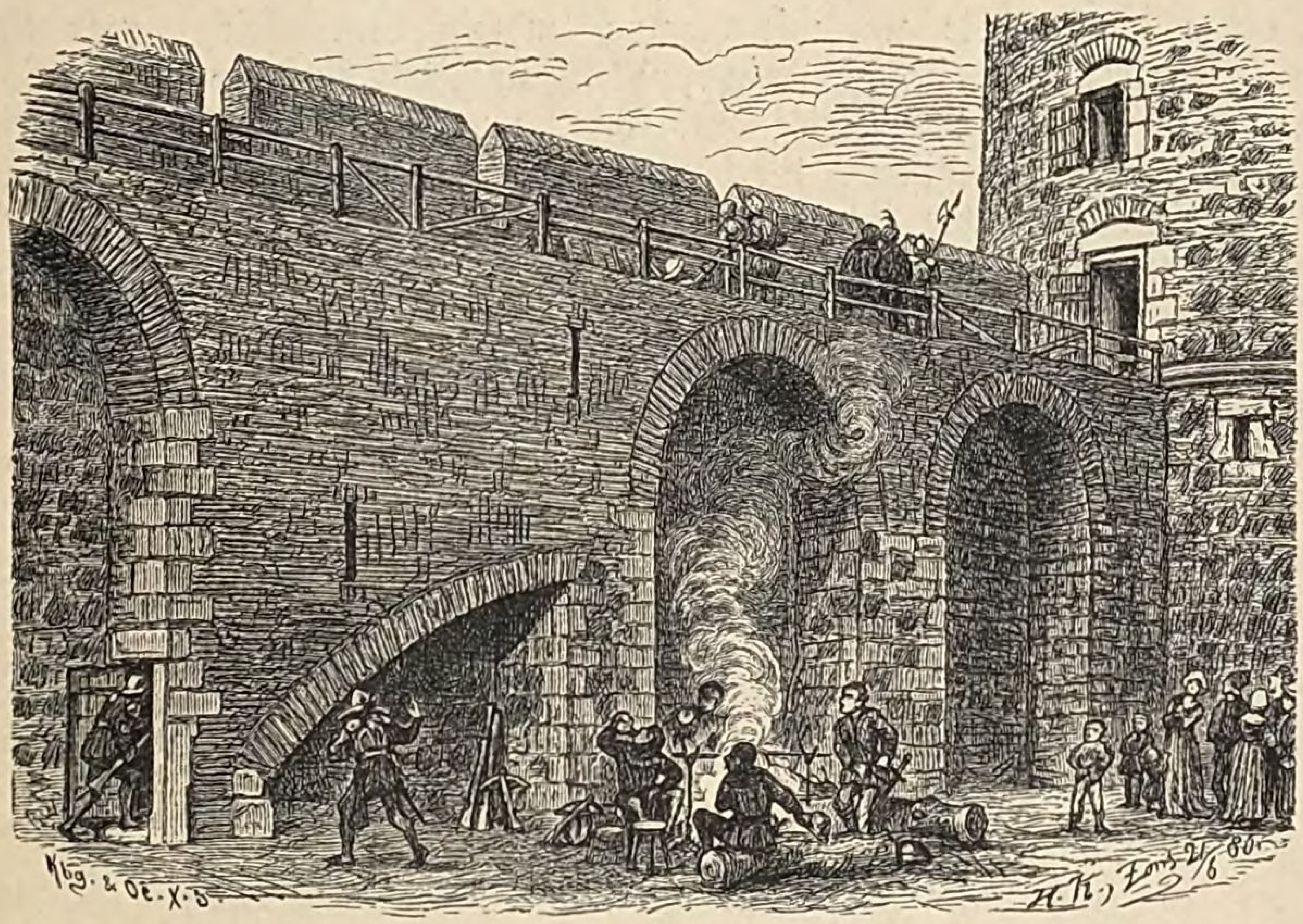
So war hier die Demokratie, das Bürgertum, abermals siegreich gewesen: ihren Groll über diese abermalige Demütigung warfen Adel und Fürstentum auf die oberdeutschen Städte, deren wachsender Reichtum und entsprechende Macht ihnen ärgerlich war. Angesichts mehrerer nicht ausgetragenen Händel mit den benachbarten Fürsten erneuerten einunddreißig schwäbische und fränkische Städte die alten Bündnisse. Dasselbe thaten die Fürsten: ihrer zweiundzwanzig und eine größere Anzahl kleinerer Herren schlossen sich der Kriegserklärung des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, den sie den deutschen Achilles nannten, gegen die Stadt Nürnberg an (1449), welche das Signal zu dem zweiten Städtekrieg gab: der unmittelbare Anlaß war ein sehr unbedeutender Streithandel zwischen der Stadt und dem Markgrafen, der sich, wenn nicht der Groll auf beiden Seiten schon zu heftig gewesen wäre, leicht mit einer Hand voll Geld hätte schlichten lassen. Obgleich zu Ulm ein Kriegsrat eine Art Oberleitung hatte, wurde doch dieser Krieg wie die früheren in einer Anzahl mehr oder weniger planloser aber sehr verderblicher Einzelkämpfe ausgefochten: bei Pillenreut (1450) erlitt der Markgraf Albrecht gegen Nürnberg, bei Eßlingen der Städtebund gegen Ulrich V. von Württemberg eine Niederlage. Das Abkommen oder der Friede, den zu Bamberg der beiderseitige Geldmangel herbeiführte (1450), ließ im wesentlichen die Dinge wie sie waren. Er ließ die Begehrlichkeit der Fürsten, welche die Reichsstädte gern zu Landstädten gemacht hätten, er ließ den Neid und Haß des Adels, der lieber fechten und reiten als arbeiten wollte, und er ließ den kleinlichen Sinn in den Städten, der auch alle großen Fragen, wie die Türken- und Franzosengefahr, mit dem beschränkt-

Der zweite Städtekrieg. 1449.



Bildnis des Kurfürsten Albrecht Achilles von Brandenburg auf dem Altargemälde der Stiftskirche zu Ansbach.
Hinter dem knieenden Kurfürsten werden Kurhut und Schwert getragen durch den Erbkämmerer Graf Johannes zu Lindow und den Erbmarschall Busse Gans zu Puttlitz.

partikularistischen Maße, mit opferscheuem Krämersinn behandelte. Einen höheren Schwung nahm ihr Patriotismus erst, wo die eigne Stadt bedrängt ward: wie z. B. in der Soester Fehde (1444—49), wo diese alte Stadt, nur wenig von den andern Städten der Landschaft unterstützt, mannhaft während vier Jahren ihrem Landesherrn, dem Erzbischof Dietrich II. von Köln und dessen geistlichen und weltlichen Verbündeten widerstand. Er erwirkte die Reichsacht; der Fürst der heiligen Kirche verlor sich so weit in seinem Hasse, daß er böhmische Mietstruppen, hussitische Ketzer, in seinen Sold nahm; mit einem Heer von sechzigtausend rückte er zuletzt vor die Stadt. Aber der Sturm (Juli 1447) ward abgeschlagen und auch die Frauen unterstützten mit „todbringender Kochkunst" die wütende Tapferkeit der Männer, indem sie auf der Mauer und in den Häusern heiße Flüssigkeiten herstellten, welche auf die Köpfe der Stürmenden gegossen werden sollten, so daß der Erzbischof das ausgezehrte Land verließ und im Jahre 1449 Frieden machte.



Städteleben im XV. Jahrhundert: Innenseite der Ringmauern von Zons am Niederrhein.

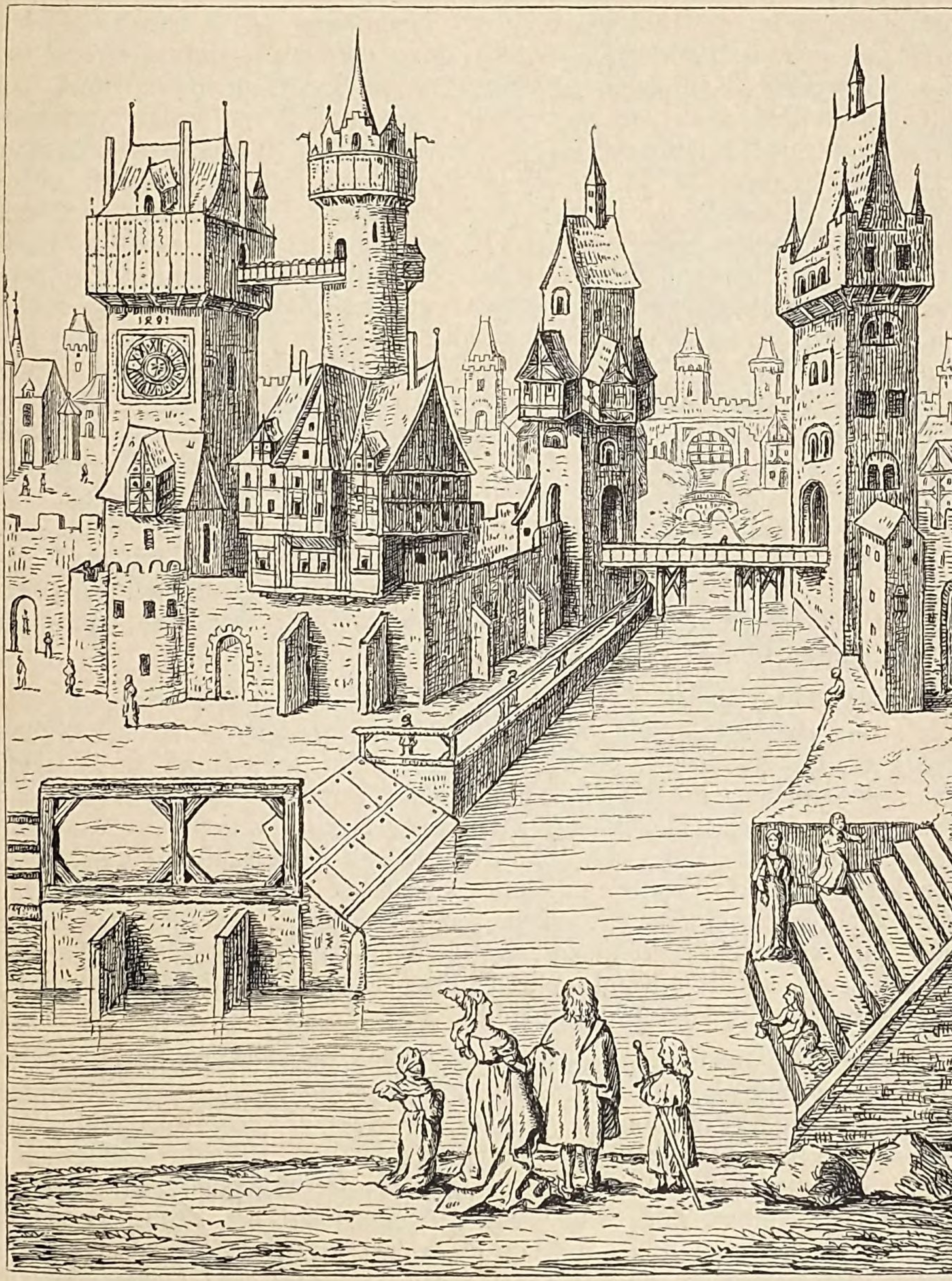
In den nächsten Jahren trat die orientalische Frage in den Vordergrund. Als die schreckliche Nachricht vom Falle Konstantinopels anlangte, soll selbst Kaiser Friedrich einen Augenblick die Fassung verloren haben: die Kreuzzugsideen, das Verhältnis zu Böhmen und Ungarn, beschäftigten ihn und seine Räte: für diese aber war doch das Wichtigste, wieviel man sich von der Erbschaft, welche 1457 durch König Ladislaus' Tod aufging — Böhmen, Ungarn, Herzogtum Österreich — bequemlich würde zueignen können. Wie die Dinge in Ungarn und Böhmen sich entwickelten, haben wir gesehen: Österreich wurde zwischen Friedrich und seinem Bruder Albrecht geteilt, Stadt und Burg von Wien besaßen sie gemeinschaftlich. Seine Mißregierung, die sich unter anderm

Deutschland um 1453 bis 1471.

in einer sehr verderblichen Verschlechterung der Münze, den „Schinderlingen“, kund gab, rief einen Aufstand hervor, dem sich der Erzherzog Albrecht — denn auch durch diesen neuen Titel für das löbliche Haus Österreich ist das weltgeschichtliche Jahr 1453 bezeichnet — Ludwig von Bayern und die Könige von Ungarn und Böhmen beigesellten: ein Krieg, dessen Verlauf den Kaiser schließlich zum Gefangenen seiner getreuen Wiener und ihres verwegenen Demagogen Wolfgang Holzer machte (1462). Seine Lage besserte sich durch einen rechtzeitigen Todesfall, bei welchem man den Verdacht hegte, daß der Natur durch Gift nachgeholfen worden sei: durch den Tod des Herzogs Albrecht ward Friedrich Herr von ganz Österreich. Während dieser Händel gingen die Dinge im Reich wie sie mochten. Die beiden bedeutendsten Fürsten Deutschlands waren der Markgraf Albrecht von Ansbach und Friedrich der Siegreiche von der Pfalz. Der erstere, der hohenzollernschen Politik getreu, verfocht das kaiserliche Interesse und in diesem sein eignes, der Wittelsbacher stand an der Spitze der kaiserfeindlichen Partei; der letztere, die Stellung des Markgrafen in Franken mit Argwohn betrachtend, verbündete sich mit Herzog Ludwig dem Reichen von Bayern (Landshut), welcher 1458 die Reichsstadt Donauwörth einnahm; beide Parteien warben Verbündete. Der Krieg brach aus, und Juli 1460 besiegte Friedrich einen der brandenburgischen Verbündeten, den Erzbischof von Mainz, bei Pfeddersheim: er stützte sich gegen den Kaiser auf den Böhmenkönig Georg Podiebrad, König Girzik, der damals den ehrgeizigen Gedanken hegen durfte, selbst römischer König zu werden. Daraus wurde nichts, der Krieg ging fort; der Kaiser gewann eine Anzahl schwäbischer und fränkischer Städte zum Reichskrieg gegen den Wittelsbacher. Aus dieser mißlichen Lage rettete sich der Pfalzgraf durch den glücklichen Schlag bei Seckenheim, der drei seiner Hauptgegner, den Grafen Ulrich von Württemberg, den Markgrafen von Baden und den Bischof von Metz nebst vielen geringeren Leuten in seine Hände brachte (1462); ein Sieg Ludwigs bei Giengen folgte alsbald; sechs Jahre dauerte der Kampf, der sich mit andern Fehden verwickelte, bis sich eine Vermittlung fand (1463 zu Prag). Es war um diese Zeit wieder lebhaft von dem Kreuzzug gegen die Türken die Rede: aber der thörichte Fanatismus oder Hochmut der Päpste Pius' II. und Pauls II., welche eben jetzt gegen die Stellung des utraquistischen Königs von Böhmen und die Kompaktate anstürmten, ließ es zu keiner That kommen: es zeigte sich im Gegenteil hier, wie immer, daß Pfaffen und Pfaffenknechte wie Friedrich III., ihre Schutzbefohlenen und Unterthanen lieber der heidnischen Wut barbarischer Feinde preisgeben, als daß sie sich entschließen, sich mit denen, die sie Ketzer nennen, zu vertragen. Im Jahre 1470 erreichten die Osmanen zum erstenmal mit ihren Verheerungen den Boden des Reichs (Krain), während Friedrich III. im Verein mit König Matthias von Ungarn den Böhmenkönig bekriegte.

Friede von Thorn. 1466.

Ein Reichstag ward jetzt „der Türken halber“ nach Regensburg berufen: ein „kaiserlich-christlicher Tag der Türken halber zu Regensburg“ (1471). Aber es war wenig Ernst damit: die Türken waren immer noch ziemlich weit weg, und was mit dem bewilligten Gelde geschehen würde, darauf hatte bei einem Manne wie der Kaiser war, niemand Vertrauen. Die Stellung Deutschlands im Osten verschlechterte sich zusehens: auch die ruhmvollste Erwerbung des Deutschtums, welche dem Geist der Kreuzzüge ihren Ursprung verdankte,



Inneres einer Stadt im XV. Jahrhundert.
Federzeichnung vom Jahre 1491 in der Bibliothek zu Erlangen.

der deutsche Ordensstaat in Preußen, geriet unter diesem Kaiser vollends in polnische Dienstbarkeit. Unter dem Druck des Unglücks, das im Anfang des Jahrhunderts mit der Niederlage bei Tannenberg (1410) über den Orden gekommen war, entartete dieser vollends; seine moralische Autorität war dahin. Die landständische Verfassung, durch Heinrich von Plauen eingeführt, bildete nur ein weiteres Übel in diesem kranken Staat. Die verschiedenen Seiten der Opposition gegen die Willkürherrschaft ergänzten sich, und die Unzufriedenen, Landadel und Städte, traten um 1440 zu einem preußischen Bunde zusammen, dessen Hauptstütze die Mittel und Verbindungen der Stadt Danzig wurden. Damit gewann die Unzufriedenheit eine Fahne: verständige Regenten, wie der Großmeister Konrad von Erlichshausen (1441—49) konnten die wachsende Zerrüttung nur wenig aufhalten, und als die Klagen gegen das Ordensregiment beim Kaiser anhängig gemacht worden waren und von diesem nach langem Verhandeln das Urteil zu gunsten des Ordens lautete und die Auflösung des Bundes der Stände befahl (1453), gaben sich die Unzufriedenen in polnischen Schutz. Nach einem dreizehnjährigen Bürgerkriege mußte sich der erschöpfte Orden zu dem Frieden von Thorn (1466) bequemen, kraft dessen Westpreußen mit Marienburg, Thorn, Kulm, Danzig, Elbing an Polen abgetreten werden mußte und für Ostpreußen der Orden sich in Lehensabhängigkeit von der Krone Polen gab. Das Land war damit auch räumlich von der Berührung mit dem Reich abgeschnitten; es war ein Glück, daß die Neumark schon an Brandenburg verpfändet und im Jahre 1455 die Pfandsumme, die auf dem Land stand, auf hunderttausend Gulden erhöht worden war.

Habsburgs Glück.

Allen diesen Dingen sah Kaiser Friedrich ohne Gemütsbewegung zu, und wenn man nach dem Erfolge urteilen dürfte, so wäre diese Politik des Nichtsthuns ein Beweis höchster Weisheit gewesen. Denn das schließliche Ergebnis seiner Regierung war durch die Verkettung der Umstände doch dies, daß das Haus Habsburg eine Macht vereinigte, welche in ganz Europa den Ausschlag geben konnte, und welche, mit Geschicklichkeit und Folgerichtigkeit benutzt, das römische Kaisertum, wenn es mit dieser Hausmacht verbunden war, wieder zu einer Wahrheit machen mußte. Dem Hause Habsburg, von dem die gemeine Rede gilt, daß es sein Lebenlang mehr Glück als Verstand gehabt, wuchs auch die Macht zu, welche meteorgleich im Westen, zwischen Deutschland und Frankreich, sich erhob, die neuburgundische.

Herzogtum Burgund. Karl der Kühne.

Der Glanz des altberühmten burgundischen Namens wurde im vierzehnten Jahrhundert erneuert, als im Jahre 1361 der letzte Herzog vom altburgundischen Hause starb, welcher das Herzogtum Burgund, das Land westlich der Saone nach Erbrecht besessen, die Grafschaft Burgund östlich der Saone durch Heirat erworben hatte. Diese, die Grafschaft nebst Besitzungen in Flandern behielt seine Witwe Margarethe; das Herzogtum fiel der Krone Frankreich anheim. Indem nun König Johann gegen den seitherigen Brauch des französischen Königshauses seinen jüngern Sohn Philipp, wie früher erwähnt, mit dem Herzogtum belehnte, und dieser Margarethe heiratete, erwuchs durch Vereinigung alles burgundischen Besitzes eine neue Macht, welche die Nachfolger, Johann der Unerschrockene (1404—19) und Philipp der Gute (1419 bis 67) durch Heirat, Kauf, Erbschaft, Politik zu einem sehr bedeutenden Staate



Maximilian und seine Braut Maria von Burgund.

Gleichzeitige Handzeichnung im Germanischen Museum zu Nürnberg. Darüber von alter Hand geschrieben: „In dergleichen Habit hat Kayser Maximilian Hochlöblicher Gedechtnus sein verlobten Gemahl, das Frewlein von Burgund, erstlich besucht.“ —

zweiten Ranges machten. Philipps des Guten Sohn, **Karl der Kühne**, dem sein Vater zu allem noch einen wohlgefüllten Schatz hinterlassen hatte, schien bestimmt, das große Geschick dieses Hauses zu vollenden. Sein Besitz bestand, in zwei große durch Frankreich und das Herzogtum Lothringen getrennte Hälften zerfallend, aus den burgundischen Ländern, dem Herzogtum Luxemburg und dem größeren Teil des heutigen Belgien und Holland: einer Macht, welche einen so hochfahrenden Fürsten, wie Karl der Kühne war, von selbst zu weiteren Erwerbungen und Eroberungen stacheln mußte. Eine wichtige Erwerbung war



Karl der Kühne.
Nach dem Gemälde von Roger v. d. Weyden im Museum zu Brüssel.

ihm in Süddeutschland gelungen, indem der Habsburger Erzherzog Sigmund von Österreich-Tirol in seiner Geldnot und von den Schweizern bedrängt und bedroht, den Beistand des Herzogs durch Verpfändung der vorderösterreichischen Besitzungen erkaufte (1469). Karl hatte keine Söhne: seine Erbin war eine einzige in Schönheit heranblühende Tochter, **Maria**. Eine passendere Partie für seinen gleichaltrigen Sohn Maximilian hätte Kaiser Friedrich sich nicht ausdenken können: auch fanden die beiden jungen Leute Gefallen aneinander,

als Friedrich mit dem Herzog im September 1473 zu Trier die gewünschte Zusammenkunft hatte. Aber die Sache ging nicht so rasch: zwischen dem hochmütigen Burgunder, welcher die Königswürde verlangte, und dem hinterhaltigen phlegmatischen Kaiser kam es wieder zu einem völligen Bruch. Der Herzog benützte eine Streitigkeit, in welche der Erzbischof von Köln mit einem Teile seiner Stände und mit seinem Kapitel geraten war, zu einer Einmischung, die ihm Landerwerb versprach: mit einem großen Heer, sechzigtausend Mann, zog er vor Neuß im Erzstift (1474). Diesmal aber fand er kräftigen Widerstand. Das Reich und der Kaiser verband sich mit Ludwig XI. von Frankreich, dem die burgundische Macht ein Greuel war; mit den Schweizern ward ein Angriff auf die burgundischen Lande (Hochburgund) verabredet; mit ungewohntem Eifer folgten die Städte diesmal der Aufforderung des Kaisers zur Rüstung eines Reichsheeres, zu dessen Feldhauptmann der Markgraf Albrecht Achilles ernannt wurde. Die Stadt wehrte sich tapfer, bei Köln sammelte sich das große Heer selbst, und der Herzog kam in eine Lage, die ihn bewog, die Negotiation mit dem Kaiser wieder aufzunehmen: die schweizerischen Bundesgenossen wurden ohne Bedenken von diesem wie von dem König von Frankreich



Zur Belagerung von Neuß durch Karl den Kühnen: Beschießung eines Stadtthores; aus den Miniaturen der Breslauer Prachthandschrift des Froissart. Interessant die Geschütze, von denen eins dreiläufig auf einer Lafette.



Zu den Kriegen Karls des Kühnen mit den Schweizern: Kampfszene zwischen geharnischten Rittern und gewappnetem Fußvolk.
Aus den Miniaturen der Prachthandschrift des Froissart in der Stadtbibliothek zu Breslau. Höchst bezeichnend für die Zeit.

geopfert (1475). Gegen diese und gegen Lothringen, rachedürstend und kühner Pläne voll, die bis nach Italien schweiften, wendete sich nun Karl, schon bald nach seinem so wenig ehrenvollen Abzug von Neuß: aber er erlebte die schwere Demütigung, daß er März 1476 sich von den verachteten Bauern — der mächtigen Eidgenossenschaft wohlhabender Städte und tapferer Bauerschaften — bei Grandson am Südwestende des neufchateller Sees überfallen und schlagen ließ, und daß er dann im Juni desselben Jahres bei Murten an dem kleinen See östlich von jenem durch dieselben Schweizer und ihre Verbündeten, den Herzog Renatus von Lothringen und Truppen des Habsburgers Sigmund eine

zweite Niederlage erlitt, deren Schmach den hochfahrenden Fürsten fast um den Verstand brachte. Der Lothringer gewann sein Land zurück: aber Karl, der die guten Dienste der Vermittler, des Papstes, des Kaisers abgelehnt hatte, zog gegen ihn und bedrohte seine Hauptstadt Nancy. In deren Nähe erfolgte eine dritte Schlacht und letzte Katastrophe: am 5. Januar 1477 ward Karls Lager gestürmt, sein Heer in die Flucht geschlagen: auf der Flucht brach er, als er über einen Graben reiten wollte, durch dessen Eisdecke und fand so den Tod eines Abenteurers. Seine Tochter aber verfügte nun zu gunsten Maximilians, dessen ritterliche Gestalt und frisches Wesen ihr wie aller Welt wohlgefiel, über ihre Hand: in demselben Jahre 1477 im August wurde die folgenreiche Vermählung zu Gent vollzogen.

Burgundische Heirat. 1477. Maximilian.

Unmittelbar half dies freilich dem Kaiser nicht aus den mannigfaltigen Nöten, die ihn alsbald wieder bedrängten. König Matthias von Ungarn, erzürnt über die Treulosigkeit Friedrichs, der ihm Böhmen versprochen hatte und der nun nach Georg Podiebrads Tode vielmehr den polnischen Kandidaten unterstützte, fiel in die österreichischen Lande ein; die Franzosen besetzten niederländische Städte, und während gegen sie der Reichskrieg verkündet wurde, verheerten die Türken in Steiermark, Kärnten und Krain (1477); das Reich, namentlich die Städte, zeigten sich sehr lau in der Unterstützung des Kaisers. Seine Gemahlin verlor Maximilian schon 1482, die kaum fünfundzwanzigjährige: sie hinterließ ihm zwei Kinder, einen Sohn Philipp und eine Tochter Margarethe. Im Jahre 1485 kam der Kaiser gegen König Matthias von Ungarn so sehr ins Gedränge, daß er Wien und seine eignen Lande meiden mußte und Hilfe suchend im Reiche umherzog. Die Lage der Dinge, wenn auch zunächst nicht seine eigne, verbesserte sich, als im Jahre 1486 die zu Frankfurt versammelten Kurfürsten seinen Sohn Maximilian, zu dem man gutes Vertrauen hegte, zu seinem Gehilfen und einstigen Nachfolger im Reiche, zum römischen König, wählten. Der Kaiser raffte sich nun zu einiger Thätigkeit auf und es ward mit Ernst die Arbeit aufgenommen, einen allgemeinen und dauernden Landfrieden aufzurichten, mit andern Worten aus Deutschland ein wirkliches Staatswesen zu machen: an der Spitze dieser reformatorischen Bestrebungen findet man einen patriotischen geistlichen Fürsten Berthold von Henneberg, den Erzbischof von Mainz. Zunächst gelang es, (1488) eine einzelne fürstlich-ritterliche Landfriedenseinung, die Gesellschaft vom St. Georgenschild, durch festere Organisation und Hinzuziehung von zweiundzwanzig Reichsstädten, sowie noch einiger mächtiger Fürsten, des Grafen von Württemberg und des Erzherzogs Sigmund von Österreich, zu einer wohlorganisierten Föderation, dem schwäbischen Bunde zu gestalten; unter den deutschen Gewalten regte sich etwas wie Nationalgefühl und die Reichstage verschlossen sich der Notwendigkeit nicht, den Kaiser und den römischen König mit Truppen oder Geld gegen Frankreich oder Ungarn zu unterstützen; die schimpfliche Art, in welcher König Karl VIII. von Frankreich Maximilians Tochter Margarethe, mit welcher er verlobt war, zurückschickte, weil es ihm vorteilhafter schien, sich mit der Erbin von Bretagne zu vermählen, die freilich sonst König Maximilian sich zum Schaden Frankreichs als seine zweite Gemahlin hätte wählen können — diese Beschimpfung ihres römischen Königs wurde auch von den deutschen Fürsten einigermaßen als eine Beleidigung empfunden. Es gelang Maximilian seine



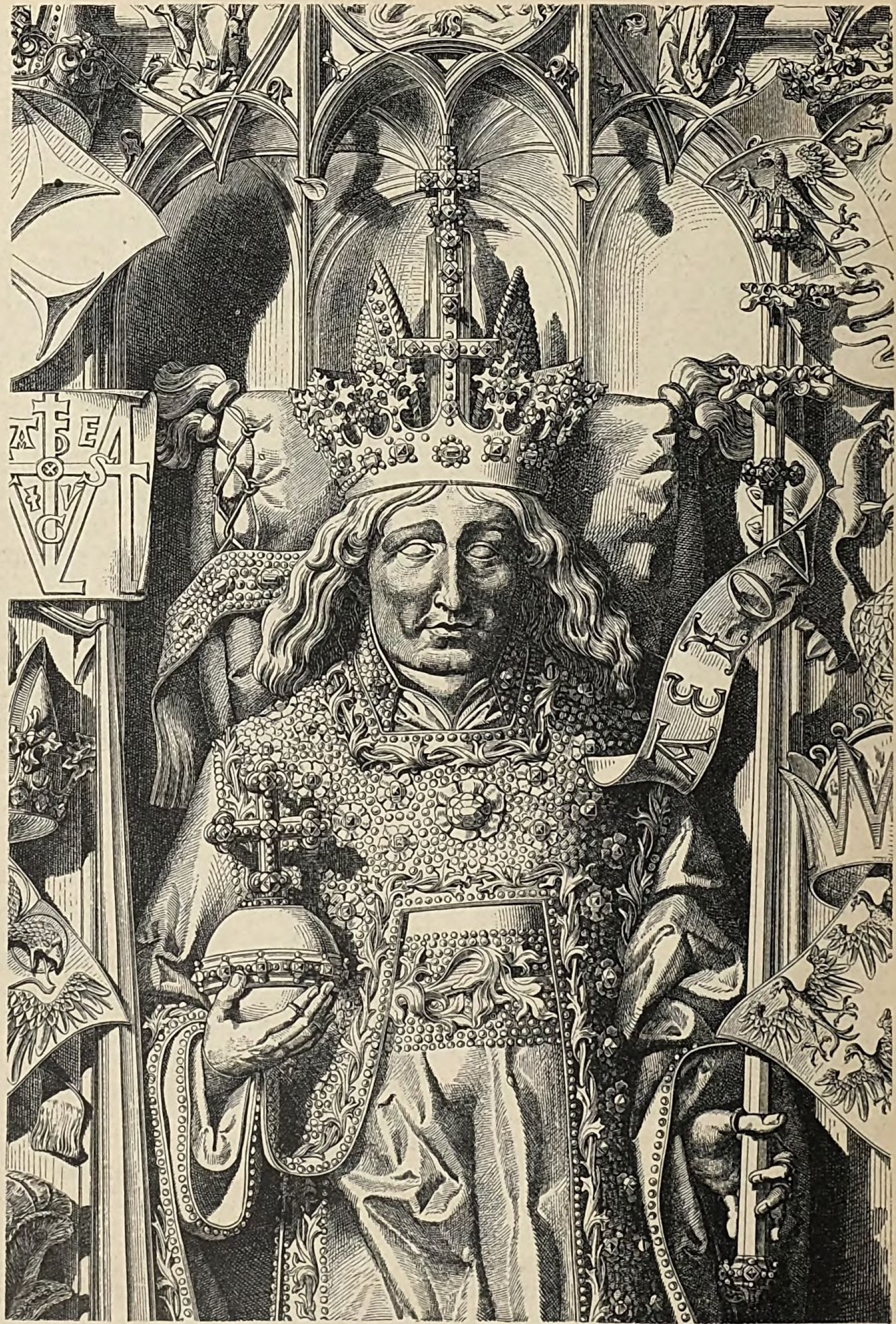
Maximilian empfängt seine aus Frankreich zurückkehrende Tochter Margarethe (1492) wobei ihm die Schlüssel der zu ihrer Mitgift gehörenden Städte zurückgegeben werden.
Marmorrelief vom Denkmal Maximilians in der Hauptpfarrkirche zu Innsbruck.

Stellung in den Niederlanden zu befestigen und die des habsburgischen Hauses gegen Osten zurückzugewinnen. Mit Hilfe von Truppen des schwäbischen Bundes, der ihn als seinen „Bundesverwandten" unterstützte, zog er 1490 in Wien ein und trieb die Ungarn aus Österreich. Mit seinem französischen Beleidiger verglich er sich: wenigstens die Grafschaften, welche Margarethens Mitgift bildeten, erhielt er im Frieden von Senlis (1493) zurück, während Frankreich das Herzogtum Bourgogne behauptete. Zu seiner zweiten Gemahlin erkor sich Maximilian eine nicht übermäßig vornehme Dame, Bianca Maria, die Tochter des verstorbenen Herzogs von Mailand, Galeazzo Maria Sforza, die Enkelin des glücklichen Kondottiers Franz Sforza, der aus einem Bauernhause hervorgegangen war.



Medaille auf die Vermählung Maximilians mit Bianca Sforza.
Umschrift: „Maximilianus Ro(manorum) Rex e(t) Bianca M(aria) Coni(u)ges iu(ncti)."

Im gleichen Jahre 1493 starb im dreiundfünfzigsten Jahre seiner Regierung, im acht-



Grabfigur Kaiser Friedrichs III. auf seinem Grabmal in der Stephanskirche zu Wien. Von Lerch, vollendet 1513. (Auf dem Spruchbande rechts Friedrichs Lieblingsspruch A. E J. O. U.: Alles Erdreich ist Österreich unterthan)

undsiebzigsten seines Alters Kaiser Friedrich III. zu Linz. Seine dauerhafte Gesundheit hatte selbst eine zweimalige schwere Operation — Abnehmen des Fußes — überstanden, erlag aber einer Ruhrkrankheit, die er sich durch den Genuß von acht Melonen nach einem Fasttag zugezogen hatte. Mit vierunddreißig Jahren, seit acht Jahren in die Geschäfte eingeweiht, folgte ihm sein Sohn Maximilian I. (1493—1519). Der Sohn einer neuen Zeit, von frischem Wesen, hatte dieser sich die mancherlei Bildungskeime des Zeitalters



Aus den Holzschnitten des Weißkunig: Maximilian und seine junge Gemahlin Maria von Burgund. Unterschrift: „Wie der Junng Weiß kunig vnnd die Jung kunigin yedes des andern sein sprach lernet." (Auch interessant für die Gartenarchitektur der Renaissancezeit.)

zu nutze gemacht: er sprach außer dem Deutschen fertig Latein, Französisch, Italienisch; in allen Wissenschaften, Theologie wie Medizin, dilettierte er, im Artilleriewesen war er sogar Sachkenner und Erfinder. Seiner geistigen Beweglichkeit entsprach die körperliche: in Jagd und Krieg, im Lauf und auf der Armbrust gewann er den Preis; auch nach litterarischem Ruhm, der seit dem großen Umschwung, welchen die neue Kunst des Drucks mit beweglichen Lettern bewirkt hatte, sehr im Werte gestiegen war, trug er Verlangen. Er diktierte ein wunderliches Memoirenwerk in lateinischer Sprache seinem Geheimschreiber, das nachher unter dem Namen „Der weiß Kunig" deutsch bearbeitet wurde, und ein langweiliges Rittergedicht „Der Teuerdank" galt als ein von ihm wenn nicht verfaßtes, doch veranlaßtes oder inspiriertes Werk. Unruhig, immer neuer Pläne voll, eilt er von Unternehmung zu Unternehmung: einmal kommt ihm, nachdem er wichtige Reformen im Reiche durchgesetzt, der Gedanke, auf seine alten Tage noch Papst zu werden, und er wirft sich einige Tage auf theologische Lektüre: Alles in allem doch ein tüchtiger Regent, in welchem die unruhige Beweglichkeit eines reformatorischen Zeitalters sich spiegelt.

Reichsverfassung.

Sein Gedanke, in Italien und gegen die Türken seine Macht zu entfalten, gedieh nicht so rasch zur Ausführung, da die Angelegenheiten des Reichs und seiner Erblande ihm Fesseln anlegten. Während Karl VIII. von Frankreich einen glücklichen Zug nach Italien unternahm, in Florenz, Rom und Neapel den Herrn spielte, rief Maximilian, welcher der großen Liga — Aragonien, der Papst, Mailand, Venedig — gegen Frankreich beigetreten war, auf dem Reichstag zu Worms 1495 gegen Karl wie gegen die Türken den Beistand der Reichsstände vergebens an. Man stellte dem, wie schon seither auf den Reichstagen, die Forderung innerer Reformen entgegen: hauptsächlich die Städte zeigten sich überaus störrisch, ehe nicht für Friede, Recht und Ordnung gesorgt sei. Und in der That gelang jetzt auf einer Reihe von Reichstagen — Worms (1495), Lindau, Worms, Freiburg (1496/97), Augsburg (1500), Köln (1505. 1512), das große Werk der Aufrichtung des deutschen Staates. Noch auf dem ersten dieser Reichstage, zu Worms wurde das Fehderecht aufgehoben und ein „ewiger" Landfriede proklamiert, also Begriff und Prinzip staatlicher Ordnung in unserem heutigen Sinne ausgesprochen, und dementsprechend ein oberstes Reichsgericht, das Kammergericht niedergesetzt. Um die Richter zu besolden, ward dann eine allgemeine Steuer, der gemeine Pfennig bewilligt. Die letzte Ergänzung dieser Einrichtungen, eine förmlich organisierte Reichsregierung, ein Reichsregiment kam hier noch nicht zu stande, da Maximilian dies als Vertrauensfrage behandelte: er meine bisher so regiert zu haben, daß niemand klagen könne. Dies waren Beschlüsse, welche das Wesen des Staates — so drückte man sich aus — betrafen; auch sonst war der Reichstag von Wichtigkeit. Der Kaiser belehnte den Ludwig Sforza mit dem Herzogtum Mailand, nach dessen Tode dasselbe wieder an das Reich fallen sollte, und erhob die unter dem Grafen Eberhard im Barte vereinigten Besitzungen in Schwaben zu einem Herzogtum Württemberg. Es war eine wohlverdiente Auszeichnung, die dem hervorragenden Fürsten, dem Gründer der Universität Tübingen, zu teil ward: im Hintergrunde stand freilich die Möglichkeit oder die Hoffnung, daß es beim Aussterben des Mannsstammes einem österreichischen Prinzen übergeben werden könnte, wie Mailand. Denn das Glück lächelte diesem Hause mehr als je:



Porträt Maximilians.
(Nach Dürer.)

im Jahre 1496 waren nach dem Tode Sigmunds von Tirol alle österreichischen Länder unter Maximilian vereinigt. Im Jahre 1497 war durch den Tod ihres Bruders, des Kronprinzen, die Gemahlin von Maximilians Sohn Philipp, Johanna, die einzige noch übrige Erbin des kastilisch-aragonischen Besitzes, der durch kühne Seefahrer eben jetzt ins unermeßliche sich dehnte. Der Ausbau der Reichsverfassung schritt auf dem Reichstag zu Augsburg 1499 weiter fort, indem der namentlich von dem Erzbischof Berthold von Mainz, dem bedeutendsten der deutschen Staatsmänner dieser Epoche, geförderte Plan eines ständigen Reichsregiments nunmehr zu einem Abschluß gebracht wurde. Der erste Statthalter, den der Kaiser ernannte, war der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen. Noch aber gewann dasselbe keinen rechten Fortgang, da die Interessen des Kaisers und der Stände zu weit auseinander gingen. Dem Kaiser lag an, dieses Regiment als Werkzeug in seinen europäischen Verwickelungen zu gebrauchen, während das Absehen der Stände vielmehr darauf ging, mittels dieses konstitutionellen Regiments dafür zu sorgen, daß das Reich nicht zu tief in diese Verwickelungen hineingezogen würde. Indes gewöhnte man sich doch immer mehr an den Gedanken, die Streitfragen der Einzelstaaten durch das Reich entscheiden zu lassen, wie z. B. die große pfalz-bayrische Erbfolgefrage nach einem Kriege, welcher die ungewöhnlich kurze Zeit von einem Jahre dauerte, durch den im Jahre 1505 zu Köln versammelten Reichstag entschieden wurde; dagegen fand Maximilian für seine auswärtige Politik, seine Stellung zu Ungarn, Frankreich, Italien, nur sehr spärliche Hilfe.

Kölner Reichstag. 1512. Die Landfriedenskreise.

Zu einem gewissen Abschluß kam das Verfassungswerk durch den im Jahre 1512 in Köln zusammentretenden Reichstag. Zur Durchführung des Landfriedens und der Entscheidungen des Reichskammergerichts wurde hier das deutsche Reich in zehn Landfriedenskreise organisiert, an deren Spitze je ein Kreisoberster mit zugeordneten Räten stand. Der größte dieser Kreise war — wir schreiten von Süden nach Norden fort — der österreichische, 2000 Quadratmeilen ungefähr, fast ganz aus den Besitzungen des Erzhauses gebildet; — der bayrische, etwa halb so groß, das alte Herzogtum und neun geistliche Stände umfassend, von denen der Erzbischof von Salzburg mit den Herzogen in München sich in die Direktion teilte; — der schwäbische mit zwei großen Territorien, dem Herzogtum Württemberg und der Markgrafschaft Baden und einer sehr großen Anzahl kleiner Territorien, vielleicht etwas über 700 Quadratmeilen umfassend; — der fränkische, mit nur noch 500 Quadratmeilen des alten Herzogtums, unter Direktion des Bischofs von Bamberg: sein bedeutendstes Territorium die brandenburgischen Fürstentümer, die reichste und wichtigste seiner Städte Nürnberg; — die beiden rheinischen, zusammen gegen 1000 Quadratmeilen, die reichsten Länder Deutschlands, mit drei großen geistlichen Kurfürstentümern, der Kurpfalz, zwei Herzogtümern, — Savoyen und Lothringen, — zahlreichen Bistümern und Reichsstädten; — der burgundische, welcher den größten Teil von Holland, Belgien, Luxemburg begriff; — der westfälische, von den Nordseeinseln bis tief nach dem Süden hineinreichend, 1250 Quadratmeilen, dirigiert von Münster oder von Kleve; — endlich die beiden sächsischen: der niedersächsische mit etwa 1420, der obersächsische mit 1950 Quadratmeilen. Jener enthielt zwei Erzbistümer, Magdeburg und Bremen, drei Bistümer, fünf Herzogtümer,

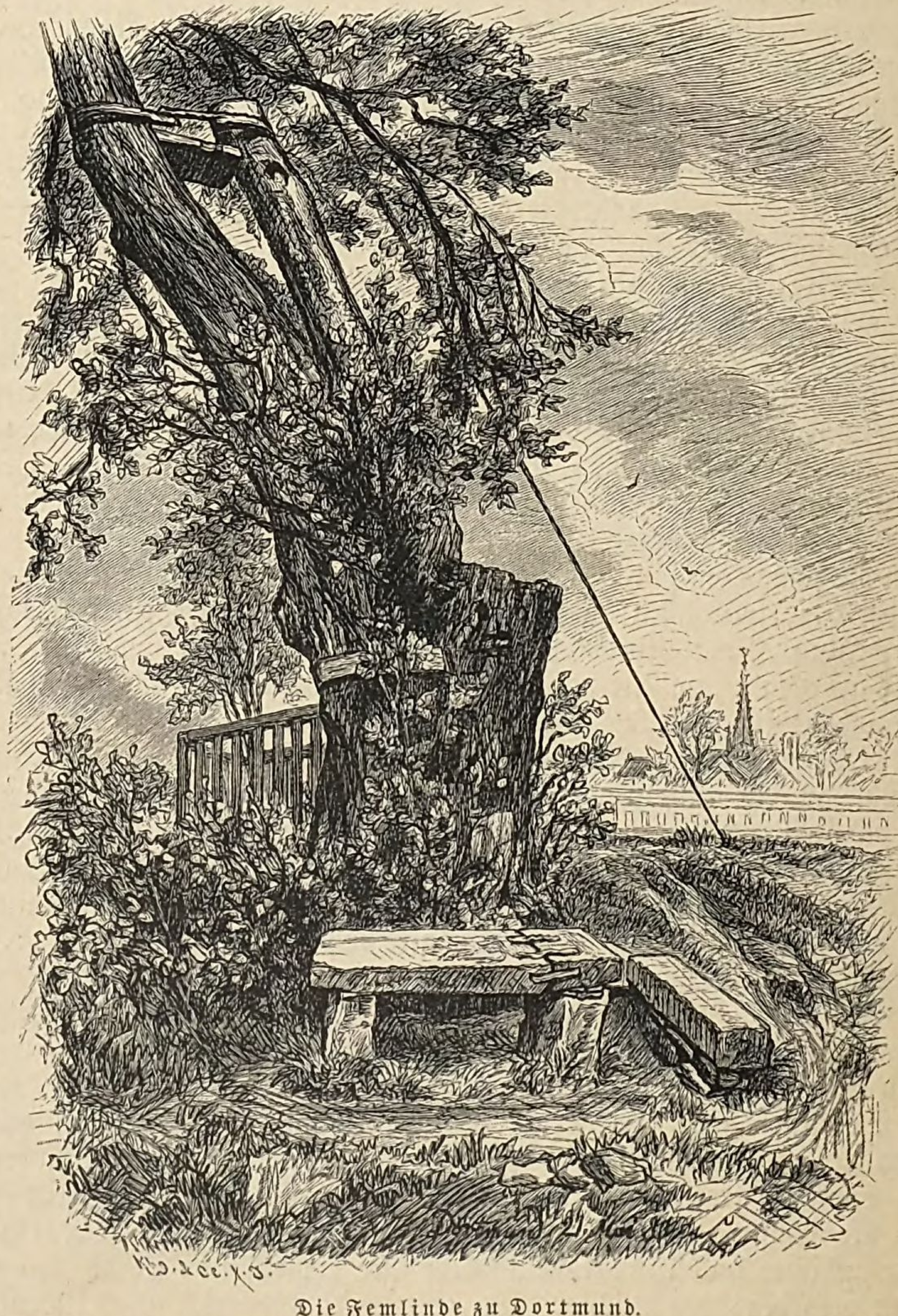
sechs Reichsstädte; dieser, der obersächsische, zwei Kurfürstentümer, Sachsen und Brandenburg, einige Fürstentümer und Grafschaften, aber keine Reichsstadt: das Direktorium war bei Kursachsen. Übrigens blieben große Länder, welche dem Namen nach zum Reich gehörten, wie Böhmen mit seinen Nebenländern, und so auch das Land der schweizerischen Eidgenossenschaft außerhalb der Kreiseinteilung. Die Karte bietet ein sehr buntes Bild: man bringt etwa dritthalbhundert „Kreisstände" heraus, von denen aber die kleineren auf den Reichstagen nur kollektiv nach Kurien stimmten.

Eine durchgreifende Staatsgewalt bestand auf diesem ganzen Raume nirgends. Den Kaiser beschränkten die Reichstage; die Angelegenheiten der Kreise berieten und bestimmten die Versammlungen der Kreisstände, die Kreistage, und jeder Landesfürst, jeder Kreisstand, Reichsstand, war wieder durch seine besonderen Stände, seine Landstände, gebunden. In zahllosen Versammlungen und Vereinigungen spielte sich das politische Leben dieser großen Nation ab. Der letztgenannte wichtige Faktor, die Landstände, hatte sich allmählich und in den einzelnen Territorien auf sehr verschiedene Weise entwickelt. Im allgemeinen läßt sich als ihre Grundlage die Notwendigkeit bezeichnen, in welcher der Landesfürst sich bei jeder wichtigen Gelegenheit befand, sich des guten Willens seiner Ministerialen und Vasallen, sowie auch der innerhalb seines Territoriums gelegenen Klöster, Stifter und Städte zu versichern. Befohlen, regiert wurde nicht viel in deutschen Landen. Man erzwang mit den Waffen den Gehorsam oder unterhandelte um denselben: und wenn dies Freiheit ist — und im allgemeinen war das allerdings die vorwaltende Meinung in der Nation — so hatte man allerdings ein gutes Recht von der deutschen Libertät zu sprechen: es gab aber dem politischen Leben der Nation etwas ungemein Schleppendes, und das deutsche Staatsleben dieser Jahrhunderte erscheint uns, die wir an einen rasch arbeitenden und streng durchgreifenden Regierungs- und Verwaltungsapparat gewöhnt sind, vielfach wie eine Karrikatur. Deutsche Zustände um 1500.

Der Schwerpunkt des Lebens und der Entwickelung, der Fortschritt der Nation ruhte in den einzelnen Territorien. Diese waren beschäftigt, ihre Souveränetät möglichst entschieden geltend zu machen und Reste früherer Entwickelungsstadien nach Kräften zu beseitigen. Diese waren auf allen Gebieten zahlreich: am längsten hielten sie sich im Gerichtswesen, wo die charakteristische Erscheinung der sogenannten Feme uns die alte und die neue Zeit, das Reich und die Landeshoheit im Kampf zeigt. Die Feme.

Auf dem Boden des Herzogtums Westfalen hatten sich, unter besonderen Umständen, die alten Volksgerichte aus den Tagen der Gauverfassung, der Zeiten Karls des Großen und selbst von noch früher her, erhalten, während überall sonst neue landesherrliche Gerichte aufgekommen waren: an den alten Malstätten, unter dem Vorsitz des Freigrafen, der vom Kaiser selbst den Gerichtbann empfing, traten diese Freigerichte zusammen. Die kaiserliche Macht sank nach der staufischen Zeit; die neue landesherrliche Macht war noch nicht völlig durchgebildet und ließ große Lücken; für ungezählten Raub und Frevel suchte man vergebens den Richter. Da gab diesen Gerichten ihr Altertum eine neue Autorität, an die ihre Mitglieder vor allem selbst glaubten: es waren kaiserliche Gerichte und es war eine Befriedigung des sittlichen und rechtlichen Bewußtseins, daß es wenigstens irgendwo Tribunale gab, bei denen man

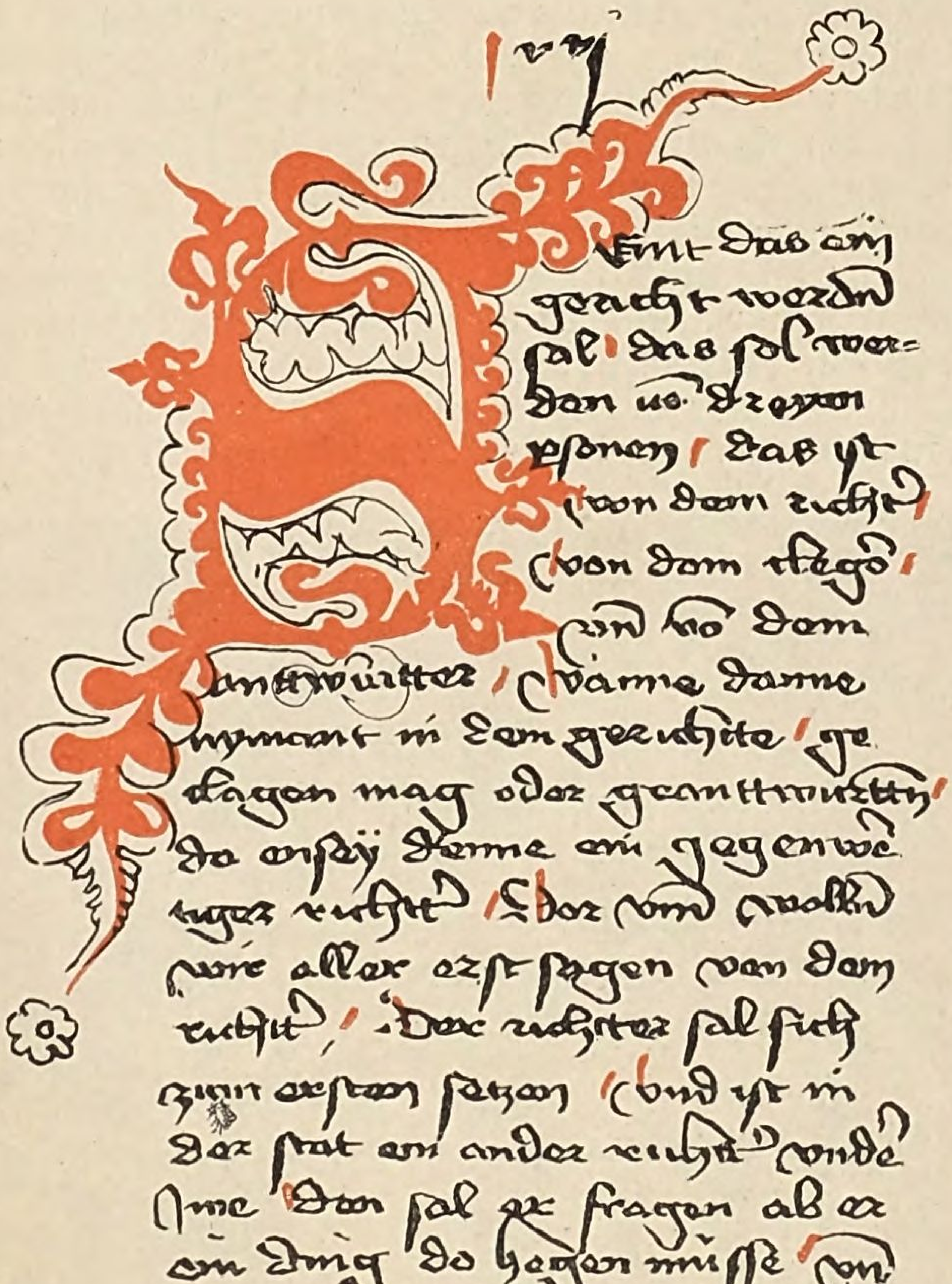
Klagen über gewisse Verbrechen anhängig machen konnte, für die sonst nirgends ein Richter und noch weniger ein Vollstrecker des Urteils sich finden wollte: sie selbst nahmen solche Klagesachen als Femwroge für ihre Kompetenz in Anspruch. Auch aus der Ferne schon suchte man in schweren Kriminalfällen — denn Zivilsachen gehörten nicht vor die Feme — dieses Gericht auf. Aber der Verklagte erschien nur in seltenen Fällen: ein öffentlich gefälltes Urteil würde ihn gewarnt und damit auch die Vollstreckung des Urteils unmöglich



Die Femlinde zu Dortmund.

Dieser ehrwürdige Zeuge der Vergangenheit erhebt sich, obgleich er vor mehreren Jahren den Hauptast verloren hat, noch zu einer sehr stattlichen Höhe. Der Tisch, worauf in schwachen Umrissen der Reichsadler ausgemeißelt ist, und die Bänke sind aus schlecht behauenen Steinblöcken roh zusammengefügt. Seitwärts umschließt ein Gehege die kräftigsten Wurzelschößlinge. Zahlreiche Eisenbänder, Drähte u. dgl. stützen und halten den Baum.

gemacht haben. Die Öffentlichkeit also hörte auf: nur Freischöffen, nur Mitglieder des Gerichts hatten Zutritt. Aber wer vollstreckte das Urteil — die ausgesprochene Acht, den Todesspruch? — es konnten nur die Freischöffen selbst sein und das Urteil mußte, um sein Ziel zu erreichen, gleichfalls geheim bleiben und wurde ebenso heimlich vollstreckt: seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts lesen wir von „heimlichen Gerichten". Es bildete sich nun ein dreifaches Vorurteil aus, welches diesen Gerichten einen großen Nimbus verlieh: daß nur schwerere, todeswürdige Verbrechen vor sie gehörten; daß sie nur da zuständig seien, wo sonst kein Recht zu erlangen war, und daß sie, von Karl dem Großen eingesetzt wie man nicht zweifelte, mit ihrer Kompetenz an keine Territorialgrenzen gebunden seien. Das Institut hatte seine sehr wohlthätigen Seiten und nach und nach finden wir die in die Geheimnisse der Feme, ihren Rechtsbrauch und ihre Formen Eingeweihten, die „Wissenden", über ganz Deutschland zerstreut, sodaß thatsächlich seit König Wenzels Zeit (1378) ein Freischöffenbundbestand, dessen Mitglieder sich an gewissen Symbolen erkannten, wo immer sie sich begegneten, wo immer sie einer des andern zur Vollstreckung des Urteils bedür-



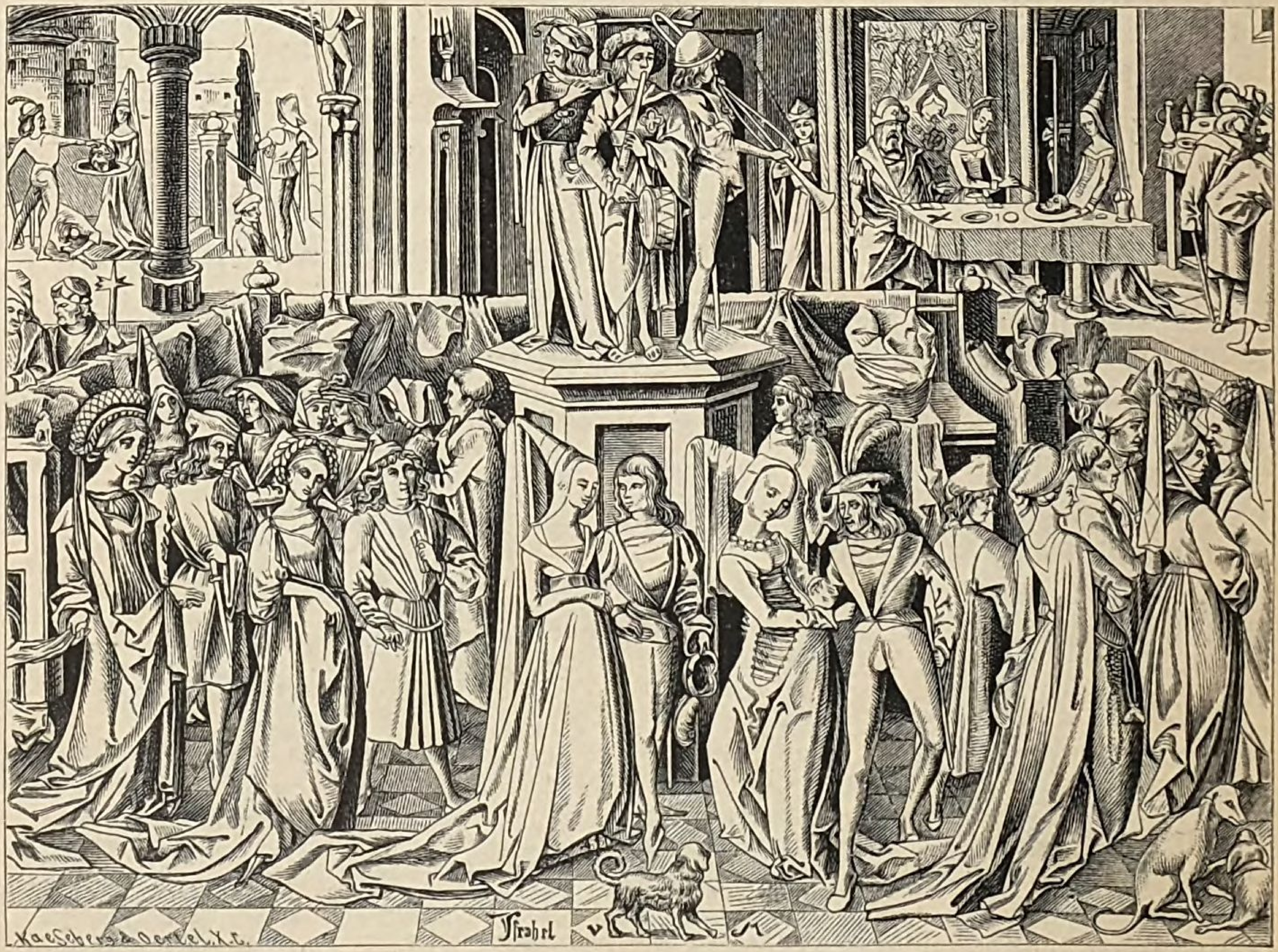
Nachbildung einer Seite aus der Originalhandschrift des Statutenbuchs des Westfälischen Gerichts im German. Museum zu Nürnberg.

„Seint das ein gericht werden sal, das sol werden us dreyen personen, das ist von dem richter, von dem cleger, und von dem anttwurtter, wanne danne nymant in dem gerichtte geclagen mag oder geanttwurtten, do ensey denne ein gegenwertiger richtter. Dor und wollen wir aller erst sagen von dem richtter. Der richtter sal sich zum ersten setzen, und ist in der stat ein ander richtter under ime, den sol er fragen ob er ein ding do hegen müsse, und . . ."

„Wenn ein Gericht gehalten werden soll, so soll es aus drei Personen bestehen, das ist aus dem Richter, aus dem Kläger und aus dem Antworter, so daß also niemand im Gericht klagen kann oder antworten, es sei denn ein Richter gegenwärtig. Hiernach wollen wir zu allererst von dem Richter sprechen. Der Richter soll sich zuerst setzen, und ist in der Stadt ein andrer Richter unter ihm, so soll er den fragen, ob er ein Ding da abhalten müsse, und . . ."

fen mochten. Der Sitz des Gerichts blieb aber auf der „roten Erde“, in Westfalen, und nur dort konnte man die Eigenschaft als Freischöffe erlangen. Von Nacht und Nebel, von Heimlichkeit im Sinne einer Verschwörung ist nirgends die Rede: am offenen Tage zwischen neun Uhr vormittags und drei Uhr nachmittags wurde in der Regel die Sitzung gehalten und in einem Falle, wo es sich um die Verurteilung eines bayrischen Herzogs handelte (1439), weiß man, daß achtzehn Freigrafen und achthundert Freischöffen zugegen gewesen sind. Die Ladebriefe an den Verklagten kamen in den meisten Fällen sicher an: aber der Geladene erschien selten: unter feierlichen Formen ward dann nach gefundenem Urteile die Sentenz verkündet. Wo dann irgendwo ein Gehenkter an einem Baume und ein Messer daneben im Boden steckend gefunden wurde, da erkannte man, daß ein Urteil der „heimlichen Feme“ vollstreckt war. Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts entfaltete die Feme ihre größte Macht; daß sie nicht lange auf ihrer Höhe sich behaupten konnte, daß sie bei den schweren Gebrechen, welche dieser Art des Richtens von vornherein anhafteten, bald entartete, bedarf keiner weiteren Darlegung: die Reste der Freigerichte aber hat erst das neunzehnte Jahrhundert begraben.

Fortschritte. Dieser Rest aus altkaiserlicher Zeit war nicht entwickelungsfähig. Der Fortschritt nach jeder Richtung, auf jedem Gebiete ging nicht mehr vom Ganzen



Städteleben im XV. Jahrhundert: Patrizisches Tanzfest.
Kupferstich von Israel von Meckenen.
(Durch Anbringung der Enthauptung Johannes des Täufers im Hintergrunde hat der Künstler diesem im übrigen unmittelbar aus dem Leben gegriffenen Bilde den Charakter einer biblischen Darstellung gegeben.)

sondern von den Gliedern aus. Man hat aus der Feder des Äneas Sylvius eine kurze Schilderung des damaligen Deutschlands, welche ein freilich sehr viel schwächeres Seitenstück zu einem berühmten Original, der Germania des großen römischen Geschichtschreibers bildet. Sie gibt doch im ganzen einen vorteilhaften Begriff von den deutschen Zuständen und charakterisiert mit ihren freilich von der Oberfläche aufgerafften Einzelheiten eine Epoche fleißigen Fortschreitens auf allen materiellen und auch auf den geistigen Gebieten: Zunahme der Bevölkerung und des Wohlstandes, schwungvollen Verkehr, besonders mit Italien, aber auch mit Frankreich, Spanien und andern Staaten, mannigfachsten Gewerb- und Kunstfleiß und immer höhere Vollkommenheit seiner Erzeugnisse — feine Tuche, Metallarbeiten, Glasarbeiten und welche Industriezweige nicht sonst —; Ausdehnung und Verbesserung des Jugendunterrichts; Errichtung von Hospitälern und Findelhäusern, Anstellung städtischer Ärzte; Badstuben, Frauenhäuser. Charakteristisch für den Fortschritt ist vor allem die wachsende Zahl der Universitäten: nach Leipzig wurden in rascher Folge in den nächsten Jahren noch acht, Rostock (1419), Greifswald (1456), Freiburg (1457), Basel (1460), Ingolstadt (1472), Tübingen (1477), Wittenberg (1502), Frankfurt a. d. Oder (1506), gegründet. Zugleich aber vollendete sich in diesem Jahrhundert der große geistige Umschwung in den leitenden Klassen, den man die Wiederherstellung der Wissenschaften oder den Humanismus nennt: er traf mit andern geistigen Strömungen, sowie mit einer Erfindung von ungeheurer Tragweite, dem Buchdruck, zusammen. Der abschließende Schritt bei dieser Erfindung, die Herstellung eines Druckapparats mit beweglichen Metalltypen geschah um 1450 durch einen deutschen Mann aus einer Mainzer Patrizierfamilie, welche, ein Opfer des Haders der Geschlechter und der Zünfte, im Anfang des fünf-



Städteleben im XV. Jahrhundert: Relief über dem Thore der ehemaligen Fronwage zu Nürnberg, das Wägen der Waren und Entrichten der Abgaben darstellend, von Adam Kraft, mit der Jahreszahl 1497 und der Inschrift: „Dir als (ebenso wie) ein(em) andern.“

zehnten Jahrhunderts die Stadt verlassen hatte, Johann Gänsfleisch zu Gutenberg. Ein Vertrag mit einem Bürger Johann Fust in Mainz, wo Gutenberg seit 1448 sich befand, verschaffte ihm das nötige Geld, und das erste Erzeugnis dieser Presse war ein Donatus im Jahre 1451, dem dann das Hauptwerk, die

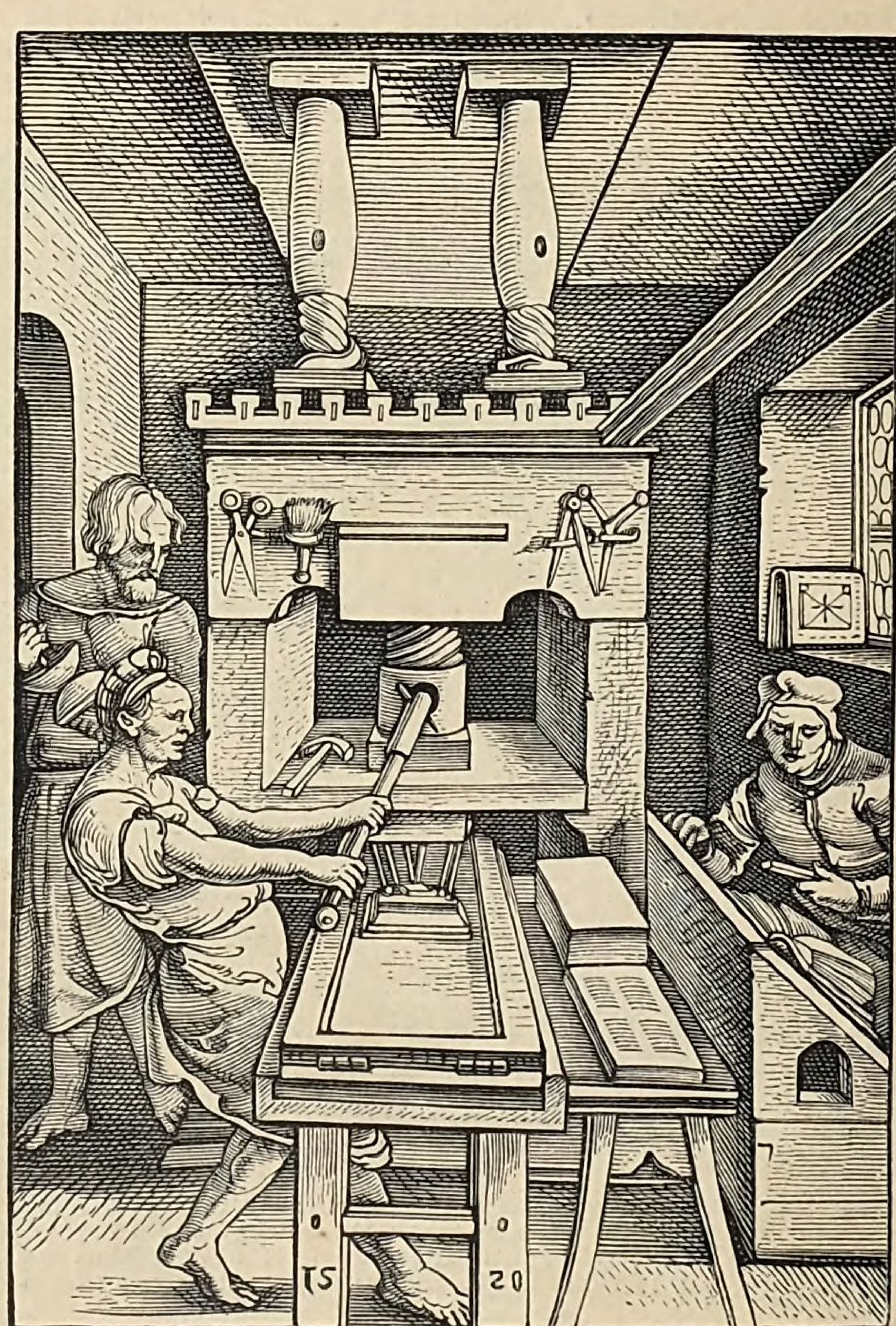


Abbildung einer Buchdruckerpresse von 1520.
Aus der Sammlung des Börsenvereins der deutschen Buchhändler zu Leipzig.

Bibel, einige Jahre später folgte. Weit weniger unmittelbar wirkte eine Erfindung, die man häufig mit jener zusammenzustellen und der man einen großen Einfluß auf die Herbeiführung eines neuen Zeitalters zuzuschreiben pflegt: die Erfindung des Schießpulvers. Allein von einer solchen kann man streng genommen nicht sprechen. Man kannte das Pulver seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts und fing im nächsten an, es im Kriege zu verwenden, ohne daß es die große Überlegenheit gegeben hätte, die man aus dem Bewußtsein späterer Entwickelungen heraus sich vorstellt: jene Wirkung, die man dem Feuergewehr

gewöhnlich zuschreibt, daß es die ritterliche Tapferkeit überflüssig gemacht, den Krieg mechanisiert und damit demokratisiert habe, tritt erst viel später zu Tage. Dagegen führt uns allerdings die Kunst des Drucks mit gegossenen Metalltypen unmittelbar an die Schwelle einer neuen Zeit: wir werden diese Kräfte besser würdigen, wenn wir zuvor noch den Blick auf die politischen Entwickelungen Frankreichs und Englands, sowie der pyrenäischen und der italischen Halbinsel gerichtet haben.

3. England und Frankreich.

England und Frankreich.

In diesem Jahrhundert trennten sich die Geschicke dieser beiden Länder, England und Frankreich, für immer und die zwei Staaten bildeten sich jeder in seiner natürlichen Sphäre in eigentümlicher und vielfach gegensätzlicher Weise aus. Eine Zeitlang schien es, als ob sie unter Königen des plantagenetischen Hauses vielmehr zu einem Reiche vereinigt werden würden: eben in den Tagen der äußersten Gefahr erwachte dann das französische Nationalgefühl zu wunderbarer Stärke und half, indem die Engländer auf ihre Insel zurückgeworfen wurden, zwei großen Völkern zur letzten Ausbildung ihrer nationalen Eigenart.

Frankreich seit 1380.

Auf Frankreichs Thron saß seit 1380 Karl VI., der mit zwölf Jahren die Regierung antrat und später in eine Gemütskrankheit verfiel, welche eine Regentschaft zu einer fortdauernden Notwendigkeit machte. Durch die Ungeschicklichkeit seines Vorgängers, König Johanns, der die großen Lehen unter seine Söhne geteilt hatte und, wie erwähnt, nach längerer Gefangenschaft auf fremdem Boden gestorben war, war ein Keim der Zerrüttung und der Zwietracht eben unter den dem Throne zunächststehenden großen Häuptern und Häusern erwachsen, einer Zwietracht, die jetzt zwischen dem Bruder des Königs, Herzog Ludwig von Orleans, und dem Oheim, Herzog Philipp von Burgund, um die Verwaltung der Regierung in voller Flamme ausbrach. Sie schied das ganze Reich in



Siegel König Karls VI. von Frankreich.
Aus dem britischen Museum in London.

eine burgundische und in eine Partei der Orleans oder der Armagnacs. Unter diesen Umständen erneuerte der hervorragende Fürst, der seit 1413 in England herrschte, Heinrich V., den Anspruch auf den unabhängigen Besitz der französischen Landschaften, welche den englischen Königen gehört hatten und da ihm die augenblicklich stärkere Partei der Orleans nicht zu Willen war, erneuerte er den Krieg, wobei er auf die unzufriedenen Elemente in Frankreich selbst zählen durfte. Er schiffte sich mit einem Heere ein: an einem großen Schlachttage, am 25. Oktober 1415, beim Schloß Azincourt, im heutigen Departement Pas de Calais, brachte er dem französischen Heere eine vernichtende Niederlage bei: die englischen Bogenschützen, eine plebejische Truppe, wurde hier des französischen Adels Meister, dessen Blüte das Schlachtfeld deckte; nur fünfzehnhundert Gefangene zählte man, während man die Zahl der Verwundeten und Toten zu zehntausend berechnet. Das Schlimmste aber war, daß die Niederlage Frankreichs, welche den Stolz der Engländer mächtig hob, auch die Freude der burgundischen Partei erregte und die Zerrüttung des Reiches zunahm: unheilbar wurde der Haß, als 1419 der Herzog Johann von Burgund bei einer Zusammenkunft mit dem Dauphin, die auf der Brücke über die Yonne stattfand, welche Stadt und Schloß Montereau verbindet, von einigen Dienern des Prinzen ermordet wurde. Im Vertrage von Troyes, 1420, erkannte der Herzog von Burgund den König Heinrich von England nach dem Ableben Karls VI. als seinen rechtmäßigen König und Herrn an: dieser vermählte sich mit Katharina, der Tochter Karls VI. und der bayrischen Prinzessin Isabella, einer unnatürlichen Mutter, welche sich von ihrem Sohne, dem Dauphin, losgesagt hatte. So erlangten die Engländer völlig das Übergewicht: als 1421 der unglückliche König Karl VI. gestorben war, galt Heinrich V. als rechtmäßiger König von Frankreich. Der Knabe, dem dieser bei seinem kurz darauf folgenden Tode im Jahre 1422 seine große Stellung hinterließ, das neun Monate alte Kind Heinrich VI., wurde nach Paris gebracht, und sieben Jahre lang waren die Engländer die Herren im Lande. Dem angestammten König Karl VII. ging alles Land nördlich von der Loire verloren; im Jahre 1429 war auch die Stadt Orleans, der Schlüssel zu dem südlichen Teile des Reichs, auf dem Punkte, der englisch-burgundischen Übermacht zu erliegen: als das Wunder erfolgte, das den wie es schien unaufhaltsamen Gang der Geschicke wendete.

Englisch-französischer Krieg. Jungfrau von Orleans.

Ein Bauernmädchen aus dem Dorfe Domremy, an der Grenze von Lothringen und der Champagne, war es, welches dem Siegeslauf der Engländer Halt gebot, dem französischen Nationalgeist den Anstoß gab und diesem Volke jenen kurzen Augenblick des Besinnens verschaffte, während dessen die Kräfte des Widerstandes sich erheben und zu einigen Erfolgen sich sammeln konnten. Die Jugend des zwanzigjährigen Mädchens zeigt gerade nichts Außergewöhnliches. Eine eifrige Frömmigkeit zog ihr zuweilen den Spott ihrer Umgebungen zu; die politischen Streitigkeiten waren auch dort in jenen lothringischen Landschaften eingezogen und die Dörfer selbst parteiten sich; die Knaben von Domremy, wo man orleanistisch gesinnt war, rauften sich mit denen des Nachbardorfes, welche burgundisch dachten. Von der Not des Landes, der Heiligkeit des angestammten Königtums, dem Widerwillen gegen die Fremdlinge, die von jenseits des Meeres gekommen, erfüllt glaubte sie himmlische Stimmen zu vernehmen, die eine günstige Wendung der Dinge weissagten und ihr selbst die Rolle zuwiesen, das



Ankunft der Jungfrau von Orleans im Schlosse von Chinon am 6. März 1428.
Gleichzeitige farbige Stickerei deutschen Ursprungs im Museum zu Orleans.

Die Jungfrau, begleitet von 4 Rittern, sitzt in voller Rüstung zu Pferde, auf dem Haupte eine rote Kappe mit Federbusch über dem eisernen Helm. In der Rechten hält sie ihre Standarte mit dem Bildnisse Gottes zwischen zwei Engeln, daneben die Worte „Jhesus Maria" und drei Lilien. Links tritt der König Karl VII., die Krone auf dem Haupte, zu Fuß über die Zugbrücke des Schlosses, einer der Begleiter reitet der Jungfrau voraus, dieselbe gleichsam dem Könige vorstellend. Ein fliegendes Band über dem Bilde enthält die deutschen Worte: Hie komt die Jungfrow von Got gesant dem Delphin in sin Land. Die Größe der Stickerei ist 80 cm. hoch, 105 cm. breit. (Nach Lacroix.)

schwerbedrängte Orleans zu entsetzen und den König Karl nach Rheims zu führen, damit er dort gesalbt und gekrönt werde. Mit unwiderstehlicher Gewalt trieben diese Stimmen und Gesichte sie vorwärts: man meldete die wunderbare Sache dem Befehlshaber der nächsten Garnison und dieser meldete sie dem König, vor dem Johanna d'Arc bald selbst erschien. Man rief die Theologen zu Hilfe, um bei einem so ungewöhnlichen Falle zu raten: die Jungfrau zeigte sich gut katholisch und man gab sie nun einer Expedition bei, welche Lebensmittel nach Orleans bringen sollte. Diese Unternehmung gelang: am 28. April 1429 erreichte sie die Stadt, und bei einigen Kämpfen bewährte sie ihre Sendung durch die ermutigende und siegbringende Wirkung, die ihr Erscheinen und ihre Fahne, mit dem Bilde des Erlösers auf der weißen Leinwand, sowie jener ihr eigne, unbedingte Glaube äußerte, von welchem das Evangelium sagt, daß wer ihn habe, auch nur eines Senfkorns groß, Berge versetzen könne. In der That trat jetzt die Wendung zum Besseren ein, Streitbare strömten dem König zusammen, ihm selbst wuchs die Zuversicht, als die Jungfrau ihm mit der Unfehlbarkeit einer religiös Ergriffenen den Willen Gottes verkündigte — daß er jetzt zu Rheims gekrönt werden solle. Und als auch dies in der That glücklich gelungen, war ein moralischer Erfolg vom höchsten Werte erreicht. Die Städte wendeten sich, eine nach der andern, wieder dem rechtmäßigen König zu; der Druck, der auf der Nation lag und ihre Kräfte lähmte, verlor sich. Johanna selbst glaubte ihre Mission erfüllt und begehrte nach Hause. „Die Kriegsmänner werden streiten und Gott wird den Sieg verleihen" sagte sie: sie hatte nicht selbst das Schwert geführt, sondern nur die Fahne getragen. Unglücklicherweise ließ sie sich bestimmen, beim Heere zu bleiben, und bei einem Versuch, das von den Engländern und Burgundern belagerte Compiegne zu entsetzen, geriet sie in feindliche Hände (Mai 1430). Im Namen des Königs Heinrich VI. wurde ihr der Prozeß gemacht, und der vereinigten Theologie und Jurisprudenz dieser Zeit wurde es nicht schwer, mehr als ein todeswürdiges Verbrechen auszumitteln, dessen sie sich schuldig gemacht — wozu hätte es die Inquisition und Gutachten der Pariser Universität gegeben? Das arme Mädchen berief sich auf den Papst: der aber war weit weg, und nachdem man mit Arglist ihr Handzeichen unter einer Art von Geständnis erschlichen hatte, ward sie ins Gefängnis gebracht und dort so lange gequält, bis man sie als eine rückfällige Ketzerin betrachten und demgemäß verfahren konnte. Auf dem alten Markt zu Rouen erlitt sie, der Akte de comburendo haeretico entsprechend, die Strafe der Lollharden, den Feuertod.

Friede von Arras. 1435.

Der Krieg zog sich noch Jahre hin und das Land litt schwer: aber der Plan, England und Frankreich zu einem Reiche zu machen unter englischem Zepter, war schon nicht mehr durchführbar. Im Jahre 1435 söhnte sich Herzog Philipp von Burgund in dem Frieden von Arras mit Karl VII. aus. Es war ein großer Friedenskongreß: indes die Verhandlungen zwischen England und Frankreich führten zu keinem Ziel. Dagegen wurde der Rücktritt des Herzogs zur französischen Sache erlangt, allerdings mit großen Opfern und Zugeständnissen: im gleichen Jahre starb eine wenn nicht mehr gefährliche, so doch erbitterte Feindin des Königs, seine Mutter Isabeau. Die nächste Folge des Friedens, der das Herzogtum Burgund fast ganz selbständig machte, war doch, daß der Kampf gegen die Engländer sich ganz zu deren Ungunsten wendete.

Im Frühling 1436 verloren sie Paris: erst im Jahre 1444 kam es zu einem Waffenstillstand, der, mehrmals verlängert, doch zu keinem förmlichen Frieden führte; thatsächlich aber behielten die Engländer nur Calais und die normannischen Inseln.

Spätere Regierung Karls VII.

Für Frankreich hatte dieser Krieg günstige Folgen, obgleich er im einzelnen viel materielle Not nach sich zog. Der Gegensatz gegen die Engländer, jedem Auge auffällig und jeder Empfindung fühlbar, milderte die Parteigegensätze im eigenen Volke



Karl VII. von Frankreich.
Miniature aus einem Manuskript des XV. Jahrhunderts. (Nach Lacroix).

und brachte das französische Nationalbewußtsein vollends zur Reife. Karls VII. Persönlichkeit aber war wohlgeeignet, die Wunden, welche die Parteiwut und der Krieg geschlagen hatten, zu heilen. Seit dem Frieden zu Arras war er wieder in der Lage, das Ruder zu führen: er trug niemand seine Parteistellung nach und gehorchte dabei einem Drange seines milden, gutmütigen Herzens, das ihn zu der Königsrolle des Versöhners nach erbitterten Kämpfen vorzugsweise geeignet machte. Eine wichtige Maßregel in derselben nationalen Richtung, welche für ihn aus seiner ganzen Lage sich ergab, war die Annahme der Beschlüsse des Baseler Konzils, welche in Gemeinschaft mit einer Versammlung der

französischen Geistlichkeit zu Bourges geschah: in einem Edikt, der pragmatischen Sanktion (Juli 1438), proklamierte König Karl diese Beschlüsse, welche vor allem gegenüber der päpstlichen Gewohnheit Fremde, dem Volke Unbekannte, wo nicht sonst Unwürdige zu den geistlichen Stellen zu ernennen, das Recht der freien Wahlen wieder herstellten und der gallikanischen Kirche ein hohes Maß von Selbständigkeit schufen. Zugleich ward Verwaltung, Rechtspflege und öffentlicher Haushalt in Ordnung gebracht, das Parlament — der oberste Gerichtshof — zu Paris wiederhergestellt, und durch Ordnung der Finanzen ein Schritt von großer Bedeutung möglich gemacht: die Anfänge eines stehenden Heeres. Das Unheil der Söldnerbanden, welche der Friede oder Waffenstillstand entbehrlich gemacht hatte, und die man nicht auflösen konnte, weil sie entweder noch nicht bezahlt waren oder weil sie die Auflösung ihrem Vorteil nicht gemäß fanden, haben wir schon in Deutschland und in Italien kennen gelernt. Wo man konnte schob man diese vom Krieg verwilderten und durch augenblicklichen Mangel an Beschäftigung noch gefährlicheren Haufen einem Nachbarlande zu: sie bildeten außerdem ein bereites Mittel für jeden ehrgeizigen Großen, der sich der legitimen Gewalt widersetzen oder ihr etwas abtrotzen wollte. Es gab nur ein Mittel, den Mißhandlungen ein Ziel zu setzen, welchen die Bevölkerungen durch diese Scharen arbeitsloser Kriegshandwerker ausgesetzt waren — die Regierung, der Staat mußte sich das Privilegium vorbehalten, Truppen zu halten. So geschah es hier (1439). Die Großen, Barone und Prälaten, verzichteten darauf, ohne Erlaubnis des Königs Truppen zu halten und zu letzterem Zweck eigenmächtig ihre Unterthanen zu besteuern. Hinfort gab es für gewöhnliche Zeiten nur die königlichen Ordonnanzkompanien, die der König besoldete, deren Kapitäne er ernannte: anfangs eine Macht von bescheidener Stärke, fünfzehn Kompanien, jede zu hundert „Lanzen" und diese zu sechs Reisigen, also neuntausend Mann im ganzen. Aber, was die Hauptsache war, ein Anfang war gemacht und mit diesem Anfang eines stehenden Heeres, das in Wahrheit als eine große Wohlthat angesehen werden mußte, war zugleich das Übergewicht des monarchischen Gedankens in Frankreich entschieden. Die Krone verfügte über regelmäßige Einkünfte, die von ihren Beamten eingefordert wurden, über eine bewaffnete Macht, deren Führer nur ihr verpflichtet waren; die Städte und die Geistlichkeit waren ihr zugethan und an sie gebunden, weil ihr Interesse bei einem starken nationalen Königtum am besten gewahrt wurde; das Recht wurde in letzter Instanz in ihrem, der Krone, Namen gesprochen. Dieses neue — beziehungsweise und in diesem Umfang neue — Prinzip durchgreifender monarchischer Ordnung lebte sich weiter ein unter den drei folgenden Regierungen, Ludwigs XI. 1461—83, Karls VIII. 1483 bis 1498 und Ludwigs XII. 1498—1515.

Ludwig XI. und Karl der Kühne.

Gleichwohl war, der seitherigen Entwickelung der gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse in ganz Europa entsprechend, der Hochadel noch sehr selbständig und sehr mächtig, und seinen letzten Kampf hatte das französische Königtum eben gegen seinen größten Vasallen, den ersten der zwölf Pairs von Frankreich, den Herzog von Burgund, zu führen. Die glänzende Hofhaltung des Herzogs von Burgund, Karls des Kühnen, der, wie im Zusammenhange der deutschen Dinge erwähnt worden, seinem Vater Philipp dem Guten 1467 gefolgt war, verdunkelte weit den sparsamen Haushalt Ludwigs XI., wie dessen bescheidene

Gestalt hinter der des Herzogs zurücktrat. Aber dessen Rolle, glänzend wie sie sich anließ, war bald ausgespielt: gegen den nach allen Seiten Umsichgreifenden fand Ludwig Verbündete, und für ihn wurden in Wahrheit jene Siege von Grandson, von Murten, von Nancy gewonnen. Ein Vertrag von 1474 sicherte dem König von Frankreich auch für künftige Zeit gegen gutes Geld die Kraft eidgenössischen Fußvolks; ein Abkommen, der zweite Friede von Arras (1482) sicherte ihm, mit der Hand von Karls Enkelin Margarethe von Österreich für seinen Dauphin den ihm gelegensten Teil der burgundischen Länder; auch Neapel und die Grafschaft Provence fielen ihm zu, nachdem der Graf Karl von Maine, der rechtmäßige Erbe des letzten Anjou (René II.) ihn einen Tag vor seinem Tode zum Erben erklärt hatte (1481). Vergrößert und befestigt hinterließ Ludwig das Königreich, das er mit allen Mitteln, mit großartiger Konsequenz in jeder kleinen und großen Kunst und List, ohne ritterliche und königliche Gesinnung, aber seines Zieles vollkommen bewußt gemehrt hatte, seinem unmündigen Sohne Karl, als er August 1483 in der Zurückgezogenheit seines Schlosses Plessis bei Tours starb. Die Gefahren, mit denen die Minderjährigkeit des Königs die monarchische Entwickelung aufs neue bedrohte, gingen vorüber. Die Versammlung der Stände zu Tours 1484 erwies sich bei ihren Abstimmungen weniger frei, als bei den Reden, die in ihrem Schoße laut geworden waren: die beiden noch übrigen Magnaten von größerer Macht, der Herzog von Bretagne und der von Orleans, die sich in Waffen erhoben, wurden von Ludwigs XI. energischer Tochter Anna, der Regentin, mit Hilfe schweizerischer Truppen überwunden, und die Tochter des Herzogs von Bretagne brachte, als im Jahre 1488 ihr Vater gestorben, 1491 mit ihrer Hand, die sie, freilich nicht freiwillig, Karl VIII. reichte, das Herzogtum der Krone Frankreich zu. Als dieser zu seinen Jahren gekommen war, unternahm er jenen Zug nach Italien, um seine Ansprüche als Erbe der Anjous auf Neapel geltend zu machen. Leicht und



Bronce-Münze mit den Bildnissen Ludwigs XII. von Frankreich und seiner Gemahlin Anna von Bretagne (Witwe Karls VIII.), vom Jahre 1499, in der Bibliothek zu Metz.

Diese Münze ist, wie sich aus der Umschrift ergibt, auf die Vermählung Ludwigs mit Anna von Bretagne von der Stadt Lyon geprägt und scheint die beiden Porträts in ihrer Hochzeitstracht darzustellen.

schnell ging die Eroberung von statten und im Mai 1495 zog er in Neapel ein: aber sie zu behaupten war schwieriger, und schon im folgenden Jahre kehrte der König vom Hause Aragonien, Ferdinand II., wieder in die Hauptstadt zurück. Karl VIII. starb noch in jungen Jahren (1498), ehe er in einem zweiten Zuge sein Heil versuchen konnte: sein Nachfolger war, da er kinderlos starb, der nächste Verwandte, der Herzog von Orleans, Ludwig XII.



Ludwig XII. von Frankreich.
Nach einer Miniature in der Nationalbibliothek zu Paris. (Nach Lacroix.)

Ludwig XII. In einer verhältnismäßig kurzen Regierung (1498—1515) bereitete sich dieser ein rühmliches Gedächtnis. Die Händel in Italien, deren noch zu gedenken sein wird, mußte er freilich ungeschlichtet seinem Nachfolger hinterlassen, aber im Innern stellte sich unter ihm ein geordneter und erwünschter Zustand fest. Der König selbst wußte sich das Vertrauen aller Klassen der Bevölkerung zu erwerben, deren Interessen er mit Billigkeit gegeneinander abwog. Von der Gier nach immer weiterer Macht war er frei; er mischte sich nicht in die Wahlen der Geistlichen und ließ der Rechtspflege durch die Parlamente freien Lauf; indem er selbst über Einkünfte und Ausgaben genau Buch führte, gelang ihm, trotz des Krieges in Italien die Taille — die nach Maßgabe des Eigentums bestimmte, von den staatlichen Organen geschätzte, von den Ständen bewilligte Personensteuer — herabzusetzen; für eine gute Kontrolle war gesorgt. Fremde

Beobachter wie z. B. italienische Gesandte urteilen im Gegensatz zu ihrem eignen, von den widerstrebendsten Kräften in ewiger Unruhe erhaltenen Vaterlande über den damaligen Zustand der französischen Monarchie überaus günstig: das erbliche Königtum unerschütterlich gegründet, aber durch gute Gesetze und durch die Parlamente weise beschränkt; die verschiedenen Stände, der Adel, der hohe und niedere, in seiner Sphäre frei sich bewegend, und dabei der Übergang von einem Stande zum andern häufig; auch die Stellung der Geistlichen finden sie gesicherter, weniger beneidet als in Italien.

England seit 1422.

Dagegen hatte England nach dem Tode Heinrichs V. (1422) eine stürmische Zeit durchzumachen. Der kraftvolle Fürst starb, ehe er seinen Titel „König von Frankreich und England" zur Wahrheit gemacht hatte, und hinterließ den Thron einem Kinde, Heinrich VI. (1422—1461). Die beiden Oheime, der Herzog von Glocester und der von Bedford, verwalteten für ihn die Geschäfte, und der letztere, ältere, leitete den Krieg in Frankreich, auf welchen das Interesse der Nation vorzugsweise gerichtet war. Wir haben gesehen, wie dort seit 1429 das Glück sich wandte: der Regent starb zu Rouen, nachdem er das Mögliche gethan die große Eroberung zu behaupten, eben in den Tagen, als die Aussöhnung des Königs von Frankreich und des Herzogs von Burgund erfolgte und dieser Abfall eines unentbehrlichen Bundesgenossen die Lage der Engländer in Frankreich noch mehr aussichtslos machte. Auch von Schottland her waren sie bedroht: schottische Truppen dienten im französischen Heere: um 1450 war der Kampf entschieden, Karl VII. Herr des ganzen französischen Landes, auch der ältesten englischen Besitzungen, Guienne und der Normandie.

England unter Heinrich VI. 1422—1461.

Man hat mit Recht bemerkt, daß dieses Ergebnis an sich betrachtet ein Glück wie für Frankreich so auch für England gewesen sei: dieses Land sei, ebenso wie jenes, dadurch sich selbst zurückgegeben worden: zunächst aber diente das Mißlingen der großen Unternehmung dazu, die Autorität des Königtums in England zu schwächen und ehrgeizigen Großen einen Vorwand zu Usurpationen zu geben. Im Jahre 1447 erreichte die Katastrophe den Herzog von Glocester, der sich bei dem schwankenden unselbständigen Charakter des Königs gegen die ihm widerstrebenden Einflüsse mit Mühe gehalten hatte und wenig beliebt war. Er ward verhaftet, aber noch ehe der Hochverratsprozeß wirklich begann, fand man ihn tot in seinem Bette. Dies war nur der Anfang einer blutigen Reihe. Der Mann, welchen nach ihm die Gunst des Königs und seiner ihn beherrschenden Gemahlin Margarethe von Anjou an die Spitze stellte, der Herzog von Suffolk, erlag einem Akt der Volksrache, nachdem man ihn vor dem Haß des Unterhauses gerettet hatte (1451); schon trat eine Partei hervor, welche des Königs Rechte bezweifelte, und die Krone dem Herzog Richard von York übertragen wissen wollte. Eben jetzt (1453) wurde dem König ein Sohn geboren, und da jener unmittelbar darauf in einen Zustand geistiger und körperlicher Schwäche verfiel, der ihn zur Regierung unfähig erscheinen ließ, so setzte die Yorksche Partei es durch, daß ihr Herzog die Regierung als Protektor übernahm (1454). Während die Gewalt in raschem Wechsel gewonnen und verloren wurde, ergriff die Parteiung, York und Lancaster, weiße und rote Rose, immer weitere Kreise der Nation. Dem Ausbruch des Bürgerkriegs ging (1458) noch eine Versöhnung voraus: aber bald war er in vollem Gange. Die Rechtsansprüche des Herzogs von York konnten gegründeter sein, und in der That hatte Heinrich V.,

Lancaster, wie früher erzählt, den Thron kraft einer Revolution bestiegen: aber dieses Haus war nun seit sechzig Jahren im Besitz und somit im Recht, — auch war darum, um das Recht, wenig die Frage. Im Sommer 1460 war die Partei Yorks siegreich; die Königin und ihr Prinz ward flüchtig, der König war in den Händen der Sieger und mußte ein Parlament berufen, wo die Kronfrage dann dahin entschieden wurde, daß König Heinrich die Krone während der Tage seines Lebens tragen solle, worauf sie an den Herzog und dessen Erben übergehen werde. Aber die Kraft der Lancasterschen Partei war noch nicht gebrochen: noch im gleichen Jahre fiel der Führer der Yorkschen, ihr Herzog selbst in einem unglücklichen Treffen den Lancasterischen in die Hände und wurde ohne Säumen von den Siegern enthauptet. Die Königin erfocht einen zweiten Sieg und bekam auch ihren Gemahl — eine bloße Schachfigur in dem großen Spiel — wieder in ihre Hände: aber des Herzogs Sohn, der Graf von March, Eduard, gewann, vereinigt mit den Truppen des Grafen von Warwick, des Hauptes der Partei, die Oberhand und zog Februar 1461 in London ein, wo er dann als König Eduard IV. ausgerufen wurde.

Kampf der beiden Rosen.

Seine Regierung währte von 1461—1483. Der Kampf der roten und der weißen Rose dauerte unter vielen Schwankungen, Verrätereien und Greueln fort. Im Jahre 1463 hatte Eduard die feindliche Partei so weit überwältigt, daß die Königin Margarethe mit dem Prinzen sich über das Meer nach Flandern retten mußte; im Jahre 1464 kam auch der unglückliche König Heinrich VI. in seine Gewalt, den er in den Tower bringen ließ. Eine Zeitlang konnte nun Eduard die Freuden des Königtums genießen: die Geschäfte überließ er den Nevilles und den Woodvilles, der Familie des Grafen Warwick und den Verwandten seiner Frau. Ihre Eifersucht führte zu neuen Wirren und Aufständen und das Unerhörte geschah: der Graf von Warwick, der dem König Eduard zum Thron verholfen, versöhnte sich mit seiner alten Feindin, der Königin Margarethe, mit welcher er zu Amboise, am Hofe Ludwigs XI. zusammentraf (1470). Nun wandte sich das Blatt: Warwick erschien an der Spitze einer Lancasterschen Streitmacht auf englischem Boden: König Eduard, ungerüstet, entfloh nach Holland, und Warwick mit dem Herzog von Clarence, dem Bruder König Eduards, ging nach London, wo nun Heinrich VI. aus dem Tower gezogen wurde und wieder als König auftrat. Aber 1471 landete Eduard, der auf dem Kontinent mit burgundischem Gelde gerüstet hatte und sah sich alsbald von seinen Parteigängern verstärkt; auch sein Bruder Clarence, von neuem Verräter, ließ die weiße Rose aufstecken; bei Barnet, etwas nördlich von London, kam es zum Kampf zwischen Eduard und dem Heere Heinrichs, welches Warwick befehligte. Die Sache Yorks siegte, der Graf Warwick selbst blieb in der Schlacht, und Eduard bestieg den Thron wieder, während Heinrich VI. wieder im Tower verschwand. Am Tage der Schlacht war auch Königin Margarethe in Plymouth gelandet: noch einmal versuchte die Lancastersche Partei das Glück der Waffen, aber mit nicht besserem Erfolg, bei Tewkesbury: die Königin selbst und ihr Sohn wurden gefangen genommen und der letztere, Prinz Eduard, sofort getötet. Einige Wochen später, an demselben Tage, wo der Sieger in London wieder eingetroffen war, starb König Heinrich im Tower: jetzt, wo sein Kronprinz getötet war, erschien es zeitgemäß, auch ihn zu beseitigen. Einen Augenblick schien es, als wenn Eduard IV. den nationalen Krieg um Frank-

reich wieder aufnehmen wollte. Er benutzte die Zurüstungen zu demselben, für welche die Bewilligungen des Parlaments nicht ausreichten, zu einer neuen finanziellen Erfindung, den freien Gaben oder Benevolenzen, zu welchen einzelne Reiche durch das persönliche Ersuchen des Königs, dem sie nicht zu widersprechen wagten, herangezogen wurden. Allein der Herzog von Burgund, auf den er rechnete, hatte seine Hilfsmittel erschöpft, Eduard selbst war nicht besonders kriegslustig und König Ludwig XI. wußte auf einer Zusammenkunft ihn zum Frieden zu bestimmen (1475). Im Jahre 1478 starb auch der Herzog von Clarence, mit dem der König wieder zerfallen war, im Tower, ohne Zweifel eines gewaltsamen Todes: 1483, erst zweiundvierzig Jahre alt, König Eduard IV. selbst.

Der Strom von Blut und Schmutz, welchen die englische Geschichte oder richtiger die Geschichte des englischen Königtums in diesen Zeiten darstellt, wälzte sich weiter. Auf Eduard IV. folgte sein zwölfjähriger Sohn Eduard V.: der erste der Prinzen von königlichem Geblüt, Richard Herzog von Glocester, wußte sich der Leitung zu bemächtigen und nahm den Titel eines Protektors an. Mit teuflischer Geschicklichkeit, brutale Gewalt mit abgefeimter List verbindend, schritt dieser weiter; nachdem er einige zuverlässige Freunde der Witwe und der Kinder Eduards IV. hatte hinrichten lassen, brachte er auch den zweiten Prinzen, Eduards V. jüngeren Bruder in den Tower, der zugleich Palast und Staatsgefängnis war. Indem er dann sich die Miene gab, die rechtmäßige Geburt der beiden Prinzen zu bezweifeln und den unerbaulichen Lebenswandel des letzten Königs zum Zweck dieser dreisten Aufstellung ins Gedächtnis zurückrief, vollendete er den Diebstahl der Krone durch eine von ihm veranstaltete Volkskundgebung und nahm vom Throne Besitz (1483). Das weitere verstand sich von selbst: der Schurke fand sich leicht, der die beiden Prinzen im Tower im Dienst des neuen Königs ermordete, und nachdem eine erste Erhebung, welche noch im Namen der schon gemordeten Prinzen begonnen hatte, gescheitert war, brachte Richard III. ein Parlament zusammen, das sein Recht und das seines Sohnes Eduard anerkannte. Dieser letztere starb, noch ehe der Plan des Tyrannen, ihn mit Eduards IV. Tochter Elisabeth zu vermählen, zur Ausführung gekommen war; der Usurpator trug nun kein Bedenken, dieser selbst seine Hand anzutragen, obgleich seine eigne Gemahlin noch lebte: sie starb bald darauf. Jene Heirat kam gleichwohl nicht zu stande. Die Lancastersche Partei hatte dem Manne des Bluts einen Prätendenten entgegengestellt in dem Grafen Heinrich von Richmond, der freilich nur sehr uneigentlich ein Sprößling des Hauses Lancaster war: er war der Sohn der Witwe Heinrichs V., Katharina von Frankreich aus deren zweiter Ehe mit Owen Tudor, dem Sohn eines Halbbruders von Heinrich VI. Von Frankreich unterstützt, landete der Graf im August 1485 in einem Hafen der Südwestküste. Bei Bosworth, in der Grafschaft Leicester, stießen die Heere zusammen, von denen das Richards stärker an Zahl aber sehr unsicher war.

Das Haus Tudor. Heinrich VII. und die Tudors. 1485.

In der Schlacht fand Richard III. den Tod eines Helden, der zu seinem Leben wenig stimmte. Sein Besieger zog nach London und man ließ sich die Täuschung gern gefallen, daß in ihm, dem ersten vom Hause der Tudors, Heinrich VII., die Ansprüche York und Lancaster sich vereinigten. Nachdem sein angebliches Recht von dem Parlamente anerkannt war, vermählte er sich mit Elisabeth, Eduards IV. Tochter. Mehrere Male wurde sein Thron von Usurpatoren

angefochten, denen die geheimnisvolle Art, mit der Eduards IV. beide Söhne beiseite geschafft worden waren, ihre Rolle erleichterte. Im ganzen aber war seine Regierung (1485—1509) ruhig und erfolgreich. Es gelang ihm mit Hilfe des Parlaments eine Art außerordentlichen Gerichtshofs oder außerordentlicher Behörde aufzurichten, die Sternkammer, welche mit außerordentlichen Vollmachten versehen und, wo es galt, Zusammenrottungen und Vorbereitungen zu Aufruhr und Umsturz der bestehenden Regierung zu hindern und zu strafen, nicht an die gewöhnlichen Rechtsformen gebunden war; er wußte sich, freilich mit zweifelhaften Mitteln, bei Gelde zu halten, so daß er in den letzten dreizehn Jahren seiner Regierung kein Parlament zu berufen brauchte; um so weniger, als er sich weitaussehender auswärtiger Unternehmungen erhielt. Mit der Erneuerung des Anspruchs auf die Krone von Frankreich war es ihm nicht Ernst: das französische Königshaus war ihm verbündet gegen Karls des Kühnen Witwe, Margarethe, eine Prinzessin aus dem Hause York, welche den letzten und gefährlichsten der Prätendenten Perkin Warbeck aufstiftete, der sich für den jüngeren der Söhne Eduards IV., Richard von York, ausgab. Ein verschlagener Politiker wie er war, wußte Heinrich VII. seine Stellung durch zwei vorteilhafte Heiraten zu befestigen: seines Thronerben, Arthur, des Prinzen von Wales, mit Katharina, der jüngsten Tochter Ferdinands des Katholischen von Aragonien, und seiner Tochter Margarethe mit Jakob IV., König von Schottland. Die erstere Ehe trennte sehr bald, nachdem sie geschlossen oder vollzogen war, der Tod des sechzehnjährigen Prinzen: aber die beiden Könige, Heinrich und Ferdinand, befanden sich so wohl bei ihrer Allianz, welche die Spitze gegen Frankreich kehrte, daß die junge Witwe alsbald mit dem nunmehrigen Prinzen von Wales, dem zweiten Sohne des Königs, Heinrich, verlobt ward. Dazu war eine Dispensation vom Papste nötig, welche Julius II. ohne Schwierigkeit erteilte. Heinrich VII. selbst war, nachdem seine Gemahlin 1503 gestorben war, mit allerlei politischen Heiratsplänen für sich selbst beschäftigt, als er dreiundfünfzig Jahre alt (1509) starb. Er hinterließ die Krone als einen vollkommen gesicherten Besitz seinem Sohne Heinrich VIII.: den Bürgerkriegen war ein- für allemal ein Ziel gesetzt worden.

England um 1500.

Es würde traurig sein, wenn dieses blutige und verworrene Kampfgetümmel um das Staatsruder her die Summe der Geschichte der großen englischen Nation während des fünfzehnten Jahrhunderts in sich schlösse. Dem ist nicht so, bei diesem Zeitraum und diesem Volke so wenig als sonst: die große Mehrzahl des Volkes wurde nur sehr mittelbar von diesen Kämpfen berührt, welche die großen Familien mit ihren Vasallen und mit Söldnertruppen von nicht großer Zahl ausfochten. Auch waren die Schlachten nicht sehr blutig, und wenn man findet, daß die Bevölkerung Englands im fünfzehnten Jahrhundert nicht wesentlich zugenommen und auch der erste Tudor wenig mehr als drei Millionen Unterthanen gehabt habe, so wird dies mit dem Kriege der beiden Rosen nicht viel zu thun haben. Sonst aber war das Land fortgeschritten, wenngleich eben die wichtigsten dieser Fortschritte sich so langsam und allmählich vollzogen, daß man keinen bestimmten Zeitpunkt für sie feststellen kann. So hatte zum Beispiel die Leibeigenschaft jetzt so gut wie ganz aufgehört, und es hatten sich die Stände überhaupt genähert. Das Blut zirkulierte rascher: bürgerliche Geschlechter erwarben Grundbesitz und traten in den Ritterstand hinüber: Edle und Ritter sahen sich

genötigt, zu bürgerlicher Hantierung zu greifen. Und außerdem hatte sich in England eine Regel gebildet, welche ein großes Glück für das Land war, indem sie demselben eine wahre Aristokratie schuf, die wirklich an der Spitze des Volkes blieb und doch keine Kaste wurde, sondern mit der Masse des Volkes, mit der Commonalty in enger Verbindung blieb: der Adelstitel ging immer nur auf den erstgeborenen Sohn über, während die übrigen Kinder nur den Familiennamen führten und also vor dem bürgerlichen Stande keinen Rangvorzug hatten. Die Plebejer waren im Vorschreiten: es mußten Gesetze gegeben werden, wie noch 1500 von Heinrich VII., welche den Gemeinen, der über vierzig Pfund Sterling Einkünfte hatte, zwangen sich zum Ritter schlagen zu lassen; die großen Siege in Frankreich wurden hauptsächlich durch das Verdienst der Bogenschützen, der gefürchteten englischen Yeomanry erfochten, und italienische Beobachter gewahrten auch hier die große Veränderung im Kriegswesen, das Hinschwinden der Signori chiamati Militi und ihren Ersatz durch eine stehende Truppe; die Bürgerkriege erwiesen sich der alten Aristokratie verderblich, deren gelichtete Reihen durch Erhebungen neuer Geschlechter ergänzt werden mußten. Die Verfassung des Staates aber hatte sich in der glücklichen Weise entwickelt, daß keines der drei Elemente — monarchisches, aristokratisches, demokratisches — ein entschiedenes Übergewicht besaß. Das Königtum hatte keines seiner wesentlichen Attribute, seiner Prärogative eingebüßt: aber die Herrschaft des Königs war, wie ein hochgestellter Diener Heinrichs VI. mit Aristoteles' Wort sich ausdrückt, eine politische, die Souveränetät durch „politische Gesetze" beschränkt, und dies zu seiner eignen Erleichterung. Die Aristokratie behauptete ihre Stellung: in den rein politischen Fragen gab sie doch im Parlament den Ausschlag, und der Geheimrat des Königs durfte ihr gegenüber sehr gemessene Grenzen nicht überschreiten. Die Vertreter der Gemeinen endlich bewegen sich bei ihren Vorstellungen, Klagen, Bewilligungen und Verweigerungen zwar fortwährend in sehr demütigen Formen, aber sie haben doch in allen Geldangelegenheiten die erste Stimme, die Initiative; sie schreiben dem ersten der Tudors genau und bis ins einzelne seinen Haushalt vor; die Mitglieder des Unterhauses dürfen während der Session nicht verhaftet werden, außer bei Kriminalsachen, und sie genießen das Recht der freien Rede, nachdem es ihr Sprecher bei Eröffnung des Parlaments vom König fußfällig erbeten hat. Vor allem aber rühmte sich der englische Unterthan seiner Rechtsprechung gegenüber den Ländern römischen Rechts: nach gemeinem Recht richten ihn Geschworene, zwölf unbescholtene Männer seines Volks und seines Standes.

Die Richtung, in welcher der Fortschritt in diesem Jahrhundert nach dem Scheitern der großen Kirchenreform sich bewegte, war auch hier in diesem Lande die nach Verbesserung des äußeren Lebens. Es charakterisiert solche Zeiten, daß die leitenden Klassen sich selbst zwar jede Frivolität und ein ausgedehntes Maß von Libertinage gestatten, gegen jede Bethätigung einer selbständigen, dem herrschenden Kirchentum und seiner Stütze, der Gedankenlosigkeit der Masse, widerstrebenden Überzeugung aber sich mit einer gewissen Wut zur Wehre setzen. Die Wycliffische Ketzerei ward unterdrückt, ein ehrenwerter Bischof, Reginald Peacock, welcher wieder reformatorische Gedanken zu äußern gewagt hatte, mußte 1457 feierlich widerrufen und verschwand in einem Kloster. Anderer Wissenschaft war man nicht abhold, weder der Erforschung des „Steins der Weisen"

noch der Kunst, gemeine Substanzen in Gold zu verwandeln, noch auch jenen klassischen Studien, welche früh von Italien nach der Insel getragen wurden und die seit dem unglücklichen Ereignis von 1453 durch flüchtige Griechen einen neuen Anstoß erhalten hatten. Der Regent Herzog von Glocester, König Eduard IV., König Heinrich VII. erwiesen solchen Gelehrten Gunst. Auch Schulen zu gründen fehlte es nicht an Eifer, man glaubte damit die Reste des Wycliffismus austilgen zu können: das Kollegium aller Seelen (1438), Magdalenenkollege (1457) erhoben sich in Oxford, zu Cambridge Kingskollege, zu Eton bei Windsor die berühmte Schule: selbst der blutige Tyrann Richard III. erweist den beiden Universitäten die Ehre seines Besuchs, und der umnachtete Geist Heinrichs VI. heiterte sich auf, wenn er in den Parks von Windsor Knaben seiner Schule von Eton traf. Bibliotheken entstanden, noch in sehr bescheidenem Umfang; aber in den siebziger Jahren fand auch die neue Kunst des Bücherdrucks ihren Weg: William Caxton war der erste, der in der Nähe der Westminsterabtei eine Druckerei etablierte.

Nach großen Namen sucht man vergeblich. Die Litteratur diente dem Luxus, der platten Unterhaltung, sie sorgte für die Unterhaltung der Großen und Reichen und teilte sich mit den Hofnarren, den Arrangeurs von Maskeraden, Pantomimen und Allegorien in die Gunst, und sie sah sich in diesen Kreisen der Großen und Reichen wohl vielfach von der Musik überflügelt, deren Vorwalten gleichfalls für Zeiten und Volkszustände wie diese charakteristisch ist, weil sie eine weitgehende dilettantische Pflege gestattet, den Schein eines geistigen Interesses erweckt und kein tieferes und ernsteres Denken verlangt. Der Volkswohlstand stieg und der Handel schritt fort, trotz der störenden Kriege, während die eigentliche Seemacht, die Kriegsflotte, sichtbar zurückging. Aber der Reichtum der Insel an Rohprodukten stieg, da sie von eigentlich verheerenden Kriegen — Heimsuchung durch große fremde Heere — verschont blieb. Heinrich VII., der den Wert des Geldes zu schätzen wußte, pflegte den Seehandel mit Einsicht, und eben jetzt waren Ereignisse im Gebiete des Handels geschehen, bei welchen die unvergleichliche Lage Englands von selbst ins Licht trat. Die Lorbeern, welche die Könige von Portugal und von Spanien gewannen, wie die goldenen Ernten, die ihnen in fernen seither unbekannten Ländern zu reifen schienen, lockten auch den König Heinrich auf die neueröffnete Bahn der Entdeckungen und Handelsexpeditionen.

4. Die Staaten der pyrenäischen Halbinsel und das Zeitalter der großen Entdeckungen.

Portugal, Spanien.

Die Handelsverbindungen der Alten hatten mittelbar bis nach China und bis an die Grenzen der australischen Welt, bis nach Ceylon und Java gereicht. Diese Verbindungen wurden dann durch die Araber gepflegt und erweitert, und Alexandria blieb der große Stapelplatz dieses Handels, an welchem bald auch die italienischen Seestädte bedeutenden Anteil nahmen. Der Mongolensturm im dreizehnten Jahrhundert änderte daran nichts: im Gegenteil fanden eben zur Zeit der mongolischen Herrschaft einzelne Missionäre oder Reisende, wie um 1270 die berühmten Venetianer Maffio und Nicolo Polo und des letzteren Sohn Marco Polo den Weg nach Katai oder Ostasien. Man trifft Araber in chinesischen

Häfen, Franziskanermönche in Peking, wo noch um 1342 bis zum Sturz der toleranten Mongolenkaiser das Geläute christlicher Glocken erscholl. Da man Afrika noch nicht in seiner wahren Gestalt kannte, so ging der schwunghaft betriebene Handel ganz durch die mediterranische Welt und von den Rändern der Mittelmeerländer weiter ins Innere der europäischen Landschaften. Den ersten und einen verhängnisvollen Schlag auf diesen blühenden Handel führten die Osmanen. Die Lähmung traf zuerst den Don und das schwarze Meer, dann Syrien, Alexandrien, das rote Meer und das mittelländische Meer. Damit war ein äußerer Anlaß gegeben, neue Wege zu suchen. Allerlei Sagen, Legenden, Schiffermärchen wußten von „seligen Inseln" in den atlantischen Räumen zu erzählen: aber sie lagen verloren im „Meer der Finsternis", wie die Araber den atlantischen Ozean nannten, und seine Nebel hüllten sie ein: riesige Herakles- oder Alexanderbilder, — Bildsäulen „Iskenders" sollten warnend vor weiterer Fahrt auf der europäischen und der afrikanischen Seite der Straße aufgerichtet sein, die in das unbekannte Meer hinausführte.

Das Zeitalter der Entdeckungen.

Bedeutsam war nun, daß zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts italienische — genuesische und venetianische — Schiffer diese Säulen passierten und mit Flandern einen unmittelbaren Verkehr eröffneten. Dieser nautische Fortschritt wirkte, wie sich denken läßt, belebend auf das Gestadeland am atlantischen Meer, Portugal. Die Hauptstadt des Königreichs, Lissabon an der Tajomündung, gewann als Zwischenstation eine große Bedeutung. In diese Zeit oder bald nachher fällt die Wiederentdeckung der kanarischen Inseln: um die Mitte des Jahrhunderts verkehrten schon häufig Schiffe mit den Guanches oder Ureinwohnern, welche Spuren einer früheren höheren Gesittung zeigten, von der sie allmählich, ganz sich selbst anheimgegeben, auf eine tiefere Stufe herabgesunken waren. Sie selbst gaben darüber den rührenden Bescheid, daß Gott sie dahin gesetzt, sie da gelassen und dann vergessen habe. Ein Handelsverkehr erwuchs, das Christentum wurde auf dem Archipel verbreitet und aus dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts hat man auch schon eine Kunde vom festländischen Afrika, welche weit über die der Kenntnis des Altertums gesteckten Grenzen hinausreicht: das Tagebuch eines Mönchs, den (1404) eine eigentümliche Fata Morgana, die während des ganzen späteren Mittelalters eine Rolle spielte, tief ins Innere von Afrika führte. Dies waren die Erzählungen vom Erzpriester Johannes, einem christlichen Priesterkönig, der in einem weit entfernten, nicht genau bekannten und darum emsig zu suchenden Lande weilen sollte.

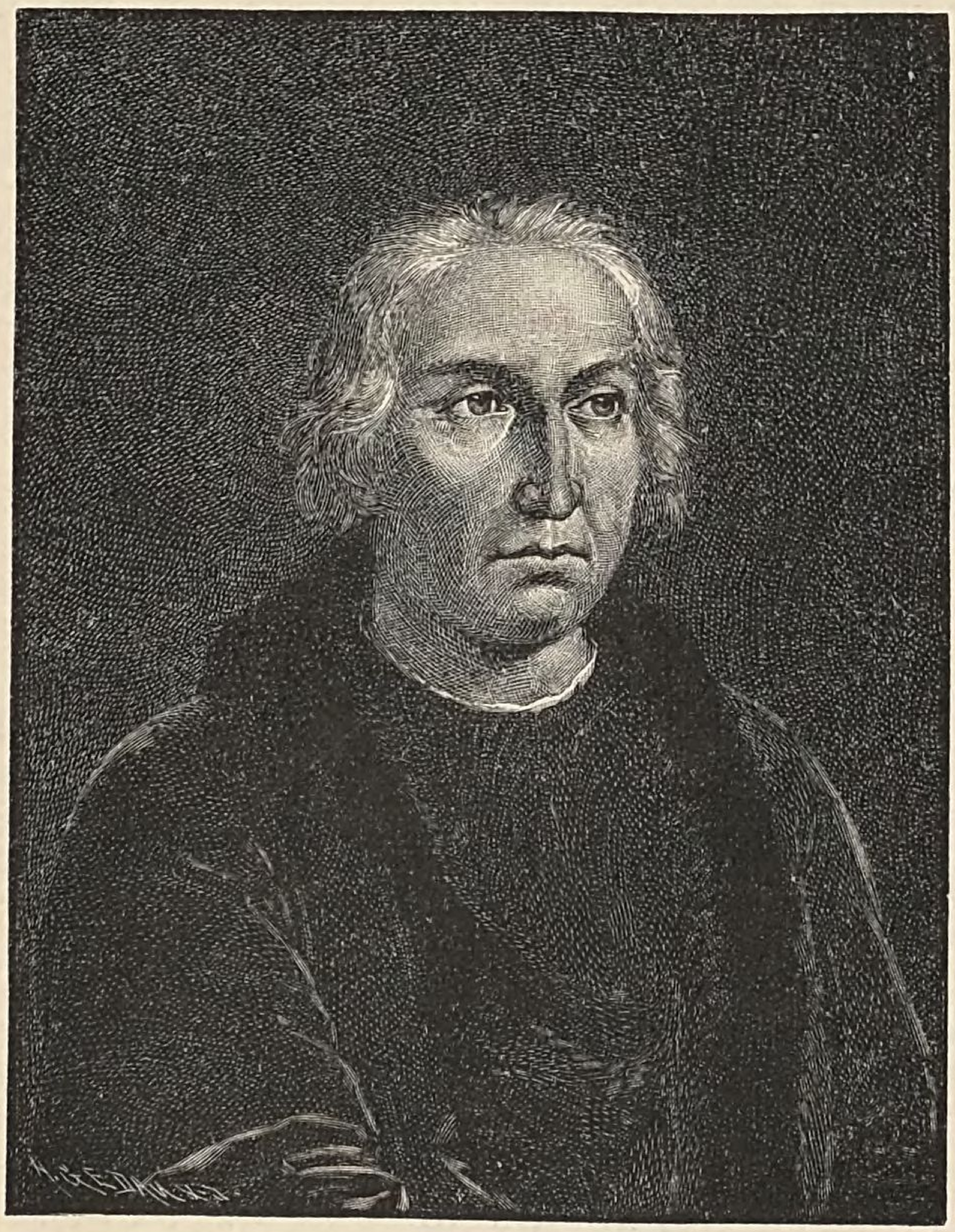
Fünfzehntes Jahrhundert. Heinrich der Seefahrer.

Der eigentliche geistige Leiter der weiteren Entdeckungen war nun der dritte Sohn des Königs Johann I., der von 1383—1433 in Portugal regierte — der Infant Henrique, Heinrich, der Seefahrer. Zwei portugiesische Edelleute, zufällig von einem Sturm auf die hohe See geschleudert, entdeckten die Madeiragruppe. Man verpflanzte die Rebe von Cypern, das Zuckerrohr von Sizilien dorthin; 1430 ward eine der Azoren entdeckt, 1434 das Kap Bojador umschifft, dessen Brandung seither die Zagenden geschreckt hatte, und jenseits desselben ein Kreuz aufgerichtet. Zu diesem Sinnbild christlicher Herrschaft paßte es freilich schlecht, daß mehr und mehr der Menschenraub und Menschenhandel ein treibendes Motiv bei diesen Fahrten wurde. Das Vorurteil, daß in niederen Breiten die Vegetation unter den senkrechten Strahlen der Sonne verschwinde, zu dem die Sahara Anlaß gegeben, fing an zu schwinden,

unter beständigen Menschenjagden — mit deren Ertrag, wie ein naiver Berichterstatter schreibt „es Gott gefiel für die mannigfachen in seinem Dienst ertragenen Mühsale zu belohnen" — gelangte man südlicher und südlicher. 1445 segelte Diniz Diaz, ohne es zu merken, an der Mündung des Senegal vorüber bis zum Kap Verde, und die alte Theorie von der Unbewohnbarkeit der heißen Zone verschwand beim Anblick der Palmen, welche die Höhe dieses „grünen Vorgebirges" krönten; 1446 starb Nuño Tristão am vergifteten Pfeil eines Eingeborenen jenseits des Rio Grande; zwischenhinein von 1448—1481 wurden die Azoren nach und nach — die neun Inseln bilden einen Zug von fünfundachzig Meilen Länge — von portugiesischen Karavelen entdeckt. Unter dem König Alfons V. (1438—1481) sank der Eifer; 1460 war der Infant Heinrich gestorben: die von ihm angeregten, unter seinen Auspizien vollführten Entdeckungen reichten bis zum neunten Grad nördlicher Breite. Sein Werk wurde durch Dom João, Johann VI., (1481—1495) wieder aufgenommen; auf einer der unter ihm gemachten Entdeckungsfahrten 1484 treffen wir auch einen deutschen Kosmographen, Martin Behaim von Nürnberg. Ein wichtiges Jahr war das Jahr 1486. Während portugiesische Gesandte den fabelhaften Erzpriester Johann in Abessinien und in Indien suchten, gingen zwei Schiffe unter Bartholomäus Diaz in See, auf bekannter Straße an Afrikas Westküste südwärts; sie kamen weiter, als man bisher gekommen: und ungefähr unter dem zwanzigsten Grad südlicher Breite verschlug sie ein Sturm weit nach Südwesten. Sie steuerten ostwärts, um wieder Land zu suchen, und änderten dann den Kurs nordwärts, ohne Land zu finden: sie hatten die Südspitze Afrikas erreicht und umsegelt. Ungern kehrte Diaz um: das Sturmkap, wie die Entdecker das südlichste Vorgebirge genannt, Capo Tormentoso wurde von ihrem König in Capo da boa Esperanza, Kap der guten Hoffnung, umgetauft, aber es wurde erst zehn Jahre später zum zweiten Male begrüßt, als schon ein neuer Weg folgereicher Entdeckungen, den man aber noch nicht nach seiner vollen Bedeutung würdigte, eingeschlagen war.

Kolumbus. Schon früher nämlich, vor 1484, hatte ein Genuese Christoforo Colombo dem König João seine Dienste angeboten mit einem merkwürdigen Projekt: er wollte einen neuen Weg nach Katai — mit diesem Namen faßte man die reichen Länder Ostasiens zusammen — einschlagen, indem er von Osten nach Westen durch den atlantischen Ozean segle. Wahrscheinlich 1446 geboren, Sohn eines Wollenwebers, hatte er sich früh dem Seedienst gewidmet und war in der Levante und in der entgegengesetzten Richtung in Island gewesen: doch findet sich keine Spur, daß ihn dort die halb verklungene Kunde von den einstigen Wikingerfahrten nach einem Land im fernen Westen erreicht hätte. Dem erfahrenen Seemann schien es nicht unmöglich, das Morgenland durch eine Fahrt westwärts aufzufinden: ein gelehrter Landsmann, der Florentiner Toscanelli, hatte schon um 1474 denselben Gedanken angeregt. Er erfuhr auch zu Lissabon, daß schon andere diesen Gedanken gehabt hätten: aber ein Krieg mit Kastilien stellte sich der Verfolgung des fruchtbaren Planes in den Weg. Eine königliche Kommission, der man diesen Plan vorlegte, fand ihn zu unsicher: er widersprach der damaligen, in den Traditionen der Alten befangenen Wissenschaft. 1484 verließ Kolombo mit seinem Sohne Diego Portugal und begab sich nach Spanien.

In den Geschicken der spanischen Länder war im fünfzehnten Jahrhundert durch eine Heirat eine entscheidende Wendung eingetreten: Donna Isabella von Kastilien, die Schwester Heinrichs IV. (1454—1474), unter welchem das Königreich durch langen Bürgerkrieg in schwerste Zerrüttung gefallen war, vermählte sich 1469 dem aragonischen Prinzen Ferdinand. Isabella trat 1474 die Regierung von Kastilien, Ferdinand vier Jahre später die von Aragonien an, Spanien seit 1454.



Angebliches Porträt des Christoph Kolumbus.
Im Marinemuseum zu Madrid.

und obwohl die Reiche getrennt blieben, so war doch durch diese halbe Personalunion der Grund zur Einheit gelegt und vor allem die Macht des Königtums verdoppelt. Es gelang hier wie dort des übermächtigen Adels Herr zu werden, der sich durch fortwährenden Hader seiner großen Familien selber schwächte: während Ferdinand mit geduldiger List sich das Großmeistertum der drei mächtigen Ritterorden des Landes zu verschaffen wußte, verstand es Isabella, eine Frau von seltener Begabung und hoher Tugend, mit weiblicher Feinheit die Granden von Kastilien an ihren Hofdienst zu gewöhnen. Mit schonungsloser Hand wurden dem Raubadel die Burgen gebrochen, und dabei leisteten die

Brüderschaften der Städte, die Hermandades, gute Dienste. Die beiden Herrscher wendeten dann die gesundete Kraft ihrer Länder gegen den alten Feind, die Araber, die nicht mit der Zeit fortgeschritten und in sich gespalten waren. Zehn Jahre dauerte der Krieg; er trug nicht mehr den heroischen Charakter der Tage des Cid; eine Reihe von Belagerungen, mit Geschützen der neuen Zeit, und mit zäher Geduld gegen die meist nicht besonders kräftige Verteidigung durchgeführt, bringt eine Stadt nach der andern, eines der Bergschlösser nach dem andern zu Fall, bis mit der Einnahme des wichtigsten Platzes, der Stadt Granada (1492) der Kampf zu Ende geht. Es war ein glänzender Aufschwung, den diese Reiche nahmen, und nur ein Zug verdüstert das Bild: von einer Schonung der Religion der Unterworfenen, einer Duldung der religiösen Unterschiede konnte auf diesem Boden nicht die Rede sein. Die gewaltsame Bekehrung machte Juden und Araber nicht anders: das Gewissen des spanischen Volkes war durch die Furcht gefoltert, daß die heiligen Gebräuche der christlichen Kirche durch diese im Herzen Unbekehrten nur geschändet würden und so den Zorn Gottes auf das Land herabgezogen werde, so daß die Inquisition, welche sich die Aufspürung solchen Greuels angelegen sein ließ, beim Volke sehr beliebt war.

Ferdinand und Isabella.

Der Plan des Genuesers, einfach und kühn, von ihm selbst fast mit dem Eifer eines religiös Ergriffenen verfochten, hatte etwas, was ihn dem großen Sinne der Königin Isabella empfahl, und im Januar 1486 trat Kolumbus in den Dienst der kastilianischen Krone. Aber der maurische Krieg verzögerte lange eine ernstliche Erwägung des neuen Gedankens. Schon hatte Kolumbus sich entschieden, seine Dienste den Franzosen anzubieten — sein Bruder Bartolomeo stand im Dienst des Königs Heinrich VII. von England — wurde aber dann rasch, auf erneute Empfehlung vornehmer Gönner von Isabella zurückgerufen, welche sein Projekt einer endgültigen Prüfung unterbreiten ließ. Die Unterhandlungen drohten sich an den maßlosen Forderungen des Genuesen zu zerschlagen. Er verlangte Erhebung in den Adelstand, den Rang eines Vizekönigs und den zehnten Teil der Kroneinkünfte in den zu entdeckenden Ländern; und noch einmal setzte er den Wanderstab weiter — nach Frankreich oder England — als einsichtige Männer der Königin zuredeten: selbst ein negatives Ergebnis, daß Indien auf diesem Wege nicht zu erreichen sei, würde das auf die Untersuchung verwandte Geld wert sein. Der Bote, welcher die Entscheidung brachte, traf ihn in einem alten Franziskanerkloster, dessen Gastfreundschaft er — nicht mehr fern von dem Orte, wo er sich einzuschiffen gedachte — genoß. Der Vertrag ward unterzeichnet, und am 3. August 1492 verließen drei Schiffe mit neunzig Mann unter dem Befehl des Admirals Christobal Colon, wie sein Name in spanischer Form lautet, den Hafen von Palos. Vom Ostpassat begünstigt, immer wieder durch täuschende Symptome, Vögel, die das Schiff umschwärmten und andres, ermutigt segelte man voran. Die Mannschaften hielten aus, erst als die Schiffe etwa tausend Meilen zurückgelegt hatten, im Oktober, wurden die Ängstlichen drohender, welche glaubten, daß man schleunig umkehren müsse, wenn man überhaupt noch Heimkehr hoffe. Aber schon waren sie dem Ziele nahe. Die Symptome nahen Landes mehrten sich: am 11. Oktober zog man an Bord der „Pinta", welche voraus segelte, frisch vom Lande gelöste Pflanzen, einen Pfahl, einen Stab mit Schnitzereien aus dem Wasser:

um zehn Uhr nachts gewahrte Kolumbus selbst ein Licht oder Feuer in der Ferne, und um zwei Uhr nachts, Freitag den 12. Oktober 1492 erscholl vom Verdeck der „Pinta" her der Ruf: „Tierra, Tierra." Die Kanonen wurden gelöst: es war die Insel Guanahani, eine der Antillen, deren vorspringendes Gestade im Mondlicht vor ihnen lag.



Spanisches Seeschiff aus der Zeit der Entdeckung Amerikas.

Die Bewohner dieser Insel gingen völlig nackt, sie hatten es bis zu einer Stammverfassung unter Häuptlingen oder Kaziken gebracht und lebten in elenden Dörfern. Sie verehrten Götzen, hatten Spiele und Lieder, sowie Priester: ein friedliches Geschlecht, das aber durch eine stärkere und gebildetere Rasse, welche von der Orinokomündung herdrängte, bedroht war. Diesen, den Karaiben, war es nicht beschieden, ihre Eroberungen westwärts zu vollenden, seitdem die weißen gewappneten Männer dem Meere entstiegen und mit Feuergewehr und abgerichteten Hunden über sie kamen. Man entdeckte nun nach der Reihe des Entdeckung der neuen Welt. 1492.

Zufalls die übrigen antillischen Inseln, auch Kuba, fand überall die reichlichste und herrlichste Vegetation, auch Gold, das die Eingebornen gern gegen Stecknadelwerte eintauschten, das aber die Habgier, von der leider auch der große Entdecker selbst keineswegs frei war, mehr reizte als befriedigte. Das Geschwader kehrte nach Errichtung einer kleinen Feste und Zurücklassung einer kleinen Besatzung zurück und am 31. März 1493 hielt Kolon seinen Einzug in Sevilla. Dann begab er sich an den Hof, wo er mit den höchsten Ehren empfangen wurde.

Kolumbus' weitere Fahrten und Schicksale.

Man lebte vor der Hand noch des guten Glaubens, vorliegende Inseln des Ostens von Asien entdeckt zu haben. Ein neues Geschwader ward alsbald gerüstet. Ein Streit erhob sich zwischen Spanien und Portugal, welches letztere die neuentdeckten Landstriche als zu seiner Machtsphäre gehörend in Anspruch nahm: man übertrug die Entscheidung dem Papst — Alexander VI., — der mit einem kühnen Strich die Erdhalbkugel durch einen Meridian spaltete und sie nach rechts und links hin an die streitenden Parteien verteilte. Im September 1493 ging das zweite Geschwader, nicht wenige Edelleute an Bord, in See, erreichte Anfang November Land, weiter südlich als das erste Mal, Guadaloupe, fuhr durch die Inselschwärme hindurch, bis man der auf San Salvador — so nannten die Entdecker die Insel, die sie zuerst gesehen — erbauten Feste Navidad gegenüber lag. Man wartete auf die begrüßenden Barken, aber sie kamen nicht; man gewahrte keinen Europäer und die Eingeborenen zeigten sich scheu; als man dann ans Land stieg, sah man nur die Brandstätte des Forts und fand europäische Leichname im hohen Grase. Aus den Berichten der Eingeborenen brachte man soviel heraus, daß diese Zurückgebliebenen gegen die letzteren Schändlichkeiten verübt hätten, darauf untereinander selbst in blutige Streitigkeiten geraten und alsdann von der Überzahl der Eingeborenen überwältigt worden seien. Es war nicht ganz leicht, diese neuen Entdeckungen zu behaupten. Sie kosteten anfangs, wie natürlich, sehr viel und waren darum in Spanien wenig populär; dem Almirante aber vergaß man es nicht, daß er seine goldenen Vorrechte mit echt italienischem Erwerbsinn hütete, und vor allem, daß er bloß ein Genuese, ein „Ligurier" war. Er setzte aber doch seine Entdeckungen auf Kuba und Hayti fort, machte dabei Bekanntschaft mit den furchtbaren Stürmen dieser Gegenden, ließ da und dort einen der Häuptlinge seinem Herrscher über dem Meere huldigen: da und dort drängten sich auch wohl die Eingeborenen zur Taufe herbei, wie zu einem ergötzlichen Spiele, bis sie bei dem Gedanken erschrecken lernten, dadurch die Anwartschaft auf denselben Aufenthalt nach dem Tode mit ihren spanischen Peinigern zu bekommen. Als Kolon dann nach Isabella auf Hayti, dem vorläufigen Mittelpunkte der neuentdeckten Länder zurückkehrte und sich dort sein Bruder Bartolomeo, der 1494 herüberkam, mit ihm vereinigte, fand er bei den Ansiedlern Unzufriedenheit, Zuchtlosigkeit und die roheste Vergewaltigung der bedauernswerten Eingeborenen, die nur an Müßiggang gewöhnt den Arbeiten, denen man sie unterwarf, bald erlagen. Rückkehrende Schiffe schilderten in der Heimat die Lage der Kolonien mit den düstersten Farben, beschuldigten und verleumdeten Kolumbus, der, nachdem der Hof einen hochfahrenden Kommissar hinübergeschickt hatte, für nötig fand, selbst nach Spanien zurückzukehren, um die welkende Gunst der Krone wieder aufzufrischen.

Ehe er seine dritte Fahrt antrat, war an einer andern Stelle bereits der amerikanische Kontinent entdeckt, wenn auch noch nicht als solcher erkannt worden: durch zwei Venetianer, Johann und Sebastian Cabot, die im Dienste Heinrichs VII. von England standen. Sie bekamen am 24. Juni 1497 unter dem 56. Grad nördlicher Breite die Labradorküste zu Gesicht. Auch Engländer und Franzosen machten Expeditionen nach dem Westen und stießen dabei bald gelegentlich mit den Spaniern zusammen. Kolumbus hatte sich durch die Krone aufs neue seine Privilegien versiegeln lassen, aber schon hatte er stark mit der Unpopularität seines Unternehmens zu kämpfen und erst im Jahre 1498 konnte er mit sechs Schiffen seine dritte Fahrt antreten.

Auf dieser erblickte er das südamerikanische Festland, ohne es als kontinentales Land zu erkennen, fuhr in den Pariagolf zwischen der Insel Trinidad und dem Orinokodelta hinein, durch den Drachenschlund westwärts wieder heraus, erreichte dann rasch Kleinspanien, Española (Hayti), fand die Hälfte der Kolonisten von dem Fieber hinweggerafft und hatte mit den Eingeborenen, bald aber auch mit dem Aufstand der Kolonisten, an dessen Spitze der Oberrichter Roldan trat, zu kämpfen. Sie nötigten ihn zu einem Vertrage, der ihn demütigte: am schlimmsten fuhren bei diesen Streitigkeiten die Eingeborenen, die um die Wette von beiden Parteien mißhandelt wurden. Entdecker minderen Ranges und Namens segelten jetzt schon häufig hinüber, unter ihnen auch der Florentiner Amerigo Vespucci, dessen Name durch eine Laune des Zufalls dem großen Kontinente geblieben ist.

Kolumbus selbst aber „der Entdecker des Kirchhofs spanischer Hidalgos" wurde nur unbeliebter: er war zum Regenten nicht geboren. Die Königin Isabella, der Pflichten einer christlichen Herrscherin auch gegenüber den neuen Unterthanen sich bewußt, grollte über den rücksichtslosen Menschenverkauf, der in den Spuren der großen Entdeckung aufwucherte. Eine Untersuchungskommission unter Franzisko de Bobadilla wurde hinübergeschickt: als dieser im August 1500 der neuen Ansiedlung oder Stadt St. Domingo sich näherte, erblickte er am Ufer die Galgen, an welchen von Kolumbus verurteilte Aufständische hingen. Kolumbus war eben abwesend, Bobadilla traf seine Maßregeln: ohne Verhör, gegen seine Vollmachten, aber unterstützt durch die Unpopularität des Admirals, ließ er diesen, als er zurückkam, fesseln und schickte ihn so nach Spanien. Wie er dort gelandet war, sandte der Hof, in Kenntnis gesetzt, sofort Befehl ihm die Ketten abzunehmen: er behielt sie gleichwohl bei und erschien so im Dezember 1500 zu Granada vor dem Königspaare, das diese Entweihung eines großen Ruhmestitels tief empfand. Er wurde mit aller Rücksicht behandelt, in seinen Privilegien hergestellt, aber nicht wieder als Regent hinübergeschickt, wodurch er seinem wahren Berufe, dem des Entdeckers, zurückgegeben wurde.

Im Mai 1502 unternahm er seine vierte Reise, welche der Untersuchung der mittelamerikanischen Landenge galt. Er entdeckte hier noch einige Inseln und berührte die Halbinsel Yukatan, hatte aber viel mit Stürmen, Widerspenstigkeiten der Seinigen und der Eingeborenen zu thun. Gegen die letzten benutzte er einmal sehr geschickt die Mondfinsternis des 29. Februar 1504: als die Wilden sahen, daß er die zuvor ausgesprochene Drohung wahr mache und die glänzende Scheibe sich zu verdunkeln begann, baten sie um Gnade und beeilten sich, seine Wünsche zu erfüllen. Im November jenes Jahres kam er nach

Spanien zurück. Sein Prozeß — denn seine ursprünglichen Ansprüche hatten sich nicht festhalten lassen — schwebte noch, als der große Entdecker 1506 zu Valladolid starb.

Weitere Entdeckungen. Balboa. 1513.

Jene stolze Grabschrift, die ihm nachmals gesetzt war:

A Castilla y a Leon	Dem Reich Castilla und Leon
Nuevo mundo diò Colon,	Gab eine neue Welt Colon

bezeichnet sein großes weltgeschichtliches Verdienst, dessen er sich selbst aber nicht bewußt worden ist: er stieg in sein Grab in dem Glauben, den Seeweg nach Indien, den Ostrand von Asien auf ostwestlichem Wege gefunden zu haben. Die Entdeckung, daß man einen neuen Kontinent, in Wahrheit eine neue Welt vor sich habe, war erst noch zu machen. Sie war dem Vasco Nuñez Balboa vorbehalten, einem Kastilianer von guter, doch nicht vornehmer Herkunft, der sich bei einem Entdeckungsgeschwader durch eine Verschwörung an die Spitze der im Golf von Darien abenteuernden Mannschaften geschwungen und den Statthalter Nicuesa abgesetzt — also Hochverrat begangen hatte. Die Eingeborenen jener Gegend, des Südamerika nächstgelegenen Teils der Landenge von Panama, standen auf einer höheren Stufe der Gesittung als die Bewohner der Antillen und der karaibischen Inseln: bei einem seiner vielen Abenteuer sagte ihm ein eingeborener Prinz: „dort auf jenem Berge könnt ihr ein andres Meer erblicken", indem er auf eine der Kuppen der Berge Zentralamerikas, der Fortsetzung der Kordilleren, deutete. Am 1. September 1513 unternahm Balboa mit 190 Spaniern und 600 Eingeborenen die Expedition und am 25. erblickte er von einer waldfreien Anhöhe den vielgegliederten Golf, der sich nach dem andern Weltmeer, dem stillen Ozean öffnet. Überwältigt sank er auf die Knie und dankte Gott, daß ihm, dem geringen Manne, der nicht einmal ein Edelmann sei, so große Dinge zu vollbringen gestattet gewesen sei. Man zog weiter bis ans Gestade, bemerkte die Ebbe und Flut des Ozeans; die Fahne mit der Jungfrau Maria und dem Jesusknaben in der Hand watete Balboa bis an die Knie in das Wasser und ergriff nun im Namen der spanischen Monarchie Besitz, wie ein Bericht sich ausdrückt, „von diesen australischen Meeren, Ländern, Gestaden, Häfen und Inseln mit allen ihrem sonstigen Inhalt an Sachen und Marken". Dafür ward ihm in Spanien sein Hochverrat vergeben: gleichwohl starb er eines gewaltsamen Todes, durch die Tücke eines Statthalters Pedraria: er ward im Juni 1517 hingerichtet.

Vasco da Gama. 1498.

Die großen Entdeckungen der Spanier hatten, wie sich denken läßt, auch den Eifer der Portugiesen wieder geweckt. Sie folgten zunächst dem Zuge ihrer Entdeckungen an der Westküste Afrikas weiter. 8. Juli 1497 begannen, von König Emanuel (1495—1521) entsandt, die drei Schiffe des Vasco da Gama ihre Reise. Im Mai 1498, von einem arabischen Lotsen geleitet, erreichte Vasco, durch den Südwestmonsun unterstützt, Kalikut an der Malabarküste: aber die Araber, mit deren Einfluß man schon unterwegs überall zu kämpfen gehabt, waren bei dem dortigen Raja mächtig und verdarben den Portugiesen das Spiel, obgleich Vasco selbst mit großer Energie sich benahm. Der Weg war indes gefunden; bald zeigten sich die „Feringhis" ihren arabischen Konkurrenten überlegen; man kann bemerken, daß einer der portugiesischen Kapitäne, Pedralvares Cabral, auf diesem neuen Seeweg nach Ostindien nach Westen

verschlagen, Land erblickte — die Ostküste des südamerikanischen Kontinents, beim heutigen Santa Cruz in Brasilien (1500). Bewaffnete Kauffahrteiflotten holten sich von den neugefundenen Küsten die gewinnbringenden Gewürzladungen. Es war das Heldenzeitalter der Portugiesen, der großen Krieger und Seemänner Duarte Pacheco, Don Francisco d'Almeida, Alfonso d'Albuquerque (1510): unter dem letzteren setzten sie sich in Goa fest und bemächtigten sich Ormuzds, welches die Einfahrt in den persischen Meerbusen beherrschte. Ihre Geschwader fuhren das rote Meer hinauf und sie beherrschten so den Handel nach Äthiopien und Indien: Alexandria, wie die ganze mittelländische Welt, bekam bald die Wirkungen des neuen Handelsweges zu spüren. Auf einer ihrer Expeditionen im Jahre 1521 erfuhren sie zu ihrer unangenehmen Überraschung durch einen javanischen Kauffahrer, daß auf den Molukken, welche unzweifelhaft portugiesische Domäne waren, andre Europäer und zwar von Osten her erschienen seien.

Dem war so: es war das spanische Geschwader des Fernão Magelhaens, Magelhaens. 1551. der, ein geborener Portugiese, am spanischen Hofe die Ansicht vertrat, daß die Molukken diesseits jener vom Papste gezogenen spanisch-portugiesischen Demarkationslinie, also im spanischen Anteil liegen. Im September 1519 lief er aus, fuhr, mit dem widerspenstigen Sinn seiner Untergebenen kämpfend, an der Ostküste Südamerikas hin tiefer und tiefer nach Süden: er kam in die Straße, die seither seinen Namen trägt und die westwärts in viele Golfe zwischen Felsen sich teilt. Tastend fuhr man weiter; die Mannschaft ward niedergeschlagen, weil eines der Schiffe strandete; aber die Energie Magelhaens' hielt aus, und am 27. November erreichte man den pacificischen Ausgang der Straße. Man fuhr weiter am Saume der australischen Inselwelt hin, ohne diese zu gewahren: im April 1522 erreichte die Expedition die Molukken. Hier ließ der Führer einen einheimischen Fürsten dem König von Spanien Karl I., der zugleich römischer Kaiser war, huldigen und Christus bekennen: er selbst starb hier durch einen Speerstich im Gefecht mit Eingeborenen. Sein Werk war aber gethan: am 6. September 1522 erreichten noch dreizehn Europäer der Expedition und drei Asiaten den Hafen von San Lucar de Borromeda. Barfuß und im bloßen Hemd wallfahrteten sie nach der Kathedrale von Sevilla, um Gott für das gewaltige Werk, das sie vollbracht, zu danken — sie hatten die erste Reise um die Welt vollendet. Die ungeheure Bedeutung dieser Ereignisse für die fernere Geschichte des Menschengeschlechts liegt auf der Hand, und so geschieht es nicht selten, daß man jenes Jahr, in welchem Kolumbus seinen Plan der Auffindung des Ostrands von Asien durch eine ostwestliche Fahrt quer durch den atlantischen Ozean vollführte und so zum Entdecker einer oder, wie man sagt, der neuen Welt wurde, 1492, als den Anfangspunkt der „Neueren Geschichte" behandelt. Im Bewußtsein der Zeit aber und auch noch lange Zeit hin hatten diese Ereignisse jene Bedeutung keineswegs, so wichtig sie waren. Noch zwei Jahrzehnte später reden hochgebildete Deutsche von der neuen Welt, welche entdeckt worden, in sehr unbestimmten Ausdrücken als von der „neuen Insel", und zu dem gewaltigen Umschwung aller Dinge im sechzehnten Jahrhundert haben sie so gut wie nichts beigetragen. Zu der großen geistigen Revolution, die sich vorbereitete, haben diese Länder, in deren Diensten diese Fahrten geschahen, Spanien, Portugal, in Wahrheit nichts beigesteuert, so bedeutungsvoll auch das Zusammentreffen der Aufdeckung der Erde mit dem Erwachen eines

neuen Geistes ist: um dieses letztere zu verstehen, müssen wir noch dasjenige Land ins Auge fassen, das trotz der außerordentlichen Fortschritte der letzten Menschenalter in allen Ländern doch das Zentrum des geistigen Lebens der europäischen Völker geblieben war, Italien.

5. Italien und das Papsttum.

Italien. Der politische Begriff des römischen Reichs, welcher während des ganzen Mittelalters den Ausdruck bildete für das sittliche Gemein- und Solidaritätsgefühl der europäischen Kulturvölker, war mit diesem Lande aufs engste verwoben. Der kaiserliche Name — noch immer eine Realität, noch immer ein begehrtes und begehrenswertes Gut — konnte nur auf diesem Boden, in der alten Reichshauptstadt Rom erworben werden. Und abwechselnd im Bunde und im Kampf mit dem Kaisertum, aber unauflöslich an dasselbe geknüpft und bei allem weltumspannenden Charakter seiner Ansprüche noch strenger an diesen Boden Italiens gefesselt als jenes, war das Papsttum erwachsen: wie immer geschwächt, zerrüttet, entartet waren diese beiden Mächte doch die Säulen, auf welchen das gesellschaftliche Gebäude der Zeit ruhte. Eben diese beiden großen Mächte oder Namen aber hatten es vor allem verschuldet, daß Italien von dem Ziele der politischen Einheit, das in Frankreich, England, Spanien, in Ungarn und Skandinavien, in gewissem Sinn auch in Deutschland gegen Ende des Mittelalters erreicht wurde, hier mehr, dort weniger vollkommen — am Ende des Mittelalters viel weiter entfernt war, als im fünften und sechsten Jahrhundert. Dies Land, das von der Natur selbst für einen einheitlichen Nationalstaat zubereitet scheint — eine schmale Halbinsel, vom Rumpf des Erdteils durch dessen höchstes Hochgebirge geschieden, von einer Gebirgskette seiner ganzen Länge nach durchzogen, von gleichartigem landschaftlichem und klimatischem Charakter — dies Land Italien war, wie man es wohl in modernen Zeiten ausgedrückt hat, nur ein geographischer, kein politischer Begriff.

Oberitalien, Venedig. Was diese seine politische Geschichte betrifft, so muß, wo eine eingehende Betrachtung des an sich höchst interessanten Einzelnen nicht möglich ist, eine kurze Orientierung genügen. Eine herkömmliche und berechtigte Einteilung unterscheidet das obere, mittlere und untere Italien: von diesen ist das obere das am reichsten individualisierte. Seine Geschichte ist auch in dem letzten Zeitraum des Mittelalters vorwiegend eine Städtegeschichte: es sind die Entwickelungen, Revolutionen, Kriege, Verfassungskämpfe der berühmten Munizipien — Mailand und Venedig, Genua, Pisa, Florenz und so vieler andrer, welche ihren Inhalt bilden. Von diesen behauptete Venedig und Genua, jene die Herrscherin im adriatischen, diese die vorwaltende Stadt im Tyrrhenermeer, ihre republikanische Staatsordnung, die sie mit einem monarchischen Giebel, der Dogenwürde, verziert hatten: in gewaltigen Kriegen maßen sich die beiden Republiken, welche die Handelskonkurrenz in der östlichen See zu Feindinnen machte. Seit 1381 war Venedigs Übergewicht entschieden, bis die Osmanenherrschaft und die neuen Handelswege, die Venedig nach seiner Lage mehr schädigten als Genua, das Gleichgewicht der Macht zwischen beiden herstellten. Die Verfassung Venedigs bildete sich in streng aristokratischem Geiste aus, seitdem im Jahre 1297 der Kreis der großen Familien, aus deren Gliedern der Rat, il maggior consiglio,

gebildet ward, geschlossen worden war; und indem diese Aristokratie sich selbst und das Volk einem raffinierten Polizeiregiment unterwarf, schuf sie Stabilität und unverbrüchliche Ordnung im Innern und damit eine solide Grundlage fortdauernden materiellen Gedeihens.

Ganz anders Genua, dessen innere Geschichte einen sehr stürmischen Charakter — Krieg, Anarchie, Anlehnung und Unterwerfung unter auswärtige Mächte — trägt und dabei doch die merkwürdige Erscheinung eines trotz alledem steigenden Wohlstands zeigt: das große Geldinstitut der Bank von St. Georg, 1407 gegründet, war das einzig bleibende, von allen Parteien bei jedem Umsturz unversehrt bewahrte Besitztum. Eine andre Wendung nahmen die Dinge in Mailand und in Florenz, wo sich aus den kriegerischen und bürgerlichen Wirren eine monarchische Ordnung des Staats herausbildete. Genua.



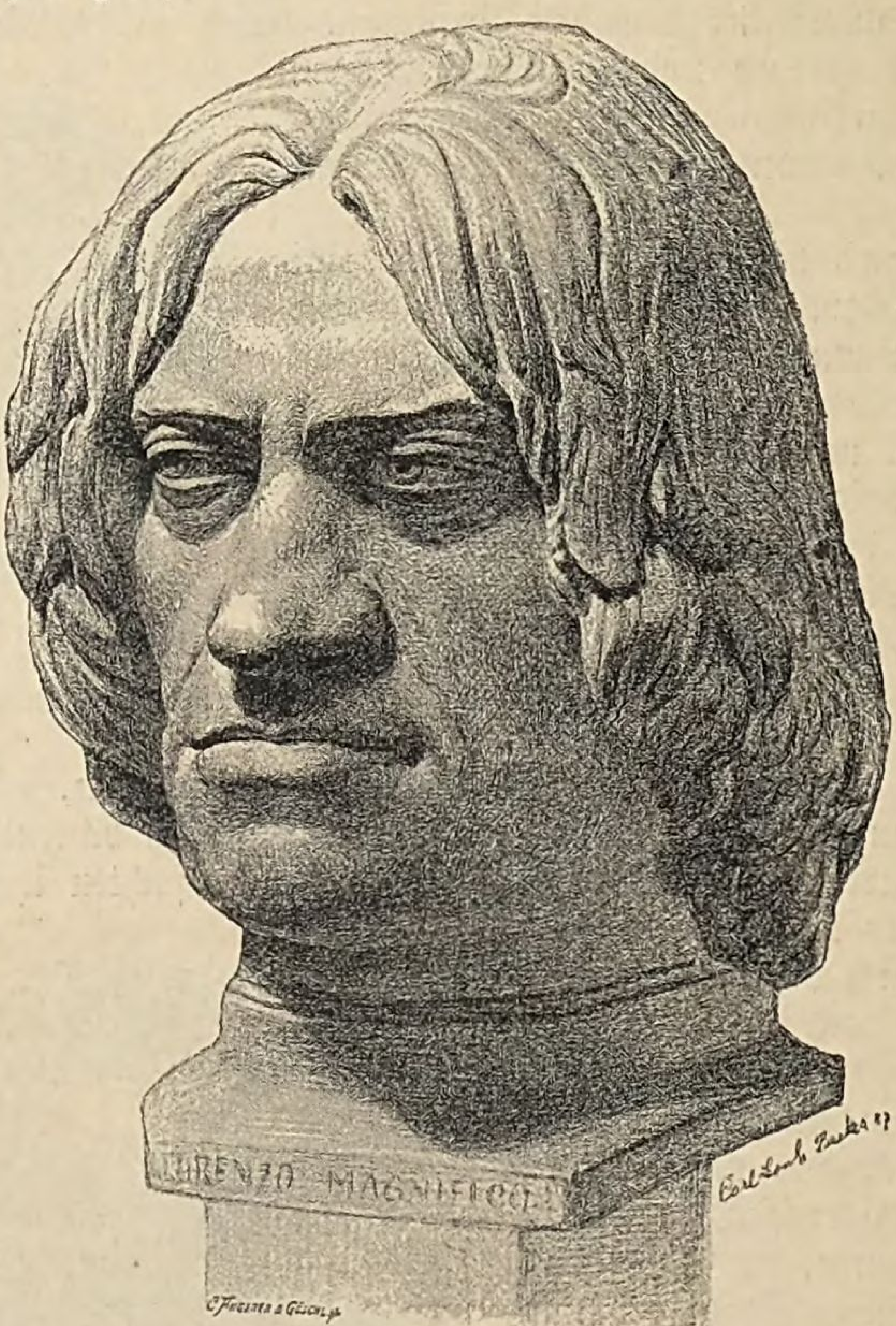
Münze mit dem Bildnis des Johann Galeazzo Visconti.
Königliches Münzkabinett zu Berlin.

In Mailand hatte das Haus der Visconti die Gewalt, nachdem sie die rivalisierende Familie de la Torre überwunden hatten. Sie behielten, da Mailand ein Reichslehen war, Fühlung mit dem Reichsoberhaupt, und Johann Galeazzo Visconti wurde von König Wenzel zum Herzog von Mailand, d. h. der Lombardei erhoben. Er bewegte große Pläne umfassenderer Herrschaft: seine Nachfolger, Johann Maria, Philipp Maria, hatten aber vielmehr Mühe, sich in dem überkommenen Besitze zu behaupten. In Kriegen gegen Venedig und Florenz wurden Schlachten geschlagen, aber wenig Blut vergossen. Denn die Kriegshandwerker, deren man sich bediente, die Söldner unter ihren Generalunternehmern oder Kondottieren, fochten ihre Kämpfe nach der Weise großer Manöver aus — sie bekämpften sich ohne Feindschaft und töteten sich nach Übereinkommen nicht, sondern nahmen bloß gefangen. Sie bildeten aber eine große Plage für die Bevölkerungen und machten sich auch den Regierungen, die sie in ihre Dienste nahmen, furchtbar: daß eine republikanische Staatsordnung nicht auf die Dauer bestehen kann, wo die Bürger bei verfeinerten Lebensverhältnissen selbst nicht mehr die Waffen führen, ward hier nicht zum erstenmal geoffenbart. So machte sich dem letzten der Visconti ein berühmter Kondottier, der Sohn eines Bauern, Franz Sforza, zugleich unentbehrlich und furchtbar. Jener mußte dem gefürchteten Kriegsmann Mailand.



Franz Sforza.
Nach einem Münzporträt von Sperandio im Königlichen Münzkabinett zu Berlin.

seine Tochter zur Gemahlin geben, und als Philipp Maria ohne männliche Erben starb (1447), fand Sforza unschwer die Mittel, sich selbst die Tyrannis zu sichern, die er 1466 seinem Sohn Galeazzo Maria und dieser, 1476 Opfer einer Verschwörung, hinwiederum seinem Sohn Johann Galeazzo hinterließ. Das gewöhnliche Unheil bei solcher auf Gewalt beruhenden Herrschaft blieb nicht aus. Der Oheim des Minderjährigen, Ludovico Moro, beseitigte den Neffen, ging aber selbst in den Wirren unter, die er veranlaßt hatte: das Herzogtum blieb ein Zankapfel und Kriegsobjekt zwischen dem französischen und dem österreichischen Hause.



Lorenzo Medici (Il Magnifico).
Terrakottabüste eines Florentiner Meisters um 1490. (Nach dem Gipsabguß im Königl. Museum zu Berlin.)

Florenz. Einen starken Gegensatz zu der Begründung der fürstlichen Gewalt und der herzoglichen Dynastie in Mailand bildete die Tyrannis der Medici in Florenz, welche um dieselbe Zeit aufkam wie die der Sforza in Mailand. In Toskana überflügelte die Stadt Florenz durch Handel und Fabrikthätigkeit und eine gute Kriegsverfassung die übrigen Städte und Gewalten der Landschaft, in welcher die Reichsgewalt keinen Einfluß mehr besaß. Die reichen Kaufleute regierten die Stadt, in welcher seit 1250 bis ins fünfzehnte Jahr-

hundert die wütendsten Parteikämpfe tobten. In diesem Kampfe, der Schwarzen und der Weißen, blieb, nachdem er alle seine Formen erschöpft hatte, die Demokratie, die Zünfte siegreich; das Regiment ging dann bei beruhigteren Verhältnissen an die reiche Kaufmannschaft über, und einer dieser Geldfürsten, Cosmo Medici (1434—1469) übte, ohne aus den republikanischen Formen herauszutreten, eine in Wahrheit monarchische Gewalt: es war, wie das perikleische Athen, dem Namen nach eine Demokratie, in Wahrheit die Einherrschaft des ersten Bürgers. Der berühmteste des Hauses war Lorenzo (1479 — 1492), der Prächtige, dem aber die seit seinen Tagen geläufige Redewendung, welche von einem mediceischen Zeitalter spricht, einen bessern und nicht unverdienten Ruhm zollt. Mit den Mitteln eines kolossalen Reichtums und mit wirklichem Enthusiasmus förderte und versammelte Lorenzo um sich, was die vorwärtsdrängende Zeit an künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen besaß: dabei regierte er einsichtig und steuerte mit Geschick die Republik oder das Fürstentum durch die Gefahren, welche die Unsicherheit der italienischen Verhältnisse mit sich brachten. Aber schon bald nach seinem Tode wurde offenbar, auf wie schwachen Füßen diese Herrschaft ruhte. Er selbst war einst einer Verschwörung, welcher sein Bruder Julian zum Opfer fiel — charakteristisch genug für das damalige Italien erfolgte der Überfall während des Hochamts und in der Kirche — nur mit Mühe entgangen: sein Sohn Pietro ward 1494 mit dem ganzen Geschlecht vertrieben. In die dieser Vertreibung folgende Zeit der Demokratie fällt die eigentümliche Prophetenlaufbahn des Dominikanermönchs Girolamo Savonarola, der seit 1489 als ernster Bußprediger beim Volke großen Einfluß gewonnen hatte, nach der Katastrophe des herrschenden Hauses gegen seinen Willen an die Spitze der Republik kam, und nun seine Sittenreform mit unerbittlicher Strenge durchführte. Aber das Mißlingen des Kriegszugs Karls VIII. von Frankreich, von dem Savonarola die Reform der Kirche erwartete, er-



Savonarola.
Büste in S. Marco zu Florenz.

schütterte seine Stellung; der Papst verhängte den Bann über ihn, dem er trotzte; bei einem Umschlag der Volksstimmung ward er gefangen, und vom Papst als Ketzer, von der Signoria als Aufrührer verurteilt erlitt er 1498 den Feuertod; noch lange aber galt er in gutkatholischen Kreisen und vor allem bei seinem Orden vielmehr als ein Märtyrer der Wahrheit*). 1512 kehrten die Mediceer zurück, deren Stern noch lange nicht erloschen war.

Nur zwei Staaten von größerem Gebietsumfang hatten sich auf der Halbinsel gebildet, welche Dauer versprachen — das Königreich Neapel und der Kirchenstaat.

Sizilien und Neapel.

Die ehrgeizigen Pläne, mit denen sich die Fürsten der französischen Dynastie trugen, als sie sich zur Vollstreckung der päpstlichen Rache an dem staufischen Hause hergaben, erfüllten sich nicht. Wir haben gesehen, wie bald Sizilien sich losriß; die Versuche, die Insel zurückzuerobern, mißlangen; die Fürsten aus dem aragonischen Hause behaupteten sich dort, und seit dem Tode Martins II. (1410) war das Land durch Personalunion mit der Krone Aragonien vereinigt: die Könige von Aragonien seit Ferdinand I. waren zugleich Könige von Sizilien. Für die allgemeine Geschichte hatte die entlegene Insel keine Bedeutung mehr. Diese glorreichen Zeiten waren seit den Tagen Heinrichs VI. und Friedrichs II. vorbei, die noch lange in der Erinnerung der Bevölkerung lebten: und das Königreich Neapel für sich konnte, seiner natürlichen Ergänzung beraubt, auch nur eine untergeordnete Rolle spielen. Die Geschichte dieses Landes bietet kein allgemeines Interesse: als 1328 der Mannsstamm der Anjou ausstarb, folgte des letzten Königs, Roberts, Enkelin Johanna, ein greuliches Weib, welches einen König von Ungarn, Andreas, heiratete, diesen erdrosseln ließ und weiterhin den Thron mit einem zweiten, dritten und vierten Gemahl teilte. Diese Wirren, bei denen die Päpste, die Könige von Ungarn und die französischen Anjous eine Rolle spielten, sind bloß Regentengeschichte, und daß ein Land schlecht fährt, das Menschenalter hindurch unter verbrecherischen Kämpfen und Intriguen seiner Großen von einer Hand in die andre geworfen wird, bedarf keiner Ausführung. Im Jahre 1400 wurde Ladislaus, Sohn Karls III. von Ungarn, König: nach seinem Tode machte das Land dieselbe Leidensgeschichte noch einmal durch: eine zweite Johanna, der ersten an nichtswürdigem Wandel und Frevelmut ebenbürtig, Ladislaus' Schwester, folgte. Im Jahre 1421 adoptierte diese den König Alfons V. von Aragonien: er mußte das Land nach ihrem Tode (1438) einem später von ihr Begünstigten, René von Anjou, abgewinnen. Indes behauptete sich Alfons; 1458 hinterließ er es seinem natürlichen Sohne Ferdinand I. (bis 1494); es folgten die Versuche der Franzosen, die Kriegszüge Karls VIII. und Ludwigs XII.: das letzte Ergebnis war, daß 1505 Friede zwischen dem letzteren und dem König Ferdinand dem Katholischen von Aragonien geschlossen wurde, in welchem diesem, der eine Nichte des französischen Königs heiratete, das Land zugesprochen ward, das auf diese Weise jetzt mit seiner sizilischen Halbschied wieder vereinigt wurde.

Der Kirchenstaat.

Was den Kirchenstaat betrifft, so hat seine Geschichte vornehmlich dadurch Interesse, daß er mit den Entwickelungen des Papsttums in unmittelbarer Ver-

*) Reusch, Geschichte des Index I, 368 f.

bindung steht. Dieser gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zu einem ansehnlichen, aber noch keineswegs zusammenhängenden und überall gleichartigen Territorium herangewachsene Staat entbehrte der ersten Bedingung des Gedeihens — der Stetigkeit, welche andern Ländern durch eine bestimmte Dynastie, ein Regentenhaus gegeben war, dessen Interesse, — was auch immer von einzelnen verfehlt werden mag — doch im großen und ganzen stets mit dem des Volkes zusammentrifft. Die Kirchenhäupter, meist in höheren Jahren ans Regiment gelangt, rasch sich folgend, betrachteten das Land und dessen Wohl nicht als Selbstzweck; es gehörte nicht sich selbst, sondern der Kirche. Bei dem geistlichen Charakter des Oberhaupts wurde die Regierung und Verwaltung gleichfalls von Klerikern, also schlecht, ohne Einsicht in die Bedingungen der weltlichen Dinge, nach einseitigen Gesichtspunkten geführt. Die päpstlichen Statthalter, welche von Avignon aus in den Zeiten des babylonischen Exils geschickt wurden, hatten Mühe, die Einzelgewalten, die „Tyrannen" zu unterdrücken, ehrgeizige und gewaltlustige Vornehme, welche die gute Gelegenheit überall hervorrief. In Rom selbst spielte so zwischen 1346 und 1354 die seltsame Episode des Tribunats Rienzi Cola's, und während des großen Schismas war es zweifelhaft, wem Rom eigentlich gehöre. Nach der großen Krisis der Konzilienbewegung befestigten sich mit dem Papsttum selbst auch die Zustände Roms und des übrigen Patrimoniums des heiligen Petrus. Die Regierung des Landes ward eben damit wieder eine Pflicht, die um so mehr in den Vordergrund trat, je mehr die ganze Zeit nach dem Scheitern der großen Reformbewegung überhaupt einen wesentlich weltlichen Charakter trug, — die Menschen, und namentlich in den höheren Regionen, von weltlichen Motiven, Erwerbung von Land, Geld, Genuß der Macht und des Reichtums beherrscht wurden.

Die Päpste, welche nach Pius II. bis zu dem verhängnisvollen Jahre 1517 den römischen Stuhl inne hatten, folgten fast alle dieser weltlichen Richtung. Sie fühlten sich als Fürsten, sorgten für Ausstattung ihrer Verwandten — die man mit einer neuen Anwendung des vielbedeutenden lateinischen Wortes als ihre *Nepoten* bezeichnete — und benutzten dazu ihre geistliche Macht, wie andere Fürsten die geographische Lage ihrer Länder oder irgend welchen andern zufälligen Vorteil benützten. So besonders *Sixtus* IV. (1477—1484), so *Alexander* VI. (1492—1503), *Julius* II. (bis 1513), so *Leo* X. (seit 1513). Sixtus hegte den Plan, für seinen Neffen ein Fürstentum zu gründen und verfolgte mit Wut die Gegner: was unter Alexander VI. geschah, ist die Fabel der Jahrhunderte geworden. Er war schon alt wie er zur päpstlichen Würde gelangte und sah auf ein lasterhaftes Leben des Genusses zurück: seine Sorge war jetzt vorwiegend darauf gerichtet, seine Kinder auszustatten. Diese Sorge erleichterte ihm der eine seiner Söhne *Cesare Borgia*, indem er den andern ermorden und in die Tiber werfen ließ: es war nur eines aus einer

Die Päpste seit 1471.



Papst Alexander VI.
Münzporträt im Königlichen Münzkabinett zu Berlin.

langen Reihe von Verbrechen, welche dieser schreckliche Mensch beging; ein schöner Mann von großer physischer Kraft, dem aber die Tötung eines Feindes nicht mehr Skrupel gemacht zu haben scheint, als die Tötung einer Fliege. Selbst die Gegenwart seines Vaters, des Papstes, schützte den Feind nicht, den er verderben wollte: mit Gift und Dolch operierte diese verruchte Familie, gleich als wären dies völlig unanfechtbare Regierungsmittel, und dieser Papst selbst starb an dem Gifte, das er einem andern zugedacht hatte. Dies war nur eine Gattung der Frevel, in welcher das Haus der Borgia sich hervorthat, die übrigen mag man sich denken, wenn man hört, daß der Grund der Ermordung des einen Bruders durch den andern Eifersucht darüber gewesen sei, daß er in der Gunst der gemeinsamen Schwester höher gestanden habe. Julius II. bedurfte weniger gewaltsamer Mittel, um den Kirchenstaat zu erweitern und seine Verwandten auszustatten. Aber eine durchaus weltliche Richtung hatte auch seine Regierung. Er zog selbst mit zu Felde und verstand das Regieren: freilich wurde unter ihm noch mehr alles Geistliche weltlich gerichtet, und charakteristisch für den neuen Geist, der an dieser Stätte waltete, war, daß Julius II. ohne weiteres die Hälfte der Basilika von St. Peter, das ehrwürdigste Heiligtum der Christenheit, niederreißen ließ, um seinen Künstlern die erwünschte Gelegenheit zu geben, einen Bau im Stile des alten Pantheons dort aufzuführen. Ganz den Eindruck eines weltlichen Hofstaats machte das Papsttum des Mediceers Leo X., obgleich er nichts mit den Abscheulichkeiten der Borgia gemein hatte. Der reichbegabte Mann gefiel sich darin, die mannigfachen Künste zu pflegen, deren Vertreter ihm, dem vielseitig Kunstsinnigen, huldigten: Staatsweisheit, Malerei, Musik, Poesie, würdigte er mit offenem Sinn und war mit deren Meistern Macchiavelli, Rafael, Ariost in persönlichem Verkehr; auch andern fürstlichen Vergnügungen, der Hirschjagd, der Reiherbeize, dem Fischfang war er nicht abhold. Es ist nicht unberechtigt, von einem Zeitalter Leos X. zu sprechen — einem Zeitalter, wo der Geist der alten Kunst und ihrer menschlich heiteren freien Dichtung und Wissenschaft neu auflebte und sich in der Seele eines liebenswürdigen, freigebigen, gutherzigen Papstes spiegelte: aber von dem christlichen Geist, der die Fundamente dieser Institution in alten Tagen gelegt hatte oder auf den man sich zu Gunsten dieser Institution beruft, gewahrt man in Wahrheit so gut wie nichts mehr.

Der Humanismus.

Es ist merkwürdig, wie wenig die Autorität des Papstes als des Oberhauptes der Kirche unter den Eindrücken litt, welche dieses weltliche Treiben doch hervorrufen mußte. Jener verworfene Alexander VI. verschenkte, wie erwähnt, in seiner Bulle vom Jahre 1493 kraft der Autorität des allmächtigen Gottes, die ihm durch den heiligen Petrus zukomme, und kraft seines Statthalteramtes Jesu Christi „aus sicherem Wissen und Fülle der apostolischen Gewalt“ die halbe Welt an Spanien und die andere an Portugal; und jene großen Entdeckungen selbst steigerten in der That die päpstliche Autorität, da sie für die Kirche und ihre Bekehrungen und Machtbethätigungen ein neues unermeßliches Gebiet öffneten. In Wahrheit: die päpstliche Autorität war oder schien größer als je und auch ihr alter Besitz war durchaus unangefochten. Man hat hervorgehoben, daß durch jene Wiedererweckung des Studiums der alten Klassiker, das in Italien längst erwacht einen neuen Anstoß erhielt durch die griechischen Gelehrten, welche mit ihrem Wissen und ihren Handschriften nach der großen



Papst Julius II.
Nach dem Gemälde des Rafael Sanzio im Pitti-Palast zu Florenz.

Katastrophe von 1453 westwärts wanderten, ein mächtiger Schritt zur Befreiung des menschlichen Geistes von dem Joche der Priesterreligion und des blinden Autoritätsglaubens geschehen und daß die Axt an die Wurzel des mächtigen Baumes der Priesterherrschaft dadurch gelegt worden sei; daß durch die Belebung der klassischen Studien, den Aufschwung der Schulen, die Stiftung von Akademien

und demnächst durch die folgenreiche Erfindung des Drucks mit beweglichen metallenen Lettern der Stand der gebildeten Laien den Priestern ihr früheres Privilegium, alleinige Inhaber und Vermittler wissenschaftlicher Bildung zu sein, geschmälert habe. Es ist richtig, daß der Humanismus, wie man diese Strömung nennt, in dieser Richtung Wirkungen gehabt hat. Aber es ist ganz irrig, zu meinen, daß der Humanismus für sich allein der alten Kirche sehr gefährlich geworden sein würde: so wenig wäre dies der Fall gewesen, als ihr die Erfindung des Buchdrucks an und für sich gefährlich geworden wäre. Denn Erfindungen, wie der Bücherdruck oder das Schießen mit Pulver bedeuten nicht an sich einen Fortschritt, sondern bieten nur dem fortschreitenden Menschengeist neue Mittel und Hebelkräfte: die Druckerpresse wie die Dampfmaschine kann der Lüge wie der Wahrheit, dem Guten wie dem Bösen dienen. Dies Studium des Altertums hatte eine große, zum Teil eine berauschende Wirkung: oft drangen die wiederbelebten heidnischen Vorstellungen ganz unvermittelt in die christliche Vorstellungswelt ein, wie z. B. der große Dante ohne Skrupel den „höchsten Jupiter" (sommo Giove) für uns auf Erden gekreuzigt werden läßt und Boccaccio ebenso ruhig Christus den Sohn Jupiters nennt; aber diese Wirkungen waren auf der einen Seite nicht tief genug und auf der andern Seite lenkten sie eben von dem religiösen Gebiete weit ab, auf welchem doch allein eine wirkliche Reform der europäischen Gesellschaft geschehen konnte. In Italien namentlich gehörte völliger Unglaube in manchen Kreisen, und zwar in sehr hohen, zum guten Ton, und auch sonst, auch in den nördlichen Ländern erkaltete wenigstens das Interesse für die kirchlichen und religiösen Fragen: die Menschen lebten nicht mehr in der Glaubenswelt in der Weise wie die Zeitgenossen des Bonifatius oder Bernhards von Clairvaux. Die ganze Zeitatmosphäre war erfüllt von kritischen, oppositionellen Elementen; die von der neuen Bildung Ergriffenen sahen mit unendlicher Verachtung auf die Dunkelmänner, die Scholastisch-Gebildeten oder Abgerichteten herab; man erschöpfte sich in Witz und Satire gegen die Bekenner des Alten. Aber die Welt wurde dadurch nicht frei, daß sie ihrer Ketten zu spotten liebte. Man hütete sich doch wohl, die Opposition halsgefährlich werden zu lassen: denn man hatte in den ersten vier Jahrzehnten des fünfzehnten Jahrhunderts erfahren, wie mächtig das Papsttum noch war, und die hussitische Revolution hatte auch die Oppositionell-Gesinnten scheu gemacht. Man ärgerte sich über die fortdauernden und wiederhergestellten finanziellen Erpressungen; man lachte oder entrüstete sich je nach Laune über die heillosen Zustände unter der Geistlichkeit, und behagte sich an wildem Klatsch über die Vorgänge in Mönchs- und Nonnenklöstern, von dem freilich ein guter Teil nur allzuwahr war: aber man fügte sich dem Herkömmlichen, das nun einmal seit Jahrhunderten bestand. Die Feigheit und die Halblüge in Beziehung auf die kirchlichen und religiösen Dinge, die Anbequemung, die Akkommodation bei innerer Gleichgültigkeit bildete die Signatur der Zeit, wie sie die der unsrigen bildet. In allen materiellen Dingen schritt diese Zeit — die zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts — mächtig fort: dahin richtete sich vorzugsweise das Interesse der Menschen. Der Wohlstand war überall gestiegen und mit ihm die Genußsucht und Schlemmerei: man konnte sich's wohl sein lassen und hinterher mit seinem Gewissen sich abfinden durch irgend eine Leistung, irgend eines der im Sinne der herrschenden Kirchlichkeit guten Werke, für welche die Religion jetzt aufs beste eingerichtet war.

Im ganzen scheinen die leitenden Kreise der damaligen Gesellschaft — die Fürsten und die hohe Geistlichkeit und ihr Gefolge — den Stand der Dinge ganz befriedigend gefunden zu haben, und er war in der That für sie sehr bequem. Niemand hätte gedacht, daß durch ein in seinen Formen höchst unscheinbares Ereignis — eine Mönchszänkerei, so schien es, welche im Jahre 1517 auf einer kleinen deutschen Universität, der jüngsten, in Wittenberg an der Elbe ausbrach — binnen wenigen Jahren der ganze Zustand dieser europäischen Gesellschaft von Grund aus sich verändern würde. Und doch war dem so: in einem thüringischen Kloster war in den Tagen Alexanders VI. und Julius' II. ein junger Mensch herangewachsen, dem es mit dem Christentum Ernst war. Er wußte nichts von den Händeln der Welt, nichts von der Politik und der Rolle, welche die kirchlichen Dinge darin spielten. Während die Worte des Alten und Neuen Testaments allenthalben äußerlich als Denksprüche oder Beweisstellen für Dinge verwandt wurden, welche mit dem wirklichen Werke Jesu Christi schlechterdings nichts mehr gemein hatten, hatte hier wieder das Wort Gottes, die Schrift als Ganzes, der Geist der christlichen Lehre die Seele eines starken und redlichen Mannes berührt. Dieser Augustinermönch, Martin Luther, der Sohn eines thüringischen Bergmannes, trat mit der ganzen Naivetät eines deutschen Bauernsohnes einem einzelnen heillosen Mißbrauch entgegen und führte, ohne es selbst zu wissen und zu wollen, damit den ersten Streich auf ein Gebäude, von dem man dann mit einemmal erkannte, in welch verzweifeltem Zustand es sich befand und wie wenig seine Formen mehr dem veränderten Geist der europäischen Menschheit genügten.

Martin Luther.

Register zum zweiten Bande.

Druck von Velhagen & Klasing, Bielefeld.

Jäger, Oskar,

Weltgeschichte in vier Bänden

Bd.: 2

Bielefeld [u.a.] 1894